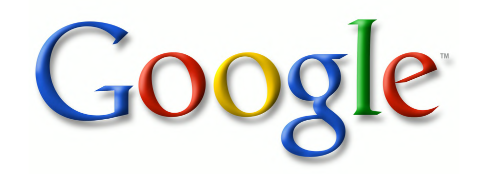


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

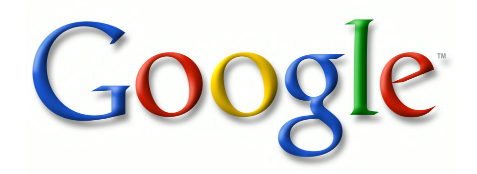
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

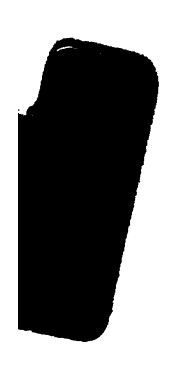
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



H 1158.71.3





Historische

und

Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Vierte vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Freiheit und Königthum.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1871.

H. 1108.71.3

HARVARD COLLEGE LIBRARY
1875, Sept. 18.
Subscription Fund.

Historische und Politische Aufsätze

von

Heinrich von Treitschke.

Vierte vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Freiheit und Königthum.

Leipzig

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhalt.

Die Freiheit.

(Leipzig 1861.)

Wann werden sie jemals aussterben, jene ängstlichen Gemüther, denen es ein Bedürfniß ist, sich die Mühsal des Lebens durch selbstgeschaffene Pein zu erhöhen, denen jeder Fortschritt des Menschengeistes nur ein Anzeichen mehr ist für den Verfall unseres Geschlechtes, für das Nahen des jüngsten Tages? Die große Mehrheit der Zeitgenossen beginnt, Gottlob, wieder recht derb und herzhaft an sich selber zu glauben, doch sind wir schwach genug, mindestens einige der trüben Vorhersagungen jener schwarzsichtigen Geister nachzusprechen. Ein Gemeinplatz geworden ist die Behauptung, die Alles beleckende Cultur werde endlich auch die Volkssitten durch eine Menschheitssitte verdrängen und die Welt in einen kosmopolitischen Urbrei verwandeln. Aber es waltet über den Völkern das gleiche Gesetz wie über den Einzelnen, welche in der Kindheit geringere Verschiedenheit zeigen als in gereiften Jahren. Hat anders ein Volk überhaupt das Zeug dazu, in dem erbarmungslosen Rassenkampfe der Geschichte sich und sein Volksthum aufrecht zu erhalten, so wird jeder Fortschritt der Gesittung zwar sein äußeres Wesen den anderen Völkern näher bringen, aber die feineren, tieferen Eigenheiten seines Charakters nur um so schärfer ausbilden. Wir fügen uns alle der Tracht von Paris, wir sind durch tausend Interessen mit den Nachbarvölkern verbunden; doch unsere Empfindungen und Ideen stehen heute der Gedankenwelt der Franzosen und Briten unzweifelhaft selbständiger gegenüber als vor siebenhundert Jahren, da der Bauer überall in Europa in der Gebundenheit altväterischer Sitte dahinlebte, der Geistliche in allen Ländern aus denselben Quellen sein Wissen schöpfte, der Adel der lateinischen Christenheit sich unter den Mauern von Jerusalem einen gemeinsamen Ehren- und Sittencodex schuf. Noch ist der lebendige Ideenaustausch zwischen den Völkern, dessen die Gegen-

wart mit Recht sich rühmt, niemals ein bloßes Geben und Empfangen gewesen.

In dieser tröstlichen Erkenntniß werden wir bestärkt, wenn wir sehen, wie die Ideen eines deutschen Classikers über den höchsten Gegenstand männlichen Denkens, über die Freiheit, neuerdings von zwei ausgezeichneten politischen Denkern Frankreichs und Englands auf sehr eigenthümliche Weise weitergebildet worden sind. Als vor einigen Jahren Wilhelm von Humboldt's Versuch über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zum ersten Male vollständig erschien, da erregte die geistvolle Schrift auch in Deutschland einiges Aufsehen. Wir freuten uns einen tieferen Einblick zu gewinnen in den Werdegang eines unserer ersten Männer. Die feineren Geister spürten mit Entzücken den belebenden Hauch des goldenen Zeitalters deutscher Humanität, denn wohl nur in Schiller's nahverwandten Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts ist das heitere Idealbild schöner Menschlichkeit, das die Deutschen jener Zeit begeisterte, ebenso beredt und vornehm geschildert worden. Unsere Politiker aber blieben von der Schrift fast unberührt. Dem geistvollen Jünglinge, der soeben den ersten Blick gethan in das selbstgenügsame Formelwesen der Bureaukratie Friedrich Wilhelm's II. und sich von diesem leblosen Treiben erkältet abwandte, um daheim einer ästhetischen Muße zu leben — ihm war wohl zu verzeihen, daß er sehr niedrig dachte vom Staate. Dalberg hatte ihn aufgefordert das Büchlein zu schreiben — ein Fürst, der alle Güter des Lebens durch eine allwissende und allfürsorgende Verwaltung mit vollen Händen über sein Land auszustreuen gedachte. Um so eifriger betonte der junge Denker, der Staat sei nichts Anderes als eine Sicherheitsanstalt, er dürfe nimmermehr weder direct noch indirect auf die Sitten oder den Charakter der Nation einwirken, der Mensch sei dann am freiesten, wenn der Staat das Mindeste leiste. Wir Nachlebenden wissen nur zu wohl: das alte deutsche Staatswesen ging eben daran zu Grunde, daß alle freien Köpfe sich so krankhaft feindselig zum Staate stellten, daß sie den Staat flohen, wie der Jüngling Humboldt, statt ihm zu dienen, wie Humboldt der Mann, und ihn zu heben durch den Adel ihrer freien Menschenbildung. Die Lehre, welche im Staate nur eine Schranke, ein nothwendiges Uebel sieht, erscheint der deutschen Gegenwart als überwunden. Doch seltsam, diese Jugendschrift Humboldt's wird jetzt von John Stuart Mill in der Schrift on liberty und von Ed. Laboulaye in dem Aufsatze l'État et

ses limites als eine Fundgrube politischer Weisheit für die Leiden der neuesten Zeit verherrlicht.]

Mill ist ein treuer Sohn jener echtgermanischen Mittelklassen Englands, welche seit den Tagen Richard's II. im Guten wie im Bösen, durch ernsten Wahrheitstrieb wie durch finsteren, fanatischen Glaubenseifer, die Innerlichkeit, die geistige Arbeit dieses Landes vorzugsweise vertreten haben. Er ist ein reicher Mann geworden, seit er das köstlichste Kleinod unseres Volkes, den deutschen Idealismus, entdeckt und erkannt hat. Von dieser freien Warte herab sagt er der Befangenheit seiner Landsleute und leider auch der deutschen Gegenwart Worte des Tadels, bittere Worte, wie sie nur der gefeierte Nationalökonom ungestraft reden durfte. Aber als ein echter Engländer, als ein Schüler Bentham's, prüft er die Ideen Kant's an dem Maße des Nützlichen, natürlich des „wohlverstandenen, dauernden“ Nutzens, und zeigt damit selber die tiefe Kluft, welche das geistige Schaffen dieser beiden Völker immer trennen wird. Er schwankt zwischen englischer und deutscher Weltanschauung — in der Schrift über die Freiheit wie in seinem späteren Werke Utilitarianism — und hilft sich endlich, indem er den rein materialistischen Gedanken Bentham's einen idealen Sinn unterschiebt, der sie dem deutschen Wesen nahe bringt. An der Hand des Apostels deutscher Humanität gelangt er dazu, das nordamerikanische Staatsleben zu preisen, welches von der schönen Menschlichkeit des deutschhellenischen Classicismus wenig oder gar nichts aufzuweisen hat. Laboulaye dagegen zählt zu jener kleinen Schule einsichtiger Liberaler, welche in der Centralisation Frankreichs die Schwäche ihres Vaterlandes erkennt und die Keime germanischer Gesittung, die dort unter dem keltisch-romanischen Wesen schlummern, wieder zu erwecken trachtet. Mehr kühn als gründlich springt der geistreiche Mann mit den historischen Thatsachen um; er meint kurzweg, erst das Christenthum habe den Werth und die Würde der Person erkannt. Nun muß unser herrlicher Heide Humboldt durchaus ein christlicher Philosoph sein, nun muß im neunzehnten Jahrhundert das Zeitalter nahen, da die Ideen des Christenthums sich vollständig verwirklichen und das Individuum herrschen wird, nicht der Staat. Der Franzose wird unter zahlreichen Lesern nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen finden. Mill's Buch dagegen ist von seinen Landsleuten mit dem höchsten Beifall aufgenommen worden. Man hat es das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts genannt. In der That schlagen beide Schriften Töne an,

welche in der Brust jedes modernen Menschen mächtigen Widerhall finden; darum ist lehrreich zu prüfen, ob sie wirklich die Grundsätze echter Freiheit predigen.

Haben wir auch gelernt die Worte des griechischen Philosophen tiefer zu begründen und ihnen einen reicheren Inhalt zu geben, so ist doch kein Denker über jene Erklärung der Freiheit hinausgekommen, welche Aristoteles gefunden. Er meint in seiner erschöpfenden empirischen Weise, die Freiheit umfasse zwei Dinge: die Befugniß der Bürger nach ihrem Belieben zu leben, und die Theilnahme der Bürger an der Staatsregierung (das Regieren und zugleich Regiertwerden). Die Einseitigkeit, welche der Hebel alles menschlichen Fortschreitens ist, bewirkt, daß die Völker fast niemals dem vollen Freiheitsbegriffe nachstrebten. Vielmehr ist bekannt, wie die Griechen sich mit Vorliebe an dieses letztere, an die politische Freiheit im engeren Sinne, hielten und einem schönen und guten Gesammtdasein willig die freie Bewegung des Menschen zum Opfer brachten. Gar so ausschließlich, wie gemeinhin behauptet wird, war die Vorliebe der Alten für die politische Freiheit freilich nicht. Jenes Wort des griechischen Denkers beweist ja, daß ihnen das Verständniß für das Leben nach eigenem Belieben, für die bürgerliche, persönliche Freiheit keineswegs fehlte. Aristoteles weiß sehr wohl, daß auch eine Staatsgewalt denkbar ist, welche nicht das gesammte Volksleben umfaßt; er sagt ausdrücklich, die Staaten unterscheiden sich von einander besonders dadurch, ob Alles oder Nichts oder wie Vieles den Bürgern gemeinsam sei. Jedenfalls blieb in dem ausgewachsenen Staate des Alterthums die Vorstellung vorherrschend, daß der Bürger nur ein Theil des Staates ist, die rechte Tugend nur im Staate sich verwirklicht. Darum befassen sich die politischen Denker der Alten blos mit den Fragen: wer soll herrschen im Staate? und wie soll der Staat geschützt werden? Nur als eine leise Ahnung regt sich dann und wann die tiefere Frage: wie soll der Bürger vor dem Staate geschützt werden? Den Alten steht fest, daß eine Gewalt, welche ein Volk über sich selber ausübt, keiner Beschränkung bedarf. Wie anders die Freiheitsbegriffe der Germanen, welche durchgängig auf das unbeschränkte Recht der Persönlichkeit das Hauptgewicht legen! Ueberall im Mittelalter beginnt der Staat mit einem unversöhnlichen Kampfe der Staatsgewalt gegen die staatsfeindlichen Unabhängigkeitsgelüste der Einzelnen, der Genossenschaften, der Stände; und wir Deutschen haben am eigenen Leibe erfahren, mit welchen Verlusten an Macht und echter Freiheit die „Libertät“ der Klein-

fürsten, die „habenden Freiheiten der Herren Stände“ erkauft werden. Ist dann endlich in diesem Streite, den bei den Neueren die absolute Monarchie glorreich hinausgeführt hat, die Majestät, die Einheit des Staates gerettet, so geht eine Wandlung vor in den Freiheitsbegriffen der Völker, und ein neuer Hader beginnt. Nicht mehr versucht man den Einzelnen loszureißen von einer Staatsgewalt, deren Nothwendigkeit begriffen worden. Aber man verlangt, daß die Staatsgewalt nicht unabhängig dem Volke gegenüberstehe; eine wirkliche Volksgewalt soll sie werden, wirkend innerhalb fester Formen und an den Willen der Mehrheit der Bürger gebunden.]

Jedermann weiß, wie unendlich weit unser Vaterland noch von diesem Ziele entfernt ist. Noch immer ist für den Deutschen eine schwierige, lohnende Aufgabe, was vor nahezu hundert Jahren Vittorio Alfieri als seinen Lebenszweck hinstellte:

di far con penna ai falsi imperj offesa.

Noch heute wiederholt mancher deutsche Heißsporn die grimmige Frage Alfieri's: ob ein Mann voll Bürgersinnes unter dem Joche der Gewaltherrschaft es verantworten dürfe, Kinder zu erzeugen? — Wesen in's Dasein zu rufen, welche, je wacher ihr Gewissen, je fester ihr Rechtsgefühl, nur um so schwerer leiden müssen unter jener Verkehrung aller Begriffe von Ehre, Recht und Scham, womit die Tyrannei ein Volk verpestet? Aber es ist den Völkern geschehen, was Alfieri an sich selbst erlebte. Als er im Mannesalter das wilde Pamphlet „über die Tyrannei“ herausgab, das der Jüngling einst in heiligem Eifer niedergeschrieben, da mußte er selbst gestehen: mir würde heute der Muth oder, richtiger zu reden, die Wuth mangeln, welche nöthig war ein solches Buch zu verfassen. Mit ähnlichen Empfindungen blicken heute die Völker auf den abstracten Tyrannenhaß des vergangenen Jahrhunderts. Wir fragen nicht mehr: come si debbe morire nella tirannide, sondern mit gefaßter, unerschütterlicher Zuversicht stehen wir inmitten des Kampfes um die politische Freiheit, dessen Ausgang längst nicht mehr bezweifelt werden kann. Denn auch über diesem Streite hat das gemeine Loos alles Menschlichen gewaltet, auch diesmal sind die Gedanken der Völker den Zuständen der Wirklichkeit um ein Großes vorangeeilt. Wie leblos, wie unfruchtbar stehen doch die Männer des Absolutismus den Freiheitsforderungen der Völker gegenüber! Nicht zwei mächtige Gedankenströme rauschen in mächtigem Wogenschwall auf einander, bis endlich aus dem wilden Wirbel eine neue mittlere Strömung gelassen entweicht. Nein,

ein Strom brandet gegen einen festen Damm und bahnt sich durch tausend und tausend Ritzen seinen Weg. Alles Neue, was dies neunzehnte Jahrhundert geschaffen, ist ein Werk des Liberalismus. Die Feinde der Freiheit wissen nur beharrlich zu verneinen oder die Gedanken längst versunkener Tage zum Scheine eines neuen Lebens wachzurufen, oder endlich sie entlehnen die Waffen ihren Feinden. Auf der Rednerbühne unserer Kammern, mit der freien Presse, die sie den Liberalen verdanken, mit Schlagwörtern, die sie den Gegnern abgelauscht, verfechten sie Grundsätze, welche, durchgeführt, jede Preßfreiheit, jedes parlamentarische Leben vernichten müßten.

Ueberall, sogar in Ständen, die vor fünfzig Jahren noch jedem politischen Gedanken sich verschlossen, lebt still und fest der Glaube an die Wahrheit jenes großen Wortes, das mit seiner bewußten Bestimmtheit den Markstein einer neuen Zeit bezeichnet, an den Ausspruch der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten: „die gerechten Gewalten der Regierungen kommen her von der Zustimmung der Regierten." So unzweifelhaft ist diese Idee den modernen Menschen, daß sogar ein Gentz den gehaßten Vorkämpfern der Freiheit widerwillig zustimmen mußte, als er sagte, nur so lange dürfe die Staatsgewalt Opfer von dem Bürger fordern, als dieser den Staat seinen Staat nennen könne. Und so alt, so nach allen Seiten durchgearbeitet, so dem Austrage nahe sind diese Freiheitsfragen, daß bereits über die meisten derselben eine Versöhnung und Läuterung der Meinungen sich vollzogen hat. Begriffen ward endlich, daß der Kampf um die politische Freiheit kein Streit ist zwischen Republik und Monarchie, sondern das „Regieren und zugleich Regiertwerden" des Volkes in beiden Staatsformen gleich ausführbar ist. Nur Ein Folgesatz der politischen Freiheit bleibt noch heute ein Gegenstand erbitterten, leidenschaftlichen Meinungskampfes. Bildet nämlich das sittliche Bewußtsein des Volkes in Wahrheit die letzte rechtliche Grundlage des Staates, wird das Volk in Wahrheit nach seinem eigenen Willen und zu seinem eigenen Glücke regiert, so erhebt sich von selbst das Verlangen nach nationaler Abschließung der Staaten. Denn nur wo das lebendige zweifellose Bewußtsein des Zusammengehörens alle Glieder des Staates durchdringt, ist der Staat, was er seiner Natur nach sein soll, das einheitlich organisirte Volk. Daher der Drang, fremdartige Volkelemente auszuscheiden, und in zersplitterten Nationen der Trieb, das engere der beiden „Vaterländer" abzuschütteln. Es ist nicht unsere Absicht zu schildern, wie vielfachen nothwendigen

Beschränkungen und Abschwächungen diese politische Freiheit unterliegt. Genug die Forderung einer Regierung der Völker nach ihrem Willen besteht überall, sie wird erhoben so allgemein und gleichmäßig wie nie zuvor in der Geschichte, und wird schließlich ebenso gewiß befriedigt werden, als das Dasein der Völker dauernder, berechtigter, stärker ist denn das Leben der widerstrebenden Mächtigen.]

Doch sehen wir den Dingen auf den Grund, betrachten wir, wie gänzlich unsere Freiheitsbegriffe sich verwandelt haben in diesem vielgestaltigen Kampfe, dessen Zuschauer und Mitspieler wir selber sind. Nicht mehr mit dem Uebermuthe, mit der unbestimmten Begeisterung der Jugend stehen wir den Freiheitsfragen gegenüber. Politische Freiheit ist politisch beschränkte Freiheit — dieser Satz, vor wenigen Jahrzehnten noch knechtisch gescholten, wird heute von Jedem anerkannt, der eines politischen Urtheils fähig ist. Und wie unbarmherzig hat eine harte Erfahrung alle jene Wahnbegriffe zerstört, welche sich unter dem großen Namen Freiheit versteckten! Die Freiheitsgedanken, welche während der französischen Revolution vorherrschten, waren ein unklares Gemisch aus den Ideen Montesquieu's und den halb-antiken Begriffen Rousseau's. Man wähnte den Bau der politischen Freiheit vollendet, wenn nur die gesetzgebende Gewalt von der ausübenden und von der richterlichen getrennt sei und jeder Bürger gleichberechtigt die Abgeordneten zur Nationalversammlung wählen helfe. Diese Forderungen wurden erfüllt, im reichsten Maße erfüllt, und was war erreicht? Der scheußlichste Despotismus, den Europa je gesehen. Der Götzendienst, den unsere Radicalen allzulange mit den Greueln des Conventes getrieben, beginnt endlich zu verstummen vor der trivialen Erwägung: wenn eine allmächtige Staatsgewalt mir den Mund verbietet, mich zwingt meinen Glauben zu verleugnen und mich guillotinirt, sobald ich dieser Willkür trotze, so ist sehr gleichgiltig, ob diese Gewaltherrschaft geübt wird von einem erblichen Fürsten oder von einem Convente; Knechtschaft ist das eine wie das andere. Gar zu handgreiflich scheint doch der Trugschluß in dem Satze Rousseau's, daß wo Alle gleich sind, Jeder sich selber gehorche. Vielmehr, er gehorcht der Mehrheit, und was hindert, daß diese Mehrheit ebenso tyrannisch verfahre wie ein gewissenloser Monarch?

Wenn wir die fieberischen Zuckungen betrachten, welche seit siebzig Jahren die trotz alledem große Nation jenseit des Rheins geschüttelt haben, so finden wir beschämt, daß die Franzosen trotz aller Be-

geisterung für die Freiheit immer nur die Gleichheit gekannt haben, doch nie die Freiheit. Die Gleichheit aber ist ein inhaltsloser Begriff, sie kann ebensowohl bedeuten: gleiche Knechtschaft Aller — als: gleiche Freiheit Aller. Und sie bedeutet dann gewiß das erstere, wenn sie von einem Volke als einziges, höchstes politisches Gut erstrebt wird. Der höchste denkbare Grad der Gleichheit, der Communismus, ist, weil er die Unterdrückung aller natürlichen Neigungen voraussetzt, der höchste denkbare Grad der Knechtschaft. Nicht zufällig, fürwahr, regt sich der leidenschaftliche Gleichheitsdrang vornehmlich in jenem Volke, dessen keltisches Blut immer und immer wieder seine Lust daran findet, sich in blinder Unterwürfigkeit um eine große Cäsarengestalt zu schaaren, mag diese nun Vercingetorix, Ludwig XIV. oder Napoleon heißen. Wir Germanen pochen zu trotzig auf das unendliche Recht der Person, als daß wir die Freiheit finden könnten in dem allgemeinen Stimmrechte; wir entsinnen uns, daß auch in manchen geistlichen Orden die Oberen durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden, und wer in aller Welt hat je die Freiheit in einem Nonnenkloster gesucht? Der Geist der Freiheit, wahrlich, ist es nicht, der aus der Verkündigung Lamartine's vom Jahre 1848 redet: „jeder Franzose ist Wähler, also Selbstherrscher; kein Franzose kann zu dem anderen sagen: du bist mehr ein Herrscher als ich." Welcher Trieb des Menschen wird durch solche Worte befriedigt? Kein anderer, als der gemeinste von allen, der Neid! Auch die Begeisterung Rousseau's für das Bürgerthum der Alten hält nicht Stand vor ernster Prüfung. Die Bürgerherrlichkeit von Athen ruhte auf der breiten Unterlage der Sklaverei, der Mißachtung jedes wirthschaftlichen Schaffens, während wir Neueren unseren Ruhm finden in der Achtung jedes Menschen, in der Erkenntniß des Adels der Arbeit, jeglicher ehrlicher Arbeit. Der starrste Aristokrat der modernen Welt erscheint als ein Demokrat neben jenem Aristoteles, der unbefangen die Worte schrecklicher Herzenshärtigkeit spricht: es ist nicht möglich, daß Werke der Tugend übe, wer das Leben eines Handarbeiters führt."

Durch solche Erwägungen wurden schon längst die tieferen Naturen veranlaßt sorgsamer zu betrachten, auf welchen Grundlagen die vielbeneidete Freiheit der Briten ruht. Sie fanden, daß dort keine allmächtige Staatsgewalt die Geschicke der fernsten Gemeinde bestimmt, sondern jede kleinste Grafschaft ihre Verwaltung selber in der Hand hält. Diese Erkenntniß der segensreichen Wirkung des Selfgovern-

ment war ein ungeheuerer Fortschritt; denn der entnervende Einfluß eines Alles bevormundenden Staates auf die Bürger läßt sich kaum düster genug schildern, er ist darum so unheimlich, weil die Krankheit des Volkes erst in einem späteren Geschlechte in ihrer ganzen Größe sich offenbart. So lange das Auge des großen Friedrich über seinen Preußen wachte, hob der Anblick des Helden auch kleine Seelen über ihr eigenes Maß empor, seine Wachsamkeit spornte die Trägen. Doch als er dahinging, hinterließ er ein Geschlecht ohne Willen, gewohnt — wie Napoleon III. von seinen Franzosen rühmt — jeden Antrieb zur That vom Staate zu erwarten, geneigt zu jener Eitelkeit, welche das Gegentheil echten nationalen Stolzes ist, fähig einmal aufzuwallen in flüchtiger Begeisterung für die Idee der Staatseinheit, aber unfähig sich selber zu beherrschen, unfähig zu der größten Arbeit, die den modernen Völkern auferlegt ist. Zu colonisiren, den Segen abendländischer Gesittung unter die Barbaren zu tragen vermögen nur solche Bürger, welche im Selfgovernment gelernt haben, im Nothfalle als Staatsmänner zu handeln. Die Besorgung der Gemeindeangelegenheiten durch besoldete Staatsbeamte mag technisch vollkommener sein und dem Grundsatze der Arbeitstheilung besser entsprechen; jedoch ein Staat, der seine Bürger in Ehrenämtern die Sorge für Kreis und Gemeinde freiwillig tragen läßt, gewinnt in dem Selbstgefühle, in der lebendigen, praktischen Vaterlandsliebe der Bürger sittliche Kräfte, welche ein alleinherrschendes Staatsbeamtenthum niemals entfesseln kann. — Sicherlich, diese Erkenntniß war eine bedeutsame Vertiefung unserer Freiheitsbegriffe, aber sie enthielt keineswegs die ganze Wahrheit. Denn fragen wir, wo dies Selfgovernment aller kleinen örtlichen Kreise besteht, so entdecken wir mit Erstaunen, daß die zahlreichen kleinen Stämme der Türkei sich dieses Segens in hohem Maße erfreuen. Sie zahlen ihre Steuern, im Uebrigen leben sie ihrer Neigung, hüten ihre Schweine, jagen, schlagen sich gegenseitig todt und befinden sich vortrefflich dabei — bis plötzlich einmal der Pascha unter das Völkchen fährt und durch Pfählen und Säcken handgreiflich erweist, daß die Selbstregierung der Gemeinden ein Traum ist, wenn nicht die oberste Staatsgewalt innerhalb fester gesetzlicher Schranken wirkt.

So gelangen wir endlich zu der Einsicht: die politische Freiheit ist nicht, wie die Napoleons sagen, eine Zierde, die man dem vollendeten Staatsbau wie eine goldene Kuppel aufsetzen mag, sie muß den ganzen Staat durchdringen und beseelen. Sie ist ein tiefsinniges, umfassendes,

wohlzusammenhängendes System politischer Rechte, das keine Lücke duldet. Kein Parlament ohne freie Gemeinden, diese nicht ohne jenes, und beide nicht auf die Dauer, wenn nicht auch die Mittelglieder zwischen der Spitze des Staates und den Gemeinden, die Kreise und Bezirke, verwaltet werden unter Zuziehung der Selbstthätigkeit unabhängiger Bürger. Diese Lücke empfinden wir Deutschen seit Langem schmerzlich und machen soeben die ersten bescheidenen Versuche sie auszufüllen.

Doch ein Staat, beherrscht von einer durch die Mehrheit des Volks getragenen Regierung, mit einem Parlamente, mit unabhängigen Gerichten, mit Kreisen und Gemeinden, die sich selber verwalten, ist mit alledem noch nicht frei. Er muß seinem Wirken eine Schranke setzen, er muß anerkennen: es giebt persönliche Güter, so hoch und unantastbar, daß der Staat sie nimmer sich unterwerfen darf. Spotte man nicht allzudreist über die Grundrechte der neueren Verfassungen. Sie enthalten mitten unter Phrasen und Thorheit die Magna Charta der persönlichen Freiheit, worauf die moderne Welt nicht wieder verzichten wird. Freie Bewegung in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel ist die Losung der Zeit: auf diesem Gebiete hat sie ihr Größtes geleistet; diese sociale Freiheit bildet für die große Mehrzahl der Menschen den Inbegriff aller politischen Wünsche. Man darf sagen, wo immer der Staat sich entschloß, einen Zweig des geselligen Wirkens ungehemmt sich entfalten zu lassen, da ward seine Mäßigung herrlich belohnt; alle Wahrsagungen ängstlicher Schwarzseher fielen zu Boden. Wir sind ein anderes Volk geworden, seit uns der Weltverkehr hineinzog in sein Wagen und Werben. Vor zwei Menschenaltern noch erklärte Ludwig Vincke als sorgsamer Präsident seinen Westphalen, wie man es anfangen müsse, um nach englischem Muster eine Landstraße auf Actien zu bauen. Heute überspannt ein dichtes Netz freier Genossenschaften jeder Art den deutschen Boden. Wir wissen: durch seinen Kaufmann mindestens wird auch der Deutsche theilnehmen an der edlen Bestimmung unserer Rasse, daß sie die weite Erde befruchten soll. Und schon ist kein leerer Traum, daß aus diesem Weltverkehre dereinst eine Staatskunst entstehen wird, vor deren weltumspannendem Blicke alles Schaffen der heutigen Großmächte wie armselige Kleinstaaterei erscheinen wird. — So unermeßlich reich und vielgestaltig ist das Wesen der Freiheit. Darin liegt die tröstliche Gewißheit, daß zu keiner Zeit unmöglich ist für den Sieg der Freiheit zu wirken. Denn gelingt wohl einer Regierung zeitweise die Theilnahme des Volkes an

der Gesetzgebung zu untergraben: nur um so heftiger wird sich der Freiheitsdrang der modernen Menschen auf das wirthschaftliche oder auf das geistige Schaffen werfen, und die Erfolge auf dem einen Gebiete greifen früher oder später auf das andere hinüber. Ueberlassen wir den Knaben und jenen Völkern, die immer Kinder bleiben, mit leidenschaftlicher Hast der Freiheit nachzujagen wie einem Phantome, das den Gierigen unter den Händen zerfließt. Ein reifes Volk liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib; sie lebt und webt mit uns, sie entzückt uns Tag für Tag durch neue Reize.]

[Aber mit der steigenden Gesittung ergeben sich neue, ungeahnte Gefahren für die Freiheit. Nicht blos die Staatsgewalt kann tyrannisch sein; auch die nicht organisirte Mehrheit der Gesellschaft kann durch die langsam und unmerklich, doch unwiderstehlich wirkende Macht ihrer Meinung die Gemüther der Bürger gehässigem Zwange unterwerfen. Und ohne Zweifel ist die Gefahr, daß die selbständige Ausbildung der Persönlichkeit durch die Meinung der Gesammtheit in unzulässiger Weise beschränkt werde, in demokratischen Staaten besonders groß. Denn, war in der Unfreiheit des alten Regimentes mindestens einigen bevorzugten Volksklassen vergönnt, die persönliche Begabung ungehemmt und im Guten wie im Bösen glänzend zu entfalten, so ist der Mittelstand, welcher Europa's Zukunft bestimmen wird, nicht frei von einer gewissen Vorliebe für das Mittelmäßige. Er ist mit Recht stolz darauf, daß er Alles, was über ihn emporragt, zu sich herabzuziehen, alle unter ihm Stehenden zu sich emporzuheben sucht; und er darf sein Verlangen, im Leben der Staaten zu entscheiden, auf einen rühmlichen Rechtstitel stützen, auf eine große That, welche er und mit ihm die alte Monarchie vollzogen hat: auf die Emancipation unserer niederen Stände. Aber wehe uns, wenn dieser Gleichheitstrieb, der auf dem Gebiete des gemeinen Rechtes die köstlichsten Früchte gezeitigt hat, sich verirrt auf das Gebiet der individuellen Bildung! Der Mittelstand haßt jede offene gewaltthätige Tyrannei, doch er ist sehr geneigt, durch den Bannstrahl der öffentlichen Meinung Alles zu ächten, was sich über ein gewisses Durchschnittsmaß der Bildung, des Seelenadels, der Kühnheit emporhebt. Die Friedensliebe, welche ihn auszeichnet und ihn an sich zu dem politisch fähigsten Stande macht, kann nur zu leicht ausarten in träges Behagen, in das gedankenlose, schläfrige Bestreben, alle Gegensätze des geistigen Lebens zu vertuschen und zu bemänteln, nur im Bereiche des materiellen Wirkens (des improvement!) ein reges Schaffen zu

dulden. Nicht leere Vermuthungen sind es, die wir hier aussprechen. Vielmehr drückt in den freiesten Großstaaten der Neuzeit, in England und den Vereinigten Staaten, das Joch der öffentlichen Meinung schwerer als irgendwo. Der Kreis dessen, was die Gesammtheit dem Bürger als ehrbar und anständig zu denken und zu thun erlaubt, ist dort unvergleichlich enger als bei uns. Wer Kunde hat von den denkwürdigen Verfassungs-Berathungen der Convention von Massachusetts aus dem Jahre 1853, wer es weiß, wie damals mit Geist und Leidenschaft die Lehre verfochten ward: „ein Bürger kann wohl Unterthan einer Partei sein oder einer thatsächlichen Gewalt (!), aber niemals Unterthan des Staates," der wird die Gefahr eines Rückfalles in Zustände harter Sitte und schwachen Rechtes, die Gefahr einer socialen Tyrannei der Mehrheit nicht unterschätzen. Dies hat Mill vortrefflich erkannt, und hierin liegt die Bedeutung seines Buches für die Gegenwart. Er untersucht, ganz abgesehen von der Regierungsform, die Natur und die Grenzen der Gewalt, welche füglich die Gesellschaft über den Einzelnen ausüben soll. Humboldt sah die Gefahr für die persönliche Freiheit nur im Staate, er dachte kaum daran, daß die Gesellschaft schöner und vornehmer Geister, welche mit ihm verkehrte, den Einzelnen je an der allseitigen Ausbildung seiner Persönlichkeit hindern könnte. Wir aber wissen nunmehr, daß es nicht blos eine „freie Geselligkeit", sondern auch eine tyrannische öffentliche Meinung geben kann.

Um zu verstehen, in welcher Ausdehnung die Gesellschaft ihre Gewalt über den Einzelnen ausüben solle, gilt es zunächst eine Frage wohlgemuth über Bord zu werfen, womit die politischen Denker sich unnöthigerweise viele böse Stunden bereitet haben, die Frage nämlich: ist der Staat nur ein Mittel zur Beförderung der Lebenszwecke der Bürger? oder hat die Wohlfahrt der Bürger nur den Zweck, ein schönes und gutes Gesammtdasein herbeizuführen? Humboldt, Mill und Laboulaye, sowie der gesammte Liberalismus der Rotteck-Welcker'schen Schule entscheiden sich für das erstere, die Alten bekanntlich für das letztere. Mir scheint, die eine Meinung taugt so wenig wie die andere; der Streit betrifft, wie Falstaff sagt, eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Denn alle Welt giebt zu, daß ein Verhältniß gegenseitiger Rechte und Pflichten den Staat mit seinen Bürgern verbindet. Zwischen Wesen aber, welche sich zu einander nur wie Mittel und Zweck verhalten, ist eine Gegenseitigkeit undenkbar. Der Staat ist sich selbst Zweck wie

alles Lebendige: denn wer darf leugnen, daß der Staat ein ebenso wirkliches Leben führt wie jeder seiner Bürger? Wie wunderlich, daß wir Deutschen aus unserer Kleinstaaterei heraus einen Franzosen und einen Engländer mahnen müssen, größer zu denken vom Staate! Mill und Laboulaye leben beide in einem mächtigen, geachteten Staate, sie nehmen diesen reichen Segen hin als selbstverständlich und sehen in dem Staate nur die erschreckende Macht, welche die Freiheit des Menschen bedroht. Uns Deutschen ist durch schmerzliche Entbehrung der Blick geschärft worden für die Würde des Staats.] Wenn wir unter Fremden nach unserem „engeren Vaterlande" gefragt werden, und bei den Namen Reuß jüngerer Linie oder Schwarzburg-Sondershausens Oberherrschaft ein spöttisches Lachen um die Lippen der Hörer spielt, dann empfinden wir wohl, daß der Staat etwas Größeres ist als ein Mittel zur Erleichterung unseres Privatlebens. Seine Ehre ist die unsere, und wer nicht auf seinen Staat mit begeistertem Stolze schauen kann, dessen Seele entbehrt eine der höchsten Empfindungen des Mannes. Wenn heute unsere besten Männer darnach trachten, diesem Volke einen Staat zu schaffen, welcher Achtung verdient, so beseelt sie dabei nicht blos der Wunsch, fortan gesicherter ihr persönliches Dasein zu verbringen; sie wissen, daß sie eine sittliche Pflicht erfüllen, welche jedem Volke auferlegt ist.

Der Staat, der die Ahnen mit seinem Rechte schirmte, den die Väter mit ihrem Leibe vertheidigten, den die Lebenden berufen sind auszubauen und höher entwickelt Kindern und Kindeskindern zu vererben, der also ein heiliges Band bildet zwischen vielen Geschlechtern, er ist eine selbständige Ordnung, die nach ihren eigenen Gesetzen lebt. Niemals können die Ansichten der Regierenden und der Regierten sich gänzlich decken; sie werden im freien und reifen Staate zwar zu demselben Ziele gelangen, aber auf weit verschiedenen Wegen. Der Bürger fordert vom Staate das höchstmögliche Maß persönlicher Freiheit, weil er sich selber ausleben, alle seine Kräfte entfalten will. Der Staat gewährt es, nicht weil er dem einzelnen Bürger gefällig sein will, sondern weil er sich selber, das Ganze, im Auge hat: er muß sich stützen auf seine Bürger, in der sittlichen Welt aber stützt nur was frei ist, was auch widerstehen kann. So bildet allerdings die Achtung, welche der Staat der Person und ihrer Freiheit erweist, den sichersten Maßstab seiner Cultur; aber er gewährt diese Achtung zunächst deshalb, weil die politische Freiheit, deren der Staat selber bedarf, unmöglich wird unter

Bürgern, die nicht ihre eigensten Angelegenheiten ungehindert selbst besorgen.

Diese unlösbare Verbindung der politischen und der persönlichen Freiheit, überhaupt das Wesen der Freiheit als eines fest zusammenhängenden Systemes edler Rechte hat weder Mill noch Laboulaye recht verstanden. Jener, im Vollgenusse des englischen Bürgerrechts, setzt die politische Freiheit stillschweigend voraus; dieser, unter dem Drucke des Bonapartismus, wagt vorderhand nicht daran zu denken. Und doch führt die persönliche Freiheit ohne die politische zur Auflösung des Staates. Wer im Staate nur ein Mittel sieht für die Lebenszwecke der Bürger, muß folgerecht nach gut mittelalterlicher Weise die Freiheit vom Staate, nicht die Freiheit im Staate fordern. Die moderne Welt ist diesem Irrthume entwachsen. Noch weniger indeß mag ein Geschlecht, das überwiegend socialen Zwecken lebt und nur einen kleinen Theil seiner Zeit dem Staate widmen kann, in den entgegengesetzten Irrthum der Alten verfallen. Diese Zeit ist berufen, die unvergänglichen Ergebnisse der Culturarbeit, auch der politischen Arbeit des Alterthums und des Mittelalters in sich aufzunehmen und fortzubilden. So gelangt sie zu der vermittelnden und dennoch selbständigen Erkenntniß: für den Staat besteht die physische Nothwendigkeit und die sittliche Pflicht, Alles zu befördern, was der persönlichen Ausbildung seiner Bürger dient. Und wieder besteht für den Einzelnen die physische Nothwendigkeit und die sittliche Pflicht, an einem Staate theilzunehmen und ihm jedes persönliche Opfer zu bringen, das die Erhaltung der Gesammtheit fordert, sogar das Opfer des Lebens. Und zwar unterliegt der Mensch dieser Pflicht nicht blos darum, weil er nur als ein Bürger ein ganzer Mensch werden kann, sondern auch weil es ein historisches Gebot ist, daß die Menschheit Staaten, schöne und gute Staaten bilde. Die historische Welt ist überreich an solchen Verhältnissen gegenseitiger Rechte, gegenseitiger Abhängigkeit; in ihr erscheint jedes Bedingte zugleich als ein Bedingendes. Eben dies erschwert scharfen mathematischen Köpfen, die wie Mill gern mit einem radicalen Gesetze durchschneiden, oftmals das Verständniß der politischen Dinge.

Mill versucht nun der Wirksamkeit der Gesellschaft ihre erlaubten Grenzen zu ziehen mit dem Satze: eine Einmischung der Gesellschaft in die persönliche Freiheit rechtfertigt sich nur dann, wenn sie nothwendig ist, um die Gesammtheit selbst zu schützen oder eine Benachtheiligung

Anderer zu verhindern. Wir wollen diesem Worte nicht widersprechen — wenn es nur nicht gar so inhaltlos wäre! Wie wenig wird mit solchen abstracten naturrechtlichen Sätzen in einer historischen Wissenschaft ausgerichtet! Denn ist nicht der „Selbstschutz der Gesammtheit“ historisch wandelbar? Ist nicht ein theokratischer Staat um des Selbstschutzes willen verpflichtet, sogar in die Gedanken seiner Bürger herrisch einzugreifen? Und sind nicht jene „für die Gesammtheit unentbehrlichen“ gemeinsamen Werke, wozu der Bürger gezwungen werden muß, nach Zeit und Ort von grundverschiedener Art? Eine absolute Schranke für die Staatsgewalt giebt es nicht. Es bildet das größte Verdienst der modernen Wissenschaft, daß sie die Politiker gelehrt hat nur mit Beziehungsbegriffen zu rechnen. Jeder Fortschritt der Gesittung, jede Erweiterung der Volksbildung macht nothwendig die Thätigkeit des Staates vielseitiger. Auch Nordamerika erfährt diese Wahrheit; auch dort sind Staat und Gemeinde gezwungen in den großen Städten eine mannichfaltige Wirksamkeit zu entfalten, deren der Urwald nicht bedarf.

Der vielgerühmte Voluntarismus, die Thätigkeit freier Privatgenossenschaften, reicht schlechterdings nicht überall aus, um den Bedürfnissen unserer Gesellschaft zu genügen. Das Netz unseres Verkehrs hat so enge Maschen, daß sich nothwendig tausend Collisionen der Rechte und der Interessen ergeben; in beiden Fällen hat der Staat die Pflicht, als eine unparteiische Macht versöhnend und vorbeugend einzuschreiten. Desgleichen entstehen in jedem hochgesitteten Volke große Privatmächte, welche thatsächlich den freien Wettbewerb ausschließen; der Staat muß ihre Selbstsucht bändigen, auch wenn sie nicht die Rechte Dritter verletzt. Das englische Parlament befahl vor einigen Jahren den Eisenbahngesellschaften, nicht blos für die Sicherheit der Reisenden zu sorgen, sondern auch eine gewisse Anzahl sogenannter parlamentarischer Züge mit allen Wagenklassen für den gewöhnlichen Preis abgehen zu lassen. Niemand wird in diesem Gesetze, das den niederen Ständen das Reisen ermöglicht, eine Ueberschreitung der vernünftigen Grenzen der Staatsgewalt finden. Wer aber im Staate nur eine Sicherheitsanstalt sieht, kann diese Maßregel nur mit Hilfe einer sehr künstlichen und haltlosen Schlußfolgerung vertheidigen. Denn wer hat ein Recht zu verlangen, daß er für drei Schillinge von A nach B befördert werde? Die Eisenbahngesellschaft besitzt ja kein rechtliches Monopol, und es steht Jedem frei, eine Parallelbahn zu bauen! Nein,

der moderne Staat darf auf eine ausgedehnte positive Thätigkeit für die Wohlfahrt des Volkes nicht verzichten. In jedem Volke giebt es geistige und materielle Güter, ohne welche der Staat nicht bestehen kann. Der constitutionelle Staat setzt ein hohes Durchschnittsmaß der Volksbildung voraus; nimmermehr mag er dem Belieben der Eltern überlassen, ob sie ihren Kindern den nothdürftigsten Unterricht gewähren wollen; er bedarf des Schulzwanges. Der Kreis dieser für das Dasein der Gesammtheit nothwendigen Güter erweitert sich unvermeidlich mit der zunehmenden Gesittung. Wer möchte im Ernst unseren Staaten ihre kostbaren Kunstanstalten schließen? Wir alten Culturvölker werden doch nicht in die rohe Vorstellung zurückfallen, welche in der Kunst einen Luxus sieht; sie ist uns wie das tägliche Brod. In der That, der Ruf nach äußerster Beschränkung der Staatsthätigkeit wird heute von der Theorie um so lauter erhoben, je mehr die Praxis, auch in freien Ländern, ihm widerspricht. Im Kampfe mit einer alles umfassenden Staatsgewalt, welche die Gesellschaft nicht leiten, sondern ersetzen möchte, ist unter dem zweiten Kaiserreiche die Schule der Tocqueville, Laboulaye, Ch. Dollfus groß geworden, welche ihrerseits über das Ziel hinausschlägt und im Staate nur eine Schranke, eine unterdrückende Gewalt sieht. Auch Mill ist beherrscht von der Meinung: je größer die Macht des Staates, desto geringer die Freiheit. Der Staat aber ist nicht der Feind des Bürgers. England ist frei, und doch hat die englische Polizei eine sehr große discretionäre Gewalt und muß sie haben: genug wenn der Bürger jeden Beamten zur gerichtlichen Verantwortung ziehen darf.

Glücklicherweise wirkt dieser steigenden Ausdehnung der Staatsgewalt ein anderes historisches Gesetz entgegen. In demselben Maße als die Bürger reifer werden für die Selbstthätigkeit, in demselben Maße ist der Staat verpflichtet, ja physisch gezwungen, zwar dem Umfange nach vielseitiger, aber der Art nach bescheidener zu wirken. War der unreife Staat ein Vormund für einzelne Zweige der Volksthätigkeit, so umfaßt die Fürsorge des hochgebildeten Staates das gesammte Volksleben, aber er wirkt, soweit möglich, nur anspornend, belehrend, Hindernisse wegräumend. Diese Forderungen also muß ein reifes Volk zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit an den Staat stellen: als ein Rechtsgrundsatz ist anzuerkennen das fruchtbarste Ergebniß der metaphysischen Freiheitskämpfe des vergangenen Jahrhunderts, die Wahrheit, der Bürger soll vom Staate nie blos als Mittel benutzt werden.

Sodann: jede Wirksamkeit der Regierung ist segensreich, welche die Selbstthätigkeit der Bürger hervorruft, fördert, läutert; jede von Uebel, welche die Selbstthätigkeit der Einzelnen unterdrückt. Denn am Ende beruht die ganze Würde des Staates auf dem persönlichen Werthe seiner Bürger, und jener Staat ist der sittlichste, welcher die Kräfte der Bürger zu den meisten gemeinnützigen Werken vereinigt und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwange des Staats und der öffentlichen Meinung, aufrecht und selbständig seiner persönlichen Ausbildung nachgehen läßt. [So stimmen wir in dem letzten Ergebnisse, in dem Verlangen nach dem höchstmöglichen Grade der persönlichen Freiheit, mit Mill und Laboulaye überein, während wir ihre Anschauung vom Staate als einem Gegner der Freiheit nicht theilen.]

Hier endlich ist uns vergönnt, auszuruhen von der ermüdenden allgemeinen Untersuchung und zu sagen, was denn dies Nachdenken über die persönliche Freiheit für uns bedeute. Das Vorgefühl einer großen Entscheidung zittert durch den Welttheil und legt jedem Volke die Frage nahe, welchen Hort es besitze an der persönlichen Freiheit, der persönlichen Selbständigkeit seiner Bürger. Wir Deutschen zumal können diese Frage nicht umgehen, wir, deren ganze Zukunft nicht auf der gefesteten Macht alter Staaten, sondern auf der persönlichen Tüchtigkeit unseres Volkes beruht. Denn in diesem unseligen, selten verstandenen Zirkel bewegen sich ja die historischen Dinge: nur ein Volk voll starken Sinnes für die persönliche Freiheit kann die politische Freiheit erringen und erhalten; und wieder: nur unter dem Schutze der politischen Freiheit ist das Gedeihen der echten persönlichen Freiheit möglich, da der Despotismus, in welcher Form er auch erscheine, blos die niederen Leidenschaften, den Erwerbstrieb und den alltäglichen Ehrgeiz entfesseln darf.

Sehen wir, wie weit der Sinn für persönliche Freiheit in unserem Volke sich entwickelt habe, so dürfen wir wohl jenen Kleinmuth verbannen, womit uns das Betrachten unserer Lage so leicht erfüllt. Auch wir tragen an dem gemeinen menschlichen Fluche, daß die Völker ihrer tiefsten und eigensten Vorzüge sich selten klar bewußt sind. Mit unbegreiflich leichtblütiger Hoffnung redet man von jener gewaltigen Macht, welche „die Million Bajonette“ des einigen Deutschlands dereinst vorstellen werde. Und doch, gelingt einst das Werk der nationalen Reform, so wird zwar die Schande ein Ende haben, daß ein großes Volk durch

sein Grundgesetz zu der defensiven Politik eines Kleinstaates verurtheilt ist; aber unsere Macht wird nach wie vor für's Erste eine ziemlich bescheidene sein. Denn so schnell nicht verharschen die Wunden, welche die Sünden und das Unglück von Jahrhunderten geschlagen. Auch das ist eine Täuschung, wenn man meint, der deutsche Staat werde sofort durch seine inneren Einrichtungen zu einem Musterstaate werden. Freilich, wird unsere nationale Einigung je vollendet, so wird uns nicht länger mehr das empörende Schauspiel verletzen, daß einem gesetzlichen, maßvollen Volke kein Schimpfwort zu roh, kein Witzwort zu bitter scheint für die höchste deutsche Behörde; die Welt wird nicht mehr das Unerhörte sehen, daß die Verfassung des gedankenreichsten der Völker grundsätzlich so unwandelbar bleibt wie der Staat der Chinesen; nicht mehr wird man uns zumuthen, das Geschenk unseres Todesfeindes, die Souveränität der Einzelstaaten, als ein unantastbares Heiligthum zu verehren; und das deutsche Staatsrecht wird endlich auch von einem deutschen Volke zu reden wissen. Mit einem Worte, will's Gott, so werden Zustände schwinden, welche einem glücklicheren Geschlechte nur wie der wüste Traum eines fieberhaften Kopfes erscheinen werden. Aber wäre damit alles erreicht? Wäre damit mehr erreicht, als daß die Würde des Staats, welche nach dem Verhängniß dieses Volkes in den Theilen früher ausgebildet worden als in dem Ganzen, endlich auch im ganzen Deutschland zu ihrem Rechte gelangte? Erst beginnen würden wir dann, uns als Deutsche in jenen Formen der politischen Freiheit zu bewegen, welche andere Völker bereits seit Jahrhunderten ausgebildet haben.

Dagegen unterschätzt man neuerdings ebenso leichtsinnig das köstlichste und eigenthümlichste Besitzthum unseres Volkes, jene Tugend, welche uns bisher trotz aller politischer Schmach noch immer vor der Verachtung der Fremden bewahrt hat, und welche, wenn wir das einige Deutschland je erschauen, den deutschen Staat zu einer völlig neuen Erscheinung in der politischen Geschichte machen wird: die unausrottbare Liebe des Deutschen zur persönlichen Freiheit. Gar Mancher wird hier lächeln und uns die bittere Frage einwerfen: wo denn die Früchte dieser Liebe seien? Und gewiß, erröthend stehen wir vor jener stattlichen Reihe von rechtlichen Schutzwehren, welche die angelsächsische Rasse ihrer persönlichen Freiheit errichtet hat. In einer langen Zeit der Entwürdigung hat der deutsche Charakter sehr, sehr viel verloren von jener einfachen Großheit, die unser Mittelalter zeigt. Wer die Geschichte des deutschen Bundes näher kennt, muß tief beschämt gestehen:

Tausende, viele Tausende niederträchtiger Denunciantenseelen und noch weit mehr unterthänige Leisetreter hat dies edle Volk erzeugt während zweier Menschenalter. Doch wer das Volksleben als ein Ganzes überschaut, entdeckt nothwendig Spuren der Kraft und Gesundheit, welche ihm die gehässige Verbitterung des Urtheils verbieten. Wenn wir, wohin wir treten in der Fremde, der Kälte oder einem noch tiefer verletzenden Mitleid begegnen, so dürfen wir uns wohl jeder Anerkennung unserer staatlichen Befähigung freuen, welche uns, aufrichtig weil unwillkürlich, aus fremdem Munde gespendet wird. Mill ist weit davon entfernt unser Volk zu vergöttern; er fühlt, wie man ihm nicht mit Unrecht nachgesagt, im Stillen seine nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Genius, aber er fürchtet die Schwächen unseres Wesens, er vermeidet geflissentlich zu tief in die deutsche Literatur einzudringen und hält sich an französische Muster. Und derselbe Mann gesteht: in keinem anderen Lande außer Deutschland allein ist man fähig, die höchste und reinste persönliche Freiheit, die allseitige Entwickelung des Menschengeistes zu verstehen und zu erstreben!

Unsere Wissenschaft ist die freieste der Erde, sie duldet einen Zwang weder von außen noch von innen; ohne jede Voraussetzung sucht sie die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Die Rechthaberei unserer Gelehrten ward sprichwörtlich, doch sie verträgt sich sehr wohl mit der unbefangenen Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung des Gegners. Trotz des Kastengeistes, der auch unter unseren Gelehrten spukt, darf ein freier Kopf, der auf seinem eignen Wege, nicht auf dem breitgetretenen Pfade der Schule, zu bedeutenden Ergebnissen gelangt, mit Sicherheit zuletzt auf warme Zustimmung zählen. Der rücksichtslosesten polizeilichen Bevormundung, welche deßhalb um so schwerer drückt, weil sie im engsten Kreise und von unnatürlichen Mittelpunkten herab wirkt, ist trotz alledem nicht gelungen den Drang des Deutschen nach persönlicher Eigenart zu brechen. Daß in allen Fragen des Gewissens ein Jeder für sich selbst allein stehe, ist eine Ueberzeugung, welche bereits in den untersten Schichten dieses Volkes feste Wurzeln geschlagen. In Zwergstaaten, die jedes anderen Volkes Charakter bis zum Unkenntlichen verkümmern müßten, predigt man der Jugend das Ideal freier Menschenbildung: den rücksichtslosen Wahrheitstrieb, das Werden des Charakters aus sich selbst heraus, harmonische Ausbildung aller menschlichen Gaben. Und wie nothwendig Freiheit und Duldung Hand in Hand gehen, so ist auch nirgendwo die Milde gegen Anders-

denkende so heimisch wie bei uns; wir haben sie gelernt in der harten Schule jener Religionskriege, welche dies Volk zum Heile der ganzen Menschheit gefochten hat. Und auch der edelste Segen der inneren Freiheit ist uns geworden: das schöne Maß. Die verwegensten Gedanken über die höchsten Probleme, die den Menschen quälen, sind von Deutschen gedacht, aber nie findet sich bei unseren großen Denkern eine Spur jener fanatischen Verbissenheit, welche die kühnen Köpfe unfreier Völker entstellt: ein Mann, der über das Christenthum das écrasez l'infame gesprochen, hätte bei uns nie als ein Heros des Geistes gelten können. Die menschliche Achtung vor allem Menschlichen ward dem Deutschen zur anderen Natur. Darum stehen, trotz alles Ständehaders, der unser Land zerfleischt hat, die Volksklassen in Deutschland in Sitten und Gedanken einander näher als in Ländern mit freieren Staatsformen. Man sieht dem Deutschen nicht so rasch, wie dem Russen oder dem Briten, von fernher an, weß Volkes Kind er sei, aber wir sind von jeher reich gewesen an eigenartigen Charakteren. Und weil das Volk sich die Freiheit seiner persönlichen Bildung niemals hat rauben lassen, so ruht in seinen Tiefen ein ungehobener Schatz starker nachhaltiger Leidenschaft, den dann und wann ein einsichtiger Fremder, ein Capodistrias, eine Frau von Stael, bewundernd erkannte. Was deutsche Leidenschaft bedeute, das wird Jeder begreifen, der deutsche Dichtungen mit romanischen oder englischen aus der Zeit nach der Puritanerherrschaft vergleichen will: sie hat sich noch an allen Wendepunkten unserer Geschichte glorreich bewährt.

Das ist der Segen der persönlichen Freiheit. Und glaube Keiner, daß das freie wissenschaftliche Schaffen der Deutschen den bestehenden Staatsgewalten als ein willkommener Blitzableiter diene. Jeder geistige Erwerb, dessen ein Volk sich rühmen darf, wirkt hinüber auf das staatliche Leben, ist ein Unterpfand mehr für seine politische Größe. Jederzeit wird unter selbstgefälligen Fachgelehrten die Rede gehen, die Wissenschaft habe nichts zu schaffen mit dem Staate: die echten Größen der Wissenschaft denken anders. Man lese die Briefe von Gottfried Hermann und Lobeck. Unwiderstehlich werden die beiden großen Philologen, beide durchaus unpolitische Naturen, in den Kampf um die politische Freiheit hineingezogen; wie tapfer streiten sie bald mit attischem Witze, bald mit muthigem Zornwort, bald mit entschlossener That gegen die tenebriones! Die Welt ringt nach Freiheit, und es bleibt in alle Wege unmöglich, auf dem einen Gebiete dem Lichte zu dienen, auf dem anderen

der Finsterniß. Vor wenigen Jahrzehnten noch bildeten die Männer der classischen Gelehrsamkeit unzweifelhaft die geistige Aristokratie unseres Volkes. Dies Verhätniß beginnt sich zu ändern, denn wenn auch für wahrhaft vornehme Naturen die classische Bildung eine unersetzlich segensreiche Schule bleibt, so steht doch der gemeine Durchschnitt der studirten Leute heute den Kaufleuten, den Technikern weit nach: der gebildete Gewerbtreibende beherrscht in der Regel einen weiteren Horizont, er ist unabhängiger in seinem Denken, und ihn beseelt das stolze Bewußtsein, der Civilisation eine Gasse zu brechen, welches dem kleinen Theologen und Juristen gänzlich fehlt. Immerhin läßt Deutschlands neueste Geschichte klar erkennen, daß wir von dem geistigen Schaffen langsam zur politischen Arbeit übergehen. Der Trieb des freien genossenschaftlichen Zusammenwirkens, der in diesem Jahrhundert alle Völker ergreift, zeigte sich bei uns zuerst lebhaft auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst: unsere Kunstvereine, Gelehrtenversammlungen, Liederfeste sind älter als die verwandten Erscheinungen bei fremden Völkern, während unsere politischen und wirthschaftlichen Vereine dem Beispiele der Nachbarn erst nachhinken. So steht denn auch mit Sicherheit zu erwarten, daß die freie und allseitige Bildung, der selbständige Wahrheitsmuth der deutschen Gelehrten rückwirken wird auf die gesammte Nation. Neigung und Fähigkeit zur Selbstverwaltung sind bei uns in reichem Maße vorhanden. Städte wie Berlin und Leipzig stehen mit der Rührigkeit ihrer Verwaltung, mit dem Gemeinsinn ihrer Bürger den großen englischen Communen mindestens ebenbürtig gegenüber. Und wie viel Begabung und Lust zur echten persönlichen Freiheit in unserem vierten Stande wohnt, das offenbart sich klarer von Jahr zu Jahr in den Arbeitergenossenschaften.

[Ein Volk, das, kaum auferstanden aus dem namenlosen Jammer der dreißig Jahre, die frohe Botschaft der Humanität, der echten Freiheit des Geistes, an alle Welt verkündet hat — ein solches Volk ist nicht dazu angethan, gleich jenen verdammten Seelen der Fabel, in Ewigkeit in der Nacht zu wandeln, suchend nach seiner leiblichen Hülle, seinem Staate.] Es ist unser Loos — und wer darf sagen: ein trauriges Loos? — daß die innere Freiheit bei uns nicht als die feinste Blüthe der politischen Freiheit zu Tage tritt, sondern den festen Grund bildet, auf welchem ein freier nationaler Staat sich erheben wird. Und wessen leidenschaftlicher Ungeduld der verschlungene Werdegang dieses Volkes gar zu langsam scheinen will, der soll sich erinnern, daß wir das jugend-

lichste der europäischen Völker sind, der soll sich des Glaubens getrösten: kommen wird die Stunde, da mit größerem Rechte als Vergil von seinen Römern ein deutscher Dichter von seinem Volke singen wird: **tantae molis erat Germanam condere gentem.** Es mag heute Vielen wie Prahlerei klingen, aber die Zukunft ist nicht fern, da ein Deutscher den Schriften Mill's und Laboulaye's ein Buch entgegenstellen wird, welches das Wesen der Freiheit, der politischen und der persönlichen, tiefer, lebensvoller darstellt als jene Beiden.

Betrachten wir noch einige Lebensfragen der persönlichen Freiheit, deren Lösung zumeist der Sittlichkeit jedes Einzelnen in die Hand gegeben ist. Mill's Grundsatz: „in allen Dingen, die nur des Einzelnen Heil berühren, soll Jeder nach seiner eigenen Willkür handeln dürfen", ist eben wegen seiner Einfachheit und Dehnbarkeit unanfechtbar. Einzig auf dem religiösen Gebiete hat er sich uneingeschränkte theoretische Anerkennung erobert, weil hier nicht blos keine Partei einen vollständigen Sieg erfochten hat, sondern in Wahrheit unversöhnliche Gegensätze einander gegenüberstehen. Aber wie weit sind wir stolzen Culturvölker selbst auf diesem einen Felde noch von echter Duldsamkeit entfernt! Welch' schwere Anklagen muß Mill hier gegen seine Landsleute erheben! Nicht genug, daß das Gesetz jeden ehrlichen Ungläubigen, der den christlichen Eid nicht leisten will, des gerichtlichen Schutzes beraubt. Wo das Gesetz milder geworden, erhebt sich der finstere Fanatismus der Gesellschaft, besteht mit jüdischer Härte auf der puritanischen Feier des Sabbaths, drückt dem ehrlichen Freidenker das sociale Brandmal auf die Stirn, welches tiefer schmerzt als alle Strafen des Staates, macht ihn brotlos und ächtet ihn aus den Kreisen der Bildung und der feinen Sitte. Und wie Vieles ließe sich noch sagen gegen jene Engherzigkeit, welche die freie Bewegung des Menschengeistes in Ewigkeit einzwängen will in den beschränkten Gedankenkreis der **standard works of theology!**

Und haben wir Deutschen ein Recht, blos mit pharisäischem Behagen dieser Schilderung englischer Unfreiheit zu lauschen? Auch unser Staat ist aus seiner theokratischen Epoche noch nicht gänzlich herausgetreten; noch sehr vielen unserer Gesetze steht auf der Stirn geschrieben, wie unendlich mühsam die Ideen der Toleranz dem unduldsamen Staate und der noch unduldsameren Macht geschlossener Kirchen abgerungen werden mußten. Auch in der Gesellschaft lebt noch weit mehr Unduldsamkeit und — was desselben Dinges Kehrseite ist —

weit mehr religiöse Feigheit, als dem Volke Herder's und Lessing's geziemt. Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheuren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihren Herzen fremd geworden. Nur die Wenigsten haben nachgedacht über die grobe Unwahrheit der juristischen Fiction, in welcher Staat und Kirche bei uns dahinleben, der Annahme: Jeder bekennt sich zu dem Glauben, worin er geboren ist. Wie jedes staatliche Uebel die Sitten der Bürger berührt, so hat auch die lange unselige Gewohnheit, vor dem Staate zu schweigen und sich zu beugen, entsittlichend eingewirkt auf das religiöse Verhalten des Volkes. Die Furcht vor einer streng-gläubigen Behörde, ja die Furcht vor dem Nasenrümpfen der sogenannten guten Gesellschaft reicht hin, Unzählige zum Verleugnen ihres Glaubens zu bewegen. In den vornehmen Klassen ist man stillschweigend übereingekommen, gewisse hochwichtige religiöse Fragen nie zu berühren, und so träumen der Gebildeten viele dahin, welche mit Absicht den Kreis ihrer Gedanken verengern, sich grundsätzlich ihres Rechtes begeben, über religiöse Dinge zu denken. In erschreckender Stärke wuchert auf dem religiösen Gebiete der Geist der Unwahrhaftigkeit. Geheime Worterklärungen, Mentalreservationen aller Art zwingt man dem widerstrebenden Denken auf; damit gepanzert geht man hin, theilzunehmen an kirchlichen Gebräuchen, deren eigentlichen Sinn man verwirft. Ganze Richtungen der Theologie, mächtige Zweige des vulgären Rationalismus hängen mit diesem Triebe zusammen: man leugnet die Dogmen der Offenbarung, aber man leiht den alten Worten einen fremden Sinn, statt mannhaft dem Widerwillen der trägen Welt zu trotzen und offen ein Band zu lösen, das für die Seelen nicht mehr besteht.

Doch wie? Ist dies Geschlecht wirklich so tief gesunken? Steht es so gar jämmerlich um die innere Freiheit der Menschen, wie es nach diesen bedenklichen und unleugbaren Erscheinungen der Gegenwart scheinen sollte? Man muß sehr unerfahren sein in den Geheimnissen der Menschenbrust, um auf einem Gebiete, das der unberechenbaren Macht der Selbsttäuschung einen unermeßlichen Spielraum gewährt, einfach mit den Vorwürfen der Lüge und der Gleißnerei hervorzutreten. Und noch weniger wird ein besonnener Kenner der Geschichte die schlichtfriedliche Anhänglichkeit an die Gebräuche der Väter kurzerhand als

Trägheit verdammen. Denn die ganze Bewegung der Geschichte besteht in einer fortwährenden Ausgleichung und Versöhnung zwischen den gleichberechtigten Mächten des Beharrens und der fortschreitenden Geistesfreiheit.

Wirklich erklärt aber wird die befremdende Thatsache, daß in diesen hellen Tagen der Kritik der große Mittelschlag der Menschen am Leben der Kirche mit offenbar geringerer geistiger Regsamkeit theilnimmt, als vor dreihundert Jahren, nur durch die andere Thatsache, daß die helleren Köpfe unseres Volkes dem religiösen Meinungsstreite bereits entwachsen sind. Und dies gerade verbürgt uns den schließlichen unvermeidlichen Sieg der Ideen der Duldung, der inneren Freiheit. Nur wenige unserer Denker sind erfüllt von Verbitterung gegen das, was sie den falschen Idealismus der Theologen nennen. Die Meisten leben der klaren, ruhigen Meinung: wie gebrechlich immer die Einrichtung der Welt, so gebrechlich ist sie nicht, daß der sittliche Werth des Menschen von Dingen abhängen sollte, die ein fester Wille, ein besonnenes Denken nicht bemeistern kann. Sie haben erfahren, daß von allen Meinungskämpfen allein der Streit über religiöse Fragen nothwendig zur Verbitterung und Gehässigkeit führt. So sind sie zu jener Auffassung der Religion emporgehoben worden, welche allein eines freien Mannes würdig ist. Sie erkennen: religiöse Wahrheiten sind Gemüthswahrheiten, für den Gläubigen ebenso sicher, ja noch sicherer als was sich messen und greifen läßt, doch für den Ungläubigen gar nicht vorhanden; die Religion ist ein subjectives Bedürfniß des schwachen Menschenherzens und eben darum kein Gegenstand des Meinungskampfes. Denn über des Menschen sittliche Würde entscheidet nicht was er glaubt, sondern wie er glaubt. Allzuoft haben wir erlebt, wie ein und derselbe Glaube den Einen zum Größten begeisterte, den Anderen in widrige Gemeinheit stürzte.

Ueber diese Fragen denken die kühneren Geister der Gegenwart radicaler, als das achtzehnte Jahrhundert. Die Philosophen jener Epoche meinten zumeist, ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit bestehe echte Tugend nicht. Die Gegenwart bestreitet dies, sie erklärt rund und nett: die Sittlichkeit ist unabhängig vom Dogma. Wir haben inzwischen gelernt, wie grundverschiedene Dinge unter dem Namen der Unsterblichkeit begriffen werden. Daß, wie wir das Schaffen großer Männer und ganzer Völker handgreiflich fortwirken sehen von Geschlecht zu Geschlecht, so auch der schwächste Sterbliche ein nothwendiges Glied ist in der

großen Kette der Geschichte, daß darum keine unserer Thaten ganz verloren geht, keine wieder zu vertilgen ist durch äußerliche Buße — dieser Gedanke ist allerdings die Grundlage jeder streng gewissenhaften Sittlichkeit. Diese Unsterblichkeit soll der Mensch — nicht glauben, denn wer darf beim Glauben von einem Sollen reden? — sondern ernst und klar erkennen. Wer den Muth dazu nicht findet, wird durch die Unsicherheit seines sittlichen Verhaltens die Buße zahlen. Wie anders der Glaube an ein bewußtes Dasein nach dem Tode! Unser Wissen über diese Frage bleibt bisher noch unzureichend, sie fällt noch nicht in das Gebiet des Erkennens, und ebendeshalb hat die Ueberzeugung von einer Fortdauer nach dem Tode mit unserem Glücke, unserer Tugend an sich nicht das Mindeste gemein. Für schwache oder gemeine Naturen kann der Glaube an ein Jenseits ebensowohl eine Quelle der Unsittlichkeit werden wie das Leugnen derselben. Wenn es Menschen giebt, welche zugleich mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der christlichen Dogmatik jede Lebensfreude, jeden sittlichen Halt verlieren würden, so leben auch unsittliche Asketen, welche über den entnervenden Träumen von der besseren Welt des Menschen erste Pflicht, die werkthätige Liebe gegen den Nächsten, verabsäumen. Nein, unser Urtheil über den Menschen und seinen Glauben hängt allein ab von der Frage, ob sein Glaube harmonisch und nothwendig aus seinem innersten Wesen heraus sich gebildet habe, ob er in der That und in Wahrheit sagen dürfe: „das ist mein Glaube." Jede Ueberredung kann wohl auf die Erkenntniß, doch schwerlich auf den Willen wirken, kann zwar den Inhalt des Glaubens ändern, aber selten oder nie das Wesentliche, die Form der Ueberzeugung.

Von dieser Erkenntniß werden sich die freieren Köpfe der Gegenwart auch durch die scheinbarsten Gegengründe nicht abbringen lassen. Man sagt wohl: was ein Mensch glaubt, übt doch unmittelbaren Einfluß auf seine Tugend; wer sich das Jenseits mit rohem, begehrlichem Sinne ausmalt und für jede Liebesthat hier unten ein noch reicheres Geschenk droben erwartet, der kann unmöglich, wenn er folgerichtig handelt, ein wahrhaft sittlicher Mensch sein. Gewiß, wenn er folgerichtig handelt! Aber nur die Wenigsten sind dazu im Stande; und wer nicht Herzen und Nieren prüfen kann, der soll diese geheimen Tiefen der Herzen seiner Nebenmenschen nicht ergründen wollen, sondern ruhig erklären: dies Gebiet des Glaubens ist ein Reich absoluter Freiheit. Solcher Einsicht voll hat sich ein großer Theil der Denkenden

von jedem religiösen Meinungsstreite zurückgezogen. Und es zählt diese Ansicht, welche sich mit jedem religiösen Bekenntnisse sehr wohl verträgt, ihre stillen Anhänger bereits nach Tausenden. Denn wer unter unseren Freidenkern ist so roh, daß er lachen sollte, weil ein Geist wie Stein an den geschmacklosen Verslein des alten Gleim sich erbauen konnte? Wer, wie verwegen oder bescheiden seine religiösen Begriffe seien, sollte nicht vielmehr seine bewundernde Lust haben an einem Glauben, der den Gläubigen mit so unerschütterlicher Festigkeit des Gemüthes segnete? — Diese humane Auffassung der Religion entbehrt offenbar des Triebes, neue kirchliche Genossenschaften zu gründen, sie sieht in dem Christenthume das unvergleichlich wichtigste Element der modernen Cultur, aber doch nur ein Cultur-Element, das mit anderen des antiken Heidenthums sich vermischen und vertragen muß.

Täuschen wir uns nicht, die Cultur der Gegenwart ist durch und durch weltlich. Die Kirche, weiland der Bannerträger der Gesittung, ist heute unzweifelhaft ärmer an geistigen Kräften als der Staat, die Wissenschaft, die Volkswirthschaft. Durch jahrhundertelange Arbeit ist ein Schatz weltlicher Kenntniß und Erkenntniß aufgestapelt worden, welcher alle Denkenden in schönem Frieden verbindet und sicherlich weit bedeutsamer ist als jene Dogmen, welche die Menschen trennen. Der deutsche Katholik — wenn er nicht zu dem kleinen herrschsüchtigen Kreise derer zählt, welche sich als „römische Bürger" gebärden — unser Katholik steht dem deutschen Protestanten auch in seinen religiösen Vorstellungen näher als dem spanischen Katholiken. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen lebt heute unbefangen ihren endlichen Zwecken, und sie hat darum nichts an Sittlichkeit verloren, denn im irdischen Wirken erprobt sich die echte Tugend. Dieser Weltsinn der modernen Welt bricht endlich jedem confessionellen Fanatismus die Spitze ab. Wie oft haben eifrige Protestanten versichert, es sei unmöglich eine Kirche im Staate zu dulden, welche sich für die alleinseligmachende ausgiebt; und wie wenig hat die Erfahrung dies bestätigt! Wohl zeigt das kirchliche Leben der Gegenwart so ungeheure Gegensätze, daß sorgenvolle Gemüther verzweifelnd fragen, wie so grundverschiedene Bestrebungen sich je versöhnen sollen. Abermals träumt der Stuhl von Rom von den Tagen, da die weite Erde römisch sein wird, er gründet von neuem jene Bisthümer, welche die Reformation beseitigt hat, er verkündet ungescheut die ungeheuerlichen Grundsätze heidnischen Gewissenszwanges. Und zur selben Zeit schreitet eine mächtige Richtung des Protestantismus

bereits weit über Luther und Calvin hinaus, sie stellt die verhängnißvolle Frage, wie es denn mit jenen heiligen Schriften stehe, welche von den Reformatoren als eine Offenbarung anerkannt wurden. Wer tiefer blickt, wird trotzdem auf eine Versöhnung hoffen. Sie ist möglich, aber nicht auf kirchlichem Boden. Schon heute ist von dem unvergänglichen Kerne des Christenthums bei den Weltlichen mehr zu finden als in der Kirche. Die christliche Liebe vornehmlich lebt unter den vielgescholtenen Ungläubigen häufiger als unter den Geistlichen. An dem großen Werke der jüngsten hundert Jahre, an der Befreiung des Menschen von tausend Schranken unchristlicher Willkür, hat die Kirche gar keinen Antheil genommen. Die Vertheidiger der Kirche beanspruchen das Vorrecht, auch die beste Sache durch die unvergleichbare Gemeinheit ihrer Vertheidigungsmittel zu verderben. Und diese Erscheinung wird nach menschlichem Ermessen fortdauern. Mehr und mehr wird der sittliche Gehalt des Christenthums von weltlichen Händen ergründet und ausgebildet werden, und mehr und mehr wird sich herausstellen, daß geschlossene Kirchen den geistigen Bedürfnissen reifer Völker nicht genügen.

So besteht außerhalb der Kirche ein hochwichtiges, tiefbewegtes religiöses Leben, welches voraussichtlich nie zu einer neuen Kirche sich zusammenschließen wird. Und weil von den fortschreitenden regsamen Geistern, welche allein Bewegung bringen in das geistige Leben, eine große Zahl die Hallen der Kirchen nicht mehr betritt, ebendeshalb treibt in der Kirche die gedankenlose Trägheit, die beschränkte Unduldsamkeit ein so arges Wesen, ebendeshalb gehen Staat und Kirche dahin in dem behaglichen Wahne, daß unser Volk noch immer aus lauter gläubigen Katholiken, Protestanten, Juden bestehe. Eine lange Frist mag noch verfließen, bis die humane Auffassung der Religion so allgemein und unwiderstehlich geworden, daß die Fiction, der sittliche Mensch müsse einer Kirche angehören, aus unseren Gesetzen verbannt werden kann. Bis dahin bleibt uns noch ein unermeßliches Feld der Arbeit offen, des Kampfes gegen die unduldsame Herrschaft der Gesellschaft und gegen die theokratischen Ueberlieferungen der Staaten, auf daß endlich die persönliche Freiheit des Menschen zu ihrem unveräußerlichen Rechte gelange.

Die völlige Ungebundenheit, welche hier für die religiösen Anschauungen gefordert ward, ist nicht minder unerläßlich für alle anderen menschlichen Meinungen als solche. Denn unter jeder, politischen oder

socialen, Unterdrückung des Denkens leidet nicht blos der einzelne von dem Banne der Gesellschaft Betroffene, sondern das gesammte Menschengeschlecht. Eine entscheidende Gewalt steht der Mehrheit der Gesellschaft überhaupt nur da zu, wo der Drang der Noth einen Entschluß, eine That verlangt, also in allen politischen Geschäften. Die Wahrheit aber darf sich Zeit nehmen auf ihrem erhabenen Gange, sie dient nicht dem Augenblicke: darum unterliegt sie nicht dem Belieben der Gesellschaft. Keine Kunst der Rede hat je vermocht, den ketzerrichterlichen Geist zu bemänteln, der aus der Behauptung redet, die Gesellschaft habe das Recht, zwar nicht die Wahrheit, wohl aber die Gefährlichkeit der Meinungen zu prüfen. Ist einmal der Staat den rohen Formen der Theokratie, der Massen-Aristokratie entwachsen, hat er einmal die persönliche Freiheit des Bürgers im Grundsatze anerkannt, so hilft kein Sträuben mehr, so muß er auch ganz und mit allen Folgerungen das Recht des freien Denkens gewähren, das den Menschen erst zum Menschen macht. Denn bei der grenzenlosen Macht der Trägheit in der Welt ist die Gefahr, daß eine vor der Zeit verkündete Wahrheit die Ruhe der Gesellschaft störe, verschwindend klein gegen die andere Gefahr, das auch nur Ein wahrer Gedanke in Folge von Gewalt wieder verschwinde.

Wir prahlen so gern mit dem reißend schnellen Fortschreiten der Gesittung. Dies Lob ist berechtigt, wenn wir die Gegenwart mit anderen Epochen vergleichen. Wer aber die Menschengeschichte im Ganzen überschlägt, kommt zu der schwermüthigen Betrachtung, wie schwer das Leben ist, wie unendlich langsam die Welt vorwärts schreitet. Schaut sie an, die hessische Bäuerin, wie sie dahingeht im selbstgewebten Linnenkleide, ihr Kind auf den Rücken gebunden, das Haar auf dem Wirbel in einen Knoten geflochten. Wie Weniges von dem, was dieses Weib umgiebt und ihr Hirn beschäftigt, ist wirklich neu, und wie viel mehr davon war schon ebenso vor tausend Jahren! Oder man blicke auf die Entwickelung der Wissenschaften: alle die einfachsten Grundgesetze welche den Nachlebenden selbstverständlich erscheinen, sind erst nach langer Mühsal gefunden. Wie viele Millionen Aepfel mußten zur Erde fallen, bevor Newton das Gesetz der Schwere entdeckte! Und in welchen künstlichen Irrlehren hat die Volkswirthschaftslehre sich abgemüht, indem sie bald das Metallgeld bald die Grundstücke für den einzigen Bestandtheil des Volkswohlstandes erklärte, bis endlich die neueste Zeit den trivialen Satz fand, daß jede Thätigkeit, welche neue Werthe erzeugt,

das Volksvermögen vermehrt! Wer Solches erwägt, kann nur mit Lächeln der Besorgniß gedenken, es könnte je zu hell werden unter uns blöden Sterblichen!

Und ist es denn wahr, daß die freie Forschung jemals die Ruhe der Gesellschaft gewaltsam erschüttert habe? Nein, wo immer die Menschen um Meinungen sich zerfleischten, da geschah es, weil das unterdrückte Denken mit leidenschaftlicher Wildheit das alte Joch zerbrach. Lassen wir uns ja nicht einwiegen in trügerische Sicherheit von der immer wieder nachgebeteten Lehre, daß der Wahrheit eine Allmacht innewohne, welche ihr aller Verfolgung zum Trotz immer wieder zum Siege verhelfe. Das ist, in solcher Allgemeinheit hingestellt, ein gefährlicher Irrthum. Nicht sie freilich irrten, die Sokrates, Huß, Hutten und wie sie sonst heißen, die gewaltigen Dulder, welche noch in letzter Qual die Unsterblichkeit der Wahrheit verkündeten. Denn es giebt eine vornehme Höhe des Geistes, von welcher herab dem Sterblichen vergönnt ist, die Schranken der Zeit lächelnd zu überblicken. Gewiß, eine Wahrheit, welche heute erst einen einsamen verachteten Denker in seinem Kämmerlein mit seliger Freude durchschauert, irgendwo und irgendwann wird sie dereinst von den Dächern gepredigt werden, auch wenn Er sie schweigend in sein Grab nahm. Dies leugnen hieße an der göttlichen Natur der Menschheit verzweifeln. Wir aber, die wir in der Zeit leben, sollen ernsthaft dem rechten Sinne des zweideutigen Wortes nachforschen, daß jedes Volk seine geistigen und leiblichen Bedürfnisse auf die Dauer wirklich befriedige. Das sagt in Wahrheit nur: von den unvergänglichen menschlichen Gütern, an Freiheit, Wahrheit, Schönheit, Liebe erwirbt jedes Volk genau so viel als es durch eigene Kraft zu erringen und zu bewahren weiß. Ganze Jahrhunderte, ganze Völker kamen und gingen, welche große, fruchtbare Wahrheiten fanden, aber nicht zu bewahren wußten in dem harten Kampfe mit den Mächten der Trägheit und der Lüge. Wandelt es nicht noch unter uns, jenes Haus Habsburg, dessen gesammte Geschichte mit unvergeßlichen Zügen verkündet, wie die Macht der rohen Gewalt ein Herr werden kann über den Geist? Darum sollen wir wachen und streiten, daß die Wahrheit, welche nur für die ganze Menschheit unverlierbar ist, jetzt und hier, in dieser Spanne Zeit, unter dieser Handvoll Menschen, die wir unser nennen, zur Geltung gelange und ihrer Freiheit genieße.

Aber warum in unseren aufgeklärten Tagen solche Gemeinplätze? Ist nicht ein uraltes Kleinod unseres Volkes, sind nicht die deutschen

Hochschulen recht eigentlich auf dieser Freiheit der Meinung begründet, für das Platzen der Geister auf einander geschaffen? So höre ich Manchen erwidern. Mich aber gemahnt es an ein böses Wort, das ein geistvoller deutscher Gelehrter einst zu mir sprach — und er meinte, etwas sehr freisinniges zu sagen: — „ich achte und dulde jede Meinung, nur nicht die verderbliche Lehre eines Moleschott." Nun, so lange wir noch nicht gelernt haben, all' die Phrasen von „gottloser Meinung" aus unserem Wörterbuche zu streichen und auf jenes unselige „nur diese Meinung nicht" gänzlich zu verzichten, so lange lebt in uns noch, ob auch in milderer Form, der fanatische Geist jener alten Eiferer, welche fremde Meinungen nur deshalb erwähnten, um zu beweisen, daß ihre Urheber sich gerechte Ansprüche auf den Höllenpfuhl erworben hätten. Gereicht es etwa dem Lande Lessing's zur Ehre, daß keine deutsche Hochschule sich getraut, einen David Strauß in ihren Hallen zu dulden? Auch in Deutschland giebt es (obwohl Gottlob weniger als in England) sittliche Fragen von höchster Bedeutung, über denen „der tiefe Schlummer einer fertigen Meinung" — das will sagen: einer verblaßten, gehaltlosen, leblosen Meinung — brütet, welche die gute Gesellschaft niemanden laut besprechen läßt. Hat aber einmal die schleichende Macht der socialen Unduldsamkeit Boden gewonnen, so erweitert sich unter der Hand der Kreis der Dinge, worüber nicht mehr geredet wird! — So lange Menschen leben, werden jene kühnen Denker nicht aussterben, deren bitteres Loos es ist, daß ihre Lehren derweil sie leben verkannt, bald nach ihrem Tode trivial gescholten werden. Vor dem Einen aber kann und soll die reifende Gesittung der Menschheit ihre bahnbrechenden Geister bewahren: vor der Schmach, daß als Gotteslästerer und unsittliche Menschen geschmäht werden, die von der Lust des Denkens nicht lassen wollen.

Wie leicht läßt sie sich aufstellen, wie unwiderleglich vertheidigen, diese Forderung einer vollkommenen Duldsamkeit der Gesellschaft gegen jegliche Meinung, und doch wie unendlich schwer ist sie durchzuführen! Die Besten gerade sind ihre Gegner. Denn jedes Wirken eines starken Mannes ist seiner Natur nach einseitig, ist undenkbar ohne rechtschaffenen Haß und tiefen Ekel. Und wir am wenigsten wollen jene windelweichen Narren verherrlichen, welche heutzutage nur allzuoft einem ehrlichen Manne mit dem haut-goût ihrer Bildung die Luft verpesten, welche vor lauter Duldung gegen fremde Ansichten nie zu einer eigenen Meinung, vor lauter Anerkennung fremden Rechtes nie zu entschlossener

That gelangen. Aber es ist eine höchste Blüthe feiner und dennoch kräftiger Bildung möglich, welche mit dem raschen Muthe der That die überlegene Milde des Historikers verbindet. Es ist möglich festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Nothwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Thorheit das liebe, traute Menschenangesicht aufzusuchen. Diese zugleich thätige und betrachtende Stimmung des Geistes, welche in jedem Augenblicke reif und bereit ist, abzuschließen mit dem Leben, soll einem geistreichen Volke immer als ein Ideal vor Augen stehen. Inzwischen wird menschliche Leidenschaft und Beschränktheit dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

So gelangen wir von selbst zu der letzten und höchsten Forderung der persönlichen Freiheit: daß der Staat und die öffentliche Meinung dem Einzelnen die Ausbildung eines eigenartigen Charakters im Denken und Handeln gestatten müsse. Längst ward in Deutschland ein Gemeingut Aller, was Mill seinen Landsleuten als ein Neues verkündigt, jene Humboldt'sche Lehre von der „Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung", von der „höchsten und verhältnißmäßigen Ausbildung aller Kräfte", welche durch Freiheit und Mannichfaltigkeit der Situationen gedeiht, jene einzige Verbindung platonischen Schönheitssinnes und kantischer Sittenstrenge, welche den Höhepunkt des Zeitalters der deutschen Humanität bezeichnet. Aber da diese Lehre, welche ihrer Natur nach nur von vornehmen Geistern begriffen werden kann, bereits von den mittelmäßigsten der mittelmäßigen Köpfe gepredigt wird, so hat sie unmerklich sehr Vieles von ihrem großen Sinne verloren. Man strebt nach einem gewissen Durchschnittsmaße vielseitiger Bildung und verliert darüber das Köstlichste, die Eigenthümlichkeit der Bildung; man bemüht sich seine Neigungen auf ein Mittelmaß des Anständigen, des „Menschlichen" herabzustimmen, und vergißt darüber, welche herrliche Gabe starke, aber durch ein reges Gewissen gezügelte Leidenschaften sind.

Jede gereifte Sittlichkeit beginnt mit ehrlicher Selbsterkenntniß. So gewiß es aber verkrüppelte Leiber giebt, so gewiß giebt es Seelen, welche dieses oder jenes Organes gänzlich entbehren. Und Heil Jedem, der dies bescheiden zu erkennen weiß, Heil jenen starken einseitigen Naturen, welche willig an der Breite ihrer Bildung opfern, was sie an Kraft und Tiefe tausendfältig wiedergewinnen! Das sind doch Menschen

welche den Haß oder die Liebe gebieterisch herausfordern. Mag ihr Sinn immerhin verschlossen bleiben für manches große Gut der Menschheit, sie sind doch harmonische Charaktere, denn ein schönes Gleichmaß besteht zwischen ihrer Kraft und ihrem Streben. Wie hoch ragen sie empor über die unerträglichen Durchschnittsmenschen, deren Zahl heute so erschrecklich anschwillt, welche jetzt eine Bemerkung über die sixtinische Madonna, dann ein Urtheil über den Bonapartismus, dann wieder eine Betrachtung über die Dampfmaschinen zu sagen wissen, selten eine Dummheit, aber noch seltener etwas Gescheidtes, und sicherlich niemals eines jener derben urkräftigen Worte, wobei dem Freunde des Menschlichen das Herz im Leibe lacht, wobei der Hörer im Stillen aufjubelt: das war Er, so, gerade so konnte nur Er sprechen. — Die Gegenwart rühmt sich mit vollem Rechte, daß zu keiner Zeit Wohlstand und Bildung über so weite Kreise der Menschen verbreitet gewesen. Dafür lebt in der heutigen Gesellschaft ein starker Trieb, nichts zu dulden, was über ein, allerdings liberales, Maß der Empfindung und des Denkens hinausgeht, und von jener großen Lehre Humboldt's nur die Schale — die Vielseitigkeit der Bildung — zu bewahren, nicht aber den Kern, die Eigenthümlichkeit der Bildung und der Kraft. Gab es vordem eine Zeit, wo die Willkür, die schrankenlose Unbändigkeit der Personen den Bestand der Gesellschaft gefährdete, boten spätere Tage das immerhin noch bunt bewegte Schauspiel mannigfaltiger Standessitten, so hat die Gegenwart zu fürchten, daß mit langsamem, unwiderstehlichem Drucke die Sitten und Begriffe der Einen guten Gesellschaft die Eigenart persönlicher Neigungen und Gedanken ersticken.

Wir reden hier nicht von irgend welchem gewaltsamen Zwange. Die natürlichsten vielmehr, die großartigsten Errungenschaften der modernen Cultur verstärken von selbst diesen Drang der Gesellschaft, die Einzelnen nach einem gleichmäßigen Muster zu bilden. Wir pochen auf unseren vielseitigen Geist, unser Gemüth ist von einer erstaunlichen Reizbarkeit, wir haben gelernt, uns über die mannichfaltigen Geheimnisse der Menschenbrust mit einer Offenheit Rechenschaft zu geben, welche jedem Hellenen schamlos scheinen würde. Aber sind wir empfänglicher, reizbarer geworden, so leben wir auch sehr rasch. Eine Fülle von äußeren Eindrücken stürmt auf uns ein, wovon viele an einem minder gebildeten Geschlechte unbemerkt vorüberrauschen würden, doch nur sehr wenige berühren uns tief und gewaltig, und die meisten Menschen leben dahin halb bewußtlos unter dem unaufhörlichen Andrang

innerer und äußerer Erlebnisse. Auf Zeitersparniß ist alles in dieser geschäftigen Welt berechnet, sogar unsere Kleidung. Selbst zur Erholung hat man keine Zeit; man will zugleich sich bilden, man liest „historische Romane“ und schmeichelt sich neben der Erheiterung zugleich ein Stück Weltgeschichte gratis in die Tasche zu stecken. Aus tausend und tausend Erscheinungen des täglichen Lebens klingen uns Goethe's tiefernste Worte entgegen:

Daß in ewiger Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

In diesem athemlosen Treiben geht den Meisten der Sinn für das Große gänzlich verloren. Noch am häufigsten finden wir das Verständniß für echte Größe unter den Frauen, denn sie sind weniger beschäftigt und bewähren die schöne Sicherheit des natürlichen Gefühls. Auch tüchtige Männer sehen heute die Dinge allein darauf an, ob sie nützlich oder auffällig und interessant sind.

Endlich, die wenigen Eindrücke, welche bestimmend auf uns einwirken, sind leider für die Mehrzahl der Menschen die gleichen. Denn unsere Bildung ist so uralt und überschwänglich reich; wir haben, ehe wir selbst an dem Fortbau der Welt mitarbeiten können, eine solche Masse Stoffes — und wie Vieles leider auf Treu' und Glauben — in uns aufzunehmen, daß gar Mancher über der harten Arbeit des Empfangens nie zu einem selbständigen Urtheile gelangt. Mit jedem Fortschritte der Cultur wird die Erziehung zwar humaner, aber auch gleichmäßiger, wird eine immer anwachsende Anzahl von Menschen mit den gleichen Kenntnissen, den gleichen Anschauungen erfüllt und gewöhnt, über gewisse Fragen eifrig nachzudenken, andere zur Seite liegen zu lassen. Mit dem Steigen des Wohlstandes verbreitet sich die Gewöhnung an die gleichen Genüsse über immer weitere Kreise, und seit das Reisen ein so demokratisches Vergnügen geworden, wird es bald erlaubt sein zu sagen, daß ziemlich jeder gebildete Mann dasselbe von der Welt gesehen habe. Trotz aller vereinzelter Rückschläge wird uns die Zukunft eine fortschreitende Erweiterung der politischen Rechte bringen; immer mehr Menschen werden also künftig die gleichen politischen Functionen ausüben. Ueberhaupt sind die politischen Ideale, wovon unsere Zeit nicht lassen darf noch wird, nur durch Massenbewegungen zu erreichen; sie sind nur zu verwirklichen durch geschlossene große Parteien. Und

welche ungewöhnliche Selbständigkeit des Charakters ist nothwendig, um nach Bürgerpflicht Partei zu ergreifen und dennoch die innere Freiheit sich zu bewahren! Schon heute schöpft die ungeheure Mehrzahl des Volkes ihre politische Bildung aus Zeitungen, welche die Ertödung des Individuums grundsätzlich verlangen, welche von Namenlosen geschrieben werden und zumeist nur in etwas klarerer Form dieselben Ansichten aussprechen, die von der Mehrzahl der Leser bereits gehegt werden. Und so gewaltig hat dies nothwendige Uebel des Zeitungslesens, diese Gewöhnung an eine, im Ganzen ehrenwerthe, im Einzelnen sehr mittelmäßige, populäre Literatur bereits auf die Menschen gewirkt, daß man schon beginnt, Jeden für einen Narren zu halten, der sich zu keiner Zeitungsmeinung bekennt. Ja, sogar die Form dieser mittelmäßigen Tagesliteratur, diese breit dahinfließende, wasserklare, jedes wahrhaften Lebens ermangelnde Darstellung gilt bereits als ein Muster. Auch bei einem ernsten Buche will man sich nicht mehr die dankbare Mühe nehmen, sich einzuleben in das Weben und Wesen des Schriftstellers. Man schmäht über unklaren Vortrag, sobald Einer die Dinge so darzustellen wagt, wie sie in seinem Auge sich widerspiegeln, sobald Jemand noch den Muth hat, einen individuellen Stil zu schreiben. Wer je an einem Hauptsitze des Buchhandels gelebt, der weiß, welche Menge köstlicher Gaben und Neigungen erst zu Grunde gehen muß, bevor die Bildung eines „zeitgemäßen“ Schriftstellers vollendet ist. Nirgends tritt uns die furchtbare Gewalt, welche die Gesellschaft über die persönliche Freiheit ausübt, unheimlicher entgegen, als wenn wir uns fragen, wie wir aussehen, wie wir uns kleiden? Wir sind in diesem Punkte die unbedingten Sklaven der Mode, und welcher Mode! Ist es etwa natürlich, daß wir allesammt freiwillig verzichtet haben auf ein Urrecht des Menschen, auf das Recht uns zu kleiden nach unserem Belieben, und nun vergnüglich als eine gleichförmige schwarzgraue Heerde einhertraben? „Nicht auffallen, nirgends anstoßen“ — dieser Grundsatz unfreier Moral steht hoch in Ehren, und gewaltig herrscht die Neigung der Gesellschaft, zwar sich selbst als ein Ganzes fortzubilden und rüstig vorwärts zu bringen, aber jedem Einzelnen zu verbieten, daß er sich absondere von der Bewegung der Masse.

Trübe, ernste Fragen in der That. Aber ist denn wirklich die gewaltige Bewegung massenhafter Kräfte, worauf die Größe dieser Zeit beruht, nur möglich auf Kosten der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit der Einzelnen? Wer darf es wagen, eine so radicale, so tief ein-

schneidende Anklage gegen einen ganzen Zeitraum zu erheben? Eine Zeit, welche mit so starker Vorliebe den historischen Wissenschaften sich hingiebt, deren Sprache neben einer Fülle von Reminiscenzen und Anspielungen nur selten die wuchtige Entschiedenheit des schöpferischen Gedankens zeigt, eine solche Zeit ist keine Epoche fertiger Bildung, ist eine Periode des Uebergangs. Sie gleicht einem Menschen, der zurückblickt auf sein Thun und Treiben und sich sammelt, gelassen lauschend auf die Stimme in seinem Innern; ihr ist auferlegt, die probehaltigen Ergebnisse eines Zeitraumes geistiger Kämpfe in die Wirklichkeit besonnen einzufügen. Und ist nicht schon dieser Uebergang zu reinerer Menschenbildung ein großer Segen? Sollen wir uns etwa zurücksehnen nach dem Zeitalter der Originale, nach der erst halb überwundenen falschen persönlichen Freiheit des staatlosen Philisterthums? Allerdings haben wir gelernt der politischen Freiheit manches Opfer persönlicher Freiheit zu bringen. Es ist dem treuen Sohne dieser Zeit nicht mehr gestattet, sich ein Staatsideal aufzubauen nach seinem souveränen persönlichen Belieben. Je mehr uns ein freieres Staatswesen an die tägliche Erfüllung politischer Pflichten gewöhnt, je mehr wir unsere politischen Forderungen an den wirklichen Staat anknüpfen, desto uneigennütziger verzichten wir auf persönliches Besserwissen. Und wahrlich, es gereicht der Gegenwart nicht zur Schande, daß wir endlich die uns gemeinsamen Angelegenheiten auch durch gemeinsames Denken und Handeln fördern, daß wir willig unser Belieben dahin geben, wo es sich handelt um unser Volk oder die Partei, von der wir das Heil des Staates erwarten.

Dabei bleibt dem hervorragenden Talente noch immer ein weiter Spielraum; wir sind noch nicht so bettelhaft arm an begabten Menschen, wie das gedankenlose Gerede über unser Epigonenthum behauptet. Denn daß die moderne Gesellschaft als ein Ganzes fortwährend erstaunlich fortschreite, wird nur ein Verblendeter leugnen; jeder Antrieb aber zu einer wirklichen Verbesserung geht nicht aus von der Masse, sondern entspringt aus einem einzelnen lichten Haupte. Sehr wenig dankbar freilich ist diese rastlose moderne Welt; denn wo immer ein heller Kopf einen guten, der Zeit gemäßen Gedanken gebiert, da bemächtigt sich seiner die gebildete Gesellschaft, verarbeitet ihn als ihr Eigenthum, und rasch ist der Urheber vergessen. Darum soll, wer heute die Kraft in sich fühlt emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, seine Seele frei halten von dem unmännlichen Gefühle der Verbitterung und

Verkennung und sich fest stützen auf den freudigen Glauben edler Geister, auf den Glauben an die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern der Idee. — Ganz arm an eigenartigen Naturen ist diese Zeit noch nicht. Auf weiten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst tummelt sich noch ein wahrhaft ursprüngliches Schaffen, das den Stempel der modernen Gesittung auf der Stirn trägt. Und auch die Masse des Volkes ist noch keineswegs geneigt, als eine unterschiedslose, gleichdenkende und gleichgesittete Menge dahinzuleben. Wenn der Chinese und der Europäer des vergangenen Jahrhunderts sich mit altklugem Wohlgefallen an seiner geschmacklosen einförmigen Tracht weidete, so regt sich heute, seit dem Wiedererstarken des germanischen Geistes, in immer weiteren Kreisen der Widerwille gegen das gleichmäßig langweilige, farblose Leben unserer guten Gesellschaft. Auch die zunehmende Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen, die Arbeitstheilung wirkt in dieser Richtung. Und wer mit feinem Ohre die Naturlaute des Volkslebens zu belauschen weiß, wird in der Geschichte aller modernen Volksbewegungen an zahlreichen Erscheinungen erkennen, welcher starke Sinn für persönliche Selbstbehauptung, für individuelle Sitten noch in unserem Volke lebt. Nicht als eine abgeschlossene Vergangenheit liegt die Geschichte vor uns. Sie ist nicht todt, nicht für immer verschwunden, die Herrlichkeit des alten deutschen Bürgerthums, das einst in farbenreichem, wogendem Gewimmel durch die geschmückten Straßen thürmestolzer Städte sich drängte. Die Mode freilich wird ihre Herrschaft behaupten, so lange unsere Cultur dauert; sie entsteht von selber in jedem Volke, sobald der Trotz des Einzelnen sich dem Staate gebeugt hat und ein lebendiges Gemeingefühl sich bildet. Es ist damit wie mit den Namen. Wohl war es eine poetische Sitte, daß in der Jugendzeit der Völker die Eigennamen etwas bedeuteten, den Träger bezeichneten; überwiegend ist doch der praktische Vortheil, daß unsere leb- und sinnlosen Namen unveränderlich feststehen. Desgleichen wird die phantasielose Mode bleiben; aber das öffentliche Leben eines freien Volkes bietet auch in nüchternen Epochen einige Gelegenheit, die Schönheit und Mannichfaltigkeit persönlicher Sitten zu entfalten. Weil wir ohne phantastische Sehnsucht, mit klarer, bewußter Bewunderung auf die Tage Pirckheimer's und Peter Vischer's schauen, ebendeshalb ist die Hoffnung unverloren, daß die Pracht und Lust der alten Bürgerfeste der deutschen Zukunft nicht gänzlich fehlen werde.

Soweit aber die Gefahr doch vorhanden ist, daß der die Zeit be-

herrschende Mittelstand die Freiheit der persönlichen Ausbildung auf ein Mittelmaß des Denkens und Empfindens beschränke, so liegt das Heilmittel dagegen, wie bei allen socialen Fragen, in der reiferen Gesittung der Einzelnen. Lernen wir wieder in allen Dingen, die nur uns selbst angehen, recht trotzig uns selbst zu behaupten. Will ein Mensch einmal gedankenlos handeln, so ist ihm besser, er läßt sich leiten von einem unklaren Einfalle seines eigenen Kopfes, als daß er sich, nach der heutigen unfreien Weise, die jämmerliche Frage vorlege: was thut man, was thuen die Anderen in solchem Falle? Eine Gesellschaft aber, deren Beste in selbständigem Geiste handeln, wird nothwendig duldsam gegen das Salz der Erde, die starken, eigenthümlichen, ganz auf sich selbst stehenden Menschen, gewährt die Freiheit der persönlichen Selbstbehauptung. —

Ueberall erwächst der Mensch in einer natürlichen Gebundenheit, befangen in fertigen Begriffen, welche ihm das Haus, die Landschaft, der Stand, worin er geboren ward, in die Wiege legten; und überall beginnt die Arbeit der persönlichen Freiheit damit, daß er solche Vorurtheile nicht geradezu abschüttelt, aber vergeistigt und in Einklang bringt mit der humanen Duldung gegen alles Menschliche. Denn ein freier Geist erträgt nichts in sich, was ihm blos von außen zugeflogen, was nicht durch seine eigene Arbeit zu seinem Eigenthume geworden ist. Gleichwie die Bildung von uns verlangt, daß wir die Eigenheiten des Dialektes ablegen, soweit er nur eine verderbte Schriftsprache ist, aber nicht, daß wir unsere Worte setzen wie der Bettelmann die Krücken, sondern vielmehr daß wir auch unserer gebildeten Sprache die Naturkraft des Dialekts und seiner anschaulichen Redeweise erhalten: — ebenso fordern wir nicht mit den Radicalen des letzten Jahrhunderts, daß ein freier Mann seine ständischen und landschaftlichen Neigungen gänzlich aufgebe, sondern nur daß er sie zu läutern wisse durch die Ideen der Freiheit und Duldung.

Insbesondere von Standesvorurtheilen zu reden ist noch immer sehr wohl an der Zeit. Ein niederschlagender Gedanke, fürwahr, daß dieses große Culturvolk noch den barbarischen Rechtsbegriff der Mißheirath kennt, welchen die Alten schon zu Anfang ihres Culturlebens über Bord warfen. Von jenem rohen Junkerthume freilich, welchem die Stallcarriere anständiger scheint als ein wissenschaftlicher Beruf, das Faustrecht adlicher als der gesetzliche Sinn des freien Bürgers — von ihm reden wir nicht: dies Zerrbild des Adels hat seinen Lohn dahin.

Aber auch die buntscheckige Masse der sogenannten gebildeten wohlhabenden Stände hegt und pflegt eine Fülle unfreier unduldsamer Standesbegriffe. Welche lieblose Härte des Urtheils über die schändlicherweise sogenannten gefährlichen Klassen! Welch' herzloses Absprechen über den „Luxus" der niederen Stände, während ein freier und vornehmer Mann sich daran freuen sollte, daß auch der Arme beginnt etwas auf sich selbst und den Anstand seiner Erscheinung zu halten! Welche gemeine Angst bei jeder Regung des Trotzes und des Selbstgefühls unter dem niederen Volke! Deutsche Herzensgüte hat uns zwar davor bewahrt, daß diese Gesinnungen der Gebildeten bei uns eine so rohe Form annähmen wie bei den schrofferen Briten; aber so lange die aristokratischen Neigungen, wovon wohl noch nie ein feiner Kopf gänzlich frei gewesen, in solcher Gestalt auftreten, steht es gar traurig um unsere innere Freiheit.

Vollends ein Gebiet, auf welchem Unfreiheit und Unduldsamkeit in Fülle wuchern, betreten wir, wenn wir fragen nach den Standesbegriffen des mächtigsten und geschlossensten der „Stände" — oder wie sonst wir diese natürliche Aristokratie nennen wollen — des männlichen Geschlechts. Unglaublich weit verzweigt besteht unter uns Herren des Erdkreises eine stille Verschwörung, den Frauen einen Theil der menschlich harmonischen Bildung grundsätzlich zu versagen. Denn einen Theil ihrer Bildung erlangen die Frauen nur durch uns. Unter uns aber versteht sich von selbst, daß religiöse Aufklärung für den gebildeten Mann eine Pflicht, für den Pöbel und die Frauen ein Verderben sei, und wie viele finden eine Frau ganz absonderlich „poetisch," wenn sie den plumpsten Aberglauben zur Schau trägt. Nun gar „politisirende Weiber" sind ein Greuel, darüber verlieren wir kein Wort mehr. Ist das unser mannhafter Glaube an die göttliche Natur der Freiheit? Ist die religiöse Aufklärung wirklich nur eine Sache des nüchternen Verstandes und nicht weit mehr ein Bedürfniß des Gemüthes? Und doch meinen wir, die Herzenswärme der Frauen werde leiden, wenn wir sie in ihrer Weise sich erfreuen lassen an der großen Geistesarbeit der jüngsten hundert Jahre. Kennen wir die deutschen Frauen wirklich so wenig, daß wir meinen, sie würden jemals „politisiren", jemals sich den Kopf zerbrechen über Grundsteuern und Handelsverträge? Und doch bietet das politische Elend dieses Volkes eine rein menschliche Seite, welche von den Frauen vielleicht tiefer, feiner, inniger verstanden werden kann als von uns. Soll denn von dieser Fülle des Enthusiasmus und der

Liebe, vor der wir so oft kalt und bettelarm und herzlos dastehen, nicht ein ärmliches Bruchtheil dem Vaterlande gelten? Muß erst die Schande der Franzosenzeit sich erneuern, wenn unsere Frauen wieder, wie längst schon alle ihre Nachbarinnen in Ost und West, sich empfinden sollen als die Töchter eines großen Volkes? Wir aber haben in unfreier Engherzigkeit allzulange vor ihnen geschwiegen von dem, was uns das Innerste bewegte, wir hielten sie gerade gut genug, um ihnen von dem Richtigen das Richtigste zu sagen, und weil wir zu klein dachten, ihnen die Freiheit der Bildung zu gönnen, ist heute nur eine Minderzahl der deutschen Frauen im Stande, den schweren Ernst dieser bedeutungsvollen Zeit zu verstehen. —

Gewaltsam müssen wir unserer Feder ein Ziel setzen, denn unzählig sind die natürlichen und conventionellen Schranken, welche die Gesinnung bald einzelner Klassen bald der gesammten Gesellschaft verengern und dem Gedanken der persönlichen Freiheit entfremden. Mögen diese Andeutungen daran erinnern, wie Großes ein Jeder in seinem Innern zu wirken hat, ehe er sich einen freien Mann nennen darf, und wie unendlich Vieles enthalten ist in der aristotelischen Forderung der persönlichen Freiheit, in jenem „Leben nach eigenem Belieben." Nicht blos die Zwangsgewalt des Staates soll dem Bürger die Ausbildung eines eigenartigen Charakters unverkümmert vergönnen. Die Gesellschaft soll hinausgehen über diese wohlfeile theoretische Anerkennung, soll praktisch duldsam werden gegen das Thun und Meinen der Einzelnen. So verwandelt sich jenes politische Verlangen unter der Hand in eine sittliche Anforderung an die Humanität jedes Einzelnen.

Wenn wir aber heute noch die Worte Humboldt's von der allseitigen Ausbildung der Persönlichkeit zur Eigenthümlichkeit der Kraft und Bildung freudig wiederholen, so liegt doch heut ein anderer Sinn in der alten Rede; denn diese Zeit ist eine neue, sie zehrt nicht blos von der Weisheit der Altvordern. Sie genügt uns nicht mehr, jene innere Freiheit, welche leiblos und freudlos sich abwandte von dem nothwendigen Uebel des unfreien Staates; wir wollen die Freiheit des Menschen im freien Staate. Wie die persönliche Freiheit, welche wir meinen, nur gedeihen kann unter der Segnung der politischen Freiheit; wie die allseitige Ausbildung der Persönlichkeit, welche wir erstreben, nur da wahrhaft möglich ist, wo die selbstthätige Ausübung mannichfaltiger Bürgerpflichten den Sinn des Menschen erweitert und adelt: so führt uns heute jedes Nachdenken über sittliche Fragen auf das Gebiet des

Staates. Seit die jammervolle Lage dieses Landes in gar so lächerlichem Wiederspruche steht mit den gereiften Ideen seines Volkes, seit wir edle Herzen brechen sahen unter der unerträglichen Bürde der öffentlichen Leiden, seitdem ist in die Herzen der besseren Deutschen etwas eingezogen von antikem Bürgersinne. Die Erinnerung an das Vaterland tritt warnend und weisend mitten hinein in unsere persönlichsten Angelegenheiten. Giebt es irgend einen Gedanken, der heute einen rechten Deutschen lauter noch als das Gebot der allgemein-menschlichen Pflicht zu sittlichem Muthe mahnen kann, so ist es dieser Gedanke: was Du auch thun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, Du thust es für Dein Volk.]

Frankreichs Staatsleben

und der

Bonapartismus.

1. Das erste Kaiserreich.

(Freiburg 1865.)

Die Versuchung dem Genius Altäre zu bauen ist unter allen Gefahren, welche den Historiker beirren, leicht die größte. Immer wieder den göttlichen Sinn im menschlichen Unsinn aufzusuchen scheint auch dem Muthigen leicht ein ermüdendes Handwerk. Tritt uns dann endlich aus dem Einerlei halben Wollens und halben Vollbringens, welches die meisten Blätter der Geschichte füllt, einer jener Gewaltigen des Herrn entgegen, die das Gesetz alles Lebens in der eignen Brust zu tragen scheinen, da regt sich jubelnd die Künstlerseele, welche in jedem rechten Menschen schlummert. Nur starke Geister vergessen über dem Glanze, den ein Heldenbild um sich verbreitet, nicht die entscheidende Frage, ob die ursprüngliche Kraft, die uns zur Bewunderung hinreißt, treulich verwendet ward im Dienste jenes Geistes der Geschichte, welchem auch die Häupter unseres Geschlechts nur demuthsvoll zu folgen vermögen. Die blinde Heroenverehrung wird zur weitverbreiteten Krankheit nur in Zeiten, die mit Stolz eine ungeheure Culturaufgabe auf ihren Schultern fühlen, doch mit geheimer Angst sich bekennen, daß ihre Kraft der Last kaum gewachsen sei. So erklärt sich, warum in unseren Tagen Thomas Carlyle's Lehre vom hero-worship entstehen und Wurzeln schlagen konnte. Aber wie wenig es dem Menschen frommt zu knieen vor Göttern von Fleisch und Blut, das begreifen wir erst, wenn ein verschlagener Kopf die praktischen Folgerungen aus den Sätzen des Heroencultus zieht, wenn der Despotismus seine Blöße mit dem Namen eines Genius deckt.

Seit er die Kaiserkrone trägt hat Napoleon III. nur selten durch ein achtlos entfallenes Wort verrathen, welch' ein starkes cäsarisches

Selbstgefühl er hinter schweigsamer Hülle birgt: so bei jenem Gespräche zu Plombieres, als er zu Cavour sagte: „in Europa leben nur drei Männer, wir Beide und noch ein Dritter, den ich nicht nennen werde.“ Da trieb ihn einmal literarische Eitelkeit ganz und gar aus jener Zurückhaltung heraus, welche gekrönten Häuptern ansteht; zu den vielen Räthseln, die er den Zeitgenossen aufgegeben, fügte er ein neues, größtes. Unverhohlen kündete er die Lehre von den bevorrechteten Wesen, die, hoch erhaben über der gemeinen Regel des Sittengesetzes, wie Leuchtthürme in die Nacht der Zeiten ragen und mit dem Siegel ihres Genius eine neue Aera stempeln. Jedermann las in den Zeilen, daß der Kaiser selbst das Recht seines Thuns von der erlauchtesten Ahnenreihe herleitet, die ein Mensch sich wählen kann, von Cäsar, Karl dem Großen, Napoleon. Alle die alten fadenscheinigen Kraftworte des Bonapartismus, die man dem Prätendenten verzeihen mochte, hörten wir mit Befremden wieder aus dem Munde des Kaisers: das verschworene Europa hat, ruchlos und verblendet, seinen Messias gekreuzigt, aber das Werk des Erlösers, das Kaiserreich, ist wieder auferstanden! Und diese Worte unheimlicher Ueberhebung standen in der Vorrede eines verunglückten historischen Werks, dessen unbestreitbare Schwäche den wohlerworbenen schriftstellerischen Ruhm des Verfassers nahezu zu vernichten drohte. Sie waren geschrieben zur Verherrlichung eines politischen Systems, das freilich einigen edlen und vielen gefährlichen Neigungen der Franzosen entspricht, aber den Beweis seiner Lebenskraft und Dauer noch zu führen hat.

Es wäre wunderbar, wenn dieses Siegeslied vor dem Siege nicht in dem Hohne der mißachteten Millionen kleiner Leute ein häßliches Echo gefunden hätte. Wenn der Kaiser selber seinen Thron dicht neben die Sonne stellt und der feile Schwarm adorirender Diener die Vergötterung des Cäsars feiert, dann darf — das ist der Lauf der Welt — der Seneca nicht fehlen, der mit beißendem Witze die Verkürbissung des Claudius singt. Am lautesten spotteten, wie billig, die extremen Parteien, die dem Kaiser seine Tugenden nicht verzeihen. Vor Allem die Radicalen; sie grollten dem Staatsmanne, der die Lehre von der alleinseligmachenden Republik Lügen gestraft und den freiheitsmörderischen Sinn des allgemeinen Stimmrechts aller Welt bewiesen hat. Nicht minder des Kaisers alte Freunde in der dunklen Kutte. Die schöne Zeit war ja dahin, da das ultramontane Lager den Retter der Gesellschaft feierte und den Marschall Saint-Arnaud als einen Gottes-

mann pries. Seit der Kaiser an dem heiligen Vater und dem dreimal heiligen Oesterreich gar so gröblich sich vergangen hatte, strömten von frommen Lippen die Verwünschungen wieder den Schlächter des zweiten Decembers, und die **histoire de Jules César** ward als eine Schule des Meineids geschildert. Auch die Anspielungsjäger hatten gute Tage. Die Einen fanden in Achille Fould den Cornelius Balbus des neuen Cäsar, die Anderen in dem Herzog von Morny den Agrippa des modernen Augustus, und der Kaiser durfte sich schwerlich beklagen, wenn die Vergleiche nicht immer zu seinen Gunsten ausfielen. Der kluge Künstler hatte selber unbedacht die Thüren seines Zaubertempels geöffnet: begreiflich, daß beim grellen Tageslichte mancher Vorhang, manches Decorationsstück morsch und verschlissen erschien, das bei wohl vertheiltem Lampenscheine sich gar prächtig ausnahm. Zu allem Unglück trat das kaiserliche Geschichtswerk in einem Augenblicke hervor, da man in Deutschland das lautere Gold der sittlichen Entrüstung auf die Straße zu werfen pflegte. Das Buch ist bekanntlich überreich an moralischen Bemerkungen von theilweis zweifelhafter Wahrheit aber durchgängig unzweifelhaftem Alter. An diese hält sich nun die Gesinnungstüchtigkeit, sie schlägt sich an ihre haarige Brust und fragt feierlich: wie darf der Mann des Staatsstreichs sagen, daß vergossenes Blut eine unübersteigliche Scheidewand bilde zwischen Söhnen eines Landes? Das Alles wäre sehr tugendhaft, wenn es nicht so gar lächerlich wäre. Der Mann, der so salbungsvoll von dem Fluche des Bürgerbluts und von der Schmähsucht siegender Parteien redet, weiß auch und gesteht, daß der Baumeister mit den Stoffen bauen muß, die er gerade zur Hand hat. Mit den wohlfeilen Vorwürfen der Heuchelei und Inconsequenz ist ein schriftstellernder Staatsmann so leicht nicht zu besiegen.

Noch jedes politische System des modernen Frankreichs wähnte sich in dem Augenblicke am sichersten, da seine Tage bereits gezählt waren. Als die Adler des rückkehrenden Napoleon von einem Kirchthurm Frankreichs zum andern flogen, versicherte Talleyrand in Wien: Millionen Fäuste würden sich erheben wider den Ruhestörer. Mit zweifelloser Zuversicht harrte Karl X. auf den Erfolg der Juliordonnanzen, und kurz vor dem Februar 1848 schrieb General Radowitz, unter dem Eindruck der Gespräche mit Guizot, das Julikönigthum habe niemals fester gestanden. Sollte diese unheimliche Erfahrung, deren regelmäßige Wiederkehr auf einen Grundschaden im

französischen Staate hinweist, heute sich wiederholen? Sollte das zweite Kaiserreich bereits am Vorabend seines Falles stehen, während es seinen höchsten Trumpf ausspielt und den größten Namen aus den Annalen der Monarchie auf sein Banner schreibt? Wir überlassen Anderen den Schleier der Zukunft zu lüften und begnügen uns die Fragen zu erwägen: Ist der Bonapartismus in dem Charakter und der Geschichte des französischen Volks begründet? Bildet er den endgiltigen Abschluß von zehn Revolutionen? Und welches Recht haben diese Bonapartes, sich zu brüsten mit dem Ruhme des erhabenen Herrschers, der einmal doch das schreckliche Wort des Aristoteles bewährte, das Wort: nur ein Gott kann König sein —? Vielleicht ist gerade unseren Lesern willkommen, solchem Gedankengange zu folgen. Wir haben einst die ruchlose Meinung vertheidigt, daß die deutsche Nation einer Million von Deutschen und Dänen nicht gestatten dürfe, nach souveränem Belieben über Fragen zu entscheiden, welche des ganzen Vaterlandes Wohl berühren — desgleichen die noch ruchlosere Behauptung, daß Deutschlands Einheit nicht gefördert werde, wenn man zu so vielen Königen von Napoleon's Gnaden noch einen Herzog von Franz Joseph's Gnaden hinzufüge. Wir haben von jeher den liberalen und liberalisirenden Particularismus als die für Deutschland verderblichsten Parteien bekämpft und die Vernichtung der Vielherrschaft durch die Monarchie verlangt. Folglich — kraft jener wunderbaren Logik, welche in Zeiten des Gesinnungsterrorismus zu blühen pflegt — folglich steht der Vorwurf fest, daß wir mit dem Cäsarismus liebäugeln. Sehen wir zu, ob die Anklage sich aufrecht halten läßt. Die hohlste aller Phrasen versucht heute dem Deutschen die Freude zu vergällen an der gesetzlichen und nationalen Monarchie, die zukunftssicher in unserem Norden sich aufbaut. Leuchten wir dem Schreckgespenste des Cäsarismus in's Angesicht, um zu erkennen, ob es von unserem Blute sei. —

Das Gewölk pomphafter Rhetorik, das die Ereignisse des 18. Brumaire allzulange umhüllte, ist endlich zerstoben. Wir wissen jetzt: die That jenes Tages war ein schlecht vorbereiteter Staatsstreich, ausgeführt ohne Geschick und Sicherheit und mit einem unbilligen Aufwande von Brutalität und Lügen. Daß sie trotzdem gelang, ist der sicherste Beweis für ihre historische Nothwendigkeit und Größe. Als Bonaparte auf der Heimkehr aus Aegypten in Frankreich landete, grüßte ihn das Jauchzen der Masse, die von dem Helden Schutz erwartete wider den

Einfall der fremden Heere; und nicht minder aufrichtig als dieser Jubel war die Abstimmung der Millionen, welche die neue Gewalt des Usurpators bestätigten. Nichts kann grundloser sein als das von der Demokratie beharrlich nachgesprochene Schlagwort Lamartine's, der erste Consul habe den Verlauf der Revolution in dem Augenblicke unterbrochen, da sie aufhörte convulsivisch zu sein und fruchtbar zu werden begann. Vielmehr hatte ein zehnjähriger Fieberzustand die politische Schöpferkraft der Nation vorderhand zerstört. Selbst der Wunsch nach einer geordneten constitutionellen Monarchie, den die Mehrzahl der Denkenden hegte, trat zurück vor dem allmächtigen Verlangen nach Ruhe um jeden Preis.

Von jeher war Frankreichs trauriger Ruhm, daß die großen Principienkämpfe unseres Welttheils auf diesem Boden mit heißerer Leidenschaft, mit wilderem Blutdurst denn irgendwo sonst durchgefochten wurden. Beim ersten Gange durch die Straßen von Paris empfindet der Fremde, welche Raserei des Parteihasses, welcher vollständige Mangel an Pietät die Geschichte Frankreichs auszeichnet. Hier das Grab eines Denkers, dessen Gebeine einst Nächtens von wüthenden Gegnern aus der Ruhestätte geraubt wurden; dort das Denkmal eines Bourbonen an derselben Stelle, wo vordem die Statue eines bonapartischen Generals und vor diesem wieder eine Pyramide zu Ehren der Siege der Republik und vorher abermals eine königliche Bildsäule gestanden hat. Jedermann weiß, wie schrecklich diese altfranzösische Wildheit des Parteikampfes in den Revolutionsjahren sich bewährte. In Strömen war das Blut aller Parteien geflossen, jedes Dorf des Landes hatte der erbarmungslose Bauernkrieg mit seinen Schrecken erfüllt. In einem Jahrzehnt hatte Frankreich alle erdenklichen politischen Systeme versucht, Recht und Sitte grundverschiedener Zeitalter, bis auf die Trachten herab, in athemlosem Wechsel nachgeahmt, den gesammten Grundbesitz einer radicalen Umwälzung unterworfen. Nun lag die Leitung des ermatteten Staats in der Hand jenes Directoriums, das, wuchernd und zwieträchtig, gewaltthätig und dennoch kraftlos, mit den Factionen auf Tod und Leben kämpfte. Bonaparte hatte dereinst mit eigenen Augen geschaut, wie am 10. August das Königthum zu Grunde ging durch die Zagheit seiner Vertheidiger, und aus solchem Anblick die Lehre gezogen, die er später bei seiner Thronbesteigung als höchste politische Weisheit seinen Nachkommen einschärfte: „die Vernichtung der Gesetze und die Erschütterung der socialen

Ordnung sind nur die Folgen der Schwäche und Unsicherheit der Fürsten." Er hatte sodann die republikanischen Parteien benutzt um sein jedem Menschen überlegenes Genie an die ihm gebührende Stelle zu bringen, aber keinen Augenblick war die unheimlich frühreife Weltklugheit dieses Kopfes darüber in Zweifel gewesen, daß die Republik ebenso unmöglich sei, wie die Rückkehr der Bourbonen. Jetzt dankte er seine Herrschaft dem Säbel, und sie ward ihm geweiht durch die vollkommene politische Ermüdung des Landes. Er war Herr des Staates bevor er ihn kannte, und mit dem Auge des Genius begriff er, was dem zerrissenen Gemeinwesen zunächst noth that. Er verkündet: „ich gehöre keiner Partei, ich gehöre Frankreich an; wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht ist von meiner Partei" und sichert sich also die Unterstützung Aller derer, die vor der Willkür der Factionen zitterten. Er hebt die grausamen Gesetze gegen die Priester und Emigranten auf, aber die vollzogene Veräußerung der Staats-, Kirchen- und Adelsgüter hält er aufrecht und beruhigt dergestalt nicht nur jene Börsenmänner, die das Complott des 18. Brumaire vorbereiten halfen, sondern die Hunderttausende, welche um ihren ungesicherten neuen Besitz bangten.

Somit war die Wuth des Parteikampfes vorläufig gebändigt und die Umwandlung aller Besitzverhältnisse durch den neuen Herrscher gesetzlich befestigt. Noch eine andere große politische Arbeit, daran die gesammte französische Geschichte gewirkt, hat Napoleon I. zum Abschluß gebracht: die straffe Staatseinheit Frankreichs ward durch ihn vollendet. Mit Widerwillen schaut der Deutsche auf ein Volksthum, welchem der Name Provinz nahezu gleichbedeutend ward mit Dummheit und Beschränktheit. Wir betrachten den Charakter von Paris, der in seiner wetterwendischen Beweglichkeit während eines halben Jahrtausends sich so wunderbar treu geblieben — die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden und doch zugleich ein Tummelplatz aller großen, die Welt erschütternden Ideen — diesen ewigen Wechsel von Hochherzigkeit und entfesselter Begierde, dies Leben voll rastloser Arbeit und rastlosen Genusses, das doch den Segen der Arbeit, maßvolle Freiheit und Zufriedenheit, niemals kannte — und wir fragen kopfschüttelnd, wie nur ein großes Volk die Dictatur dieser Stadt ertragen mag. Selten würdigen wir genugsam, welche unschätzbaren Güter Frankreich seiner herrschenden Hauptstadt verdankte: die starke aggressive Kraft des Staats, die Verschmelzung so vieler verschiedengearteter Stämme zu einer Nation von scharf

ausgeprägtem Charakter. Auch der Deutsche, wenn er die Gräberreihen des Pere-Lachaise durchwandelt, gedenkt nicht ohne Bewegung, welche Fülle bedeutender Menschenkraft hier in der glänzendsten Stadt der Welt gewirkt hat. Wie gewaltig muß den Franzosen der Ehrgeiz, der edle wie der gemeine, sich regen in diesem Gewoge allseitigen Lebens, wo jedes Talent, jeder Gedanke, jede Berechnung eine große weithin sichtbare Bühne findet; wie stark hat dieser Brennpunkt des nationalen Lebens die dem Franzosen eigenthümliche Gabe des Faiseurs entwickelt, die Gabe auch geringe Anlagen rasch und praktisch zu verwerthen. Genug, die ungeheure Mehrheit der Franzosen ist nicht der Meinung, daß die Herrlichkeit von Paris zu theuer erkauft sei um die geistige Verarmung der Provinzen. Wenn eine große, geistreiche Nation eine solche Ansicht durch allen Wechsel der Geschicke festgehalten hat, so ziemt dem Fremden nicht sie darum zu meistern. Es gilt bescheiden zu verstehen, daß hier eine von dem unseren grundverschiedene Richtung des Volkslebens vorliegt, die fortan durch menschliche Macht vielleicht ermäßigt doch nicht mehr geändert werden kann. Mit Stolz erinnert sich Frankreich an den Kampf seiner Könige wider die Barone und an jenen großen Cardinal, der sich rühmte, die Nivellirung des französischen Bodens durchgeführt zu haben.

Als die Revolution alle geheimsten Neigungen des Volks an den Tag brachte, trat dieser Drang nach unbedingter Staatseinheit gebieterisch hervor. „Und noch einmal“, rief Mirabeau zornig, „wir sind nicht eine Nation, sondern ein zusammengewürfelter Haufe von Provinzen unter einem Oberhaupte.“ In der Nacht des 4. August wurden nicht blos die Vorrechte der höheren Stände geopfert, sondern auch die Privilegien der Provinzen. Selbst die Namen der altehrwürdigen Provinzen mußten fallen, das Land zerfiel fortan in gleichförmige Departements. Freilich führte die zuchtlose Ungebundenheit der Epoche zu einem scheinbaren Widerspruche. Die Constituante schenkte allen Gemeinden und Bezirken gewählte, nach Oben unabhängige Behörden, und während einiger Jahre der Anarchie bestand das Reich scheinbar aus mehreren tausend unabhängigen Gemeinwesen. Aber sogar in dieser Zeit ward das Geschick des Landes durchaus durch die Haltung der Hauptstadt bestimmt, und bald, auf Danton's Ruf nach einer starken und nationalen Regierung, begann der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen. Die eine und untheilbare Republik ward verkündigt, das Vorbild der großen germanischen Bundesrepublik

ausdrücklich verworfen. Nach den blutigen Kämpfen in der Vendee, in Lyon und Toulon war das Land der alleinherrschenden Centralgewalt vollständig unterworfen. Seitdem erschien der Mehrzahl der Franzosen die Behauptung, daß selbständige Verwaltung der Provinzen mit der Staatseinheit sich verträgt, ebenso unbegreiflich, wie umgekehrt den Deutschen die Wahrheit, daß das Selbstbestimmungsrecht der Theile an den Interessen des Ganzen seine rechtmäßige Schranke findet. In jäher Zuckung regte sich wohl noch dann und wann der municipale und provinciale Trotz, so 1815, als die Alliirten gebeten wurden, Lyon zur freien Reichsstadt zu erheben. Der Erfolg hat gezeigt, daß solchen Wünschen keine Lebenskraft inwohnt. „Die Localitäten sind nicht, sie verlangen gar nicht zu sein," schrieb kürzlich Herr Dupont-White und sprach die vorherrschende nationale Meinung aus.

Unter dem alten Regime war der Wille der Krone und ihrer dreißig Intendanten nur durch fortwährende Usurpation durchgesetzt worden, indem man die Rechte der Gutsherrschaften, der Stadträthe, der erblichen Amtskörperschaften auf tausend Wegen der Gewalt, der List, des Einflusses umging oder untergrub. Ebenso tumultuarisch hatte der Convent regiert durch seine Commissäre und den Massendespotismus der Clubs. Erst Napoleon I. fand für die centralisirte Verwaltung die ihr allein angemessene, wohlgeordnete Form, welche leider im Wesentlichen fortbestehen wird, so lange die Bedürfnisse und Anschauungen dieses Volkes sich nicht von Grund aus ändern. Alsbald nach der Einsetzung des Consulats sendet er seine Delegirten in alle Militärdivisionen mit schrankenloser Vollmacht zur Ueberwachung und Absetzung der Beamten. Dann gründet das Gesetz von 28. Pluviose des Jahres VIII. die Hierarchie des neufranzösischen Beamtenthums. Einzelbeamte treten an die Spitze aller Verwaltungsbezirke, und ein jeder ist, nach Bonapartes Worten, ein kleiner Erster Consul in seinem Bezirke; sämmtliche Präfekten, Unterpräfekten und Maires werden durch das Staatsoberhaupt oder durch seine Organe ernannt. Die Ortsgemeinden, die der Convent vernichtet hatte, werden hergestellt, aber dem monarchischen Beamtenthum bedingungslos untergeben. Inmitten dieses ungeheuren Netzes sitzt der Staatsrath, wie eine große Spinne, die tüchtigsten Kräfte des Beamtenthums an sich ziehend und mit immer neuen Fäden das Gewebe der monarchischen Macht ergänzend. Für die Sectionen des Staatsraths weiß der Herrscher mit sicherem Auge die „Specialitäten" zu finden, gefügige Männer ohne Parteigesinnung, welche

die Bildung der alten Zeit mit der Arbeitskraft der neuen verbinden. Ihnen theilt er die 350 Auditeurs zu, die bestimmt sind, hier in sich aufzunehmen was man den Geist dieser Bureaukratie nennen mag und es später in der Departementalverwaltung anzuwenden. Das ganze System schlagfertig, gleichförmig, zweckmäßig, nach dem Grundsatze der Arbeitstheilung übersichtlich geordnet, thatkräftig genug, um binnen sechs Monaten die Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen — aber kostspielig, geistlos und durch und durch despotisch. Diese Verwaltungsordnung ist Frankreichs heutige Verfassung. In ihr lag „das Capital von Autorität“, das der Kaiser, wie die Napoleoniden heute mit Recht versichern, allen späteren Regierungen Frankreichs hinterlassen hat. In einem solchem Staate durfte jeder Herrscher getrost das Wort des Kaisers wiederholen: „mit meinen Präfekten, Gensdarmen und Priestern werde ich immer thun was mir beliebt.“

Durch diese centralisirte Verwaltung, welche naturgemäß das technisch vollkommenste Verwaltungsrecht der Welt in sich ausbildete, war die Einheit Frankreichs mit radikaler Folgerichtigkeit verwirklicht, und die Spitze des Systems konnte nur monarchisch sein. Die Stimmführer des jungen Deutschlands pflegten vor Zeiten uns höhnisch vorzuhalten, der kühne Franzose sei ein geborener Republikaner, der gehorsame Deutsche geborener Monarchist. Heute steht unter den Einsichtigen fest, daß nur Leidenschaft und Befangenheit in Abstraktionen den durchaus monarchischen Instinkt des französischen Volkes verkennen konnten. Die französische Sprache allein kennt den Ausdruck Souveränität, und ein Franzose, Bodin, hat diesen Begriff zuerst wissenschaftlich erklärt. Jahrhunderte lang, während das erstarkende Königthum um seine Vollgewalt kämpft, verfechten die Legisten der Krone die Majestät des in der Monarchie am Kräftigsten verkörperten Staatsgedankens. Sie rufen die politischen Begriffe des römischen Kaiserrechts wieder in das Leben, sie können sich kaum genug thun in Parömien, welche die Einheit, die Unsterblichkeit, das lediglich politische Dasein des dem Privatrechte entwachsenen Monarchen aussprechen. Diese Pioniere der Monarchie haben in Thierry, Mignet und der großen Mehrzahl der französischen Geschichtsschreiber beredte Lobredner, neuerdings in Tocqueville und Frankreichs englischer Publicistenschule heftige Ankläger gefunden. Der Deutsche kann in der gewaltthätigen Politik der absoluten Krone des Bewundernswerthen nur wenig entdecken, doch er muß bekennen, daß sie eine harte Nothwendigkeit war. Mit Nichten waren diese monarchischen

Traditionen durch die Revolution entwurzelt. Nirgendwo zeigt das Volk im Jahre 1789 die unerläßlichste der republikanischen Tugenden, den ernsten Willen, die harte Pflicht der Selbstverwaltung in freiwilligem Ehrendienst zu übernehmen. Man forderte lediglich Wahl der Behörden durch die Bürger, und als dies anarchische Verlangen zu dem unvermeidlichen Rückschlage geführt hat, stehen sich abermals wie unter dem alten Regime zwei große Klassen gegenüber, die verwaltende und die große Mehrheit derer, welche der Verwaltung nur mit kritischen Auge zuschauen.

In dem widerspruchsvollen Charakter dieses großen Volks lag von Altersher dicht neben hochherziger, in Tagen der Gefahr bis zum Heldenthum gesteigerter, Vaterlandsliebe eine entschiedene Abneigung gegen die alltägliche aufopfernde Pflichterfüllung des freien Bürgers, neben starker politischer Leidenschaft ein sehr unentwickelter Sinn für die Ordnung und das Recht des Einzelnen. Auf solche Untugenden, die Napoleon III. schon als Prätendent scharf und schonungslos erkannte, stützte sich die bureaukratische Monarchie. Ebenso nothwendig ward die Monarchie durch die Centralisation hervorgerufen. Nur verblendete Selbsttäuschung mochte die Redner der Constituante, einen Thouret u. A., zu der zuversichtlichen Behauptung bewegen, auf der Centralisation ruhe die Festigkeit, die Stätigkeit der politischen Entwicklung. Vielmehr, mit der Vereinigung aller treibenden Kräfte des Gemeinwesens in Paris war für jede Minderheit die Möglichkeit gegeben, durch einen verwegenen Handstreich sich des gesammten Staates zu bemächtigen. Gegen diese ungeheure Gefahr bot allein eine kraftvolle monarchische Gewalt einen Schirm. So mochte denn immerhin der erste Consul noch eine Weile die Schlagworte der Republik im Munde führen und mit pomphafter Trauer den Tod Washington's feiern, der für dieselben Güter gekämpft haben sollte wie die Soldaten Bonaparte's: — seit dem 18. Brumaire hatte Frankreich einen Herrn. Schon im Jahre 1801 redet ein Staatsvertrag der Republik von den Unterthanen des ersten Consuls, und mit der Errichtung des Kaiserthums ward endlich auch dem Namen nach jene Staatsform wiederhergestellt, die, eine Nothwendigkeit für Frankreich, lediglich im Taumel der Leidenschaft preisgegeben worden.

Mit Nichten war die Wiederherstellung der Monarchie eine Restauration der alten Ordnung. Napoleon erkannte, daß er durch die einfache Rückkehr zum Alten sich selber verbannen würde. Er wußte, welch' ein gewaltiger Riß im Jahre 1789 die Geschichte Frankreichs

zerschnitten hatte, und ging bereitwillig ein auf das nationale Vorurtheil, daß dies Volk der Welt — die Freiheit gelehrt und eine schlechthin neue Epoche begonnen habe. Er erkennt die Volkssouveränität an, leitet seine Gewalt von dem allgemeinen Stimmrecht her: le vieux système est à bout. Damit schmeichelt er den demokratischen Neigungen der Epoche und vermehrt unermeßlich die Machtfülle seiner Krone. Der Erwählte der Nation besitzt eine schrankenlose, unbestimmte Gewalt, wie sie einem legitimen Könige in der modernen Zeit niemals zustehen kann. Jede andere Macht im Staate verschwindet vor der seinen, die auf dem Vertrauen der Millionen ruht. Er allein ist der Vertreter der Nation, er verbietet seiner Gemahlin von den Volksvertretern im gesetzgebenden Körper zu reden. Niemals hat sich gewaltiger die innige Verwandtschaft von Demokratie und Tyrannis offenbart. „Es ist die Natur der Demokratie sich in einem Manne zu personificiren,“ sagt der Neffe — ein Wort von erschreckender Wahrheit in einer centralisirten Nation.

Gerade der Lieblingsgedanke der französischen Demokratie ward durch den Selbstherrscher vollendet: die Idee der Gleichheit. Die égalité, obschon erst im Jahre 1793 unter die lockenden Schlagworte der Menschenrechte aufgenommen, hatte sich doch als die lebenskräftigste der revolutionären Errungenschaften bewährt. Um den Gleichheitsfanatismus des neuen Frankreichs billig zu würdigen, müssen wir uns des gräßlichen Hasses entsinnen, der hier von Altersher die Stände schied. Mit grenzenloser Verachtung schaute jede höhere Klasse der Gesellschaft auf die niederen. Der alte Name des vierten Standes, der vilains, ist noch heute ein Schimpfwort. Der Adel übersetzte, wie Napoleon III. treffend sagt, das gute Wort noblesse oblige mit noblesse exempte. Während im achtzehnten Jahrhundert Wohlstand und Bildung des dritten Standes gewaltig anwuchsen und die Lehre von dem unendlichen Rechte des Menschen zahlreiche begeisterte Apostel fand, wurden die rechtlichen Schranken zwischen den Ständen noch höher als im Mittelalter aufgebaut. Die Mehrzahl der Franzosen war an den Beruf ihres Vaters gebunden, der größte Theil der Staatslasten ward von dem gepeinigten vierten Stande getragen. Noch während der Revolution verkündeten Flugschriften der Aristokratie mit cynischer Offenheit Grundsätze wie diese: „die Gesellschaft darf Menschen zu Sklaven machen, wenn daraus für einige ihrer Mitglieder Vortheil erwächst;

das Gesetz darf in einer Klasse von Bürgern Gewaltthaten und Verbrechen dulden, die es in einer anderen mit Strenge bestraft." Solche Worte allein erklären den Vernichtungskrieg gegen die höheren Stände, welcher die Revolutionsjahre erfüllte. Offenbar lag in dem Wesen der Franzosen lediglich Nichts von demokratischer Schlichtheit und Einfachheit. Sie waren es ja, die in den Tagen des Ritterthums die Lehren der Cavalier-Ehre und Galanterie über die Welt verbreiteten, und diesen ritterlichen Charakter mit all' seinem Heroismus und all' seiner Eitelkeit hat die Nation bis zur Stunde bewahrt. Das Wort des Machiavelli, der Bürger dürfe nur durch den Staat groß werden, verstand man hier im häßlichsten Sinne. Von allen Seiten drängten sich Ehrgeiz und Eigennutz an die Krone, Aemter, Titel, nutzbare Rechte heischend. Man gewöhnte sich den Staat mit begehrlichem Auge zu betrachten. Wenn ein solches Volk den Ruf nach Gleichheit erhebt, so tritt das harte Dichterwort in Kraft:

le rêve d'envieux, qu'on nomme égalité!

Mannichfache Beweggründe zwangen Napoleon I. den Traum des Neidharts, den man Gleichheit nennt, vollständig zu verwirklichen. Der Emporkömmling mußte in den bevorrechteten Ständen der alten Zeit seine unversöhnlichen Feinde sehen. In Augenblicken der Schwäche fühlte er sich wohl geschmeichelt, wenn ein Hofmann ihm von dem uralten Adel des Hauses Bonaparte sprach. In den Tagen seines höchsten Uebermuths zog er geflissentlich die alten Geschlechter an seinen Hof und versuchte sogar durch die österreichische Heirath seiner jungen Krone den Glanz der alten Legitimität zu geben. Doch in allen Zeiten der Noth kehrte er zu der klaren Selbsterkenntniß zurück: „für mich giebt es einen Adel nur in den Vorstädten, einen Pöbel nur in dem Adel." Auch war er selber von der Nothwendigkeit der bürgerlichen Gleichheit so aufrichtig überzeugt wie irgend ein Romane. Er wußte, daß er seiner Nation aus der Seele sprach, wenn er in seiner Verfassung jeden Versuch, das Feudalsystem herzustellen, für nichtig erklärte. Er wähnte auch die andern Völker von demselben Gleichheitseifer beseelt. Unermüdlich schärfen seine Briefe den Vasallenfürsten ein, „diese leeren und lächerlichen Standesunterschiede" zu beseitigen. Die Völker Deutschlands, sagt ein Brief an Jerome vom November 1807, hegen keinen lebhafteren Wunsch, als daß auch der Nichtedelmann zu allen Aemtern Zutritt habe, jede Art von Leibeigenschaft und jede Zwischengewalt zwischen der Masse und dem Fürsten verschwinde.

Einen Staat, der diese Reform vollführt, nennt er constitutionell; durch solche Mittel werde Westphalen ein natürliches Uebergewicht über das absolutistische Preußen erhalten. Sein Scharfblick erkennt in der völligen Zerstörung der alten Standesunterschiede den gewaltigsten Hebel des Despotismus. Noch heute wollen die Männer der strengen altbonapartistischen Richtung in den Ereignissen von 1789 nichts sehen als eine rein sociale Thatsache, die Vernichtung der feudalen Stände.

Die Gleichheit, die Napoleon durchführte, war die Gleichheit der Chinesen vor dem Sohne des Himmels. Er fand — so lauten die Worte des Neffen — **la société en poussière**; und er schickte sich an, „die Gesellschaft zu organisiren, Jedem seinen Platz anzuweisen, das ganze Volk einzuregimentiren," an die Stelle der alten Stände „die Hierarchie des vom Staate anerkannten Verdienstes" zu setzen. Rücksichtslose Befriedigung der trivialen Ehrsucht wird die Triebfeder des neuen Staats. Die Freiheit besteht fortan nicht in dem Rechte sein eigenes Selbst ungehindert auszubilden, sondern in dem unbeschränkten Wettbewerb Aller um die von der Staatsgewalt angewiesenen Plätze. Die gesammte Nation durchdringt sich von solchem eitlen nach äußerlicher Ehre jagenden Sinne — der Knabe der mit Stolz das Blechkreuz am dreifarbigen Bande, den **prix de sagesse**, trägt, so gut wie der Mann, der nach dem Sterne am rothen Bande hascht. Mit unvergeßlichen Worten gestand der Imperator, wie klein er von seinem Volke dachte. „Es ist nicht wahr", sagt er zu seinem Staatsrathe, „daß die Franzosen Freiheit und Gleichheit lieben. Dem Volke ist Alles gleichgiltig, man muß ihm die Richtung geben. Durch Kinderspielzeug leitet man die Menschen." Und ein Kinderspielzeug waren auch die Titel des bonapartischen Adels. Mit Unrecht hat man die Gründung dieses neuen Adels dem Kaiser als einen Abfall von seinen eigenen Grundsätzen vorgehalten. Ein Adel solcher Art, weder durch große historische Erinnerungen, noch durch mächtigen Antheil an der Selbstverwaltung mit der Nation verbunden, konnte dem nivellirenden Absolutismus nie gefährlich werden; er war nur ein Mittel mehr um den gemeinen Ehrgeiz in die Dienste dieser Monarchie zu führen. Auch das berüchtigte Decret vom Jahre 1810, das die Gründung von Majoraten ohne Adelstitel gestattete, steht nicht im Widerspruche mit der Idee der Gleichheit, wie der Bonapartismus sie versteht. Wurde dies ungeheuerliche Gesetz ausgeführt, so war freilich ein großer Theil des Bodens dem freien

Verkehre entzogen; aber jedem Franzosen stand frei sich die Gütermasse zu erwerben, die zu einem Majorate gehörte, und durch die Abhängigkeit des Grundeigenthums ward die gleichmäßige Unterwerfung der Nation unter die Staatsgewalt nur um so vollständiger.

Wie die Staatseinheit, so war auch die Allmacht der Staatsgewalt die Napoleon ausbildete, wohlbegründet in der Geschichte des Landes. In allen schöpferischen Epochen zeigt die Gesetzgebung Frankreichs den vielgepriesenen **caractère d'abondance inspirée.** Von jeher findet hier der Staat sein Heil nicht in der Selbstthätigkeit freier Menschen, sondern in dem gewaltsamen Zusammenraffen aller Kräfte des Volks zu mächtigen Schlägen gegen das Ausland und zu großen nationalen Unternehmungen im Innern. Schon Heinrich III. erklärt, daß das Recht auf Arbeit von der Krone verliehen werde, und seit Colbert wird die Volkswirthschaft einer herrisch eingreifenden Staatsleitung unterworfen. Nicht zufällig also gelangten in Frankreich viele begabte Köpfe zu den Lehren des Communismus, der in Deutschland und England fast allein unter armseligen Geistern Anhänger fand. Dort sind jene Utopien nur eine verwegene Weiterbildung der im Staate längst vorherrschenden Richtung, während sie bei uns Germanen alle Gewohnheiten von Staat und Gesellschaft roh verletzen.

Unschätzbare Güter hat Frankreich der Allmacht seiner Staatsgewalt geopfert, vor Allem die freie Bewegung des religiösen und damit des gesammten geistigen Lebens. Man versucht wohl die katholische Treue der Franzosen aus dem Gemüthe der Nation zu erklären. Man sagt, das oberflächliche Wesen des Volks, das für die tiefinnerlichen Gewissenskämpfe des Protestantismus wenig Verständniß hatte, und die heitere schönheitslustige Sinnlichkeit der Südländer seien schließlich stärker gewesen als der scharfe kritische Verstand. In Wahrheit entschieden politische Motive den Sieg der katholischen Kirche. Es liegt ein tiefer Sinn, eine unbewußte Ironie in den Namen **les réligionaires** und **ceux de la réligion**, die man den Hugenotten gab; nur dieser Partei, nicht ihren Gegnern war der Glaube das höchste Gut. Die Nation war gewöhnt an eine Einförmigkeit der Bildung, eine Gebundenheit der Sitte, die man wohl als socialen Katholicismus bezeichnen darf: sie erlaubte keinem Einzelnen sich allzuweit von den Durchschnittsempfindungen der Mehrheit zu entfernen. Die Krone sah in der religiösen auch die politische Anarchie; der Instinkt der Massen fürchtete von der Glaubensspaltung die Zerstörung der einen allmächtigen

Staatsgewalt; die Herrschsucht der katholischen Hauptstadt kämpfte wider die ständischen, förderalistischen Gedanken der evangelischen Herrengeschlechter in den Provinzen. Dann schenkte die Weisheit Heinrichs IV. dem kampfesmüden Lande drei Menschenalter leidlich gesicherter Glaubensfreiheit, eine fruchtbare Zeit, welche in Wahrheit den Grund gelegt hat für den mächtigen Aufschwung der französischen Bildung, für die Literaturepoche Ludwigs XIV. Doch derselbe König, der die Krone auf die Höhe ihrer Macht emporhob, wagte auch die gräßlichste und folgenreichste Gewaltthat der neuen französischen Geschichte; er vertrieb die Hugenotten, und die Mehrheit der Nation half ihm treulich die unglückliche „Kirche der Wüste“ zu mißhandeln. Seitdem zeigt das geistige Leben jenes haltlose Schwanken zwischen plumpem Autoritätsglauben und frevelhafter Frivolität, das uns Deutsche so widerwärtig berührt; altkeltische Bigotterie und freche Spötterei stehen dicht bei einander, oftmals in Einer Menschenseele vereinigt; der freie Gedanke erscheint als zuchtlose Freigeisterei, als eine revolutionäre Kraft. Aber die Staatsgewalt hatte einen neuen Machtzuwachs erhalten; der eine Glaube entsprach dem einen Könige und dem einen Gesetze. Der Protestantismus ward einem Voltaire ebenso unverständlich wie einem Bossuet, ward von den Gläubigen wie von den Spöttern als unfranzösisch verachtet, und die alleinherrschende Kirche war eine Sklavin des Staats.

Während der Revolution sodann schweift die Thätigkeit des Staats in's Grenzenlose. Der Convent wagt das wahnsinnige Experiment des praktischen Communismus, er vermißt sich nach Billaud's Antrag das französische Volk „umzuschaffen.“ Ganz im Geiste dieser altfranzösischen Traditionen erklärt Napoleon sogleich nach der Errichtung des Consulats, seine Absicht sei „den öffentlichen Geist zu schaffen.“ Er nennt sich selber den Schutzgeist Frankreichs, bei dessen Erscheinen die aufathmende Gesellschaft gerufen habe: le voilà! Als Kaiser rühmt er sich mit dürren Worten, daß er den Ruhm und die Ehre habe „Frankreich zu sein.“ Alle Zweige des Volkslebens werden einer rastlosen Bevormundung unterworfen. Die riesenhafte Thätigkeit des Monarchen umfaßt das Größte wie das Kleinste, den Neubau der Rechtsordnung wie die Preise der Plätze im Opernhause. Jedes Departement dankt dem Kaiser bedeutende lokale Verbesserungen, die Mauerkelle darf nicht ruhen unter dem Empire. Hatte ein Lieblingssatz des alten Regimes gelautet: la gensd'armerie c'est l'ordre, so heißt unter dem Bonapartismus

die Polizei — die Vorsehung des friedlichen Bürgers und der Schrecken des Ruhestörers. Nur Eine Schranke wird von dieser allumfassenden Staatsgewalt innegehalten. Der Kaiser weiß, daß das Eigenthum mächtiger ist als er und seine Heere, und erklärt darum im Eingange der neuen Verfassung: „sie ist gegründet auf die geheiligten Rechte des Eigenthums, der Gleichheit und der Freiheit“ — eine lehrreiche Reihenfolge. Seitdem ist die überspannte Staatsthätigkeit die Erbkrankheit Frankreichs unter allen Systemen geblieben, und ein großer Theil der Franzosen preist die fürsorgliche Allmacht des Staats als einen Vorzug mit Gründen, die ein Germane kaum versteht. In individualistischen Völkern, pflegen sie zu versichern, begnügt sich der Staat das Unrecht zu verbieten; in centralisirten Völkern stellt er sich ein edleres Ziel, hier will er selber das Gute und Große schaffen, hier wird jedes Unternehmen, das den Ruhm der Nation vermehrt, von Rechtswegen zur Staatsanstalt. „In diesem Lande der Centralisation“, sagt Napoleon III. sehr richtig, „hat die öffentliche Meinung ohne Unterlaß Alles, das Gute wie das Böse, dem Haupte der Regierung zugeschrieben.“

Im Zusammenhange mit der Centralisation der Verwaltung steht die Neugestaltung des Rechtswesens. Während der Revolution waren die Gerichte auf den Sand der Volkswahl gegründet worden. Die Monarchie giebt ihnen wieder Halt und Stätigkeit, sie ernennt die Richter und stellt unter den von der Revolution geschaffenen Cassationshof ein wohlzusammenhängendes System von Appellhöfen und Tribunalen erster Instanz. Dann wird die von dem Convente versuchte umfassende Codification in großartiger Weise vollendet, Einheit und Gleichheit des Rechts für alle Klassen und Provinzen durchgeführt. Portalis und Tronchet, ausgezeichnete Romanisten und Kenner des Rechtes der coutumes, arbeiten vereint an dem gemeinen Rechte des Landes. Das neue Gesetzbuch entspricht allen Neigungen der Massen und des Despotismus zugleich, indem es zwischen dem Staate und dem Einzelnen keine irgend selbständige Gewalt anerkennt; seine folgerichtige, übersichtliche Einfachheit fördert und hebt die Klarheit der Rechtsbegriffe des Privatrechtes im Volke. Als ein Zugeständniß an die Ideen der Revolution bleibt das Schwurgericht bestehen, aber der starke Einfluß der Präfekten auf die Bildung der Geschwornenlisten, die übermächtige Stellung der Gerichtspräsidenten und vor Allem das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft erfüllen auch das Strafverfahren mit bureaukratischem Geiste. Zudem ist die Unabhängigkeit der Richter nach

der neuen Dienstordnung nicht mehr vollständig. Die unbarmherzigen Strafen des alten Regime's stellt das Kaiserreich großentheils wieder her.

In demselben Sinne verfährt Napoleon auf dem Gebiete der Finanzen. Durch die Revolution waren alle Exemtionen vernichtet und ein neues System direkter Steuern geschaffen. Der Convent hatte, auf Roederer's Vorschlag, das buntscheckige Durcheinander der alten Zollrollen beseitigt, das Reich zu einer handelspolitischen Einheit mit gleichmäßigen Zöllen erhoben, aber, um den Leidenschaften des Volks — das heißt bekanntlich: der städtischen Massen — zu genügen, alle anderen indirekten Steuern aufgehoben. Bonaparte entfaltet in diesem seinem Lieblingsfache die ganze Macht seines mathematischen Genies. Auch hier findet er sofort die Fachmänner ersten Ranges, die Mollien und Gaudin, heraus. Mit ihnen bringt er Ordnung in das Chaos des Staatshaushalts, führt die zweckmäßige kaufmännische Buchführung ein, giebt dem gesammten Rechnungswesen einen kräftigen Schlußstein in dem Rechnungshofe. Durch die Einsetzung von Steuereinnehmern, welche Wechsel unterschreiben müssen für jeden fälligen Abgabenbetrag, wird der mittellosen Staatskasse ein regelmäßiger Zufluß gesichert. Die Selbstbesteuerung der Gemeinden wird mit einem Schlage beseitigt, das bureaukratische Regiment so folgerecht durchgeführt, daß der Finanzminister nicht einmal von einem Fachrathe umgeben ist. Den direkten Steuern schafft die Monarchie eine sichere Grundlage in dem Kataster; als Ergänzung fügt sie die klug berechnete Mannichfaltigkeit der indirekten Abgaben hinzu. Dadurch wird der Grundsatz der Gleichheit vollständig zur Wahrheit, die Steuerkraft des Landes an unzähligen Stellen gepackt und der Staatshaushalt den kriegerischen Plänen des Herrschers angepaßt; denn der Kaiser weiß, daß in Kriegszeiten sich nur die direkten Steuern mit Erfolg erhöhen lassen, er spricht offen den Grundsatz aus: die Steuer hat keine Grenzen, sie findet ihr Maß allein in den Bedürfnissen der Regierung. Dem Geldmarkte giebt der erste Consul einen neuen Mittelpunkt: die Bank von Frankreich wird von Perregaux und anderen ergebenen Bankherren gegründet. Auch sie wird mehr und mehr im bureaukratischen Sinne umgestaltet: den Ausschuß an ihrer Spitze verdrängt später ein vom Kaiser ernannter Gouverneur. Die Einheit des Maß- und Gewichtswesens, von der Constituante vorbereitet, wird unter dem Consulat vollendet.

Gleich dem Rechtswesen und den Finanzen ist auch das Heer

Frankreichs bis zur Stunde auf der Bahn fortgeschritten, die Napoleon vorgezeichnet. „Ehre, Ruhm und Reichthum“ versprach schon der General Bonaparte seiner italienischen Armee und bezeichnete damit die Ziele, welche seitdem den Offizieren dieses Heeres immer vorschwebten. Die Conscription, ein Werk Jourdans und des Directoriums, hält der Monarch fest. Er hütet sich die Idee der Gleichheit auf die Wehrpflicht anzuwenden. Der Usurpator muß die Selbstsucht der besitzenden Klassen schonen, dem Despoten ist ein Volk in Waffen bedrohlich; selbst in den Nöthen des Winterfeldzugs von 1814 darf er sich nicht zu einer levée en masse entschließen. Dagegen trägt jeder Soldat den Marschallstab in seinem Tornister, der freie Wettbewerb bildet den Stolz des Heeres. Sogar die Bourbonen mußten diesen Grundsatz in dem Gesetze von 1817 lediglich anerkennen. Wie sehr die Schlagfertigkeit der Armee dadurch gewann, liegt auf der Hand, aber auch, wie mächtig der in den Revolutionskriegen großgezogene Lanzknechtsgeist, der ränkesüchtige Ehrgeiz, die unstäte Eroberungslust und die blinde Unterwerfung unter den Herrscher gefördert wurden. Unsere Demokratie thäte wohl, auch diese Kehrseite des so maßlos gepriesenen freien Avancements zu betrachten. Volksfreiheit und ruhige politische Entwicklung gedeihen sicherer bei der Scharnhorst'schen Regel, daß im Frieden wissenschaftliche Bildung, im Kriege Auszeichnung vor dem Feinde den Anspruch auf die Epauletten geben soll — wenn nur diese Regel vollständig und unparteiisch angewendet wird. — Die Organisation der Militärgerichte, gleichfalls ein Werk des Directoriums, bleibt unter dem Kaiserthum bestehen. Dadurch wird der Soldat aus der Ordnung des bürgerlichen Lebens herausgehoben und willenlos in die Hand des Führers gegeben. Ein fein ersonnenes System von Belohnungen und Schmeicheleien und die Bildung einer bevorzugten Garbetruppe — dies uralte Kennzeichen aller Militärstaaten — thun das Uebrige um den zünftigen Soldatengeist zu kräftigen.

Offenbar, das gewaltige Räderwerk dieses Systems ist das Rüstzeug des verständigsten, stolzesten, consequentesten Absolutismus, den die neue Geschichte kennt. Auf die schlechten, oder doch auf die niederen Leidenschaften der Menschen ist dieser Staatsbau gegründet. Er stützt sich nach der Weise jedes Despotismus auf den gemeinen Ehrgeiz, welcher der Scheelsucht so nahe steht, auf Habsucht und Eitelkeit und nicht zuletzt auf die Furcht. Mit scharfem Blicke durchschaut der Herrscher das knechtische Bedürfniß der Ruhe und Sicherheit, das die

Trembleurs der besitzenden Klassen erfüllt. Gleich nach dem 18. Brumaire führt er das große Spektakelstück mit dem treuen Grenadier Thomé auf. Der Wackere, welcher das angeblich bedrohte Leben des ersten Consuls vor den angeblich gezückten Dolchen der Volksvertreter gerettet, wird mit Ehren überschüttet und dem begeisterten Theaterpublikum vorgeführt. Dann folgt die lange Reihe der politischen Processe. Alltäglich kann der Philister sich überzeugen, wie die Sicherheit der Gesellschaft auf den Schultern Eines Mannes ruht und wie schwere Gefahren diesen Einen umgeben. Was noch übrig ist von politischem Idealismus wird erstickt in dem Taumel der Sinnlichkeit, den der Herrscher grundsätzlich befördert. Hasard und Lotto, Genuß und Unzucht jeder Art sollen die Leidenschaft der heißblütigen Pariser von dem politischen Gebiete hinweglenken. Beranger hat die wenigen wahrhaft unsittlichen seiner Gedichte unter dem Kaiserreiche geschrieben. Er gestand später, in solchen Tagen des Despotismus scheine das Gift der Unsittlichkeit durch alle Poren der Gesellschaft zu dringen. Eine byzantinische Etikette mit zahllosen Rangstufen hält die Eitelkeit der Pariser in Athem, und aus den Häusern der neuen Prinzen und Börsenkönige, der Marschälle und altfränkischen Großbeamten ergießt sich über das Land geschmacklose Ueppigkeit, plumper Geldstolz, brutale Genußsucht. Gänzlich fremd bleibt diesem Hofe der siegestrunkenen Glücksritter und geistlosen Lanzknechte jener holde Zauber leichtfertiger Anmuth und vornehmen Kunstgenusses, jener liebenswürdige, schönheitstrunkene keltische Leichtsinn, welche dereinst am Hofe Franz des Ersten und in den besseren Tagen Ludwig's XIV. gewaltet hatten. Und nicht blos der politische Freiheitssinn und die sittliche Reinheit verkümmern, auch das eigenthümliche Talent, der selbständige Charakter geht unter in dieser nivellirenden bureaukratischen Ordnung mit dem jeden anderen Geist erdrückenden Genius an der Spitze. Wir versuchen die Gemüther der Helfer des Gewaltigen zu verstehen und wir erschrecken, wie öde, wie arm, wie platt alltäglich diese Geister sind mit all' ihrem Stolze, ihrem Ruhme, ihrer technischen Virtuosität, wie nichtig ihnen das Dasein verlief in so ereignißreichen Tagen. Kaum zehn darunter, die man mit voller Wahrheit Personen, eigenartige Menschen nennen darf. Die Uebrigen dieser gewandten Faiseurs sehen sich durchgehends zum Verwechseln ähnlich, unterscheiden sich lediglich durch einen etwas höheren oder niederen Grad von Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Anhänglichkeit an den Herrn, Geschicklichkeit in dem Special=

sache. Man halte die Charakterbilder der napoleonischen Marschälle — ich sage nicht neben die Helden unseres Befreiungskrieges, sondern nur neben die Feldherren und Staatsmänner Friedrich's des Großen oder Ludwig's XIV., die sich doch auch beugen mußten vor einem gewaltigen Selbstherrscher. Für einen Turenne, einen Podewils oder Ferdinand von Braunschweig war kein Raum in dem Reiche Napoleon's.

In lichten Augenblicken hat der Kaiser wohl die Ohnmacht der Gewalt zugestanden und versichert, wer die Ideen unterdrücke arbeite an seinem eigenen Verderben. Thatsächlich war sein Regiment ein unablässiger Kampf gegen jede Regung des freien Geistes. Dem ägyptischen Feldzuge danken einige Fachwissenschaften mannichfache Bereicherungen. Laplace darf unter dem Kaiserreiche die Gesetze der Mechanik des Himmels ergründen. Die exacten Wissenschaften finden Förderung durch die polytechnische Anstalt, eine Schöpfung der Revolution, die erst durch den großen Mathematiker auf dem Throne ihre Bedeutung erhält. Die historischen Fächer aber, welche unmittelbar der Freiheit dienen und den Charakter erheben, sind verwaist; ihnen muß es genügen, daß der Kaiser die Geschichte Marlboroughs von Lediard übersetzen läßt. Die Kunst entflieht aus dem banausischen Staate. Massenhaft, anspruchsvoll, doch ohne Anmuth und Adel, gemahnen die Bauten des Kaisers an die Werke der versinkenden römischen Welt. Während selbst unter Cromwell's freudloser Herrschaft ein Milton dichten konnte, steht an der Spitze der Poesie des Empire der Held der correcten Klarheit, zu deutsch der splitternackten Prosa, Fontanes. Was irgend nach der Weise der echten Dichtung die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen, alles Tiefe, Schwärmerische, Sehnsuchtsvolle verfällt als vage Ideologie dem Bannspruche dieser regelrechten höfischen Kunst. In Deutschland wagt die junge romantische Dichtung ihre kühnen Flüge, in dem kaiserlichen Frankreich gedeiht nur jene althergebrachte literarische Unterwürfigkeit, welche sich willig von der Akademie die Länge der Sätze vorschreiben läßt und Boileau's ungeheure Langeweile pflichtschuldigst bewundert. Derweil Frau von Stael in der Verbannung lebt und selbst Chateaubriand die Luft des Despotismus zuletzt nicht mehr zu athmen vermag, wetteifern die Hofpoeten mit den Senatoren und Staatsräthen, wer das ruere in servitium am Besten verstehe, wer mit plumperen Schmeichelworten dem Gewalthaber zu sagen wisse, es sei Zeit d'éterniser l'ère de la

gloire. Ein einziger wahrhaft bedeutender Künstler hat seine Werke mit dem Geiste des ersten Empire erfüllt: in Spontini's brausenden Trommelwirbeln hallt etwas wieder von der anspruchsvollen Glorie der großen Armee.

Wie die Verwaltung in dem Staatsrathe, so findet das Unterrichtswesen seinen Mittelpunkt in der Universität. Keine Schule im Reiche darf gegründet werden ohne Genehmigung dieser Körperschaft, alle Lehrer der Lyceen gehen aus ihr hervor. In jedem Lyceum derselbe Unterrichtsplan, dieselben Bücher in der Bibliothek, dieselbe Uniform für die Schüler. — natürlich nur damit die ärmeren Knaben sich nicht durch ihre bescheidene Kleidung gedemüthigt fühlen, wie Napoleon III. sehr beweglich auseinandersetzt. Der Elementarunterricht liegt völlig darnieder: der Schulzwang, den selbst die wilde Energie des Convents nicht hatte durchsetzen können, wird nicht wieder eingeführt; Hauptaufgabe des Religionslehrers in der Volksschule bleibt, den Gehorsam gegen den Kaiser als das Ebenbild Gottes auf Erden einzuschärfen. Die Presse nahezu vernichtet durch einen Druck, der nur einmal, unter der Schreckensherrschaft, überboten worden; jeder gesellige Verein von mehr als zwanzig Personen abhängig von polizeilicher Erlaubniß; die persönliche Freiheit aufgehoben durch jene grausamen Gesetze, welche der Verwaltung beliebige Verhaftungen im Namen des öffentlichen Wohls, ohne Angabe weiterer Gründe gestatten; das weite Reich bis hinauf zu den Hospizen einsamer Alpenstraßen von Tausenden geheimer Späher überwacht. Selbst im Handel und Wandel erweist sich die gerühmte Gleichheit zuletzt als Gleichheit des Zwanges für Alle, da das immer härter ausgebildete Continentalsystem die Freiheit des Verkehrs gründlich zerstört.

Vielleicht am deutlichsten offenbart sich der Charakter des Bonapartismus in seinem Verhältniß zur Kirche. Obwohl Napoleon sich niemals völlig befreite von den Eindrücken seiner katholischen Erziehung, so gaben doch bei seiner Haltung gegen Rom politische Rücksichten immer den Ausschlag. Der Deutsche Friedrich ward unter schweren Zweifeln und Seelenkämpfen zum Freidenker, der Corse durch politische Berechnung zum Papisten. Eine Moral ohne Religion ist wie eine Gerechtigkeit ohne Gerichtshöfe, sagte sein getreuer Portalis, und noch bestimmter sprach schon im Jahre 1801 der erste Consul selbst zu dem Clerus von Mailand: „die katholische Kirche ist die einzige, welche die Grundlagen einer Regierung befestigen kann.“ In solchem Sinne, als

ein Mittel zur Knechtung der Geister, erhob Bonaparte den Katholicismus wieder zur herrschenden Kirche, und Jedermann sieht, wie nahe diese Kirche dem Geiste des bureaukratischen Absolutismus steht. Denn wie einst die katholische Kirche ihre Hierarchie der Amtsordnung des Byzantinerreichs abgesehen hatte, so ward sie später selber ein Vorbild für den Beamtenstaat der französischen Könige. Noch auffälliger ist die Verwandtschaft des Katholicismus mit der Idee der Weltmonarchie. Keiner von Allen, die in neuerer Zeit Europa zu beherrschen trachteten, hat Roms Beistand missen können.

Fast acht Millionen Katholiken waren unter dem Directorium zu der alten Kirche freiwillig zurückgekehrt; doch solche Trennung der Kirche vom Staate widersprach den Traditionen der Staatsallmacht. Die hoch-aristokratische Ordnung der alten gallikanischen Kirche war zu eng verwachsen mit dem alten Regime, als daß der Usurpator sie hätte wieder aufrichten dürfen. Ebensowenig konnte der Absolutismus ein wirkliches Nationalconcil berufen, ein Repräsentativsystem in der Kirche dulden. Bonaparte fand: „das Volk muß eine Religion haben, und diese Religion muß in der Hand der Regierung sein;" darum schuf er eine Staatskirche, in deren Beherrschung Papst und Monarch sich zu ungleichen Hälften theilten. Durchgängig neue Sprengel, sämmtliche geistliche Stellen neu besetzt, die Geistlichkeit vom Staate besoldet und ohne jeden Anspruch auf das geraubte Kirchengut, die Seminare unter der Aufsicht des Staats, die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, doch zugleich der Einfluß des Papstes auf den Clerus stärker als er je gewesen seit den Tagen Ludwig's des Heiligen: — das Ganze eine stramme geistliche Bureaukratie. Erzbischof, Bischof und Pfarrer stehen zu einander und zu ihrer Heerde ziemlich ebenso wie sich Präfekt, Unterpräfekt und Maire unter sich und zu der Masse der Regierten verhalten. Das Gesetz leiht gefällig dem Fanatismus der Theologen seinen Arm, verbietet „jede direkte oder indirekte Anschuldigung gegen eine anerkannte Kirche" — das will sagen: jede ernsthafte religiöse Debatte; und die dankbare Clerisei von Lyon erklärt: „wir verherrlichen in Eurer Majestät die Vorsehung selber!" Auch als späterhin der Kaiser, seinen eigenen Plänen ungetreu, die Curie mit brutaler Gewaltthat heimsuchte und die beständigen Prälaten anschnaubte: „Euer Gewissen ist ein Narr" — auch damals verließ ihn nicht das Bewußtsein, daß er der Kirche bedürfe, daß die unité catholique ein Pfeiler seiner Weltherrschaft sei. Zur Zeit der Händel mit dem Papste

hat er wohl gedroht sich zu verbünden mit den Protestanten, während er in den Tagen der Eintracht versicherte: „ich glaube Alles was mein Pfarrer glaubt." Die Herzensmeinung des innerlich frivolen, aber um der Knechtschaft willen auf Rom angewiesenen Despotismus brach doch heraus, als der Verbannte auf St. Helena die Zeit voraussagte, da England wieder katholisch, Frankreich wieder religiös sein werde.

Wer sich nicht selbst verblendet, wird bekennen: in diesem Staate, wo jedes kleinste Gemeinwesen dem Anstoße von Oben folgte, mußte ein parlamentarischer Körper haltlos in der Luft schweben. Chicaner le pouvoir war nach Napoleon's Auffassung der Endzweck aller Volksvertretungen, und für seinen Staat sprach er die Wahrheit. Tribunat und gesetzgebender Körper konnten Nichts sein als ein lästiges Beiwerk, ein widerwilliges Zugeständniß an die Ideen der Revolution. Meisterhaft hatte der erste Consul den Gleichheitseifer der Nation für die Verbindung der parlamentarischen Körperschaften ausgebeutet. Die Besitzenden zitterten vor direkten und allgemeinen Wahlen, und doch wollte man einen Census nicht ertragen; daher erwählt das souveräne Volk einmal für allemal eine Candidatenliste, woraus der Senat die Tribunen und Abgeordneten ernennt. Noch durchschlagender wirkte der despotische Gedanke, Berathung und Beschlußfassung zu trennen: das Tribunat debattirt, der gesetzgebende Körper beschließt. Damit war der Nerv des parlamentarischen Lebens getroffen. Die Volksvertretung betrachtet, nach dem Geständniß ihres Präsidenten, als ihre wichtigste Aufgabe „die Wohlthaten der Regierung aufzusuchen und ihre Verdienste bekannt zu machen." Niemand darf sich verwundern, wenn der Kaiser nach Laune die Opposition ausstoßen ließ und das Tribunat erst auf die Hälfte der Mitgliederzahl herabsetzte, dann gänzlich aufhob. Die Gesetzgebung verschwindet neben der Verwaltung, die Sklaven jubeln: „die Schöpfung ist vollendet, das Leben beginnt."

Nach der Rückkehr von Elba verkündete der Despot, er habe vordem wider Willen, durch Englands Feindschaft gezwungen die Freiheit vertagen müssen um das europäische Föderativsystem zu vollenden, und verlieh der Nation jene Zusatzacte, welche allen Modewünschen des Liberalismus genug that und sogar die Militärgerichtsbarkeit beschränkte. Vertrauensvoll lieh der gefeierte Theoretiker des Liberalismus, Benjamin Constant, dem bekehrten Despoten seinen Beistand; das

Organ der Constitutionellen, Dunoyer's Censeur, jubelte, mit der erwählten Volksvertretung, der freien Presse, dem Petitionsrechte, sei der freie Staat gegründet; und seitdem haben fast alle Wortführer des französischen Liberalismus, von Thiers bis auf Ollivier, einmüthig versichert, niemals sei die Freiheit vollständiger anerkannt worden. Dem Unbefangenen aber zeigen gerade solche Lobsprüche, wie wenig die elementaren Rechtsbegriffe des freien Staatslebens in Frankreich feststehen. Eine wirkliche Volksvertretung neben dem Erwählten der Millionen, dem Abgott des Heeres, dessen herrische Menschenverachtung sich noch verschärft hatte seit der zweimal wiederholten allgemeinen Fahnenflucht der wetterwendischen Nation — neben der despotischen Verwaltung des militärischen Absolutismus, die unter den Bourbonen und in den hundert Tagen ebenso unverändert fortarbeitete wie unter dem Consulat — dieser Widersinn versprach keine Dauer. Wäre der Feldzug von 1815 für den Kaiser glücklich verlaufen, Frankreich hätte nur zu rasch erfahren, was scharfe Köpfe alsbald nach der Rückkehr Napoleon's in die Tuilerien erkannten, daß ein constitutioneller Fürst in den Augen dieses Mannes ein cochon d'engrais war und blieb.

Trotz seiner durchgebildeten bureaukratischen Maschinerie hat das Empire nie das Wesen einer ungesetzlichen, tyrannischen Gewalt verleugnet. Auch dies ist leider ein altfranzösischer Charakterzug. In den langen Jahrhunderten, da die Krone nur über wenige unbedingt abhängige Beamte gebot und durch beharrliche Verletzung der Gesetze, durch Ausnahmegesetze und willkürliche Verhaftungen ihre Gewalt behauptete, war das ohnehin nicht kräftige Rechtsgefühl der Franzosen von Grund aus verwüstet worden. Die Nation gewöhnte sich an den Glauben, den Chateaubriand in den naiven Worten ausdrückt: „die Mittel einer Regierung sind stets unermeßlich." Die Revolution hatte sodann das alte Regime mit seinen eigenen Waffen bekämpft. Die Bluttribunale des Convents und die Specialgerichte Richelieu's sind Eines Geistes Kinder. Als Bonaparte endlich dem centralisirten Staate die unentbehrlichen gesetzlichen Organe gab, lag doch in dem Besitze dieser ungeheuren Staatsgewalt eine fast übermenschliche Versuchung sie zu mißbrauchen, und in der That hat bis zur Stunde kein politisches System in Frankreich, auch das Julikönigthum nicht, ohne Ausnahmegesetze regiert. Bonaparte erbte von dem Directorium ein furchtbares Rüstzeug von Nothgesetzen über den Belagerungszustand, gegen die Presse u. s. w. Seine Regierung verfloß unter fortwährenden Kriegen,

dem Usurpator fehlte das Gefühl der Sicherheit auf dem Throne, seine soldatische Natur neigte zur Gewaltthat. Um so weniger war er gewillt die schneidige Waffe der Ausnahmegesetze aus der Hand zu geben, ja, die Unbestimmtheit der Gewalt galt ihm als oberster Regierungsgrundsatz. Der Senat, das blinde Werkzeug des Kaisers, „beschließt über alle in der Verfassung nicht vorhergesehenen Angelegenheiten" — dieser Satz bildet einen Eckstein des napoleonischen Systems. „Eine Verfassung ist das Werk der Zeit, man muß einen möglichst breiten Weg für Verbesserungen offen lassen" setzt der Oheim erläuternd hinzu, und der Neffe, der weislich dies Kleinod des Bonapartismus in sein eigenes Verfassungswerk aufgenommen hat, bewundert den welterfahrenen Staatsmann, welcher nicht nach der Weise der Doktrinäre Alles im Voraus regeln wollte.

Danach fand der Wille des Despoten nicht einmal an der Dienstordnung seines Beamtenthums eine Schranke. Kraft alter und neuer Sicherheitsgesetze mochte er nun nach Willkür bald seine Feinde an die Fieberküste von Guyana schicken, bald die Jury in 14 Departements suspendiren oder die auffässigen Zöglinge eines Priesterseminars Mann für Mann in ein Artillerieregiment verweisen, bald durch ein Militärgericht einen Justizmord vollziehen lassen, oder auch die Geschworenen von Antwerpen vor Gericht stellen, weil ihr Wahrspruch nicht nach dem Wunsche des Kaisers gelautet hatte. Im Jahre 1810 gründet er acht neue Staatsgefängnisse „für Jene, die man nicht wohl vor Gericht stellen, aber auch nicht wohl in Freiheit lassen kann." Und daß der Thurm von Vincennes unter dem Empire grauenvolle Geheimnisse barg wie nur die Bastille unter Ludwig XV., davon haben uns kürzlich Tocqueville's nachgelassene Schriften nach den Berichten von Augenzeugen eine unheimliche Schilderung gegeben. Der Geist der Willkür frißt sich endlich ein in alle Zweige des Staatslebens. Fortwährend übertritt der Kaiser seine eignen Gesetze, er sperrt den Handel mit England und giebt einzelnen Begünstigten die Erlaubniß das Handelsverbot zu übertreten. Die Gleichheit unter dem Bonapartismus enthüllt langsam ihr wahres Gesicht: Niemand in Frankreich genießt ein Vorrecht, außer durch des Kaisers Gnade. Diese Unsicherheit aller Verhältnisse war von den Leiden der Kaiserzeit das schwerste. Keiner durfte des erträglichen Heute sich freuen, denn Jeder zitterte vor dem ungewissen Morgen. Der Kaiser endet wie der Consul begann: während des Krieges von 1814 schickt Napolen, wie einst nach dem

18. Brumaire, Commissäre mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen. Die Schlange biß sich in den Schwanz, der Despotismus hatte seinen unseligen Kreislauf vollbracht.

Nach alledem erklärt sich leicht, warum Frau von Stael den Kaiser den **Robespierre à cheval** nannte und unser Schlosser die Begeisterung für den demokratischen Helden nie bezwingen konnte, während andere Liberale ihm fluchen als dem Todfeinde der Freiheit, dem Hersteller der alten Zwingherrschaft, und der Neffe ihn vergöttert als den Testamentsvollstrecker der Revolution, der ihre tauben Früchte mit gewaltiger Faust herabschüttelte, die probehaltigen sorgsam zur Reife brachte. Keine dieser Behauptungen ist ganz verkehrt, keine sagt die ganze Wahrheit. Was man gedankenlos mit der Phrase „Ideen von 1789" bezeichnet, war in Wirklichkeit ein trübes Chaos von despotischen und liberalen Gedanken, die sich gegenseitig ausschlossen. Napoleon hat mit bewunderungswürdigem Takt von den Bestrebungen der Revolution Alles verwirklicht was dem nivellirenden Absolutismus diente, Alles erstickt was der Freiheit frommte. Dies ist der wahre Sinn des Prahlerwortes, das der Consularverfassung vorausgeschickt ward: „die Revolution ist zurückgeführt auf die Grundsätze, womit sie begann, sie ist vollendet."

Die Allmacht des Staats, die unbedingte Einheit und Centralisation, die Gleichheit aller Franzosen, die Begründung der Staatsgewalt auf den Willen des souveränen Volks — das Alles sind „Ideen von 89," welche die Freiheit vernichten. Napoleon hat sie ausgeführt und zugleich das von der Revolution hervorgerufene neue wirthschaftliche Leben anerkannt und dessen segensreiche Früchte geerntet. Insofern ist er der Sohn der Revolution, und wir verstehen, warum die unbelehrbaren Doktrinäre unserer demokratischen Emigration noch immer auf die weit glücklicheren socialen Zustände ihres Vaterlandes zu schmähen und „die schöne Gleichheit" des Bonapartismus zu preisen lieben. Die Rechtspflege, das Heer, die Finanzen, der Geldverkehr, die gesammte Verwaltung erhielten durch Bonaparte die Form, welche bisher allem Wandel der Geschicke getrotzt hat. Keine der neueren Revolutionen hat an dieser für die Masse des Volks wichtigsten Seite des Staatslebens Wesentliches geändert. Sie alle berührten nur die Spitze des Staats. Der gemeine Mann sah in jedem Systemwechsel lediglich einen Wechsel der Herrschaft und eine Veränderung des Steuersatzes; denn gleichmäßig unter allen Systemen fliegen aus der Präfektur zahl-

lose Verordnungen mit dem majestätischen nous préfet, welche alles Größte und Kleinste der Ortsverwaltung mit Allwissenheit und Allmacht regeln. Da nun Regierende und Regierte auf die Dauer niemals gleichen Sinnes sein können, und eine an der Verwaltung durch freiwilligen Ehrendienst betheiligte Klasse, welche zwischen Jenen mitteninne stände, gänzlich fehlt: so treibt unter solcher Bevormundung das geistreiche bewegliche Volk immer neuen Erschütterungen entgegen. Trotzdem schaut die Mehrzahl der Franzosen noch immer mit Stolz auf ihre bureaukratisch-militärische Amtsordnung, und insofern ist Napoleon abermals eine nationale Größe. Dagegen vernichtete er die persönliche Freiheit und Sicherheit, die Freiheit des Handels und des geistigen Lebens, die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung und Verwaltung. Insofern war er ein Feind der Revolution und ein Feind seines Volks, das zu reich ist an Geist und Schönheitssinn und allzu oft hochherzig gegen die Tyrannei gefochten hat, um in der geistigen Oede des Despotismus auf die Dauer Beruhigung zu finden.

Bei dieser eigenthümlichen Mittelstellung des Mannes läßt sich das historische Urtheil über ihn nicht in kurzen Worten zusammenfassen. Die Lüge, die diabolische Halbwahrheit ist das Wesen des Bonapartismus, wie einer jeden nivellirenden despotischen Gewalt. Wenn Napoleon seine acht Bastillen errichtet und befiehlt, diesem Dekrete zwei Seiten voll liberaler Entscheidungsgründe voranzusetzen — ein Vorfall, der wie kein zweiter die Herzensgeheimnisse des Systems aufdeckt — so meinen wir den Tiberius des Tacitus zu hören. Und weit greller noch als in anderen Despoten tritt der Charakter der Zweiseitigkeit, der Halbwahrheit in Napoleon hervor. Man hat den Kaiser oft den Letzten der aufgeklärten absoluten Monarchen des achtzehnten Jahrhunderts genannt und gemeint: Frankreich, das vor der Revolution nur die höfische Monarchie gekannt, sei durch ihn erst in die Epoche des aufgeklärten Despotismus eingeführt worden. Allerdings, sein Wahlspruch: „Alles für, Nichts durch das Volk“ bezeichnet auch die Politik Friedrich's des Großen und Joseph's des Zweiten; er vollbrachte was jene Beiden begannen, ohne das erhabene fürstliche Pflichtgefühl des Preußenkönigs, doch durchgreifender, radikaler als Jener, da er eine Welt in Trümmern fand. Aber hiermit ist seine Stellung in der Geschichte Frankreichs nicht erschöpfend bezeichnet. Er steht keineswegs auf einer Linie mit jenen legitimen Reformatoren. Er war Usurpator, erbte seine Macht von der radicalen Zerstörung des historischen Rechts

und stand darum bis in den Tod verfeindet dem legitimen Herrscherhause gegenüber. Das Bewußtsein der Usurpation hat ihn nie verlassen. In den ersten Monaten seiner Herrschaft schreibt er den berufenen schneidend harten Brief an Ludwig XVIII. Bald darauf zeigt die Ermordung des Herzogs von Enghien, wie er sich zu den Bourbonen stellte, und bis zum Ende seines Glücks hat er unablässig das Treiben des verbannten Hofes angstvoll beobachtet, noch im Jahre 1814 einen bourbonischen Parteigänger erschießen lassen. Dieser Hof aber und sein Adel verhielt sich zu den Werken der Revolution noch weit feindseliger als Napoleon, bekämpfte nicht nur wie dieser die liberalen Ideen von 1789, sondern auch die Nivellirung der Gesellschaft, welche der neue Gewalthaber vollendet hatte.

So verdankt Napoleon den Ruf eines Helden der Freiheit wesentlich der unbelehrbaren Verstocktheit der Legitimisten. Das sollte sich bewähren in den hundert Tagen. Von der versunkenen Welt, darin die Legitimisten lebten und webten, führte keine Brücke hinüber zu dem Herzen des Volks. Als nun der Verbannte seinen abenteuerlichen Zug wagte — jenen glänzenden Triumph der Macht des Genius, jene That der neuen Geschichte, welche nächst dem siebenjährigen Kriege am stärksten zum Heroencultus verführt — da jubelte „eine Revolution der Souslieutenants und des armen Volks“ dem Kaiser der Plebejer entgegen. Neben den Artois und Blacas erschien er wirklich als ein Mann der Freiheit, neben den Schützlingen der fremden Bajonette als ein Held der Nation. Nur die denkende und rechnende Mittelklasse stand grollend abseits, sie kannte den Despoten, sie ahnte neue Kriege, neue Zerrüttung des Wohlstandes. Wäre aber Napoleon erst im Jahre 1820 zurückgekehrt, wie der schlaue Fouché rieth — wer weiß, ob nicht dann die Sünden der Restauration innerhalb und außerhalb Frankreichs auch den Mittelstand unter die kaiserlichen Adler getrieben und dem Imperator einen dauernden Sieg bereitet hätten?

Also war der revolutionäre Despot ein Feind zugleich des Feudalstaates und des Liberalismus, und mit Nichten können wir dies mit dem Neffen als eine weise, maßvolle Mittelstellung preisen. Wir lassen ihn nicht gelten, den knechtischen Gemeinplatz, daß ein Zeitalter der Parteikämpfe nothwendig in der absoluten Monarchie enden müsse. Der Satz ist eine Wahrheit nur für Völker, deren sittliche Kraft erstarb. Wie sollte diese Entschuldigung dem Corsen zu Gute kommen, der bis zum Ueberdruß sein Thun mit den Sünden der Franzosen rechtfertigte

und doch Tag für Tag daran arbeitete alle Untugenden dieses Volkes systematisch groß zu ziehen? Wie anders hatte einst Cromwell seines Amtes gewartet, der, einmal das Heft in Händen, in redlicher Anstrengung sich abmühte ein freies Gemeinwesen, ein settlement der Nation zu schaffen! Der zweiseitige, halbwahre Charakter des Bonapartismus verräth sich sehr auffällig in der unsicheren Haltung Napoleons gegenüber den Ideen seiner Zeit. Bald spottet er der Ideologen, bald fürchtet er sie, bald empfindet er, daß er selber nur durch die Revolution existirt und seine Größe der Triebkraft dieses mütterlichen Bodens dankt, und zuletzt versucht er immer wieder nach Despotenart den freien Gedanken zu ersticken. Man erräth leicht, wie bequem gerade dieses System, das nach zwei Seiten zugleich Front macht, von rührigen Epigonen ausgebeutet werden kann, wie man heute die Demokraten mit der Gleichheit des Empire ködern, morgen den schlummersüchtigen Philister bethören mag durch das Scheinbild jener kaiserlichen Ordnung, welche „die Anarchie der Geister, diese furchtbarste Feindin der wahren Feiheit," im Zaume hält! Und am Ende bleibt dem Bonapartismus, der nie um ein wohllautendes Schlagwort verlegen war, noch die letzte Abfertigung: Pygmäen wie wir erblicken immer nur eine Seite des Kaisers, niemals das ganze Riesenbild.

Noch weit unglücklicher besteht Napoleon's auswärtige Politik vor dem ruhigen historischen Urtheile, und gerade sie galt ihm selber als der wichtigste Inhalt seines Lebens. Alle seine bürgerlichen Schöpfungen dienten ihm nur zum Schemel seines kriegerischen Ruhms. Der Neffe überzeugt uns nicht, wenn er dies bestreitet und sich dawider auf die anerkannte Thatsache beruft, daß Napoleon kein Säbelregiment führte und den bürgerlichen Behörden immer den Vortritt einräumte vor den Generalen. Nun wohl, Cromwell hat eine Säbelherrschaft geführt, er hielt bis zu seinem Tode die aufsässigen Grafschaften unter dem Commando seiner Generalmajore. Und doch steht der englische Dictator als ein Staatsmann, ein bürgerlicher Herrscher neben dem Soldaten Bonaparte. Jener war, ein friedlicher Bürger, als Parteiführer in die Höhe gestiegen und führte das Schwert nur um den Sieg seiner Partei zu vollenden, den inneren Hader beizulegen, die drei Königreiche zu einer Gesammtmacht zu verschmelzen und sein Vaterland

zur führenden Macht des Protestantismus zu erheben. Keinen Augenblick verlor er das Ziel einer friedlichen freien Verfassung aus den Augen, nur daß ihm in den Wirren seiner kurzen Herrschaft nicht vergönnt war dies Ziel zu erreichen. Nicht also Bonaparte. Soldat von Haus aus, verkündete er schon während des Staatsstreiches den Geist seines Regiments. „Erinnert Euch," rief er drohend, „daß ich marschire begleitet von dem Gotte des Krieges und dem Gotte des Glücks." Glänzende Bilder von Kampf und Sieg schritten durch seine Träume; die Stamm- und Ranglisten seiner Armee, er gestand es selber, gewährten ihm höheren Genuß als irgend ein Werk der Dichter und Denker. Wenn er auf St. Helena von dem Leben nach dem Tode schwärmte, dann schilderte er beredt, wie er im Jenseits die Hannibal und Friedrich, die Kleber und Desaix finden, mit ihnen reden werde über sein Handwerk (notre métier) — und mit dem Worte „Armee" auf den Lippen ist er gestorben. Er hatte nicht wie Cromwell zeitlebens meuternde Provinzen zu bändigen, er fand nicht wie dieser ein Land von erschüttertem Ansehn vor, daß erst wieder hinaufgeführt werden mußte zu der ihm gebührenden Weltstellung. Er konnte seit dem Jahre 1801 in Ehren den Frieden wahren und seinen Staat auf einer nie zuvor erreichten Höhe der Macht und des Ruhmes erhalten. Sein Wille allein, sein Erobereremuth trieb ihn weiter von Sieg zu Sieg, sein Soldatensinn hieß ihn ohne Noth den Gang der bürgerlichen Ordnung durch militärische Standgerichte unterbrechen und das kaum aufsprießende freie volkswirthschaftliche Leben durch endlose Kriege ersticken. Darum hielt das Heer bis zuletzt begeistert bei ihm aus, als längst schon die Nation sich ihm entfremdet hatte. Darum empfingen ihn, als er in den hundert Tagen zurückkehrte, dichte Schaaren entlassener Offiziere jubelnd auf den Treppen und Gängen der Tuilerien; dies Heer der Landsknechte war Napoleons Volk. Darum wird er in der Dichtung aller Völker gefeiert als ein großer Kriegesfürst wie Attila und Dschengischan, während der Philosoph, der Mensch, der König Friedrich nicht seltener von der Kunst verherrlicht wird als der Held von Leuthen. Als Gesetzgeber und Staatengründer leben die echten Monarchen im Gedächtniß der Menschen, sie waren im Frieden größer denn im Kriege. Von Friedrich's Adler rühmt der schwäbische Sänger, daß er die Verlaßnen, Heimathlosen mit seinen goldnen Schwingen deckt. Napoleon's Name wird noch kommenden Geschlechtern wie Kanonendonner und gellender Pfeifenklang in's Ohr tönen.

Der Krieg blieb wirthschaftlich und sittlich die belebende Kraft seiner Regierung — wirthschaftlich, denn bei der bescheidenen Entwicklung des Volkswohlstandes mußte die Beute aus fremden Ländern helfen die kostspielige bureaukratische Verwaltung zu bezahlen — sittlich, denn er wußte, was der Prätendent Ludwig Bonaparte oftmals zugestand, daß man den Ruf nach Freiheit allein durch kriegerischen Prunk und Ruhm übertäuben kann. Er war ein zu großer Herrscher um zu wähnen, ein Reich könne bestehen ohne Begeisterung und Leidenschaft. Der einzige Enthusiasmus aber, den er selber empfand und in der Seele seiner Knechte dulden konnte, war die Begeisterung für seine eigene Größe und für den Ruhm der französischen Waffen. Sie ward das Pathos seiner Regierung. Nun weiß die Welt, wie sehr hier abermals das Wort zutrifft, daß Napoleon sich nur auf die gefährlichen Leidenschaften der Franzosen stützte. Es ist gar nicht auszusagen, wie entsittlichend der Kriegslärm des Empire auf die Nation wirkte, wie tief Gewaltthätigkeit, abenteuerlicher Sinn, die Sucht zu haben und zu herrschen in die Stille jedes französischen Hauses drang. Jede Mäßigung, jede Pietät vor dem Bestehenden mußte entwurzelt werden in einer Generation, die so viele Throne gestürzt, so viel Völkerglück zerstört und diese Siege mit brausendem Jubel gefeiert hatte, indeß von den Siegern nur Einer wußte, was all' der Jammer bedeute.

Wir fanden in dem kümmerlichen Rechtsgefühle der Franzosen eine wesentliche Ursache der inneren Leiden ihres Staats. Für das Recht fremder Völker hat die Nation von jeher noch weniger Verständniß gezeigt. Was die Raubkriege Ludwig's XIV. und des Convents davon noch übrig gelassen ging zu Grunde in dem Rausche der Siege des Empire. Es scheint oft, als fühlten unsere Nachbarn im Stillen die Wahrheit, daß dies begabte Volk fast allein im Kriege wahrhaft schöpferisch und genial gewirkt hat. Alle Parteien begegnen sich in solcher blinden Kriegslust. Den Radikalen steht fest, daß die bewaffnete Demokratie Frankreichs natürliche Verfassung sei; der Legitimist Chateaubriand versichert: la France est un soldat, die Freiheit muß in diesem Lande ihre rothe Mütze unter dem Helme verbergen. Selbst Lamartine, einer der zähesten Feinde des Bonapartismus, erzählt doch pathetisch, auf die Revolution der Freiheit sei die Gegenrevolution des Ruhmes gefolgt, und ergötzt sehen wir, wie in dem Werke des Friedensapostels Proudhon über den Krieg durch alle Friedensmahnungen hundertmal die Begeisterung für die phénoménalité de la guerre hin-

durchbricht. Vernunft und Billigkeit verstummen, sogar der Anstand kommt dem Volke des guten Tons abanden, wenn das Phantom der gloire ihm in die Augen glitzert. Ganz Frankreich jauchzte, als Napoleon die Kunstschätze aller Länder in den Sälen des Louvre aufhäufte, und Niemand rügte, daß er, wie einst der Römer die Götter der Besiegten, das Madonnenbild von Loretto nach Frankreich entführte. Aber ein Schrei der Entrüstung ging durch das Land, als die Verbündeten das geraubte Gut zurückforderten, und noch heute erzählt der amtliche Katalog des Louvre mit sittlichem Zorne, wie schändlich die Preußen im Jahre 1815 die kaiserlichen Sammlungen beraubt hätten. Daß unser Blücher nach der Schlacht von Belle-Alliance die Brücke von Jena sprengen wollte, wird von allen deutschen Historikern ausnahmslos getadelt. Wir danken dem Himmel, daß der brutale Streich nicht zu Stande kam und der Ruhm des Helden von einem widrigen Flecken frei blieb. Der Franzose denkt anders über den Ruhm. Im Museum von Versailles hängt Vafflard's Bild von der gloire de Rossbach. Auf diesem Machwerke ist verewigt, wie die französischen Soldaten das Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Roßbach in Stücke schlagen — und das Publicum beschaut befriedigt die Heldenthat der großen Armee.

Der glühende kriegerische Ehrgeiz dieses Volkes ward von Altersher verstärkt durch eine eigenthümliche Verirrung der nationalen Phantasie, die man das Römerthum der Franzosen nennen mag. Mit entschiedener Mißgunst hat sich längst der Genius der Nation von den germanischen Elementen abgewendet, denen Frankreich doch einen guten Theil seiner Größe schuldet. Sieyes sprach nur ein allgemeines nationales Vorurtheil aus, als er den adlichen Deutschen, den Zwingherren der bürgerlichen Gallier und Römer, Fehde ankündigte, und selbst der nüchterne Guizot weiß von dem esprit gaulois Wunderdinge zu erzählen. Noch bestimmter herrscht in der Nation der Glaube, daß sie die Erbin sei altrömischer Traditionen. Wir berühren hier eines der feinsten Geheimnisse des Volksthums. Wir Germanen verstehen nicht leicht, mit welchem dämonischen Zauber die Größe der alten Roma noch heute das Herz der romanischen Völker erschüttert. Glorreiche Erinnerungen aus der römischen Geschichte, für uns ein Gegenstand kühler gelehrter Forschung, haben für Jene noch die Gewalt leibhaftiger Wirklichkeit: schier anderthalb Jahrtausende nach dem Falle der Gracchen konnte der große Name

tribunus plebis das neurömische Volk in leidenschaftliche Erregung bringen. Auch den Franzosen bietet das römische Wesen manche Charakterzüge, die ihrer eigenen Natur entsprechen: Nationalstolz, militärischen Ehrgeiz, straffe Staatseinheit. Die Geschichte Roms, entstellt wie sie ist durch die Schulrhetoren des Alterthums, muß mit ihrem heroischen Pathos hinreißend wirken auf ein Volk, dessen Phantasie immer mehr rhetorisch als poetisch war. Die abstracten Tugendspiegel der römischen Annalen fügen sich willig dem gespreizten Kothurnschritt der französischen Bühne. Vornehmlich reizte das glänzende Vorbild der römischen Weltherrschaft die Eitelkeit der Franzosen. Dies Volk will nicht vergessen, daß einst Julianus an der Seine von den Legionen auf den Schild gehoben ward und von Paris aus die Welt bezwang. L'univers sous ton règne! jauchzten beflissene Hofpoeten dem vierzehnten Ludwig zu. Immerdar sonnte sich das Selbstgefühl des Hofes und des Volkes an dem Glanze der Cäsaren. Die Nation war nie befriedigter als wenn sie ihren eigenen Herrscherstolz in einer großen Fürstengestalt verkörpert wiederfand. Selbst den ersten Bourbonenkönig nennt die Inschrift seines Denkmals an der Neuen Brücke: Henricus magnus, imperator Galliae. Ein Voltaire kriecht, geblendet von Ludwig's Cäsarenruhme, bewundernd im Staube vor dem Todfeinde hugenottischer Glaubensfreiheit. Ludwig Napoleon sprach der Mehrzahl seiner Nation aus der Seele, als er einst Lamartine zurief: „Wir danken Rom Alles, Alles bis auf den Namen."

Während der Revolution nahm dies eitle Spiel mit antiken Reminiscenzen einen neuen Aufschwung, nur daß jetzt mit Vorliebe die republikanischen Helden des Alterthums gefeiert und nachgeahmt wurden — jene schemenhaften, auf Stelzen schreitenden Tugendhelden ohne Fleisch und Blut, wie sie Plutarch geschildert und Rousseau gepriesen hatte. In jedem Club erhob sich ein Cato, ein Brutus, ein Aristogeiton mit der rothen Mütze und forderte, daß das videant consules ausgesprochen werde, wenn nicht die Republik durch die caudinischen Pässe gehen solle. Der Anakreon der Guillotine sandte mit unsauberen Witzen seine Opfer in den Tod. Pindar-Lebrun besang den Ruhm der Republik in schwülstigen Hymnen. In Savoyen tanzten die tapferen Allobrogen die Carmagnole um den Freiheitsbaum, und die herrschende Republik nahm die Töchtervölker der Bataver, der Parthenopäer, der Cisalpiner unter ihren Schutz. War der Cäsarencultus der alten Zeit der Tod der Freiheit gewesen, so können

wir in dem gemachten Catonenthum der republikanischen Tage nur ein Symptom derselben Eitelkeit, derselben politischen Krankheit erkennen. Damals wie früher betrieb die Nation die harten Geschäfte der Politik mit der Phantasie, sie schwelgte in leeren Traumbildern, schwärmte für einzelne Personen, statt mit kaltem Hirn die gegebenen Institutionen zu verstehen und fortzubilden. Ja, dem ehrlichen Auge muß das Catonenthum der Revolution noch weit unwahrer und fratzenhafter erscheinen als der Cäsarencultus der Bourbonenzeit. Denn soll einmal geschauspielert werden, so wähle man mindestens eine Rolle, die dem Talente des Mimen entspricht. In dem leichten gallischen Blute fließt aber kein Tropfen von römischer Ehrbarkeit und Pietät, von catonischem Stoicismus. Nur in vereinzelten ganz sonderbaren Naturen ruft der Widerwille gegen die der Nation eigene leichte Weise zu lieben und zu leben einen herben stoischen Eigensinn hervor. Von solchen Catonen, von den Carnot und Cavaignac entstammen jene allzuoft nachgesprochenen Urtheile über die unheilbare Verderbtheit der Franzosen: — Urtheile, die darum jedes Werthes baar sind, weil Niemand befugt ist von einem großen Volke zu verlangen, daß es seinen Charakter wechsele wie ein Kleid, Niemand ein Recht hat von einem heißblütigen, geistreichen Manne zu fordern, daß er das Leben eines Säulenheiligen führe.

Der theatralische Bombast der republikanischen Rhetoren war durchaus heuchlerisch und unnatürlich. Mit ihm verglichen erscheint es als eine Rückkehr zur Natur, daß unter Napoleon der altnationale Cäsarencultus auf's Neue in seine Rechte trat. Hier wieder sehen wir mit Grauen, mit welcher dämonischen Sicherheit der Imperator die Schwächen seines Volkes erkannte. Er sprach als Grundsatz aus, daß man im Thun und Reden immer auf die Phantasie der Menschen wirken müsse, und wunderbar verstand der Schüler Talma's, die Phantasie der Nation durch pomphafte Spektakelstücke zu beschäftigen. Er verschmähte nicht selber eine Rolle zu spielen in politischen Maskenzügen, hielt als Kaiser, angethan mit der wurmstichigen Consular-Uniform, die Heerschau auf dem Felde von Marengo, zog in Tricots und antikem Mantel auf das Maifeld. Selbst da er vom Throne niederstürzte, legte er als ein geübter Schauspieler die Toga noch einmal in malerische Falten: „wie Themistokles", schrieb er dem Prinzregenten, „suche ich eine Zuflucht am Heerde des englischen Volks." — Commediante, Commediante! murmelte Papst Pius, als der Kaiser nach einer

rhetorischen Polterscene ihn verließ. Mit sicherem Blicke für die Schwächen des Gegners stellen die englischen Zerrbilder jener Zeit den kleinen Bony als einen theatralischen Bramarbas dar. Die prahlerische, halb an das gespreizte Pathos ossianischer Helden, halb an den Schwulst der Conventsreden erinnernde Sprache seiner Bulletins und Proclamationen war wie geschaffen für das eitelste der Völker. Wie meisterhaft wußte er aus der römischen Geschichte gerade jene Bilder neu zu beleben, welche der „bewaffneten Demokratie" des neuen Frankreichs zum Herzen sprachen. Seinen Regimentern schenkte er jene Adler, die einst der Demokratenfeldherr Marius den römischen Legionen gab und der demokratische Monarch Cäsar durch den Erdkreis trug. Mit unseligem Eifer lebte die Nation sich ein in die Unsitten der römischen Kaiserzeit. Der Senat des Tiberius hat nicht knechtischer geredet, als jener Daru, der den Deutschen zurief: „der Wille des Kaisers ist unabänderlich, wie das Fatum," oder jene Staatsräthe, die zu dem Herrscher sprachen: „erst die Nachwelt wird Sie würdigen, Sie stehen zu hoch, um von der Mitwelt verstanden zu werden." Im Anfang war die Nation in der That begeistert, sie sah ihre liebsten Träume verwirklicht, da nach des Kaisers glanzvollstem Feldzuge, nach der Schlacht von Austerlitz, die Gallier als die Erben der römischen Cäsaren erschienen.

Gleich den Heerfahrten der Cäsaren waren die Kriege Napoleon's nicht blos Eroberungskriege. Dem Deutschen fällt schwer, über diese Seite der französischen Geschichte unbefangen zu reden; er soll nicht vergessen, daß Frankreich über die Schultern unseres Vaterlandes hinweg zur Höhe der leitenden Macht des Festlandes aufstieg. Ruhiges Urtheil wird dennoch gestehen, daß nicht allein unedle Motive der anspruchsvollen Herrschsucht unserer Nachbarn zu Grunde liegen. Propaganda zu machen scheint dieser Nation Bedürfniß. Alle Ideen Europas will sie bei sich daheim centralisiren, und den Welttheil wähnt sie verpflichtet, jeden Gedanken, jede Laune, die ihr durch das Hirn blitzen, dankbar aufzunehmen. „Ist Frankreich befriedigt, so ist die Welt ruhig" — mit solchen Worten schlug Napoleon III. in seiner berufenen Friedensrede zu Bordeaux einen Ton an, dem kein französisches Ohr widersteht. Und nie zuvor war dieser Stolz, dieser propagandistische Trieb der Nation so gewaltig angeschwollen, wie damals, da sie mit dem Feudalismus gründlicher gebrochen hatte als irgend ein anderes Volk und nun, gemäß dem schablonenhaften, unhistorischen Charakter

ihrer neuen Bildung, sich berufen wähnte die Segnungen der Civilisation über die Welt zu verbreiten. Den gewaltsamen Einsturz alles Bestehenden schrieb die Eitelkeit der Franzosen nicht dem Umstande zu, daß bei ihnen das alte System noch weit verfaulter gewesen denn irgendwo sonst, sondern der genialen Kraft und Kühnheit des esprit gaulois. Man weiß, welch ein unvergleichliches Werkzeug die revolutionäre Propaganda in Napoleon fand, wie meisterhaft er im Auslande die Arbeit der Revolution genau soweit förderte, als er sie in Frankreich anerkannt hatte. In der auswärtigen Politik wie in der inneren dankt er einen Theil seiner Größe der Nichtigkeit und Verblendung seiner Gegner. Er stritt, das Haupt eines modernen, neugestaltenen Absolutismus, begeistert für seine eigene Größe, mit genialer Kraft wider Feinde, die eine nicht minder selbstsüchtige Cabinetspolitik befolgten, aber feig und zwieträchtig, ohne die Begeisterung des Helden, ohne Genie und belastet mit dem ganzen Unsegen der alten feudalen Unordnung.

So war er wirklich — wie alle Franzosen und selbst Proudhon ihn nennen — das Schwert der modernen Idee, weniger durch das was er schuf, als durch das was er zerstörte. Eine Welt verrotteter Staatsformen, verlassen von dem Glauben, der Liebe der Völker, umgab Frankreichs Grenzen und brach vor dem harten Griffe des Eroberers zusammen; Europa bedurfte des Zwingherrn um zu genesen. Vielleicht am großartigsten erscheint diese Stellung Napoleon's als eines Bahnbrechers neuer Zeiten in jenem Lande, wo ihm die alte Zeit gänzlich unvermittelt gegenübertrat, in Spanien; hier durfte der Bändiger der Revolution in Wahrheit sagen: „ich bin die Revolution, ich!“ Wohin sein Arm reicht, entstehen die neuen constitutions régulières, wie er einmal mit charakteristischem Wort an seinen Bruder Jerome schreibt. Nur wo die letzten Trümmer des Feudalismus gefallen sind, erkennt er staatliche Ordnung. Eine ungeheure Zeit hob den Helden auf ihre Schultern; und wenn das Bild des Kaisers in dieser seiner historischen Stellung nur um so dämonischer erscheint, so liegt doch hierin zugleich der Grund, warum der unbeirrte Instinkt der Nachwelt, den kein Schmeichlerwort bethört, ihm den Namen des Großen versagt hat. Die Gerechtigkeit der Geschichte gewährt solche Zierde allein jenen Helden, welche durch ihre persönliche Größe eine kleine Zeit, ein rohes Volk emporhoben, nicht den Glücklichen, die von einer reichen Epoche getragen wurden.

Der nivellirende Eroberer findet Bundesgenossen in weitverbreiteten Ideenströmungen des Jahrhunderts. In großen Volksklassen — so in der Masse der Halbgebildeten und in der Bureaukratie, die überall bewußt oder unbewußt dem Geiste des Bonapartismus nahe steht — bildet der Gleichheitstrieb die mächtigste von allen politischen Neigungen. Napoleon's Herrschaft, indem sie die Grenzen aller Länder in's Wanken, alle politischen Verhältnisse in Fluß brachte, hat weit über Frankreich hinaus den verhängnißvollen Glauben begründet, der in der Durchschnittsbildung der modernen Menschen vorherrscht, daß wir in einer durchaus neuen Zeit leben und mit der Geschichte gebrochen haben. Sehr oft klingt aus den Reden des Imperators ein Ton stolzer Freude hervor über den Untergang der legitimen Gewalten. Er sammelt sorgsam die unterthänigen Briefe, welche ihm die geängsteten Fürsten Europas senden, er weidet sich an dem Anblick der im Staube kriechenden Majestät. Wenn er — gegen die uralte Klugheitsregel der Eroberer — die Prinzen und die Minister der feindlichen Höfe mit Schmähungen zu überschütten pflegt, so redet nicht blos der leidenschaftliche Mann, der rauhe Soldat, sondern auch der Plebejer. Den meisten Cabinetten war er nie etwas anderes als der Revolutionär auf dem Throne. Selbst ein Stadion verfolgte ihn mit dem Hasse des Patrioten und des Edelmanns. Czar Alexander, dem doch Stein den hohen Sinn des Befreiungskampfes gelehrt hatte, fiel schon während des Krieges in die alten höfischen Vorstellungen zurück und begrüßte Gentz als den Ritter der Legitimität, der die Hydra der Revolution am hartnäckigsten bekämpft habe. Die Sünden der legitimen Mächte nach Napoleon's Sturz hatten sodann für den Welttheil dieselbe Wirkung wie die Verblendung der Bourbonen für Frankreich. Den Völkern erschien Napoleon wieder als ein Held der Freiheit.

Insoweit darf man sagen, daß Napoleon's auswärtige Politik mächtigen Leidenschaften und Ueberlieferungen der Franzosen entsprach und einer neuen Zeit die Bahnen ebnete. Doch hier abermals enthüllt sich die schwer verständliche zweiseitige Stellung des Bonapartismus, der selten eine Lüge spricht, die nicht ein Körnchen Wahrheit enthielte, und seltener noch eine Wahrheit ohne einen starken Zusatz von Lügen. Wer schärfer zuschaut, entdeckt alsbald sehr unfranzösische Charakterzüge in der europäischen Staatskunst des Imperators und findet, daß sie in rasender Verblendung dem Wagen des Jahrhunderts auf seiner

natürlichen Bahn in die Speichen griff. Dieser letztere Eindruck bleibt für den Unbefangenen der überwiegende.

Napoleon war ein Fremdling auf Frankreichs Thron. Alle Bemäntelungen und Verdrehungen liebedienerischer Historiker heben die Thatsache nicht auf, daß Bonaparte's Mutter ihn unter dem Herzen trug, als am Ponte Nuovo Corsica's Freiheit den französischen Waffen erlag. Wer zum ersten Male eines jener Reliefs schaut, die den Kaiser in römischer Tracht darstellen, bedarf einiger Besinnung um zu erkennen, daß hier wirklich kein Römer abgebildet ist. Man betrachte die classischen Züge dieses Augustuskopfes, wie wenig hat er gemein mit den kleinen keltischen Schädeln, und vornehmlich den festen Blick dieses mächtigen Auges, wie liegt darin so gar Nichts von dem unstäten Feuer, das in den Augen der Franzosen flackert. Den esprit des schönen Frankreichs hat der Imperator weder besessen noch gewürdigt, die Macht und Tiefe seiner Leidenschaft sind echt italienisch, sein ganzes Sein und Fühlen erscheint dem Franzosen zu entier. Stolze Italiener grüßten ihren Landsmann als einen römischen Imperator, den die gallischen Legionen auf den Schild gehoben. Corsische Patrioten der alten Schule sahen in dem Bändiger Frankreichs den Rächer der heimischen Insel. Er selber hatte einst, so lange sein Herz noch einiger Liebe fähig war, glühende Briefe geschrieben an Pasquale Paoli, den Weisen Corsica's, und tolle Pläne geschmiedet, wie er die Heimath befreien wolle von den Franzosen, die, an diesen Strand „gespieen", die Sitteneinfalt zugleich mit der Freiheit vernichtet hätten. Sobald ihm das Bewußtsein seiner Kraft erwachte spottete er der Heimath und ihrer kleinlichen Händel. Ein Held Frankreichs ward der Corse lediglich, weil dort die Revolution seiner ungeheuren Kraft ein freies Feld des Wirkens eröffnete. Unter andern Umständen hätte er gleichgiltig jedes andere Land zur Staffel seiner Größe genommen, wie er ja wirklich in den Jahren der unbefriedigten Ehrsucht mit dem Gedanken spielte, in russische oder türkische Dienste zu gehen. Der Kranz des höchsten Herrscherruhms gebührt aber nur den nationalen Helden, in deren Bilde ein ganzes Volk sein eigenstes Wesen verklärt und herrlich wiederfand. Zu ihnen würde Napoleon zählen, wenn er mit der Kraft Italiens die Welt beherrscht hätte; denn in ihm verkörperte sich ein uraltes Traumbild der italienischen Sehnsucht, der principe des Machiavelli. Als Kaiser der Franzosen ist er doch nur der größte aller heimathlosen Abenteurer der Geschichte. Die Franzosen haben

seinen Siegen zugejubelt und zu ihm gebetet wie zu einem Gotte, aber niemals ihm jenes tief gemüthliche Verständniß entgegengebracht, das einst jeden Scherz und jede Galanterie, jede Unart und jede Großthat Heinrich's des Vierten begrüßte. Auch über des Kaisers eigene Empfindungen darf uns die pathetische Versicherung nicht täuschen, die er auf St. Helena im Munde führte: „ich habe das französische Volk so sehr geliebt.“ Wohl mußte er den flammenden kriegerischen Ehrgeiz der Nation als ein köstliches Werkzeug seiner Pläne schätzen; über ihre Schwächen urtheilt er mit der schneidenden Kälte des Fremden, und bald sollte seine europäische Politik bewähren, daß ein Heimathloser Frankreich regierte.

Der ausgreifenden eroberungslustigen Staatskunst der französischen Krone waren seit Jahrhunderten durch die Interessen und Ueberlieferungen des Landes sehr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht nach vollständiger Weltherrschaft trachtete der cäsarische Ehrgeiz Ludwig's XIV. Er wollte durch die Eroberung der sogenannten natürlichen Grenzen sein Gebiet in eine unangreifbare Festung verwandeln, Spanien durch einen abhängigen Hof beherrschen, auf daß es keine Pyrenäen mehr gebe, in Italien den Einfluß Oesterreichs und Spaniens durch den seinigen verdrängen und das Mittelmeer als einen französischen See behandeln. Waren dergestalt die Völker des lateinischen Stammes unter französischer Oberhoheit vereinigt, so sollten wir Andern durch die gesammelte Macht der romanischen Nationen in Schach gehalten, die kleinen deutschen Staaten dem wohlwollenden Schutze der französischen Krone untergeordnet, Englands Seeherrschaft gebrochen werden. Diese Pläne haben im Wesentlichen Frankreichs Politik in der modernen Geschichte bestimmt und sind jederzeit, getragen von dem Beifall der Nation, von Neuem aufgetaucht. Sie gefährden auf das Schwerste die Freiheit der Welt, weil sie ein nicht unerreichbares Ziel verfolgen, wenn die germanischen Völker nicht beständig auf der Wacht stehen. Frankreich wäre danach nicht die unmittelbare Beherrscherin des Welttheils, aber der „exorbitante Hof,“ die überwiegende Macht des Festlands. Manche Thaten der napoleonischen Politik — und, bezeichnend genug, die in Frankreich populärsten — blieben diesen alten Ueberlieferungen getreu: so der beharrliche Kampf für die sogenannte Freiheit der Meere, so der Verkauf Louisiana's an Nordamerika, ein Meisterstreich des Kaisers, so auch die Gründung des Rheinbunds. In seinem berufenen Briefe an den Fürsten-Primas

Dalberg vom 11. September 1806 nennt Napoleon die Annahme der Protectorwürde über den Rheinbund eine That conservativer Staatskunst, die rechtliche Feststellung eines seit Jahrhunderten thatsächlich bestehenden Verhältnisses. Nicht ohne Erbitterung können wir Deutschen diese echt bonapartistische Halbwahrheit lesen. Sie gänzlich Lügen zu strafen ist leider unmöglich, denn der Rheinbund war in der That nur die Vollendung jener schimpflichen Abhängigkeit, welche die geistlichen und weltlichen Herren unserer rheinischen Lande, die Wittelsbacher, Fürstenberge, Galen, seit Langem begründet hatten.

Aber bei diesen überlieferten Grundsätzen blieb Napoleon's auswärtige Politik nicht stehen; im Großen und Ganzen ist sie ein willkürlicher Abfall von der alterprobten nationalen Staatskunst. Als jedes Heer Europas vor den Schlägen des Eroberers zusammenbrach und die Welt sich wie eine grenzenlose kahle Fläche, des Bebauers harrend, vor ihm auszudehnen schien, da ward ihm Frankreich eben so gleichgiltig wie irgend ein anderes Volk. Das Kaiserreich des Abendlandes, davon er träumte, ließ sich nur aufrechthalten mit Opfern von Gut und Blut, denen Frankreichs Kraft nicht gewachsen war. Selbst die kriegerischen Provinzen des Nordens und Ostens fluchten zuletzt der Ländergier des Herrschers. Man mußte die Rekruten in Ketten zu den Regimentern schleppen, nach dem Vorbilde der Dragonaden Ludwig's XIV. den Eltern der entflohenen Fahnenpflichtigen Zwangseinquartirung in die Häuser legen. Das der Steuerlast erliegende Volk begrüßte die Alliirten mit dem Rufe: **à bas les droits réunis!** Mit radicaler Härte hatte die Nation das Sonderleben ihrer Provinzen zerstört, vollends das Verständniß für fremdes Volksthum hat ihr stets gemangelt. Aber als die Eroberungslust des Kaisers bis an die Ostsee und über die Adria schweifte, da begann selbst in diesem die Geschichte mißachtenden Volke die Frage laut zu werden, ob das Departement der Elbmündung sich ebenso willig dem Empire einfügen werde, wie die Provence ertragen hatte als Departement der Rhonemündungen in dem flachen Einerlei des Franzosenreiches unterzugehen. Ja, jeder Weiterschauende erkannte, daß das neue Reich Karl's des Großen die französische Nationalität zuletzt unfehlbar vernichten werde. Der Kaiser prahlte gern, Frankreich solle die Sonnen-Nation sein, umgeben von Trabanten-Nationen, und erklärte den Vasallen, daß ihre Staaten nur durch Frankreich und für Frankreich bestünden. Seltsame Verblendung! Die eigenthümliche Gesittung Frankreichs wie jedes anderen Landes

mußte verschwinden in einer neuen weltbürgerlichen Cultur des Abendlandes, wenn erst das große „Föderativsystem“ sich vollendete, und in Paris die europäische Akademie erstand **pour animer, diriger, coordonner les institutions savantes de l'Europe**, wenn dort jene Weltliteratur erblühte, die Napoleon unserem großen Dichter anpries, und an der Seine ein europäischer Cassationshof die Händel des Welttheils schlichtete.

Der Plan des napoleonischen Weltreichs war unfranzösisch, und was er für Europa bedeutete, das wird noch fernen Zeiten des deutschen Dichters mächtiges Zornwort künden. Heinrich von Kleist rief dem Vertheidiger Saragossa's zu, er habe

> des Stromes Wuth gewehrt
> der stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen,
> den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört.

Der Gefangene von St. Helena liebte zu versichern, die Idee der heiligen Allianz sei ihm gestohlen, er habe eine heilige Allianz der Völker schaffen wollen, eine Befriedung des Welttheils dergestalt, daß künftig nur Bürgerkriege in Europa möglich wären. In Wahrheit mußte Napoleon's Weltreich unrettbar die köstlichsten Früchte der modernen Geschichte zerstören, jene reiche Mannichfaltigkeit nationaler Bildungen streichen, worauf die Ueberlegenheit der Cultur Europa's beruht. Es war eine Lüge, wenn der Entthronte versicherte, mit einem Fox würde er sich verständigt haben; kein Brite, der ein Brite war, konnte auf die Dauer diesem Weltreiche sich fügen. Wenn das neunzehnte Jahrhundert sich rühmt, daß nie zuvor das unendliche Recht des nationalen Lebens in Staat und Kirche mit hellerem Bewußtsein verstanden worden, so erscheinen Napoleon's Kriege doch nur wie ein letzter gigantischer Ausbruch jener Cabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, welche, jedes Recht, jedes Volksthum mißachtend, nach Fürstenlaune mit den Völkern umsprang wie mit Schachfiguren. Mit gutem Grunde erblickten die Völker in dem Kaiser sehr bald nur den Despoten, den Reactionär, der die freie Entwicklung jedes volksthümlichen Lebens frevelhaft zu unterbinden trachtete. Der Kaiser selbst gefiel sich während seiner letzten Verzweiflungskämpfe in dieser Rolle: im Jahre 1813 sah er sich wieder als den Bändiger der Revolution, berufen die Ideologen Deutschlands und Spaniens zu Paaren zu treiben. Mit persönlichem Hasse verfolgte er jede populare Bewegung. Unzählige der deutschen und spanischen Freiheitskämpfer hat er als

Brigands an die Ruderbänke geschmiedet. Begreiflich also, daß an einzelnen Höfen die Wortführer des Absolutismus zu Napoleon hielten — so, natürlich, die Bureaukratie der Rheinbundsstaaten, so am Berliner Hofe die Partei des Grafen Voß.

Der Untergang des Imperators erfolgte durch einen Bund der legitimen Mächte, die den revolutionären Emporkömmling haßten, mit den Völkern, die von dem Sturze des Zwingherrn die Freiheit erhofften. Das populare Element aber war die treibende Kraft in diesem Kriege. Der Ruhm des Sieges gebührt jenen Männern, welche nach Stein's Rathe die Revolution mit ihren eigenen Waffen bekämpften, freien Sinnes alle wirthschaftlichen und sittlichen Kräfte der Völker entfesselten. Erst nach dem Siege gewann jene Armseligkeit wieder die Oberhand, welche mit Gentz darum sorgte, daß der Befreiungskrieg nicht zu einem Freiheitskriege werde. Vor dem ungeheuren Hasse, der die Millionen gegen den Imperator unter die Fahnen rief, muß jede Vertheidigung verstummen. D'ogni Dio sprezzatore nennt ihn der Italiener, und wer zählt die tausend und tausend Flüche der besten Deutschen wider den Zertrümmerer alles Völkerglücks, die Gottesgeißel der neuen Zeit? Solche Gesinnung der Völker blieb unverändert, als Napoleon von Elba zurückkehrte und von einem Theile der Franzosen bereits wieder als Befreier begrüßt ward. Gewiß, die Aechtung des Kaisers durch den Wiener Congreß, dieser menschenfresserische Beschluß, wie die Napoleoniden sagen, war eine schreiende Verletzung des Völkerrechts, aber kein schlechterer Mann als Stein hat ihn ersonnen, und unter unseren Patrioten war nicht Einer, der daran Anstoß nahm. Während des Krieges von 1815 war der legitimistische Groll wider den militärischen Jacobinismus noch weit mehr als zwei Jahre zuvor der leitende Gedanke der Höfe; trotzdem ward auch dieser Feldzug von den preußischen Soldaten mit der lodernden Begeisterung eines Volkskrieges durchgefochten.

Wenn Napoleon auf St. Helena von den Wohlthaten redete, die er den undankbaren Völkern zugedacht, und sein Neffe heute diese Worte pathetisch wiederholt, so hört für uns Deutsche die ernste Debatte auf. Im Schlosse von Versailles prangt ein Gemälde: „der Kaiser Wohlthaten spendend in Osterode.“ In höchst fragwürdiger Gestalt begegnen uns hier unsere altpreußischen Landsleute. Ein winterliches Barbarenvolk in mächtigen Pelzen, mit langen Bärten, der Rassentypus zweifelhaft, unzweifelhaft nur die Nähe des Nordpols. Mitten hinein

in diese race inférieure tritt mit majestätischem Bühnenschritte und hochtragischer Armbewegung der Kaiser und sein reichgeschmücktes civilisirtes Gefolge. Ein westpreußischer Edelmann, der mit mir vor dem lustigen Bilde stand, sagte lachend: „Vor dies Bild sollte man die Bonapartisten führen. Vielleicht begreifen sie dann, warum unsere Väter roh genug waren, die Wohlthaten der Wälschen mit dem Flutschen ihrer Flintenkolben zu erwiedern." Ohne Freude sehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Napoleon's III. in einer gar so rohen, äußerlichen Schätzung der historischen Größe sich gefällt und einen Cromwell, einen Friedrich tief unter seinen Oheim stellt. Wohl hat Friedrich's Genius nur zwei Provinzen seinem Staate erobert und sein friedliches Wirken auf den engen Raum einer werdenden Großmacht beschränkt. Doch über den Pfeilern, die Friedrich gründete, haben seitdem die Geschlechter dankbarer Enkel Stein auf Stein gehäuft; der Bau, den er begonnen, wird einst das ganze Deutschland mit seinen starken Zinnen schützen. Napoleon's Werk ward unter den Händen des Werkmeisters zusammengeschmettert, nicht durch Verrath oder die Laune des Glücks; es ging zu Grunde an seiner eigenen Unvernunft, als eine Sünde wider den Geist der Geschichte. An dem Firmamente unseres Staatensystems steigt der Gewaltige jählings auf wie ein Wandelstern, der mit grellem Feuerscheine die Sterne rings verdunkelt; nur wenige Nächte, und der mildere Glanz der anderen Gestirne, die ruhig ihre Bahnen ziehen, tritt wieder in sein Recht.

Napoleon hat seine beste Kraft an unmögliche Unternehmen verschwendet, ja, wir finden mit Erstaunen, daß seine große Politik nur den Eindrücken des Augenblicks, der Leidenschaft, dem rasch auftauchenden genialen Impulse gehorchte. Er prahlte gern: „mein Herr hat kein Herz; dieser Herr ist die Natur der Dinge." Nein, dieser Herr war die Willkür. Vergebens suchen wir in seinem Wirken nach Außen einen bestimmten, durch alle Wechselfälle zäh festgehaltenen Plan, wie die Idee der Hellenisirung des Ostens, welche verheißend von Anbeginn vor Alexander's Seele stand, oder der Gedanke eines selbstständigen norddeutschen Staats, dem Friedrich sein Leben weihte. Mit dem Gefühle einer ungeheuren Begabung beginnt Bonaparte seine Herrschaft, und da nun die faule Ordnung der alten Staaten vor ihm kläglich zusammensinkt, eilt er rastlos vorwärts von Triumph zu Triumph, immer neue, immer maßlosere Pläne bauend. Ein mächtiger Drang nach dem Wunderbaren, Unerhörten, Grenzenlosen arbeitet in seiner Seele. Sehr

früh — früher als man gemeinhin sagt — schon in den Tagen des Consulats steht ihm der Gedanke fest, daß er berufen sei die Welt zu beherrschen. Kein noch so glänzender Erfolg genügt dieser rasenden Herrschsucht. „Die Völker sind heute zu aufgeklärt, es giebt nichts Großes mehr zu thun — sagt er traurig bei seiner Kaiserkrönung. Alexander konnte sich den Sohn des Jupiter Ammon nennen, und der ganze Orient glaubte ihm; mich würde jedes Fischweib auslachen, wollte ich mich für den Sohn des ewigen Vaters ausgeben!" — Selten hat ein Sterblicher mit solcher Thatkraft dem einen Gedanken gelebt, daß das Leben im Munde der Nachwelt das höchste Ziel des irdischen Schaffens sei; und eben dieser Gedanke, der höchste sittliche Grundsatz des Alterthums, zeigt den Imperator abermals als den echten Sohn des halbantiken Volks der Italiener. Niemals sicherlich war ein Mann so ganz durchdrungen von dem Bewußtsein der Größe seiner Zeit. „Dies Gewölk von Zwergen will nicht sehen, daß man die Seitenstücke zu den Ereignissen der Gegenwart in der Geschichte suchen muß, nicht in den Zeitungen des letzten Jahrhunderts. Jetzt ist die Zeit gekommen für große Aenderungen" — so schreibt er dem Czaren im Jahre 1808, nach Aegypten und Marengo, nach Austerlitz und Jena.

Sein Geist gemahnt an die tropische Natur. Wie diese mit unendlicher Schöpferkraft alltäglich andere riesenhafte Wunderbildungen hervortreibt, um sie plötzlich in ungeheuren Orkanen und Erdbeben zu vernichten — so er, gewaltig im Schaffen, schrecklicher im Zerstören des kaum Begründeten. „Alle Welt muß auf ihrer Hut, auf ihrem Posten sein; ich allein, ich weiß was ich zu thun habe," schreibt er einmal. Und sicherlich besaß er im höchsten Maße jene Gabe, einen Gedanken unermüdet durchzudenken bis zum Ende, jene Festigkeit und Ausdauer, die er seinen Dienern beständig als die ersten Tugenden des Staatsmannes einschärfte. Er wußte im einzelnen Falle sein Ziel mit kalter Berechnung, unergründlicher List und, that es noth, mit lauernder Geduld im Auge zu behalten, ohne jemals durch Nebenrücksichten abgelenkt zu werden von dem Kerne der Sache. Er konnte, derweil seine Phantasie in ungemessenen Fernen schweifte, dennoch mit der Genauigkeit eines Subalternen dem Geschäfte des Augenblicks leben, als ob es nie ein Morgen gäbe. Trotzdem ist Niemand berechtigt von Napoleon zu rühmen, das Werk seines Lebens sei planvoll gewesen. Vielmehr, wie sein System im Innern darum so schwer drückte, weil fortwährend Ausnahmegesetze die Regel störten, so ward

seine auswärtige Politik vornehmlich deshalb der Welt unerträglich, weil jeder neue Tag das Bestehende umstoßen konnte. Solche Angst vor dem Unberechenbaren bewog die Pforte zur schimmsten Stunde den verhängnißvollen Frieden von Bucharest mit Rußland abzuschließen, denn wer verbürgte, daß der Frankensultan nicht auch nach dem Bosporus seinen Arm ausstrecken werde? Welche lange Reihe von Eintagsstaaten, alle diese Reiche von Berg, Etrurien, Westphalen, die, kaum geschaffen, wieder verschwanden oder ihre Grenzen änderten! Die gesammte Politik ist in ewigem Wechsel wie der Flugsand der Dünen. Zu gleicher Zeit ködert der Imperator die Kronen von Preußen und von Schweden mit Pommern, England und Preußen mit Hannover. Heute denkt er Nassau zu mediatisiren, morgen giebt er dem Hause den Vorsitz im Fürstenrathe des Rheinbunds. Im Jahre 1805 erklärt er feierlich, das Kaiserreich werde niemals mehr seine Grenzen erweitern; kaum ist das Wort gesprochen, so wird Genua einverleibt. Im selben Jahre verspricht er, daß die Krone Italiens künftighin von der französischen getrennt bleiben solle; zwei Jahre darauf nimmt er sein Wort zurück. In Tilsit schreibt er dem Czaren — damals unzweifelhaft im vollen Ernst — seine unmittelbare Herrschaft dürfe die Elbe niemals überschreiten; drei Jahre später ist die Einverleibung Hamburgs „durch die Umstände geboten.“ Nachdem er die legitimen Könige gedemüthigt, beraubt er seine Brüder. Immer frecher, roher, frivoler lauten die Entschuldigungen dieser wüsten Ländergier: Holland ist eine Anschwemmung französischer Flüsse, Italien die Seite, Spanien die Fortsetzung Frankreichs. Jeder Sieg hebt diese gährende Phantasie zu kühneren Flügen empor, berauscht den Unersättlichen mit begehrlicheren Träumen. Während des spanischen Aufstandes vermißt er sich: „ich kann in Spanien die Säulen des Hercules finden, doch nie die Grenzen meiner Macht;“ und als nun die ganze Halbinsel von Waffen starrt, ein furchtbares Auflodern der nationalen Leidenschaft die Franzosen zu vernichten droht, alle erdenklichen Gründe der Politik und Strategie den Kaiser mahnen, seine gesammte Macht auf Spanien zu werfen, da beginnt der Rastlose die russischen Händel. Kaum winkt ihm in Rußland ein erster Erfolg, so plant er schon seine Operationsbasis an die Wolga zu verlegen, in ungeheurem Anprall auf das englische Indien zu stürzen. Da er endlich als ein landflüchtiger Mann in Frejus die Anker lichtet, sagt er zu seinem Augereau: „Asien bedarf eines Mannes!“

Selbst an Unternehmungen von echter staatsmännischer Größe schießen ihm leicht phantastische Pläne an, oder er zerstört selber das genial Gedachte durch die Heftigkeit seiner Leidenschaft. Der Feldzug nach Aegypten war sicherlich ein Gedanke, des größten Staatsmanns würdig, echt-französisch, im Geiste der besten Tage bourbonischer Politik. Doch schon auf der Ueberfahrt wird die Einnahme von Malta gewagt — eine Eroberung für England! — und sobald die Mamelukengeschwader vor seinen Bataillonen zerstieben, liegt der Sieger bereits wieder mit glühenden Augen über seinen Karten, brütet über der Absicht das oströmische Reich zu erneuern. Ein untrüglicher Instinkt bewegt ihn, seinen Frieden mit Rom zu schließen; bald darauf jagt er durch Hochmuth und Härte die Curie seinen Feinden in die Arme. Das Tilsiter Bündniß, ein Werk feinster Menschenkenntniß und klarer Berechnung, treibt augenblicklich phantastische Pläne hervor: der Kaiser will mit dem Czaren Stambul erobern und in Asien vordringen — ungeheuerliche Verirrungen, die ein französischer Herrscher niemals denken durfte! Desgleichen dem Zollkriege gegen England liegt eine gewaltige volkswirthschaftliche Idee zu Grunde, und wir begreifen, warum begeisterte Schutzzöllner den Herzog von Gaeta als den französischen List verherrlichen. Aber alsbald treibt den Kaiser sein Haß gegen England über alles Maaß hinaus zur Einverleibung von Holland, zu einer Knebelung des Handels, die den Lebensgesetzen der modernen Welt Hohn spricht, und seine despotische Willkür wirft das Werk über den Haufen. Er schließt die Grenzen Frankreichs den Fabriken der Vasallenstaaten, während diese die französische Einfuhr ertragen müssen — womit offenbar die große continentale Handelspolitik aufgegeben wird. Von so jäher Leidenschaft, solchem Schwelgen in wechselnden Plänen sticht dann wunderbar ab die souveräne Kälte und Klarheit in der Ausführung des Einzelnen. — Da das Verhängniß über ihn hereinbricht, wird er nach wie vor hingerissen von der Leidenschaft. Sein Trotz und Stolz oder, wie er selber sich ausdrückt, seine Seelengröße heißt ihn alle vortheilhaften Friedensvorschläge verwerfen. Noch auf dem Felde von Leipzig vermißt er sich München zu verbrennen und das Kaiserreich zu halten, das Amsterdam, Rom und Hamburg zu seinen guten Städten zählte.

Wir beginnen zu zweifeln, ob diesem Genie, das kein Maß zu halten weiß, ein Platz gebühre unter den reinen historischen Größen; unsere Zweifel mehren sich, wenn wir die Person des Helden schärfer in's Auge fassen. — Die Armuth der Sprache, von tieferen Geistern seit Langem schmerzlich empfunden, reicht am Wenigsten aus für die Charakterzeichnung. In modernen Naturen mischen sich widerspruchsvoll tausend feine Züge, und unser Auge, das längst gelernt, diesen leisen Farbentönen der Seele mit reizbarem Verständniß zu folgen, sucht umsonst nach Worten für den Tiefsinn der psychologischen Betrachtung. Klingt es nicht lächerlich zu sagen, daß der größte Mann des Jahrhunderts im Grunde geistlos war? Und doch muß das Abgeschmackte ausgesprochen werden. Dieser erhabene Verstand, dessen Macht, Schärfe, Sicherheit über das Maß des Menschlichen hinausreicht, hat nie einen Blick gethan in den geheimnißvollen Kern des Daseins, nie geahnt, daß die Menschheit etwas Anderes ist als eine wohlgeordnete Maschine, daß ein Volk unter straffer Verwaltung, mit geordneten Finanzen und schlagfertigen Soldaten sich bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen kann. Das Höchstpersönliche im Leben des Einzelnen wie der Völker, die Welt der Ideale blieb ihm unfaßbar. Die weite Welt durchschaute die Gründe seines Sturzes, er allein nicht; denn wie sollte der Heimathlose verstehen, daß den Völkern selbst die heimische Unsitte theurer ist als die fremde Sitte? Erwägen wir dies, so erkennen wir die schreckliche Wahrheit in dem tollen Worte Blücher's: „laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl."

Die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft des Corsen überbietet die verwegensten Dichterträume. Riesenhaft sind seine Kriegsentwürfe. Welch ein Plan, den er im Lager von Boulogne beschloß: seine Flotte sollte die englische nach Westindien locken, dann umkehren, die Schiffe des Feindes im Canal zerstreuen und dem Kaiser die Ueberfahrt ermöglichen; und gleich darauf der glänzende Zug vom Canal zur Donau! Und doch ist der Mann mit seiner unerschöpflichen Phantasie eine prosaische Natur. Von jener Fülle des Schönen, darin das achtzehnte Jahrhundert schwelgte, ist selten ein Strahl in dieses Herz gedrungen: kaum daß Werther's Leiden oder Ossian ihn ein wenig beschäftigen. In der langen Bänderreihe seiner Briefe wird man vergeblich nach einer Stelle suchen, die ein uneigennütziges, menschliches Wohlgefallen an Kunst und Wissenschaft verriethe. Mag er auch dann und wann versichern, einzelne ehrliche Freunde der Wahrheit seien vielleicht zu finden unter

den Heuchlern, die man gebildete Leute nenne — er glaubt doch nicht an die Hoheit der Menschenseele. Alle idealen Gedanken sind ihm „Romane," gut genug für Proklamationen und gedruckte Reden. Darum ist in ihm wie in allen glaubenlosen Naturen keine Entwickelung zu finden; härter, grausamer wurde seine Art in den Kämpfen des Lebens, doch im Wesentlichen ist kein Unterschied zwischen dem Militärschüler und dem Kaiser. Man höre den dreiundzwanzigjährigen Jüngling über die Franzosen reden: „sie sind ein gealtertes Volk, ohne inneren Zusammenhang; jeder denkt nur an sich; mit 5000 Franken Rente seiner Familie zu leben, das ist die höchste Weisheit." Man lese was Lemercier, der tägliche Tischgast Josephinen's in Malmaison, von dem durch und durch despotischen Gebahren des jungen Helden erzählte — und vergleiche damit die Hohnreden des Weltherrschers über die Canaille. Welch' ein abschreckendes Einerlei in diesem großen Dasein!

Wie viel reizvoller ist es doch, den harten Seelenkämpfen nachzugehen, die den gottseligen Hausvater Cromwell, den weichen Schöngeist Friedrich zum Heldenthum erzogen. Wie viel günstiger hat sich das Urtheil der Menschen über die Beiden gestaltet, seit wir durch die Sammelwerke Carlyle's und der Berliner Akademie einen Einblick erhielten in ihr inneres Leben. Anders der Eindruck, den wir aus Napoleon's Briefen empfangen: eine entschieden unedle Natur tritt uns hier entgegen. Es ist unmöglich den Gewaltigen nicht zu bewundern, aber noch unmöglicher ihn zu lieben. Auf Augenblicke mochte er hinreißend liebenswürdig erscheinen, wenn er etwa einen Grenadier am Ohrläppchen zupfte, und selbst einen Göthe hat die gewinnende Weise des dämonischen Mannes bezaubert. Er kann kosen und schwärmen in jenen Stunden der Selbstvergessenheit, die in keinem Menschenleben fehlen: dabei bleibt sein Herz doch eisigkalt, verschlossen jeder holden Empfindung. In den kurzen barschen Briefen an jene Josephine, die er auf seine Weise liebte, empört uns die Armuth und Trockenheit des Gemüths. Als er sich von seiner Gemahlin trennen will, da muß der Sohn, Prinz Eugen, die Unterhandlung mit der Mutter führen und die Ehescheidung vor den großen Staatskörperschaften vertheidigen. Wann wurde jemals ruchloser gespielt mit den heiligsten Gefühlen? — Echte Freundschaft hat er nie gekannt, noch minder jenen poetischen Drang sich ein Idealbild von seiner Umgebung zu schaffen, welcher dem großen Friedrich so viel Pein und so viel Seligkeit bereitete. Schwerlich wird man in seinen Worten oder Werken auch nur einen Zug entdecken, den man schlicht-

weg edel nennen könnte. Was dem oberflächlichen Blicke so scheinen mag sind zumeist pathetische Effectstücke, schlau berechnet auf die Leichtgläubigkeit des stumpfen Haufens. Ein brutaler, gewaltthätiger Trieb wogte von Anbeginn in diesem Geiste. Er liebte zu schrecken nach Jacobinerart. „Die Welt soll wissen, wessen wir fähig sind“, rief er bei der Ermordung des Herzogs von Enghien. Ihm war eine Lust, seine Zwecke mit unnöthiger Härte und Grausamkeit zu erreichen — von jenem kleinen 18. Brumaire an, der dem jungen Offizier eine Befehlshaberstelle in der Nationalgarde verschaffte, bis zu dem großen 18. Brumaire und den zahllosen Roheiten der Kaiserzeit. Sogar in seiner Kriegführung ist dieser gewaltthätige Zug zu erkennen; die brutale Kriegsweise der Jacobiner ward durch ihn geordnet, nicht aufgegeben. Seine Mittel zu schonen war er nicht gewillt, mit überwältigenden Massenschlägen, mit grausamer Gleichgiltigkeit gegen die Verwundeten erfocht er seine Siege. — Von jenem vornehmen Wesen, das die Häupter der echten Cäsaren wie ein Glorienschein umleuchtet, ja selbst von dem guten Tone, der aus dem Herzen kommt, ist an ihm Nichts zu spüren. Er war eine vulgäre Natur, gab sich schamlos und geschmacklos den Trieben der Unzucht und der schlechten Laune hin. Welch ein häßliches, wüstes Bild bot sein Hauptquartier im Jahre 1813, nach den Schilderungen des Sachsen Odeleben. Der Kaiser finster brütend am Wachefeuer, drohend und herrisch in jeder Miene; um ihn in weitem Kreise, scheu flüsternd, das Gefolge; da plötzlich bringt ein jähes **à cheval!** Bewegung in den stummen Troß; ein Schwall jener groben Schimpfwörter, die des Kaisers Beispiel zum Gemeingut seiner Umgebung gemacht, ertönt vom Marschall bis zum Stallknecht hernieder; dann sprengt der Zug in wilder Eile von dannen. — Unversieglich erklangen seine Schmähreden über den **gaillard** und **archifou**, den König von Schweden, über die **vieille bête**, den König von Sachsen u. s. f. Selbst Damen, die er nicht leiden mochte, schleuderte er gemeine Zoten in's Gesicht. Auch Friedrich II. hat seine Gegner mit grausamen Epigrammen verfolgt, doch er fand nach der Weise witziger Naturen in scharfen, schonungslosen Scherzen eine ästhetische Befriedigung, die Napoleon nicht kannte. Der unauslöschliche Haß, den die edelsten deutschen Frauen, Luise von Preußen, Amalie von Weimar, Karoline von Baiern, dem Menschen Napoleon entgegentrugen, überhebt mich jedes weiteren Wortes.

Wer die rohen Schmähworte des Kaisers mit seiner leidenschaft-

lichen Heftigkeit entschuldigen will, der betrachte, wie würdelos er den Wandel des Schicksals trug. Er verstand die seltene Kunst, den Becher des Glückes bis zu Hefe zu leeren, jeden Sieg zu verfolgen bis zum letzten durchschlagenden Erfolge. Wohl nur einmal trat in einem Augenblicke des Triumphes auch diesen eisernen Nerven die menschliche Schwachheit nahe: an der Moskwa fand er nicht mehr den Entschluß, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Aber wenn er die Gunst des Glückes zu benutzen wußte, sie groß zu ertragen verstand er nicht. Da die Welt zu seinen Füßen lag, hat er die plumpe Prahlerei und Schadenfreude des ordinären Glücksritters nicht verschmäht. Er war im Stande, den gekrönten Häuptern der alten Zeit lächelnd zu erzählen: „als ich noch ein einfacher Artillerieleutnant war“ — oder den Prinzen Wilhelm von Preußen zur Hasenjagd am Jahrestage von Jena einzuladen. Wenn er bei seinen Audienzen den kleinen Rheinbundsfürsten mit einem barschen „ancienne connaissane“ den Rücken drehte oder dem König von Baiern sein donnerndes il faut, il faut zurief, so gab er den Knechten freilich nur was ihnen gebührte; hohen Sinn bekundet solche Haltung nicht. Wie niedrig macht der geniale Mann, nach der Art des zum Herrn gewordenen Lakaien, über den Formen der Etikette: dem Könige von Preußen konnte er nie verzeihen, daß dieser zu Tilsit im Tschacko und mit einem kleinen Schnurrbart auf der Lippe erschien. Auch Napoleon's Familienpolitik, die Fürsorge für die Unwürdigsten seiner Verwandten, die weder aus Geschwisterliebe entsprang noch den Weltherrschaftsplänen frommte, muß man kleinlich und vulgär finden. Noch bezeichnender ist seine Haltung im Unglück. Man kennt jenen Auftritt in Dresden, da Friedrich August von Sachsen den aus Rußland plötzlich zurückgekehrten Kaiser im Vorzimmer erwartete. Hunderttausende lagen im Schnee begraben um dieses Mannes willen, gräßlich wie nie hatte das Schicksal gesprochen. Er aber trat in das Gemach, ein Pariser Schlemperlied trällernd: der Satrap sollte fühlen, der Muth des Herrschers sei nicht gebrochen. Dreimal, bei Smorgoni, bei Leipzig, bei Belle-Alliance, entfloh er unritterlich von seinem preisgegebenen Heere. Friedrich II. war entschlossen, den Untergang seines Staats nicht zu überleben, und doch, wer durfte es schmachvoll finden, wenn ein Land von fünf Millionen dem verbündeten Europa erlag? Napoleon hatte der Welt Gesetze gegeben, und da sein Reich in Stücke brach, fand er nicht den Muth, durch einen edlen Tod die ungeheure Schuld zu sühnen. Es ist lächerlich, solchen Kleinsinn mit einigen christ-

lichen Gemeinplätzen zu entschuldigen. Religiöse Bedenken waren es wahrhaftig nicht, die den Kaiser zurückhielten von einem letzten heroischen Entschlusse. Wer einem Welttheile den Fuß auf den Nacken setzt, darf nicht mit dem Maßstabe der Theologen gemessen werden. Und welch' ein unwürdiges Schauspiel, dies Leben des Gefangenen von St. Helena. Mit seinen Hütern sucht er erbärmliche Händel, auf daß er in Europa als ein Märtyrer erscheine, vor den Genossen lügt er wie nie ein Mensch gelogen hat.

Diese eingefleischte Verlogenheit unterscheidet den Kaiser wiederum von den echten Cäsarengestalten. Selbst Cromwell steht neben ihm als ein schlicht wahrhaftiger Mensch, und der Protektor war doch, wie alle Helden des religiösen Fanatismus, keineswegs frei von jenen geheimnißvollen Regungen des Selbstbetrugs, die der Heuchelei nahe kommen. Kein Staatsmann der Geschichte hat so frech wie Napoleon die Lehren der politischen Unsittlichkeit verkündet: „im Kriege ist Alles moralisch, die Politik rechtfertigt Alles.“ Wir betonen nicht nochmals, daß die Lüge einer der mächtigsten Hebel der napoleonischen Politik blieb, von dem ersten italienischen Feldzuge an, da der General Bonaparte dem Könige von Sardinien treulos Aussichten auf den Besitz von Mailand vorspiegelte, bis zu den hundert Tagen, da Napoleon in friedlichen Versicherungen schwelgte und bereits die Proclamation unterzeichnet hatte, welche den Belgiern und Rheinländern zurief, sie seien würdig, Franzosen zu sein. Wir gehen weiter und behaupten, daß der Kaiser im Rausche seiner Selbstvergötterung auch zu zwecklosen Lügen griff. Welchen politischen Zweck konnte er im Auge haben, als er nach der Schlacht von Leipzig dem Könige von Sachsen versicherte, er unternehme nur einen Flankenmarsch und werde in drei Tagen zurückkehren? Die Niederlage einzugestehen, war seinem Stolze unmöglich. Auch seine Geschichtsbetrachtungen über die Thaten Anderer zeigen, daß der Sinn der Wahrhaftigkeit diesem Geiste gänzlich versagt blieb: rasch zugreifend bildet er sich ein immer eigenthümliches Urtheil über die historischen Erscheinungen, und nach dieser vorgefaßten Meinung werden dann die offenkundigsten Thatsachen kurzweg zurecht gerückt. — Der Verbannte schaute zurück auf Thaten, die in der schlichtesten Schilderung die Bewunderung aller Zeiten wecken mußten, und auf einen zwiefachen ungeheuren Sturz, der mit tausend Zungen das Walten ewiger Gerechtigkeit verkündete. In solcher Lage mußte Wahrhaftigkeit lernen, wem nicht jede Ader durch Falschheit vergiftet war. Er aber hat gelogen und

gelogen, wie ein miles gloriosus aus der Gascogne das Unübertreffliche noch zu übertreiben versucht, nicht ein Wort der Gerechtigkeit gefunden für seine Feinde und zuletzt jene colossale Unwahrheit gesprochen, die selbst in dem Munde des Meisters der Lügen unbegreiflich klingt — die Versicherung: „ich habe immer alle Marktschreierei verachtet!" Welch ein Abstand von der histoire de mon temps unseres großen Königs! Auch dies Werk will das Urtheil der Leser für die Thaten des Verfassers gewinnen; er verschweigt Manches, wie dem handelnden Staatsmanne ansteht, und gruppirt da und dort die Thatsachen nach seinen Zwecken. Doch nirgends eine absichtliche Unwahrheit. Eine hohe Sicherheit der Seele erlaubt dem Könige, seine eigenen Fehler scharf und offen einzugestehen; die Feinde behandelt er nach seinem unvergeßlichen Worte: „seine Gegner herabzusetzen ist Feigheit."

Ueberschauen wir diese Charakterzüge, so erscheint Napoleon als eine unreine Größe, als der Held der vollendeten Selbstsucht, sein Wirken als die gewaltige Bewährung des gräßlichen Wortes: „ich bin ich selbst allein." Nur war diese Selbstsucht genial, also begeistert und fähig, Millionen zu begeistern und fortzureißen.

Fragen wir jetzt, welche von den Früchten seines Thuns haben den Gewaltigen überlebt? — so bleibt ihm der Ruhm, daß er den Kampf gegen die Reste des Feudalstaats überall in Europa nicht, wie seine Schmeichler sagen, begonnen und vollendet, doch unermeßlich beschleunigt und erleichtert hat. „Die moderne Atmosphäre allein muß den Feudalismus ersticken", pflegte er zu sagen in sicherer Erkenntniß der Zeichen der Zeit. Mit Ausnahme dieses einen Verdienstes erscheint sein Wirken für Europa zwecklos, sinnlos. Nur jene Ergebnisse seiner großen Politik, die er nicht beabsichtigt hatte, sind von der Zeit bewährt worden. Alsbald nach seinem Sturze schlugen die sich selbst zurückgegebenen Völker sämmtlich eine Straße ein, welche dem Wege der napoleonischen Staatskunst schnurstracks zuwiderlief. Das Kaiserreich war ein Reich des Krieges. Sofort nach Waterloo drängt sich überall der friedliche Mittelstand hervor, das Schwert weicht dem Pfluge. Eine stille Verschwörung aller Völker schlingt tausend Bande freundlichen Verkehrs um die befriedete Welt; die Nationen beginnen jenes „Reich der Vernunft", das Napoleon mit Worten pries, durch Thaten verhinderte. Den rückschauenden Söhnen einer sittlicheren Zeit erschien die blutige Größe des Kaiserreichs

wie ein letztes gräßliches Auflodern jener thierischen Leidenschaften, die vor Zeiten das jugendliche Europa zerrütteten, wie eine Mahnung, daß auch in der Seele gereifter Culturvölker die Bestie schlummert. Napoleon wollte das Festland gegen England in die Schranken führen. Unmittelbar nach seinem Untergange ruft eine segensreiche Nothwendigkeit, den gegenseitigen nationalen Vorurtheilen zum Trotz, jenes Einverständniß der Westmächte hervor, das bis zur Stunde nicht wieder auf die Dauer gelöst ward. Er erstrebte ein Weltreich und eine Weltcultur. Sein Fall bewies, daß in dieser freien Bruderschaft selbständiger Nationen kein Raum ist für einen Cäsar, und seitdem haben alle Völker schärfer, bewußter denn je ihre nationale Eigenart behütet und ausgebildet.

Der Neffe rühmt dem Kaiser nach, er habe die Keime der nationalen Bewegung in Deutschland und Italien gelegt. Ja wohl, das roh gepeitschte Roß, das aufbäumend das Weite sucht, dankt sicherlich dem Unverstande des Treibers seine Freiheit. Genau mit demselben Rechte darf Napoleon die Dankbarkeit unserer Patrioten verlangen. Er vollbrachte das Nothwendige, das wir aus eigener Kraft damals nicht vollenden konnten; er zerschmetterte einige hundert verfaulte Kleinstaaten und die leblosen Formen des heiligen Reichs — oder, wie der Neffe bewundernd sagt, er befreite Süddeutschland von dem Joche des römischen Reichs — und schuf sich ein Bollwerk in den souveränen Mittelstaaten. Im Kampfe mit ihm erhob sich sodann das verjüngte Preußen und jene nationale Leidenschaft, welche zunächst die unmittelbare Herrschaft der Fremden zerstörte und eher nicht rasten wird, als bis auch die Souveränität aller Rheinbundskronen vernichtet ist. So hat Napoleon den entschlummerten Nationalstolz der Deutschen erweckt, der ihn selber stürzen sollte; so hat er mitgebaut an der deutschen Einheit, die er verabscheute, aber für wahrscheinlich hielt. Desgleichen für Italien ward er der Mann des Schicksals, obwohl er seine Landsleute verachtete und gleich im Beginn seiner Laufbahn das besiegte Oesterreich in die Lagunenstadt einführte. Er fegte verlebte Staaten hinweg, versammelte in Lyon die besten Männer des Landes zu gemeinsamer politischer Berathung; er zerstörte uralte particularistische Abneigungen, indem verfeindete Nachbarn lernen mußten, sich in den neuen französischen Satrapien zu vertragen, gab dem verweichlichten Volke kriegerischen Ruhm und das stolze Bewußtsein, daß ein Italiener Europa beherrsche. So wirkte er für die Einheit Italiens, welche er haßte und als

eine Utopie betrachtete. In Spanien weckte der Kampf gegen Napoleon ein schlummerndes Volksthum zu neuem Leben. Der Kaiser schenkte den Polen einen halbfertigen Staat und rief gelegentlich im Kriege mit Oesterreich die Magyaren unter die Waffen; doch nirgends ist erwiesen, daß er in beiden Ländern eine so starke Entfaltung der nationalen Kraft wünschte, wie sie später erfolgte. In den Niederlanden festigte er das heilsame Werk der Revolution, den Einheitsstaat, durch nicht minder nothwendige monarchische Institutionen; doch bald zerschlug er selber seinen Bau, und nach seinem Falle erhob sich die nationale Monarchie der Oranier, die er haßte. Die Schweiz empfing aus seiner Hand die Mediationsacte. Selbst diese, ohne Zweifel die beste Verfassung, die er einem fremden Lande gegeben, war eine Sünde wider die Natur der Dinge, denn sie beseitigte die in dem Wesen des europäischen Staatensystems tief begründete Neutralität des Landes. Gleich nach dem Frieden ward die Neutralität der Eidgenossenschaft fester denn je hergestellt.

Dergestalt hat die Geschichte fast in allen Ländern Europa's das Gegentheil der napoleonischen Pläne verwirklicht. Derweil der Kaiser nach der Schlacht von Aspern im Ebersdorfer Schlosse lange in dumpfem Schlummer lag, beriethen seine Marschälle leise, wie das Heer den Rhein erreiche, wenn er nicht wieder erwache. Sie ahnten die Wahrheit: Napoleon's europäische Politik war die vermessene Laune Eines genialen Hirns, sie mußte zerfallen, sobald zwei Augen sich schlossen.

Das Kaiserreich, in der Geschichte des Welttheils eine kurze schreckliche Episode, war für Frankreich von dauernder Bedeutung. Freilich, das Zeitalter der Revolution war nicht geschlossen, wie auch die Schmeichler des Herrschers prahlen mochten. Die Stunde kam, da keine Beute mehr die Gier des Landsknechts lockte, da die Furcht vor dem Allgewaltigen entschwand, die einzige Begeisterung des Militärstaates in unglücklichen Schlachten verrauchte, der unnatürliche Bund des napoleonischen und des alten Adels sich löste. Da hob der Liberalismus wiederum sein Haupt, Lainé verlangte Herstellung der dem Volke entzogenen Rechte. Der rückkehrende Napoleon brach selber über sein inneres Regiment den Stab: „das Genie hat gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert hat gesiegt." In nachdenklichen Stunden bekannte er sich zu der Meinung, die sein Bruder Joseph immer gehegt hat: „ich bin nur ein Buchzeichen in dem Buche der Revolution. Sie wird von Neuem be-

ginnen auf derselben Zeile, wo ich sie verlassen habe." Trotz solcher Geständnisse irrte Fürst Metternich, als er sprach: „der Bonapartismus ohne Bonaparte ist unmöglich." Das Wort trifft zu für Europa, nicht für Frankreich. Auch die Historie unterschätzte des Kaisers Werke, wenn sie sein System mit allen wissenschaftlichen Ehren begrub und ihn mit Cromwell verglich. Dem Protector, dessen hoher Seelenadel die Selbstsucht Napoleon's glänzend überstrahlt, war doch nicht vergönnt, seinem Vaterlande dauernde Gesetze zu geben. In Frankreich blieb nach des Kaisers Falle die volle Hälfte seiner Einrichtungen aufrecht: die despotische Ordnung der Verwaltung und des Heeres stand feindselig neben dem neuen parlamentarischen Systeme.

Das französische Volk hatte, wie schon einmal in dem Zeitalter der Reformation, zum Unglück für sich und Europa, in dem großen Principienkampfe der neuen Zeit keine klare, sichere Stellung eingenommen: in seiner Seele stritten sich liberale Ideen und despotische Begierden. Sollte der Bonapartismus für immer verschwinden, so mußte die Nation in der harten Schule der Selbsterkenntniß jene gefährlichen Leidenschaften ablegen, daraus das Kaiserreich seine Kräfte zog — Eitelkeit und gewaltthätige Kriegslust, Habgier und maßlosen Gleichheitsfanatismus — und sie mußte dem Parlamentarismus den Boden verschaffen, worin er allein kräftige Wurzeln schlagen kann: die Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde. Gelang von Alledem Nichts, so mochte leicht geschehen, daß zur günstigen Stunde ein Erbe Napoleon's wieder die Zügel eines Gemeinwesens ergriff, das noch geschwängert war mit dem Geiste des Bonapartismus.

Der Tiefsinn der historischen Wissenschaft offenbart sich nicht zuletzt darin, daß dieselben Thatsachen der Vorzeit, welche dem strengen Denker die sittlichen Gesetze des Völkerlebens erschließen, tagtäglich von der Frivolität mißbraucht werden, um durch Anspielungen und Vergleiche den Witz zu beschäftigen oder neue Sünden mit dem Vorbild alter Frevel zu beschönigen. Schon lange vor dem Buche Napoleon's III. stand den blinden Bewunderern des ersten Napoleon fest, daß der corsische Held der moderne Cäsar sei: — als ob nicht Bonaparte selbst am 18. Brumaire das gute Wort gesprochen hätte: „Nichts in der Geschichte ähnelt dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts." Ernster historischer Sinn beseitigt spielende Vergleiche solcher Art mit der einen Bemerkung, daß

Cäsar triumphirte, Napoleon unterlag, der Eine das Nothwendige wollte, der Andere das Unmögliche. Das Königreich Westphalen brach vor einem Kosakenangriffe zusammen, und auch die anderen Vasallenstaaten des Kaiserreichs sind verschwunden wie der Schnee vom vergangenen Jahr; Cäsar's Werk hat den Jahrhunderten getrotzt, steht in verwandelten Formen bis zur Stunde aufrecht. Die Erinnerung an einige allbekannte Thatsachen genüge um die Verschiedenheit der Werke wie des Charakters der beiden Weltherrscher zu zeigen.

Einseitigkeit, harte Einseitigkeit ist der Grundzug der antiken Bildung in ihren großen Tagen. Selbst jene Staaten der neuen Zeit, welche dem rasch Hinblickenden nur wie Gegenstücke antiker Gemeinwesen erscheinen, überragen unendlich ihre alten Vorbilder durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gesittung. Das Karthago der modernen Geschichte war zugleich die Wiege der Grotius und Spinoza, und dieselben Kaufherren von Amsterdam, die ihren Staat oftmals gleich den Puniern als eine Erwerbsgenossenschaft betrachteten, haben ihre Republik gegründet im Kampfe für die höchsten geistigen Güter; unter ihren Waarenspeichern fand der verfolgte Denker Schutz und Obdach. Wie oft ward die Eidgenossenschaft der Aetoler mit der Schweiz verglichen, und doch wie arm, roh, banausisch erscheint das Land der Reisläufer des Alterthums neben der Heimath des Calvinismus. Der verbrauchte Gemeinplatz, der die Briten die Römer der Neuzeit nennt, zeigt alsbald seine Nichtigkeit, wenn wir Englands herrliche Dichtung neben die Armuth der national-römischen Kunst stellen oder die gewaltige Culturthätigkeit des Parlaments neben jenen rauhen römischen Senat, der ein einziges mal ein literarisches Unternehmen gefördert hat, als er die Uebersetzung von Mago's Anweisung zum Plantagenbau verbreiten ließ! Dem geistreichsten und beweglichsten Volke des Alterthums andererseits fehlte die Kraft einen Staat im großen Stile auf die Dauer zu erhalten. Die Alten kennen nicht die friedliche Gesellschaft freier Nationen, nicht das schöne Geben und Empfangen zwischen selbständigen Culturvölkern. So lange einem Volke des Alterthums die nationale Kraft jugendfrisch in den Adern fließt, will es die Nachbarn unterwerfen oder vernichten. Gewaltig ist die Lebenskraft dieser Nationen: mitten in der Agonie der Revolution hat Rom dem Anpralle der Morgenländer unter Mithradates widerstanden, und noch unter Marc Aurel sah Athen eine Nachblüthe alter Herrlichkeit. Aber die Verjüngung krankender Völker erfolgt nicht, wie neuerdings so oft in Deutschland,

Spanien, Italien, durch freiwilliges Aufnehmen und selbständiges Verarbeiten fremder Culturelemente. So starke Empfänglichkeit für fremde Bildung zeigen die alten Nationen erst, wenn ihr Jugendmuth gebrochen ist, ihr Volksthum sich verflüchtigt hat.

Diese abweisende Härte der nationalen Gesittung, diese Unfähigkeit des Alterthums, ein friedliches Gleichgewicht der Staaten zu ertragen, hat den römischen Senat in die Eroberungspolitik hineingezwungen. Als endlich die Völker des Mittelmeeres der italischen Stadt gehorchten, da verwischte sich freilich die Einseitigkeit der antiken Cultur; aber auch die nationale Kraft der vereinigten Völker, und damit die Wurzel alles Großen und Eigenthümlichen der alten Welt, war erstorben. In dieser Welt war kein Raum mehr für einen zugleich nationalen und civilisirten Staat. In der Masse der Provinzen hatte der Druck phönikischer und ägyptischer, asiatischer und griechischer und nicht zum Wenigsten der römischen Landvögte jede ideale Empfindung erstickt. Die Cultur Karthago's war geknickt. Von den unterworfenen Barbaren waren die Einen bereits mit der Humanität des Weltreiches getränkt, die Anderen standen ihr noch so roh und fremd gegenüber, daß ein nationaler Staat hier den Tod aller Civilisation bedeutet hätte. Die Hellenen hatten schon seit den Tagen Alexander's aufgehört eine abgeschlossene Nation zu sein. Der weltbürgerliche Hellenismus durchdrang befruchtend alle Völker, er ward, wie der Sieger von Pydna ahnungsvoll erkannte, die Cultur des sinkenden Alterthums. Die Kraft zu nationalem Staatsleben war dem hellenischen Volke in solchem Maße abhanden gekommen, daß ein einsichtiger Augenzeuge seiner letzten Kämpfe, Polybios, das schreckliche Wort sprechen konnte: „wären wir nicht rasch zu Grunde gegangen, so wären wir nicht gerettet worden.“

In diesem Gewirr verfallender Völker stand Rom als das einzige mit ausgebildetem Staate: populos imperio regere war wirklich des Römers Beruf. Auch die altrömische nationale Gesittung war längst verdorrt, so sehr, daß in Cäsar's Tagen ein latinisirter fremder Stamm, die cisalpinischen Gallier, treuer als die Hauptstadt selber das römische Wesen bewahrte. Sogar die physische Lebenskraft des Römervolkes begann zu versiegen. Schon längst war die Hauptstadt, wie Dionys von Halikarnaß sie später schilderte, die gemeinste und weltbürgerlichste der Städte. Menschen aller Zungen strömten hier zusammen, neben den Götterbildern der Lateiner ward der Aegyptergott mit dem Hundskopfe verehrt. Griechische Bildung, die Sitten und

Unsitten des hellenisirten Morgenlandes beherrschten die weltherrschende Stadt. Sollte die verworrene Masse zusammengeraubter Länder zu einem Reiche sich gestalten, so mußten alle Völker mit „unseren beiden Sprachen" vertraut, mit griechisch-römischer Bildung erfüllt und in die gleichmäßige Ordnung des römischen Staats eingefügt werden. Noch war man fern von diesem Ziele, noch diente alle Herrlichkeit der Erde nur zur Bereicherung einer herrschenden Stadt, einer von Pöbelrotten gepeinigten Stadt ohne Gewerbfleiß, ohne rühriges Bürgerthum. Noch waren die Provinzen zu ungleichem Rechte unterworfen, der Gier der Statthalter einer gewissenlosen Aristokratie schutzlos preisgegeben. Dem werdenden Weltreiche drohte eine zwiefache Gefahr: die eine von dem Einbruche der Barbaren, der, wenn die Ohnmacht der Aristokratie in Rom fortwährte, jede Spur der antiken Gesittung hinweggefegt hätte; die andere von den Griechen, welche, als die zahlreichste, rührigste, gebildetste Nation der Mittelmeerländer, dem Römerreiche unfehlbar einen byzantinischen Charakter, statt eines römisch-griechischen, aufprägen mußten, wenn nicht eine kraftvolle Staatsgewalt dem vorbeugte.

Als der Erbe der hellen Köpfe der Demokratenpartei, der Sertorius und Gracchus, hat Cäsar den Entwicklungsgang, den das verfallende Alterthum unbewußt angehoben, mit klarem Bewußtsein vollendet. Er verwandelte das Durcheinander von unterworfenen, einer Stadt fröhnenden Provinzen in ein Weltreich gleichberechtigter Länder, er latinisirte die Provinzen, gab ihnen durch den Segen monarchischer Verwaltung ein menschenwürdiges Dasein. Er sicherte das Reich durch jenes nie genug bewunderte System offensiver Vertheidigung. Als Karthago und Korinth aus ihren Trümmern auferstanden und der Senat sich öffnete für die Männer der Provinzen, da mochte Cicero Wehe rufen über die hereinbrechende Barbarei: das Reich war gegründet, es gab keine herrschende Stadt. In Cäsar's Geist ist jene Antoninische Constitution gedacht, welche allen Bewohnern des Mittelmeerreiches das römische Bürgerrecht verlieh; Cäsar's Ruhm wird verkündet in dem stolzen Verse des Dichters: **Romanae spatium est urbis et orbis idem.** Er ward der Stifter eines Weltreiches weil er Römer war, weil in ihm der Genius seines Volkes sich so rein und vollkommen verkörperte, daß wir auf das Dasein einer römischen Nation schließen müßten auch wenn aus der gesammten Geschichte des Alterthums nichts weiter überliefert wäre als das Charakterbild dieses Mannes.

Wie einst das Griechenvolk, so treibt der alte Römerstamm seine kräftigste Blüthe hervor einen Augenblick bevor er selber vertrocknet und seine Kraft nur noch in unzähligen Trieben und Schößlingen fortlebt. Cäsar und Alexander sind ebendarum nationale Helden, weil sie die Stunde erkannten, da ihrem Volke geboten war den nationalen Beruf mit dem kosmopolitischen zu vertauschen.

Nun stelle man den Römer, der als ein Werkzeug der ewigen Vorsicht die Mission seines Volks mit genialer Sicherheit vollführt, neben den heimathlosen Helden unserer Zeit, der eine Welt jugendfrischer nationaler Bildungen in die Form zwängen will, die sein Hirn ersann — und man wird bekennen, daß ein schärferer Gegensatz nicht denkbar ist. Der Corse zerstört heute was er gestern schuf, der Römer verfährt maßvoll nach einem großen Plane, er erweitert das Reich genau so weit als die Sicherung der Grenzen es fordert, kehrt freiwillig um mitten in seiner Siegerlaufbahn; und welche höher fliegenden Entwürfe er auch mit in das Grab genommen hat — das Eine dürfen wir sicher sagen, daß Napoleon's Cäsarenwahnsinn die erhabene Ruhe dieses Hauptes niemals gestört hätte. Wohl hat inzwischen die Woge des orientalischen Völkerlebens mächtig angeschlagen gegen Cäsar's Bau, der Süden und Osten des Mittelmeers verfiel wieder dem morgenländischen Wesen. Der Kern von Cäsar's Werken dauert. Cäsar ist, glücklicher denn Alexander, mit der Geschichte abendwärts geschritten. Ohne ihn und das Kaiserreich der Römer bestände nicht jene gesegnete Verbrüderung der abendländischen Völker, die heute nach jeder kriegerischen Erschütterung immer von selbst sich herstellt. Er sicherte den müden Völkern des Alterthums eine letzte Frist sich völlig auszuleben, und als zuletzt unsere Väter das morsche Weltreich zerschlugen, da waren sie nicht mehr Fremde; sie haben was unsterblich war in dieser alten Welt getreulich ihren Enkeln überliefert. Wenn heute die französischen Demokraten, erbittert über den tendenziösen Cäsarencultus der Bonapartisten, dem Römer fluchen als dem Zertrümmerer der keltischen Freiheit, so erwidern wir: Ihr wißt nicht was Ihr redet; ihm dankt Ihr, daß Ihr Franzosen seid, nicht Iren! Und wer darf sagen, ob die Idee des Kaiserthums, die, in Cäsar's Haupt geboren, seitdem so vielen edlen Völkern die Seele schwellte, nun für immer erstorben ist? Ob das Kaiserthum nicht dereinst wieder aufleben wird in menschlicherer Gestalt als ein freies Schiedsrichteramt über befreundeten Nationen?

Uns Söhnen jugendlicher Völker gefriert das Herz beim Rückschauen auf das kaiserliche Rom. Ein greisenhaftes Wesen haftet an dem Weltreiche. Patet exitus ist der Trost der tieferen Geister, denen die altersschwache Welt nichts Großes mehr bieten mag. Mit kaltem Gleichmuth blicken die Götter des Tacitus auf die Qualen der Sterblichen hernieder. Die Cultur dieser Epoche gemahnt an die Bauwerke Constantin's; auch sie sind stattlich, nicht ohne einen Zug von Größe, doch aus Trümmern aufgebaut, aus Säulen und Bogen, die einst schöneren Gebäuden dienten. Vergil und Horaz schreiben griechische Verse mit lateinischen Worten, wir fühlen nicht selten, daß Treibhauswärme diese Früchte gezeigt hat. Trotzdem bilden diese Werke die reichste und kräftigste Weltliteratur, die je bestanden hat, sie sind ganz so ursprünglich wie eine Literatur nur sein kann, die des nationalen Charakters entbehrt. Es ist doch kein kleiner Ruhm, daß unter dem Schutze des Kaiserreichs so bedeutende Schöpfungen noch entstehen konnten in der Seele ermüdeter Völker, daß Rom, vorlängst gesättigt mit den Genüssen und den Lastern aller Länder, jetzt auch mit den künstlerischen Reizen der weiten Welt sich schmückte und sein Prachtgewand von Gold und Marmor anlegte. Die weltbürgerliche Kunst der Epoche der Cäsaren war die natürliche Frucht der Auflösung aller nationalen Bildungen des Alterthums. Napoleon träumte von einer Weltliteratur in einem Volke, das soeben in Voltaire und den Encyclopädisten echt nationale Schriftsteller besessen hatte und bald nachher in Beranger und Georges Sand Dichter von noch weit schärfer ausgesprochenem nationalem Charakter begrüßen sollte.

Der normale Zustand der modernen Welt ist der Friede. Gerade im achtzehnten Jahrhundert fand inmitten der Schrecken der Cabinetskriege die Lehre vom ewigen Frieden beredte Fürsprecher unter den vornehmsten Geistern. In diese nach Frieden dürstende Zeit tritt der Kriegsfürst Bonaparte als ein Störer des natürlichen Laufes der Dinge; erst sein Sturz gewährt der Welt was sie längst ersehnt. — Die Regel des Alterthums ist der Krieg. Seinem Staate zu leben mit ganzer Manneskraft, dessen Macht zu wahren und zu mehren im Kampfe mit den Fremden galt dem antiken Menschen als höchster Lebenszweck, so lange die Welt noch jung war. Der antike Staat in seiner großen Zeit ist das souveräne Volk in Waffen. Das Kaiserreich bringt dem Alterthume den Frieden, entwaffnet den Bürger, verweist die ungeheure Mehrheit der Menschen auf ein lediglich sociales Dasein: auf die

bescheidenen Pflichten des Gemeindelebens, auf die Wirthschaft und geistige Thätigkeit. Noch einmal, nach Cäsar's Tode, braust über den Erdkreis jene Furie des Krieges, die Vergil's Georgica so schrecklich schön besingen; dann schließt für lange Zeit der Janustempel seine Pforten. Gewiß mußte die eigenste Kraft und Großheit der antiken Völker von Grund aus verwüstet sein, wenn der Krieg verschwand und die hohe politische Leidenschaft und somit Alles, was bisher dem Bürger das Leben erfüllt hatte. Wie die Dinge lagen, war nach dem Untergang der Freiheit der Friede wirklich des Lebens höchstes Gut. Das **pacis imponere mores** ist die historische Rechtfertigung des Kaiserreichs. Wohl erscheint auch der Friede des Alterthums grausam, ruchlos neben den milderen Sitten der christlichen Zeit, und wir lesen mit Schauder, wie die Cäsaren im Vollgenusse göttergleicher Herrschaft schwelgten, mit harten Nackenschlägen die stolzen Häupter der Cornelier und Claudier zwangen sich zu neigen. Für die Millionen kleiner Leute, die nun sicher ihre Straße ziehen konnten, war doch eine leidliche Zeit gekommen. Selbst Tacitus bekennt mit widerwilligen Worten, daß die Provinzen von dem neuen Zustande befriedigt waren (**nec abnuebant**). Das Menschenleben wird in seinem Werthe erkannt und geschont; feinere Bildung dringt bis in die niederen Volksschichten, die Mittelklassen der kleinen Landstadt Pompeji erfreuen sich an dem Wohllaut der Verse Ovid's. Der edelste Beruf der Monarchie, die Schirmherrschaft über die Armen und Schwachen, wird von den Imperatoren vollführt — so gut die Herzenshärtigkeit des Alterthums ihn versteht. Auf allen Gebieten des Handels und Wandels treibt diese stille Zeit des Friedens Verbesserungen und Erfindungen hervor. Die Barbaren, weit über die Grenzen des Reichs hinaus, befreunden sich mit den Elementen der Gesittung. Bis zum Norden von England erstreckt sich die Römerstraße, dicht am Atlasgebirg prangt der herrliche Victoriatempel von Lambessa, und im schattigen Thalbusen des Schwarzwalds behütet der Altar der Diana Abnoba das üppige Römerbad.

In dieser gleichmäßigen Civilisation des Abendlandes erweitert sich unendlich der Gesichtskreis des Menschen. Schon träumt Seneca von fernen Tagen, „denen der Ocean die Fesseln der Welt lüften und die unermeßliche Erde sich öffnen und Thule nicht mehr das letzte der Länder sein wird." Da das Reich fast an die Grenzen der bekannten Erde sich ausdehnt, so nähert sich langsam das Alterthum, das bisher nur in dem Bürger den Menschen geachtet, der großen Erkenntniß der

Rechte des Menschen. In der stillen Sammlung seines rein socialen Lebens, nicht befriedigt von den Werken einer eklektischen Cultur, die des Neuen nichts mehr schafft, beginnt der Mensch in sein eigenes Herz einzukehren, und endlich ertönt aus der müden Welt der Aufschrei der Creatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer. Dergestalt bildet das Reich der Imperatoren den Uebergang von dem Stadtstaate der Alten zu dem Flächenstaate der neuen Zeit, vom Heidenthum zum Christenthum. Bei dem Schlachtgeschrei der Cäsarianer, bei dem Venus victrix der glorreichen zehnten Legion, durchschauert uns wohl der wehmüthige Gedanke, wie viel Herrliches zerstört ward durch die Triumphe des Imperators. Zuletzt versöhnt uns doch die Erinnerung, daß damals das unabänderliche Schicksal sich erfüllte, daß in den Wehen jener Bürgerkriege eine neue Ordnung der Dinge geboren ward, eine Welt, der wir selber einen guten Theil unseres menschlichen Glückes schulden. Das vive l'empereur der napoleonischen Heere erinnert uns nur an den rohen Zufall, an grenzenloses Elend, das durch eines Menschen Laune über die Welt verhängt ward. An Cäsar's Leiche wachten drei Nächte lang die Juden Rom's, trauernd um den Schirmherrn der Bedrückten. Napoleon brach zusammen unter den Racherufen der fremden Nationen, derweil sein Volk, das er selbst der freien Thätigkeit entwöhnt, gleichgiltig abseits stand. Wie damals die Armen im Geist, so urtheilt noch heute die Geschichte.

Doch die europäische Politik Napoleon's I. wird von den klügeren Bonapartisten im Stillen schon längst als ein verlorener Posten betrachtet, wenngleich das System den unbedingten Napoleonscultus verlangt, also das offene Aussprechen so ketzerischer Meinungen verbietet. Um so steifer beharren sie bei dem Satze, daß der Kaiser für Frankreichs Verfassung dasselbe that was Cäsar für den römischen Staat. Auch diese Vergleichung hält nicht Stand vor schärferem Urtheile. Cäsar war der Schöpfer einer neuen Staatsform, Napoleon stellte die in Frankreich althistorische Verfassung wieder her, wenn er auch keineswegs alle Institutionen des alten Regime's erneuerte. Die normale Form des modernen Staats ist die Monarchie, die des antiken in seiner Blüthezeit die Republik. Mit voller Unbefangenheit nennen die Alten in ihren schönen Tagen das monarchische Staatsleben servitium, das republikanische libertas, und ein Tacitus bezeichnet die schrecklichste Thorheit der alten Geschichte, die Ermordung Cäsar's, als libertas

improspere repetita. Antiken Ueberlieferungen, der politischen Weisheit classisch gebildeter Conrectoren danken wir Modernen das unglückliche Wort Freistaat für Republik. So hartnäckig widerstrebte der Sinn der Alten der Monarchie, daß Augustus noch vorsichtiger als Cäsar die republikanischen Formen schonen mußte und das neue Regiment erst unter Tiberius vollständig die äußere Gestalt der Monarchie annahm. Cäsar's Kaiserthum ist nicht eine Restauration, wie man aus einzelnen Anklängen an die Verfassung des Servius Tullius schließen könnte, sondern eine verwegene neue Schöpfung.

Diese schöpferische That hat wirklich die Aera der Revolutionen geschlossen, was Napoleon nicht vermochte, und dem alternden Reiche seine naturgemäße, dauerhafte Form gebracht. Jeder Mann von politischer Einsicht wird vor dem entsetzlichen Bilde der verfaulenden römischen Republik gleich dem alten Drumann „wider Willen zum Lobredner der Monarchie.“ Wer in den Tagen des Pompejus noch republikanische Freiheit und die unbefleckte Hoheit der curulischen Sessel zu finden vermeint, treibt mit den harten Thatsachen ein ebenso absurdes Spiel wie nur Cato, als er vorschlug Cäsar an die Germanen auszuliefern. Eine schier hundertjährige Revolution — die längste und wildeste der Geschichte — hatte die altrömische Zucht in ihren Grundfesten untergraben. So gänzlich war der Bürgersinn verschwunden, daß mitten im Kriege gegen die Asiaten die Heere des Flaccus und des Sulla drohend einander gegenüberstanden und der schreckliche Sieg der Parther bei Karrhae in Rom kaum noch Aufsehen erregte. Die Aristokratie, entnervt und verderbt, zerfiel in klägliche Fractionen und betrachtete das Vaterland mit schnöder Selbstsucht, wie jener Cicero, der den Zweck des Staats in der Erhaltung der großen Familien fand. Die als Proconsuln in den Tyrannenschlössern der Provinzen hausten und mit der Vollgewalt eines Sultans über dem Wohl und Wehe von Millionen schalteten, waren nicht mehr Bürger. Pompejus konnte, ohne Auftrag vom Senate, das weite Morgenland unterwerfen und nach Gefallen in Provinzen und Monarchien zertheilen. Aus dem Gewirr der Ränke und Klatschereien dieser Adelskreise zuckt dann plötzlich die thierische Wildheit empor, so an jenem Tage der Greuel, da Tiberius Gracchus den Knitteln und Stuhlbeinen der edlen Scipionen und Aemilier erlag, und dreihundert Leichen, von solchen Waffen erschlagen, den Markt bedeckten. Noch hielt ein gesunder Kern der Bürgerschaft treu zu dem Rechte, aber auch diese Kreise entmannte das Bewußtsein

daß es zu Ende gehe mit der alten Zeit. Nichts schrecklicher in den letzten Bürgerkriegen als der Mangel an idealen Empfindungen hüben wie drüben. Der große Haufe der Demokratenpartei schwärmte für das freie Folium, für den Communismus, verstand die Freiheit wie sie einst in Korkyra verstanden ward. Die einsichtigen Demokraten waren zu dem Gedanken der Monarchie bekehrt. Immer wieder, mit dem sicheren Instinkte der Verzweiflung, war das versinkende Gemeinwesen in die Bahn der Monarchie eingelenkt, unter den Gracchen, unter Cinna und Marius. Selbst Sulla konnte das aristokratische Regiment nur herstellen durch eine vorübergehende monarchische Herrschaft. Reine Aristokratie bedeutete damals Knechtung der Welt zum Besten der Herrengeschlechter, reine Demokratie — die Herrschaft der Faust.

Rom war gestiegen durch die Zucht und Mannheit seines Volks, es brach zusammen als der alte Römergeist verflog. Man denke an die uralte Krankheit der römischen Gesellschaft, an jenen Kampf des Capitals mit der freien Arbeit, der den Mittelstand fast vernichtet hatte, an die Latifundien und die Heerden mißhandelter Sklaven, an die Grausamkeit dieses Volks, das an dem Röcheln sterbender Gladiatoren sich weidete, an den plump-naiven Selbstolz des Adels, der in den Werken seiner Modephilosophen befriedigt las, daß nur der Reichthum sittlich und anständig sei, endlich an den tiefen Ekel der Uebersättigung, womit diese Welt ihr eigenes Thun beschaute — und man wird gestehen, daß dies Rom trotz einiger äußerlicher Aehnlichkeiten mit dem Paris des achtzehnten Jahrhunderts nicht verglichen werden darf; denn die Franzosen bewahrten noch einen Grundstock nationaler Kraft und nationalen Stolzes, der in der Revolution sich gewaltig entfalten sollte. Dazu in Rom ein Heer, das seit den Tagen des Marius zur zünftigen Söldnerschaar herabsank, geschult nach der Weise der Gladiatoren, des Feldherrn williges Werkzeug, verlangend nach monarchischer Ordnung, durch eine blutige Erfahrung mit dem Bewußtsein erfüllt, daß das Schwert in dem Hader der Parteien entscheide.

Die Republik war sittlich und wirthschaftlich eine Unmöglichkeit. Den socialen Krieg zwischen Arm und Reich, zwischen den Sklaven und den Herren konnte nur eine monarchische Gewalt durch einen leiblichen Frieden beenden, und die Monarchie mußte absolut sein. Man weiß, daß das Alterthum nicht vermochte von den engen Begriffen des Stadtstaats sich gänzlich zu befreien und den Tiefsinn repräsentativer Formen zu verstehen. Selbst die Bundesgenossen, denen doch das eigene In-

teresse den Wunsch nach einer Repräsentativverfassung aufdrängen mußte — selbst diese Italiker sind, als der sabellische Stier gegen die römische Wölfin in dem schrecklichsten aller Bürgerkriege sich erhob, an dem Stadtstaate haften geblieben: ihre Bundesstadt Italia sollte fortan herrschen wie vordem Rom. Eine ehrenwerthe Demokratie in den Formen des Stadtstaats war schlechthin undenkbar, seit die Italiker das Bürgerrecht besaßen und nun das Gesindel der Landstädte in die souveränen Urversammlungen der herrschenden Stadt strömte. In solcher Lage blieb nur übrig der Absolutismus; das souveräne Volk — so lautet die Theorie der kaiserlichen Juristen — hat durch die lex regia seine Gewalt auf den Kaiser übertragen. Wir Modernen erschrecken vor dieser schrankenlosen und eben darum nicht erblichen Machtfülle in der Hand Eines Menschen und zweifeln, ob wir sie mit dem Namen Königthum ehren dürfen. Das Kaiserreich ist die Verfassung einer tiefverderbten, absterbenden Völkergesellschaft: Cäsar's Werk wurde überdies durch seine Nachfolger verstümmelt, es ward ein Militärstaat wider die Absicht des Stifters. Trotzdem bildet das Imperatorenreich den einzig denkbaren, nothwendigen Abschluß des politischen Werdeganges der alten Welt. Gegen das Empire erhob sich, sobald es sein wahres Wesen zeigte, der Kern der Nation, der Mittelstand; Cäsar bekämpfte eine verlebte Aristokratie, die den Tod im Herzen trug. In Napoleon's Reiche webten und wirkten im Stillen die constitutionellen Ideen; beschämt und bewundernd schauten die hellen Köpfe auf die Freiheit der angelsächsischen Völker. Im kaiserlichen Rom brannte das Feuer der republikanischen Gedanken langsam in Asche; kein neidischer Hinblick auf fremde Völker störte den Frieden des unfreien Staates: Rom war die Erde, die Barbaren zählten nicht.

Napoleon benutzte die republikanischen Parteien um mit ihrer Hilfe emporzusteigen, er haßte die Legitimisten als die Feinde seiner Herrschaft. Cäsar war demokratischer Parteimann, er liebte das Volk und verschmähte den napoleonischen Spott über die Canaille. Er hat unter Sulla's Tyrannis für seine demokratische Ueberzeugung gelitten; sein Haß gegen die Aristokraten galt nicht blos seinen Feinden, auch den Feinden des Volks. Er knüpfte seine Gewalt an das volksthümlichste Amt, das Tribunat, und da er als Monarch, wie dem Genius ziemt, sich über die Einseitigkeit der Partei erhob, führte er doch alle probehaltigen Sätze des demokratischen Programms in's Leben. So weit

Freiheit möglich war, erkannte er sie an; bezeichnend ist sein Verfahren gegen die Gemeinden, denen er die Wahl ihrer Beamten beließ. Die sociale Revolution ward von ihm maßvoll beendet: die Aeckervertheilung, die Annullirung der Zinsforderungen, die überseeische Colonisation, das neue die Freiheit des Schuldners sichernde Schuldgesetz — das Alles sind Thaten einer im vornehmen Sinne demokratischen Gesetzgebung. Auch in dieser Hinsicht erscheint Napoleon kleiner. Er hat die Ergebnisse der bereits vollzogenen socialen Umwälzung gutgeheißen und geordnet — bis auf eines, das wichtigste: den friedlichen Mittelklassen versagte er die politische Stellung, welche ihnen in einer nach dem Grundsatze der freien Concurrenz arbeitenden Gesellschaft unvermeidlich zufallen muß.

Die Welt kennt die Flecken, die an Cäsar's Namen haften. Er ist durch den Schlamm eines ruchlosen Parteitreibens hindurchgewatet und hat lange das schlechte Handwerk des Verschwörers getrieben. Von dem Jammer und dem Frevel, die an jeden Rechtsbruch sich heften, blieb ihm Nichts erspart. Er mußte mit verworfenen Glücksrittern Kameradschaft halten, bei Thapsus und Munda die Blutleckerei seiner Söldner dulden. Er durfte die Frevel der Genossen nicht strafen und die platten Lügen des Usurpators nicht verschmähen, daß der Staatsstreich gesetzlich und alle Parteien versöhnt seien. Er hat den Fluch des Dichters und aller idealistischen Geister auf sein Haupt geladen — den Zornruf des Catull: timete Galliae, hunc time Britannia — und das Reich, das der Demokratenführer gründete, war doch nur ein Despotismus, nur das Ruhelager eines siechen Volkes. Eine schreckliche Vergeltung waltete über dem Leben des Mannes, der von dem Volke vergöttert ward, so lange er ein Verschwörer war, und wenig Liebe fand, da er die beherrschte Welt mit Wohlthaten überschüttete. Aber wie Shakespeare seinem Cäsar eine Fülle kleiner Schwächen lieh, auf daß die Größe des Helden leuchtender hervortrete, so wird auch dem Historiker, je eifriger er die dunklen Züge von Cäsar's Leben sammelt, das Bild des ersten Staatsmannes des Alterthums nur um so überwältigender sich gestalten. Niemals wieder ist in fünf kurzen Jahren so Großes für einen Staat geschaffen worden, und welche Pläne — wie den Gedanken der Codification des Rechts — ließ Cäsar unvollendet zurück!

Nicht blos durch die Fruchtbarkeit, auch durch die Sittlichkeit seiner Staatskunst übertrifft Cäsar den modernen Helden. Dieser hütet

und mehrt die gemeine Angst des Philisters wie ein werbendes Capital und stürzt das Volk von Paris in den Taumel der Genüsse, damit es der Freiheit vergesse. Jener verschmäht die verächtlichste der Leidenschaften auszubeuten, schlägt die Anarchisten in der Stille nieder und stemmt sich mit seinen strengen Ehegesetzen kraftvoll wider das hereinbrechende sittliche Verderben — soweit Gesetze den Verfall der Sitten zu hindern vermögen. Nullis polluitur casta domus stupris! — singt Horaz dankend dem Augustus zu; in dieser starken Hyperbel liegt doch die Wahrheit, daß der sittliche Zustand unter den ersten Kaisern weniger scheußlich war als zur Zeit Catilina's. Den auffälligsten Gegensatz der Politik beider Herrscher erwähnen wir zuletzt: Cäsar war Staatsmann, Napoleon Soldat. Wir schilderten oben den überwiegend militärischen Charakter der napoleonischen Staatskunst und fügen jetzt noch einen ausnehmend lehrreichen Zug hinzu: Napoleon's wegwerfendes Urtheil über den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Hier verräth sich die Einseitigkeit des technischen Militärs; der Kaiser begreift nicht, daß gerade in Washington's zäher Defensive, in dieser Kette armseliger Vorpostengefechte und mühsamer Congreßverhandlungen das eigentliche Wesen des Krieges als der gewaltsamen Form der Politik sich zeigt und Washington eben deshalb zu den großen Feldherren zählt, weil er nicht blos ein General war. Cäsar führte Krieg in demselben Sinne wie der Amerikaner, nur mit reicherem Genie. Erst als ein Vierziger vertauschte er die Toga mit dem Purpurmantel, niemals war dem ersten Feldherrn der Zeit der Krieg mehr als ein Mittel: sobald der politische Zweck erreicht war ruhten die Waffen.

Wenn es mißlich ist die Werke Cäsar's und Napoleon's mit einander zu messen, so fällt jede Vergleichung der beiden Menschen und ihres menschlichen Seins geradezu in das Lächerliche. Von Cäsar wird berichtet, daß er gern den Euripideischen Vers im Munde führte:

εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρῆ, τυραννίδος πέρι
κάλλιστον ἀδικεῖν· τἄλλα δ' εὐσεβεῖν χρεών — *)

und er lebte diesem Spruche treu. Er hat die ungeheure Schuld auf sich genommen, die Keiner scheuen darf, der einen Thron zu gründen

*) Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron.
In allem Andren übet Zucht und fromme Scheu.

und die Welt in ihre Fugen wieder einzurenken sich vermißt. Vor dem Bilde des Menschen Cäsar dagegen überkommt uns immer auf's Neue das Erstaunen, wie nur in solcher Zeit so lautere Hoheit möglich war. Der geborne Herrscher, irrt und sündigt er so lange er unter den kleinen Menschen als ein Gleicher steht: auf dem Throne entfaltet er den ganzen Adel einer königlichen Natur — so recht im Gegensatze zu Napoleon, dem der Genuß der Macht das Hirn bethört und alles Häßliche der Seele an den Tag bringt. Vor allem entzückt uns, wie voll und sicher Cäsar in seinem Volke wurzelt. Den Widerstand der Germanen gegen sein Heer erklärt er mit der kühlen Bemerkung, „daß alle Menschen von Natur nach Freiheit streben und den Zustand der Knechtschaft hassen;" die heidnische Unbefangenheit dieser Worte zeigt, wie sehr der also schrieb ein Römer war. Der Sohn eines solchen Volks erscheint uns Neueren oft unmenschlich. Nur aus dem Munde Napoleon's I. wollen wir den Tadel über das Strafgericht von Uxellodunum und die Niedermetzelung der Usipeter nicht hören: denn, hart gegen die Barbaren nach Römerweise, bethätigte Cäsar seinen Landsleuten eine hochsinnige Güte, wie sie Napoleon den Franzosen nicht gezeigt hat.

Er wollte der Milde heißen — nicht der Glückliche wie Sulla, nicht der Große wie Pompejus — und nur der harmonischen Ganzheit seines Wesens, die keinen einzelnen Zug auffällig hervortreten läßt, ist es zuzuschreiben, daß die Geschichte ihm diesen Namen versagt hat. Er mußte in langen Kriegen die Gewalt erwerben, die dem Franzosenkaiser durch einen raschen Gewaltstreich in den Schooß fiel, aber, menschlicher als dieser, übte er Gnade an den Feinden und ungetreuen Freunden bis zur Unklugheit, beglückte die Genossen, freigebig bis zur Verschwendung. Leutselig, gerecht, großherzig zeigt diese vornehme Natur Nichts von napoleonischer Rachsucht, Nichts von dem vulgären Uebermuthe, dem polternden Jähzorn des Corsen. Cäsar war edel soweit ein Herrscher es sein darf. Der Tod des Pompejus entlockte ihm Thränen, das Andenken seines grausamen Feindes Sulla hielt er hoch in Ehren. Und wenn auch er dem Fluche der Usurpation, der Unwahrheit, verfallen mußte, so lehrt uns doch sein bellum gallicum, wie fremd die Lüge dem Charakter des Mannes war. Dies Buch, eine Rechtfertigungsschrift, auf eine bestimmte politische Wirkung berechnet, ist im Wesentlichen eine lautere Geschichtsquelle, unvergleichlich wahrhaftiger, als die Bulletins oder

selbst jene Aufzeichnungen Napoleon's, die einen politischen Zweck nicht unmittelbar im Auge hatten. In allen Genüssen einer Zeit, die des Genießens kein Ende fand, hat Cäsar's Kraft geschwelgt; aber sein Herz blieb reich genug um der Mutter, der Tochter, der Gattin eine schlichte Innigkeit der Empfindung zu widmen, die wir in Napoleon's Seele vergebens suchen. Er war Fatalist wie alle Helden, doch sein unentwegtes Vertrauen auf eine göttliche Leitung hat sehr wenig gemein mit dem vermessenen Trotz Napoleon's, der prahlerisch pochte auf „seinen Stern." Und wie reich und vielgestaltig sind Cäsar's geistige Interessen! Als ein rechter Römer von der ästhetischen Welt nur oberflächlich berührt, der Grammatik und den exacten Wissenschaften mit Vorliebe zugewendet, hat er dennoch alle Zweige menschlicher Bildung freudig gefördert. Er schätzte die freie Schrift, er zuerst ließ die Verhandlungen des Senats veröffentlichen, er führte zu Zeiten selber die Feder in den Händeln des Tages, und der Verfasser der Commentarien durfte sein Haupt schmücken mit dem Kranze des classischen Schriftstellers, der dem prosaischen Corsen unerreichbar war.

So bleibt von der gerühmten Aehnlichkeit Cäsar's und Napoleon's nur übrig, daß Beide große Männer und Helden waren, Beide Usurpatoren und Feinde der Aristokratie — und wie die banalen Sätze sonst lauten, die wir den Knaben überlassen sollten. Mit kurzen Worten: um so viel das neue Europa die versinkende Welt des Alterthums an Jugendkraft, Sittlichkeit, Reichthum der Bildung übertrifft, um so viel größer steht Cäsar neben Napoleon. Den Schatten Cäsar's zu beschwören ist ein gewagtes Spiel, gefährlich für den Ruhm des ersten Bonaparte, gefährlicher für seine Epigonen. —

2. Alte und neue besitzende Klassen.

(Kiel 1867.)

In einem freundlichen Weinberge meiner Heimath steht ein Lusthaus, wo einst Schiller an dem Don Carlos geschrieben haben soll. Hunderte von andächtigen Fremden betrachten alljährlich das dreieckige Loch in der Diele, das dem Dichter als Papierkorb diente. Eines Tages ward unter erhebenden Weihereden eine Schiller-Eiche und eine Schiller-Linde vor die Thür gepflanzt, ein Schiller-Album aufgelegt, eine Schiller-Tafel in die Mauer eingelassen. Nur einige Eingeweihte wohnten mit gemischten Empfindungen der schönen Feier bei. Sie wußten, daß dies Haus erst zwei Jahrzehnte nach des Dichters Tode erbaut ward, doch sie schwiegen, und auch diese Zeilen hegen keineswegs die Absicht, den frommen Wahn der Gläubigen zu stören. Wohl die Meisten unserer Leser werden an ähnlichen Erlebnissen erprobt haben, wie mächtig das berufene mythenbildende Princip mitten im lichten neunzehnten Jahrhundert selbst unter den Gebildeten wirkt. Diese alte lustige Erinnerung kommt uns unwillkürlich in den Sinn, da wir versuchen einen der folgenreichsten Fälle moderner Mythenbildung zu schildern.

Frankreichs jüngste Geschichte spielt zum guten Theile in den Reihen des vierten Standes. Nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs lebt der Bonapartismus fort in dem Gemüthe und vornehmlich in der Phantasie der Massen des französischen Volks. Wenn wir schon von den Herzensgeheimnissen der niederen Stände unserer eigenen Nation mehr errathen als begreifen, so stehen wir vollends unschlüssig vor dem Räthsel, wie einer fremden Nation allmählich ein gehaßter Würger liebenswerth, ein harter Zwingherr als ein Gott erschien. Die elementaren Kräfte des Volksinstinktes sind hier thätig; wir müssen uns mit

wenigen Andeutungen begnügen und im Uebrigen verweisen auf die uralte Erfahrung, daß es allein den Priestern und den Feldherren gelingt volksthümliche Helden im vollen Sinne zu werden. Nur dem Helden des Glaubens und dem Helden des Schwertes, nicht dem Staatsmanne, nicht dem Dichter und Denker, ist jene höchste Volksgunst beschieden, welche die Millionen begeistert und der Sage die Lippen löst. Die Beschränktheit, die Unsicherheit alles historischen Wissens tritt uns bei solchen Stoffen sehr niederschlagend vor die Seele. Nicht blos das Urtheil über Recht und Unrecht vergangener Kämpfe ist, wie sich von selbst versteht, in einer ewigen Umbildung begriffen; auch die Frage, was merkwürdig, was beachtenswerth sei unter dem Geschehenen, wird von den Nachlebenden anders beantwortet als von den Zeitgenossen. Wie eine öffentliche Bibliothek, wenn sie ihrem Zwecke ganz entsprechen will, nahezu Alles enthalten muß was gedruckt wird, weil kein Lebender ahnen kann, ob nicht die müßigen Träumereien eines verspotteten Thoren der Nachwelt in einem noch unbekannten Ideenzusammenhange als lehrreich erscheinen werden, so sollte die Geschichte auch Alles überliefern, was im Volksleben geschieht. Aber wir kennen leider in der Regel nur, was die schreibenden Zeitgenossen für denkwürdig hielten, und willig würden wir heute die Kenntniß so mancher weiland vielbesprochenen Kammerdebatte dahingeben, wenn wir sicherer wüßten, was die Mütterchen am Spinnrocken ihren Enkeln von dem großen Kaiser erzählt, was die Bauern der Provinzen über die Bourgeois-Minister Ludwig Philipp's geklagt haben.

Wir haben zu schildern, wie durch die stille unbewußte Arbeit der nationalen Phantasie die napoleonische Legende sich ausbildete, und gleichzeitig die bewußte Thätigkeit der Napoleoniden die Wiederherstellung des Kaiserreichs vorbereitete. Wir müssen ferner betrachten, wie die Verwaltungsordnung Napoleon's sich als der lebenskräftigste Theil des französischen Staatswesens bewährte, und endlich fragen, warum die Nation unter dem constitutionellen Systeme keine Beruhigung fand. Die parlamentarischen Versuche der Franzosen verdienen keineswegs jene Gleichgiltigkeit, welche man ihnen heute in Deutschland gemeinhin erweist. Vielmehr erscheinen hier manche jener politischen Kräfte, welche auch bei uns Deutschen dem parlamentarischen Staate entgegenwirken, in einer Klarheit und Bestimmtheit, in einer typischen Anschaulichkeit, wie nirgendwo sonst. Eine bureaukratische Amtsordnung, härter und despotischer als die deutsche, steht unver-

mittelt den revolutionären Gedanken gegenüber, die sich hier gleichfalls energischer als bei uns entfalten. Besitzende und Besitzlose, Bauern und städtische Arbeiter kämpfen hier offen für ihr Klasseninteresse zu einer Zeit, da diese gewaltigen socialen Gegensätze in Deutschland noch schier bewußtlos neben einander hinlebten. Während bei uns der Kampf um die Einheit der Nation alle Parteigegensätze überherrschte, die Angst vor dem nationalen Gedanken die ultramontanen und feudalen Parteien zum Bündniß mit den kleinen Kronen trieb, war in Frankreich die Frage der nationalen Einheit längst glücklich gelöst; in einfacheren und größeren Verhältnissen dürfen jene Parteien ihre innerste Natur entschleiern, sie treten auf als Feinde der Monarchie.

Wenn auch das Ergebniß dieser Betrachtungen nicht anders als sehr niederschlagend sein kann, so verwerfen wir doch den Hochmuth so vieler englischer und leider auch deutscher Politiker, welche um dieser erfolglosen parlamentarischen Kämpfe willen dem französischen Volke kurzweg die Befähigung zur politischen Freiheit absprechen. Ist es dem Christenthum gelungen, über so viele unchristliche Naturanlagen der Völker Europa's zu triumphiren, so sollen wir auch nicht lassen von der Hoffnung, daß ein wahrhaftig bescheidenerer Fortschritt der Gesittung, die geordnete Theilnahme der Regierten an der Leitung des Staates, sich überall im Welttheile verwirklichen muß, wenn auch die Formen dieser Freiheit zum Heile der Welt ein sehr verschiedenes nationales Gepräge tragen werden. War jenes verschüchterte, des öffentlichen Lebens ganz entwöhnte deutsche Kleinbürgerthum, dem Stein die Städteordnung schenkte, so gar viel besser vorgebildet für die Selbstverwaltung, als die heutigen Franzosen? Und doch wuchs in diesen Kreisen das lebensvolle gesunde Gemeindewesen empor, welches wir als den bestgesicherten Theil deutscher Volksfreiheit preisen. Wie heftig und mit wie gutem Rechte haben wir deutschen Patrioten gezürnt, wenn uns vor drei Jahren noch die Fremden, hinweisend auf eine halbtausendjährige Zersplitterung, die Ewigkeit der deutschen Kleinstaaterei weissagten!

Nein, die Frage der Freiheit ist nicht eine Frage der Rasse. Doch allerdings glauben wir, daß keinem der großen Culturvölker der Weg zur vernünftigen Freiheit durch die Nachwirkung alter Schuld so sehr erschwert wird wie den Franzosen. Die Geschichte ist nichts für Sanguiniker: wie sie den Segen großer Thaten gnädig noch auf ferne Geschlechter ergießt, so sucht sie auch die Sünden der Väter an den Söhnen

heim, langsam vergessend, mit einer unversöhnlichen Härte, wovon die flache Gutmüthigkeit sich nichts träumen läßt. Wer nicht gesehen hat, wie bei Königgrätz der große Friedrich mitten unter seinen Preußen stand, wer nicht begreift, daß die alte Todsünde des Rheinbundes sich sechzig Jahre lang an dem Volke unseres Südens bestraft hat, der hat kein Auge für den tiefsinnigen Zusammenhang der geschichtlichen Dinge. Frankreich vornehmlich weiß von der Unsterblichkeit der historischen Schuld zu erzählen. Mirabeau ist darum eine so tragisch erschütternde Erscheinung, weil sich in seinem Leben das Schicksal seines Volkes widerspiegelt: wie sich der Schatten seiner wüsten Jugend zwischen Mirabeau und die Krone drängte und ihn hinderte, zur rechten Zeit die rechte Stelle zu gewinnen, so hat auch die Nation deshalb ihre erste Revolution nur halb vollendet, weil sie auf ihren Schultern die Last einer schuldvollen Vergangenheit trug, weil ihr unter dem Drucke des alten Regiments die schlichten Tugenden des Bürgers verloren waren. Aehnlich heute. Kein denkender Statistiker bezweifelt, daß die höchst unerfreulichen körperlichen Verhältnisse der französischen Bevölkerung, ihre geringe Fruchtbarkeit, die Ueberzahl der Schwachen und Krüppel, wenn auch nicht den einzigen, so doch einen wesentlichen Grund haben in den Kriegen des ersten Kaiserreichs, welche die gesunde männliche Jugend auf die Schlachtbank führten. Mit leichter Mühe wird der Historiker auch in dem politischen Leben die dauernden Nachwirkungen jener stürmischen Jahre auffinden: die anarchischen Gelüste der Revolutionszeit, die despotischen Gewohnheiten des Kaiserreichs und vor Allem den noch immer unversöhnlichen Haß der alten Parteien.

Noch ist nicht unmöglich, daß unsere Nachbarn dereinst die Kraft wiedergewinnen, diese schlimme Erbschaft alter Zeiten über Bord zu werfen. Die Nation hat mit unbegreiflicher Lebenskraft krampfhafte Erschütterungen überstanden, welche die meisten anderen Völker vernichtet hätten; ihre wirthschaftlichen Verhältnisse liegen heute unvergleichlich günstiger, ihre sittlichen Zustände schwerlich schlechter als unter dem alten Regime (denn in so feinen Fragen soll man billig ein Volk nur mit sich selber vergleichen). Die alte Arbeitslust ist noch ungebrochen. Selbst jene nationale Untugend, welche den Gegnern als Beweis der Unverbesserlichkeit der Franzosen dienen muß, die rastlose Neuerungssucht, erscheint dem scharfen Blicke in einem anderen Lichte, sobald wir erkennen, daß dies unstäte Volk seine wichtigsten politischen Gewohnheiten mit einer fast gedankenlosen Unbeweglichkeit festhält, daß

der französische Staat sich in fünfzig Jahren weniger verändert hat als das Gemeinwesen irgend eines anderen Culturvolkes. Noch besteht kein Grund an der politischen Kraft der Franzosen gänzlich zu verzweifeln, doch nur der Leichtsinn kann das Einlenken des Staates in die Bahnen verfassungsmäßiger Freiheit schon in einer nahen Zukunft erwarten. —

Noch immer verfällt jedes bestimmte Urtheil über Frankreichs alte Regierungssysteme dem Zorne der Parteien. Auf die Gefahr hin legitimistisch gescholten zu werden wagen wir die Behauptung, daß Frankreich niemals in unserem Jahrhundert glücklichere Tage gesehen hat als unter der Restauration. Nachdem die blutige Wildheit der weißen Schreckenszeit verraucht war und die Krone erkannt hatte, daß der Schlachtruf der Emigranten vive le roi quand même von den gefährlichsten Feinden der Monarchie ausging, trat die Nation zum ersten Male in den vollen Genuß jener Segnungen der Revolution, die ihr die Roheit der Schreckensherrschaft, die Ausnahmegesetze des Directoriums und des Kaiserreichs bisher verkümmert hatten. Das Königthum bemüht sich, über den Parteien zu stehen, auch den Gegnern die Freiheit des ehrlichen Kampfes zu gewähren. Als endlich die Heere der Verbündeten das Land verlassen, da bietet sich ein Schauspiel, wie wenn der Floßrechen über dem aufgestauten Gebirgsbache geöffnet wird: dies Geschlecht, das in der großen Drillanstalt des Kaiserreichs grundsätzlich belehrt worden Kunst und Wissenschaft zu mißachten und um den Staat nicht zu sorgen, entfaltet plötzlich eine verschwenderische Lebenskraft auf allen Gebieten des Schaffens und des Denkens. In den verwaisten Salons regt sich wieder das holde Spiel der schönen Geselligkeit, eine Welt des Witzes und der Anmuth, die unsere von Politik und Genußsucht zermarterte Gegenwart nicht mehr kennt; edle, geistvolle Frauen wie die Herzogin von Duras empfangen wieder die Huldigungen feingesitteter Männer. Die kecken Neuerer der Romantik, V. Hugo und seine Gesellen, beginnen ihren lärmenden Kampf, sie befreien Frankreich endlich von dem Banne der akademischen Regeln. Die Dichtung, die hier so lange nur als Rhetorik, als „die schönste Gattung der Prosa“ gegolten, versucht jetzt auch Charaktere zu gestalten, die Räthsel der Menschenbrust zu ergründen. Selbst die katholische Phantasterei der jungen Schule steht diesem romanischen Volke natürlich zu Gesicht. Mit Sainte Beuve beginnt eine neue freiere Richtung der ästhetischen Kritik, und schon wagen Quinet und Cousin ihren Lands-

leuten die Gedanken Herder's und Hegel's zu erklären. Gleichzeitig erheben sich die besten Namen, die Frankreichs bildende Kunst seit Poussin gekannt hat. Auf dem Gebiete der politisch-historischen Wissenschaft wächst ein fruchtbares neues Geschlecht heran, zugleich fleißig und geistreich, gelehrt und den Kämpfen der Gegenwart zugewendet. Mit welchem Jubel begrüßte die Jugend in der Sorbonne die anregenden Vorlesungen Villemain's und Cousin's; mit welcher Freude sprach selbst der alte Goethe, den politische Sympathien nicht berührten, zu seinem Eckermann von dem Globe und dem ersten Auftreten Mignet's und Guizot's. Allen diesen jungen Talenten winkt jener beneidenswerth rasche, durchschlagende Erfolg, den unser zersplittertes Leben dem Deutschen versagt. Es war ein durchaus freiwilliges Erwachen der Geister: der Hof der Bourbonen weiß nur durch Geldspenden die Kunst zu fördern, ihrem Wesen steht er ebenso roh gegenüber wie einst Napoleon. Handel und Wandel empfinden wieder die unermeßliche heilende Kraft des Friedens; noch bleiben die tiefdunklen Schattenseiten des neuen industriellen Lebens den Meisten verborgen, die Socialisten werben nur eine kleine Gemeinde von Gläubigen.

Unter ihren Staatsmännern hat die Restauration Namen aufzuweisen wie Villele und Louis, de Serre und Martignac, die Frankreich jederzeit sobald der Parteihaß schweigt mit Ehren nennen wird. Sie tragen rasch die harte Kriegsschuld ab und ordnen musterhaft die Finanzen, sie reorganisiren das geschlagene Heer und schaffen von Neuem die verlorene Flotte. Die Unverletzbarkeit des Hauses und des Eigenthums, die persönliche Freiheit war besser gesichert als unter irgend einem früheren Regimente. Eine edlere, dauerhaftere Eroberung, als der Siegesrausch des Kaiserreichs, schien jetzt den Franzosen zu gelingen, da ihre Charte weithin auf dem Festlande wie der Katechismus des Vernunftrechts angesehen ward, da die Liberalen aller Länder aus der Minerva lernten und jeder Leitartikel eines großen Pariser Blattes als ein Ereigniß galt. Auf den allmächtigen Despotismus Napoleon's war plötzlich ein Königthum gefolgt, dessen Kammern größere Rechte besaßen als das Parlament von England. Sie bewilligten alljährlich sämmtliche Ausgaben und Einnahmen des Staats; kein Ministerium durfte wagen sich gegen den Willen der Kammern am Ruder zu behaupten. Die Welt hallte wieder von den großen Worten der französischen Rednerbühne; und nicht persönlichen Händeln, wie unter dem Julikönigthume, galt dieser Glanz der Beredsamkeit.

Es waren ernsthafte Kämpfe, durchgefochten unter leidenschaftlicher Theilnahme der Nation; von den Wählern erschienen unter der Restauration nie weniger als 84, mehrmals volle 91 Procent an der Urne. Ueber dieser gesammten politischen Bewegung liegt etwas von der naiven Freude der Jugend; das freie Wort, so lange verstummt, wirkt wieder mit dem Zauber der Neuheit. Die Heftigkeit der Parteikämpfe erscheint als ein Zeichen der Kraft und Gesundheit neben der unnatürlichen Stille des napoleonischen Polizeiregiments. Die Welt glaubte wieder hoffnungsvoll an politische Ideale. Starke Parteien aus allen Ständen befreundeten sich ehrlich dem parlamentarischen Wesen, und die es nicht thaten, die unbekehrten Republikaner, die Anhänger Napoleon's, die fanatischen Legitimisten, sahen sich mindestens gezwungen, ihre Unterwerfung unter die Charte zu heucheln. Zweimal, unter der Herrschaft des Centrums um das Jahr 1819, und wieder beim Beginne des Ministeriums Martignac, gewann es den Anschein, als sei die Streitaxt der bürgerlichen Kämpfe begraben, das Erbe der Revolution von den Bourbonen ohne Vorbehalt angetreten, die alte Blutschuld der Dynastie von dem Volke vergessen. Noch gab es alte glänzende Geschlechter von großem Vermögen unter dem Adel. Seine Söhne hatten einst auf unzähligen Schlachtfeldern für Frankreich gefochten; jetzt traten auch einige verdiente Würdenträger Napoleon's zu dem hohen Adel der Bourbonen hinzu. Mehrmals wurde die Kammer der Pairs von dem Jubel der Massen begrüßt und galt als der Schirmer der Rechte des Volks. Es schien nicht unmöglich, daß der Friedensschluß zwischen den alten und den neuen besitzenden Klassen, die sittliche Grundlage der Restauration, dauern werde.

Trotz dieser Lichtseiten fiel die Restauration nicht blos zufällig durch die Thorheiten Karl's X., wie Guizot behauptet, sie war von Haus aus unhaltbar, sie ist der Masse der Nation nie etwas Anderes gewesen als eine verhüllte Fremdherrschaft. In unserem buchgelehrten Jahrhundert wird die praktische Staatskunst nicht allein durch Leidenschaften und mißverstandene Interessen, sondern auch durch wissenschaftliche Irrthümer verleitet. So haben sich jahrelang die deutschen Patrioten in die Irre führen lassen durch die auf beiden Füßen hinkende gelehrte Vergleichung der Staatenbünde Deutschlands, Amerika's und der Schweiz; so übte damals die wissenschaftliche Erinnerung an das England Karl's II. eine bethörende Wirkung, die uns fast Zweifel erregen kann an dem Segen historischen Wissens. Cromwell's Staats-

bau, der immer nur ein Nothdach getragen, stürzte zusammen unter dem Hohnrufe der Nation, ein englischer General rief den legitimen König zurück; bald zerstob die Partei der Republikaner in alle Winde, und erst die gehäuften Sünden der beiden letzten Stuarts trieben das treue Volk wider Willen in eine zweite Erhebung. Wie anders Frankreich. Es ist einfach unwahr, wenn die erbitterten Gegner des Bonapartismus heute versichern, Napoleon sei ebenso sehr durch Frankreich wie durch Europa gestürzt worden. Nahm er im Winter 1813 die unbillig milden Friedensvorschläge der Alliirten an, so konnte er noch auf eine lange gesicherte Regierung zählen, und selbst nachdem sein Kaiserhochmuth die fremden Heere auf Frankreichs Boden geführt, war der Haß des Volkes gegen den Würger bei Weitem nicht stark genug, um von innen heraus das eiserne Gefüge des Militärstaates zu zerstören. Es waren die Fremden, die Napoleon stürzten, und die Fremden führten die alte Dynastie zurück. Mochten einzelne entlegene Provinzen im Süden und Westen das Lilienbanner mit Freude begrüßen, für die ungeheure Mehrheit der Nation bleibt unbedingt wahr die vielverketzerte Versicherung Manuel's, daß Frankreich die Bourbonen mit Widerwillen empfangen habe. Unsere Nachbarn rühmen sich mit Recht eines Vorzugs vor allen anderen Großmächten: Frankreich besitzt kein Irland, kein Polen, alle seine Provinzen sind mit ganzer Seele französisch. Jetzt aber that sich in diesem einheitlichen Volksthum eine Spaltung auf, schwerer zu bemeistern als der Sondergeist einer Provinz: das Reich zerfiel gleichsam in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten von Waterloo.

Seit den Tagen der beiden Cardinäle hatte sich Frankreich gewöhnt die leitende Macht des Festlandes zu sein. Unter Ludwig XV., da dies Uebergewicht sich bereits merklich geschwächt hatte, war man seiner eigenen Größe noch so sicher, daß die bei Roßbach geschlagenen bourbonischen Offiziere daheim unbefangen das Lob des aufgeklärten Preußenkönigs verkündeten. Wer hätte auch nur geahnt, daß diese Fremden Frankreich je beherrschen könnten? Nachher war in den Coalitionskriegen eine leidenschaftliche Erbitterung gegen das Ausland aufgeflammt, und jetzt folgte auf die glänzende Epoche französischer Weltherrschaft ein von den Fremden eingesetztes Regiment. Noch hatte die Nation nicht verschmerzt, daß der große Krieg um die Herrschaft jenseits der Meere mit dem Siege der germanischen Rasse geendet; jetzt schien auch die festländische Stellung des Reichs gefährdet, der Staat herab-

gesunken zu einer Macht zweiten Ranges. Der zweite Pariser Friede schlägt eine Lücke in Vauban's gefeierte eiserne Grenze; die Armseligkeit der Diplomaten der heiligen Allianz verhängt, statt Deutschland zu stärken, über Frankreich den unvergessenen Schimpf der fremden Besatzungen. Und, um das Maß der Schande zu füllen, bei allen Niederlagen hatte das kleine mißachtete Preußen das Größte geleistet! Selbst Chateaubriand wagte nicht die Preußen zu vertheidigen, und noch jetzt reden die landläufigen Geschichtsbücher der Franzosen von unseren Siegen wie von einem Unrecht, einer unverzeihlichen Unverschämtheit, während sie die Siege der Briten, der Russen, der Oesterreicher nur als Unglücksfälle beklagen. Unter so schweren Erfahrungen bildet sich eine neue Sinnesrichtung in der Seele der Nation. Dies weiland gastfreieste Volk Europa's, das die Fremden höflich aufnahm ohne sie je als Fremde zu behandeln, zeigt von jetzt an häufig Anfälle eines rauhen und wilden Fremdenhasses; ein feindseliger Ton gegen das Ausland durchklingt die gesammte Presse jener Epoche. Noch im Jahre 1822 wollte Paris eine englische Schauspielergesellschaft nicht spielen lassen, hundertmal jubelte man den Versen zu jamais en France l'Anglais ne régnera, und noch heute fällt es leicht durch die Worte étranger und Prussien den französischen Bauer in Harnisch zu jagen. Und wer waren die Glücklichen, welche das gehaßte Ausland an das Ruder des Staates führte? Die Emigranten, jenes ruchlose adliche Gesindel, das für sein Standesrecht das Schwert gegen das Vaterland gezogen. Ein grenzenloser Haß lebte in dem Volke wider diese Verräther, jede Gemeinschaft mit ihnen entehrte; es ist Guizot nie vergessen worden, daß er während der hundert Tage nach Gent zu den Emigranten reiste. Auch für diesen Instinkt der Massen hatte Napoleon ein feines Gefühl bewiesen; schon bei seinem ersten italienischen Kriege schreibt er dem piemontesischen Feldherrn, die Anwesenheit dieser Vatermörder beflecke die Ehre des feindlichen Lagers, und später erinnert er immer wieder daran, daß nie ein Napoleonide die Waffen gegen Frankreich geführt, daß selbst der General Beauharnais die Guillotine der Emigration vorgezogen habe. Keine Macht der Welt vermochte diese finsteren Erinnerungen zu verwischen. Jener parlamentarische Sturm, der mit der Ausstoßung Manuel's endete, ward erregt, weil Manuel an die Invasion erinnerte. Er hatte damit den blutigen Schatten beschworen, der sich zwischen die Nation und die Regierung stellte.

Bekanntlich hat Ludwig XVIII. sich keineswegs als jener Sklave

der Fremden erwiesen, wofür die erbitterte Opposition ihn ausgab. Obwohl er noch bei der Abreise aus England zu dem Prinzregenten die unwürdigen Worte sagen konnte: „ich verdanke meinen Thron nächst Gott diesem glorreichen Lande,“ so fehlte ihm doch nicht gänzlich der Sinn für die Ehre seines Staats. Nicht am wenigsten seinen Bitten verdankte das Land die milden Satzungen des ersten Pariser Friedens. Dann versucht er, natürlich zum Schaden Deutschlands, den Staat aus seiner Vereinsamung zu reißen, und auf dem Wiener Congresse gelingt ihm jenes Bündniß gegen Preußen und Rußland, das für die Gewandtheit der bourbonischen Politik ebenso ehrenvoll wie für Oesterreich und England unrühmlich war. Nach der zweiten Herstellung der Bourbonen, da das Ansehen der Dynastie nach außen bereits tief gesunken war, bemüht er sich doch mit Erfolg Frankreich von den fremden Garnisonen zu befreien. Indeß blieb die diplomatische Lage des Staates eine sehr gedrückte: man hatte die geschlossene Coalition der Ostmächte gegen sich und nur zu wählen zwischen der Isolirung und dem Kriege gegen die Uebermacht. Noch auf dem Aachener Congresse beschlossen die Ostmächte sofort mit den Waffen einzuschreiten, sobald sich in Frankreich die Auftritte des Jahres 1789 erneuerten. Blieb auch dies Protokoll geheim, so pflegt doch in Fragen der nationalen Ehre der Instinkt der Massen selten zu irren. Das Volk empfand, daß dies stolze Frankreich unter der polizeilichen Aufsicht der heiligen Allianz stehe, und nur zu bald sollte jene Weissagung sich erfüllen, die Wilhelm v. Humboldt beim zweiten Pariser Friedensschluß aussprach: Frankreich werde nie zur Ruhe gelangen, so lange Europa es zu bevormunden wage.

Nur eine kühne begabte Regierung, die sich Eines wußte mit der Nation, konnte den Staat aus dieser demüthigenden Lage retten. Die Bourbonen aber wollten und konnten sich nie ein Herz fassen zu ihrem Volke, ja unter Karl X. tritt das Mißtrauen gegen die Heimath der Revolution ganz schamlos hervor: „ich fühle mich gänzlich als ein Schweizer,“ sagt der verblendete Fürst zu seiner Schweizergarde. Der große Haufe der Emigranten treibt nach wie vor die alten niederträchtigen Ränke, er fährt fort um die Hilfe des Auslandes zu flehen und sein Vaterland bei den Fremden zu verklagen. Bergasse, derselbe Thor, der einst den Rathschlägen Mirabeau's am Hofe entgegen gewirkt hatte, überreicht im September 1820 dem Czaren eine Denkschrift: Frankreich sei der Heerd aller europäischen Verschwörungen, das Haus

der Kapetinger als die älteste Dynastie das Hauptziel der Parteiwuth; ein Congreß thue noth, der feierlich die Lehren des Atheismus und des Umsturzes verbanne u. s. f. Auf dem Congresse von Verona erscheint Graf Jouffroy als Vertreter eines sogenannten royalistischen Comites und spricht den Wunsch aus, daß die Ostmächte das Pariser Cabinet von seiner liberalen Schwachheit heilen; Villele müsse fortan als ein Minister der heiligen Allianz handeln, nicht blos als Minister von Frankreich *). Wenn dies vaterlandslose Treiben in dem Pavillon Marsan gehegt ward, wen darf es dann verwundern, daß während des spanischen Krieges im Volk das unsinnige Märchen erzählt ward: der König will die Armee entfernen, damit unterdessen die Alliirten einfallen und die Vollgewalt der Krone herstellen!

In solcher Lage vermochten selbst die begabteren Staatsmänner der Restauration nicht, große positive Ziele in der auswärtigen Politik zu verfolgen; man lebte am Tage den Tag. Während der ersten Jahre des heiligen Bundes handeln nur Rußland und Oesterreich als große Mächte, nachher tritt Canning, nicht das Haus Bourbon, der Uebermacht des Ostens selbständig gegenüber. Die Bourbonen blieben der gewaltthätigen Tendenzpolitik der heiligen Allianz gemeinhin fern. Aber das glücklich hergestellte gute Einvernehmen mit England wurde doch nicht zu einer wirksamen Allianz der Westmächte; denn zwischen England und Frankreich stand die orientalische Frage, und eine Politik des Liberalismus im großen Stile war der legitimsten aller Dynastien unmöglich. Das Cabinet fühlte wohl, daß Frankreich die chronische Intervention Oesterreichs in Italien nicht dulden dürfe; schließlich überwog doch die Furcht vor der Revolution, man begnügte sich das bedrohte Erbrecht Karl Albert's von Carignan in Schutz zu nehmen. Dann schien der spanische Krieg eine Erneuerung der glänzenden Tage altbourbonischer Familienpolitik zu bringen; Chateaubriand rühmte sich die Herrschaft Frankreichs bis zu den Säulen des Hercules ausgedehnt und in wenigen Wochen vollendet zu haben, was Napoleon in vielen Jahren nicht erreichte. Am letzten Ende erwies sich das lärmende Unternehmen als erfolglos für Frankreichs Macht; die spanischen Bourbonen lohnten ihren französischen Vettern mit jener undankbaren

*) Die oben genannten beiden Denkschriften, bekanntlich nicht die einzigen ihrer Art, wurden von dem badischen Gesandten zu Berlin dem Carlsruher Hofe abschriftlich mitgetheilt.

Hoffahrt, welche der restaurirte Despotismus seinen maßvolleren Beschützern jederzeit erwiesen hat. Man hatte lediglich die herrschsüchtige Kriegslust der Nation aufgestachelt und einem Jeden nahe gelegt, die wohlfeilen Lorbeeren der Lilienfahne mit dem Ruhme der Tricolore zu vergleichen.

Uns Deutschen ist — mit einziger Ausnahme der Republik, welche in europäischen Fragen überhaupt keinen Willen hatte — keine französische Regierung dieses Jahrhunderts ein treuer, redlicher Nachbar gewesen, und dies Verhältniß wird vermuthlich fortwähren, so lange unser rheinischer Bauer den Franzosen Charlemagne Nächtens den Rhein entlang schreiten und die deutschen Reben segnen sieht, so lange unser Volkslied von dem Zauberringe der Fastrade singt und sagt. So ließ denn auch die Restauration in der Stille ihre bösen kleinen Künste gegen Deutschland spielen. Man gab dem Könige Wilhelm von Würtemberg gute Worte, wenn er nach Paris eilte, um über die Herrschsucht der deutschen Großmächte zu klagen; man arbeitete heimlich gegen unsere werdende Handelseinheit und begünstigte den mitteldeutschen Handelsverein, welchen Sachsen und Hannover dem preußischen Zollvereine entgegenstellten. Der Tuilerienhof versuchte, damals wie jederzeit, die süddeutschen Höfe zu bevormunden, erhob heftige Klagen, weil in München einige Straßen nach den Siegen von Brienne und Arcis benannt wurden; er unterstützte den König Ludwig von Baiern, als dieser, erschreckt durch die ersten kühnen Schritte der preußischen Handelspolitik, sich in Paris beschwerte, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, als der unstäte Fürst bald nachher selber dem preußischen Zollbunde sich näherte *). Doch nimmermehr mochten solche kleine Ränke dem nationalen Wahne genügen. Das Verlangen nach den natürlichen Grenzen stand dem Volke fest als ein heiliges Recht, es offenbarte sich im Kleinsten wie im Größten, in den Moden des Tages — man trug damals den Haarputz **chemin de Mayence** — wie in den Klagen der Opposition. Selbst Chateaubriand spielte mit dem Plane einer russischen Allianz, die den Franzosen den Rhein, den Russen den Balkan erobern sollte. Als endlich Polignac ernstlicher auf diese Träume eingeht und, mit Rußland insgeheim verhandelnd, den Gedanken eines Rheinfeldzugs aufnimmt, da ist die Nation für

*) Nach den Berichten des preuß. Gesandten v. Küster, München 19. Mai 1826, 26. März 1828, 22. Nov. 1829. (Hdſ.)

einen Augenblick gänzlich von den inneren Fragen in Anspruch genommen, der frivole Plan fällt zu Boden.

Am meisten erbitterte das Verhältniß des Hofes zu Rußland. Die herrschende Stellung, welche Pozzo di Borgo in den ersten Jahren der Restauration, dann wieder unter Karl X. behauptete, war Frankreichs unwürdig; selbst deutsche Diplomaten der conservativen Schule fanden, man wisse nicht, ob Pozzo der Minister Rußlands oder Frankreichs sei. Und dies in einem Augenblicke, da die orientalische Krisis durch periodische Entladungen den Frieden der Welt bedrohte! Man wollte die von Altersher befreundete, durch Frankreich zuerst in das europäische Staatensystem eingeführte Türkei keineswegs preisgeben; man ahnte den Sinn der griechenfreundlichen Politik Rußlands, den Czar Alexander vor der Fürstin Lieven in dem einen Worte zusammenfaßte: il me faut une Grèce! Aber man mochte auch nicht der philhellenischen Schwärmerei der liberalen Welt widerstehen — denn die erregte öffentliche Meinung war wieder eine Macht geworden, wirksam auch in der auswärtigen Politik — und man wollte noch weniger in dem die orientalische Frage beherrschenden Antagonismus von Rußland und England Partei ergreifen für England, das am Bosporus den Ganges vertheidigte. So lockte Rußland, das dort im Osten allein das Terrain kannte, den Pariser Hof aus einer falschen Stellung in die andere. Die Türken werden bei Navarin verrathen, die nationale Kriegslust wieder einmal aufgeregt durch den unblutigen Siegeszug auf Morea, und am Ende — ist die Türkei durch den Abfall der Griechen geschwächt und Rußland dringt ungehindert über den Balkan. Ueberschauen wir diese fruchtlose europäische Politik der Bourbonen, so verstehen wir leicht, warum damals die Franzosen zürnend mit Casimir de la Vigne sangen: ces esclaves d'hier, aujourd'hui nos tyrans! — und Beranger's Refrain: en France soyons Français! als ein Unglimpf gegen die Bourbonen galt.

Schon diese Verhältnisse würden den Sturz der Bourbonen erklären. Einer Herrschaft, die für fremd gilt, zu gehorchen wirkt entsittlichend, und es ist eine alte Erfahrung, die den Völkern des Westens zur Ehre gereicht, daß eine schwächliche Haltung des Staates nach außen bei ihnen immer einen Hebel der Revolution gebildet hat. Die

Restauration nannte sich gern eine Monarchie der Tradition; Ludwig's XVIII. erstes Manifest versprach die unterbrochene Kette der Zeiten wieder anzuknüpfen. Eine Monarchie der Tradition in einem Volke, das gar keine historischen Ueberlieferungen mehr besaß, das die Kette der Zeiten mit vollem Bewußtsein zerbrochen hatte! Was über die Tage des Bastillesturms hinauslag, war den Massen eine finstere Zeit der Willkür und des Junkerhochmuths, nichts mehr davon übrig als ein grenzenloser Haß. Wer fragte noch nach den Kreuzfahrerthaten der La Tremouille und der Montmorency? Nach dem Erwachen des Volkes, in den Tagen der Vernunft und des Menschenrechts, in der Zeit der Siege hatten Männer des dritten und des vierten Standes an der Spitze der Nation gestanden; und eben diese Zeit, die dem Volke die ganze Geschichte Frankreichs war, wollte der König aus seinem Gedächtniß streichen! Es war ein Gegensatz zweier durch eine Welt getrennter Zeitalter. Das Land spottete und höhnte, als seine Könige wieder Kröpfe heilten, als die Oriflamme und das heilige Salb-Oel Chlodwig's und die Edelknaben und die grauen Musketiere und alle die morschen, verschlissenen Prunkgewänder der dynastischen Rumpelkammer zur Schau gestellt, als das vive Henri IV., die charmante Gabrielle abgespielt wurden vor einem Volke, dem die berauschenden Töne des Marseillermarsches noch im Ohre gellten. An welchen Bildern das Herz der Nation hing, das mochte man erkennen, da General Foy unter brausendem Beifall die Tricolore für Frankreich zurückforderte. Nicht blos der Spott, eine schwere berechtigte Sorge ward unter den Denkenden rege, als der König die Charte, welche die Natur der Dinge ihm entriß, freiwillig kraft königlichen Rechtes schenkte und zu diesem seines Bürgerrechtes frohen Volke wieder als zu getreuen Unterthanen zu reden wagte. Wenn die Nation den Kopf schüttelte zu Ludwig dem Dicken und Ludwig dem Heiligen und den anderen erlauchten Ahnen, die der König gern im Munde führte, so hatten manche Mitglieder des Königshauses nie ein Wort gehört von dem Marschall Ney, und selbst die Besseren der Emigranten, wie Richelieu, standen rathlos, bis zum Lächerlichen unwissend in diesem jungen Frankreich, das sie in fünfundzwanzig Jahren ungeheurer Wandlungen nicht mehr betreten hatten.

Dieser Gegensatz der Weltanschauung ward verschärft durch die noch weit unheilvollere Feindschaft der Personen. Zu viel des edlen Blutes war vergossen von beiden Seiten, man hatte einander mehr zu

verzeihen als Menschen zu vergeben vermögen. Es blieb undenkbar, daß die Brüder des enthaupteten Königs mit den Königsmördern und den Gottesmördern redliche Gemeinschaft halten, es war noch unmöglicher, daß die Nation Vertrauen gewinnen sollte zu diesem Adel, der weiland den König Ludwig XVI. als einen Helfer der Revolution zu entthronen dachte und dann nach vergeblichen Kämpfen gegen das Vaterland seine Söhne heimsendete, um die Hofämter des Kaisers der Plebejer zu übernehmen. Schon unter dem Directorium hatte der schärfste Kopf des legitimistischen Lagers, de Maistre, die bösen Folgen dieser unheilbaren Verfeindung der Personen vorhergesehen. Jetzt, als der Adel sich wieder anschickte, wie unter Heinrich IV., den König nur als den ersten Edelmann des Landes zu behandeln, und das Wort honneur als eine parole toute à nous in Anspruch nahm, warnte General Foy: die Dynastie geht unfehlbar zu Grunde, wenn sie sich auf diesen Adel stützt. Selbst die allirten Cabinette verschlossen sich nicht ganz der Einsicht, daß die neue Zeit neue Menschen verlange, sie dachten beim ersten und vornehmlich beim zweiten Pariser Frieden an andere Throncandidaten, an Eugen Beauharnais u. A. Sogar die bittersten Feinde Napoleon's, wie Stein, erblickten in den Bourbonen höchstens einen Ruhepunkt für das athemlose Land, nachdem sich die Schwäche des Systems in den hundert Tagen so kläglich offenbart hatte. als die Thorheiten der Ultras sich häuften, schrieb Metternich: „die Legitimisten legitimiren die Revolution.“ Mit froher Zuversicht sahen Allein die Tories von England dem neuen Gemeinwesen Frankreichs zu, und auch unter ihnen begannen die Einsichtigen schon im Jahre 1818 an der Zukunft der Dynastie zu zweifeln, wie die jüngst veröffentlichten Bände von Wellington's Depeschen beweisen.

Die Bourbonen kamen wie alle die ihnen folgenden Regierungen niemals gänzlich über den Kampf um ihr Dasein hinaus, sie mußten, wie alle ihre Nachfolger, immer wieder erklären, die volle Freiheit könne dem Lande erst zu Theil werden, sobald die Grundlagen des Systems allgemein anerkannt seien. Ein kleines, aber lehrreiches Symptom dieser Unsicherheit aller Gewalthaber ist u. A. die außerordentliche Fruchtbarkeit der französischen Münze; jeder neue Herrscher wünschte sein Bild alsbald in Jedermann's Händen zu sehen. Die leichtfertige keltische Untreue, jenes ridendo frangere fidem, das schon die Römer empörte, hatte nach so vielen blutigen Umwälzungen jede Scham verloren; die Nation war gewohnt, mit einem Bonmot, einem Couplet, einem

lächelnden que voulez-vous? c'est plus fort que moi! jede Pflichtverletzung zu entschuldigen; sie begann den politischen Eidbruch wie ein wohlerworbenes Recht zu betrachten. An Frankreichs neuester Geschichte mögen unsere Radicalen lernen, daß hinter dem so lächerlich mißbrauchten Worte „angestammtes Fürstenhaus" sich ein ernster Sinn verbirgt: auch für unser demokratisches Geschlecht bleibt eine nationale, mit dem Lande verwachsene Dynastie ein unermeßlicher polischer Segen.

Jedermann weiß, von den wahnsinnigen Reactionsplänen, womit die Ultras den Hof bestürmten, ist nur sehr Weniges in's Leben getreten. Man darf sagen, die Restauration ging zu Grunde weniger an ihren Thaten, als an den Absichten, welche das Volk ihr zutraute. Und daß es so stand, daß Frankreich von dieser Dynastie einen unversöhnlichen Kampf gegen alle köstlichen Ergebnisse der Revolution erwarten mußte, darin liegt schon das Verdammungsurtheil über die Wiederherstellung des alten Königthums ausgesprochen. Kaum zurückgekehrt beginnen die Ultras Alles in Frage zu stellen, was dem neuen Frankreich lieb und theuer war. Während der erste Consul die Umwälzung der Besitzverhältnisse weise anerkannt hatte, fordern die Emigranten ihr Eigenthum zurück. Der Kampf endete mit der Auszahlung einer Milliarde an die Emigranten, aber wie diese darin nur eine Abschlagszahlung sahen, so war auch allen Besitzern der Nationalgüter das Gefühl der Sicherheit auf dem wohlerworbenen Boden verloren. Daran schließt sich der Kampf wider das neue Erbrecht. Freisinnig können wir eine Gesetzgebung nicht nennen, welche dem Erblasser die Verfügung über den größten Theil seines Vermögens untersagt, die zartesten Geheimnisse des Hauses der spürenden Aufsicht des Beamtenthums unterwirft, aber demokratisch ist sie ohne Zweifel. Und vor Allem, sie war national, sie galt dem Volke kurzweg als die geschriebene Vernunft. In solchen Fragen, welche das Innerste des Familienlebens und der häuslichen Wirthschaft berühren, steht der Gesetzgeber machtlos neben der volksthümlichen Sitte. Ein großer Theil des ländlichen Mittelstandes dankte sein Dasein den Gesetzen über das Erbrecht und die Theilbarkeit des Grundbesitzes, kein Arbeiter wollte auf die Hoffnung verzichten ein kleines Landgut als die Frucht seines Fleißes zu erwerben. Die demokratischen Anschauungen der neuen Gesellschaft, die Vertheilung der Bevölkerung über Stadt und Land, kurz, mehrere der bedeutsamsten socialen Grundlagen, worauf das neue Frankreich ruhte, standen im Zusammenhange mit diesen Gesetzen. Daß die schweren

Leiden, an denen der französische Landbau krankt, keineswegs durch die freie Bewegung des Grundbesitzes verschuldet sind, steht heute allen Unbefangenen fest. An diesen tiefernsten Fragen rüttelte nun die plumpe Faust der Emigrantenpartei, sie forderte geschlossene Güter und wagte endlich den Gesetzentwurf über das Vorrecht der Erstgeburt. Der Entwurf fiel, nur die Begünstigung der Majorate ward erreicht. Aber der Versuch blieb unvergessen; der Bauer ließ sich nicht ausreden, daß der Adel nach der Herstellung der alten Herrenrechte und Frohnden trachte.

Der wohlhabende Bürgerstand, dessen Beistand die Rückkehr der Bourbonen erst ermöglicht hatte, sieht sich roh beleidigt durch den Hochmuth der Emigranten, er sieht die freie Aemterbahn gehemmt durch adlichen Nepotismus; auch sein wichtigstes politisches Recht wird gefährdet durch den Lieblingsplan der Ultras, das Wahlrecht an den Grundbesitz zu knüpfen. Ein gemäßigter wohlwollender Royalist Herr von Sesmaisons faßt die unerläßlichen Reformen für den Staat in folgenden Sätzen zusammen: durchgängig Majorate für den Adel; Erziehung der jungen Edelleute auf Staatskosten; die höchsten Aemter und die Pairie dem Adel allein zugänglich; Gerichte von Standesgenossen für den Edelmann. Man schließe daraus auf die Hoffnungen der Ultras und ermesse den Grimm der neuen besitzenden Klassen, aller der Tausende, die sich als citoyens fühlten! Die Gewerbtreibenden hören täglich, wie die Royalisten den Ackerbaustaat Frankreich preisen, die Industrie als unsittlich verwerfen, sie fühlen sich bedroht, da jene Rasenden mit dem Gedanken der Herstellung der Zünfte spielen. Es blieb bei den losen Reden, der Staat bewahrte sich jene köstliche Freiheit der Niederlassung und des Gewerbebetriebs, welche selbst das bonapartistische Frankreich dem deutschen Arbeiter bis vor Kurzem als ein Land der Freiheit erscheinen ließ. Dergestalt waren alle wichtigen socialen Interessen aufgescheucht und gereizt; die Krone, schuldlos in den meisten Fällen, galt als verantwortlich für den Unsinn der Emigranten.

Ihre schwersten Fehler beging die Restauration auf dem kirchlichen Gebiete, obgleich auch hier die Schuld der Krone geringer war als die Verblendung fanatischer Freunde. Die Bischöfe des alten Regimes waren ein verweltlichtes Geschlecht, einige dem Jansenismus, viele der Encyclopädie zugethan, aber durch Grundbesitz und adliche Verwandtschaft mit dem Lande verbunden und darum patriotisch, sie

wachten eifersüchtig über den Rechten des nationalen Episcopats. Dann gründete Napoleon den neuen Priesterstand, eine besitzlose Beamtenklasse, und er schien wirklich seinen offen bekannten Zweck erreicht zu haben: „der Papst soll die Geister unter seiner Hand vereinigen und dann unter die meine stellen." Die Kirche zitterte noch unter der frischen Erinnerung an die Göttin der Vernunft, die Priester beugten sich dem Imperator. Noch in den letzten Tagen seiner Macht hoffte Napoleon den Papst in Frankreich zurückzuhalten und Paris zur Hauptstadt der katholischen Welt zu erheben. Nach dem Sturze des Kaisers fühlte die Kirche wieder festen Grund unter den Füßen, und mit Erstaunen erfuhr die Welt, wie von Grund aus der Katholicismus in den Tagen der Leiden sich verwandelt und welch' ein zweischneidiges Schwert die Revolution gegen die Kirche geschwungen hatte. Wie wenig hatte selbst ein Mirabeau seine Nation gekannt, wenn er hoffte, Frankreich zu dekatholisiren! Jetzt bestand ein neuer, ein strengrömischer Katholicismus, beherrscht von einer centralisirenden Richtung, die in solcher Schärfe selbst in den Tagen der Caraffa und Loyola nicht hervorgetreten war. Die Reihen des alten gallikanischen Klerus lichten sich, die junge besitzlose Priesterschaft ist auch heimathlos, sie fragt nichts mehr nach einer Nationalkirche, sie zieht in hellen Haufen in das ultramontane Lager. Frankreich wird der Ausgangspunkt des neu-römischen Geistes. Im Süden kommt es zum offenen Glaubenskriege gegen die Protestanten, die Provençalen vermessen sich Würste zu machen aus Calvin's Blute. Die centralisirte Kirche schmiedete sich eine neue furchtbare Waffe, die bald in ebenso weiten Kreisen und mit derselben demagogischen Kraft wirken sollte, wie einst die Bettelorden: die ultramontane Journalistik. Lamennais war der Erste, der mit der ganzen Gluth bretonischen Glaubenseifers diese Waffe schwang.

Die ultramontane Partei versucht alsbald sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Gleich im ersten Jahre der Restauration wird die Sonntagsfeier verschärft und den Beamten befohlen, sich an den Ceremonien der Kirche zu betheiligen. Dann folgt das Verbot der Kirchenschändung bei Todesstrafe und die Wiederherstellung der todten Hand. Endlich wird auch in das wohldurchdachte Rechtssystem der Civilehe eine Bresche geschossen, die Ehescheidung verboten — ein Verbot, das noch bis zur Stunde als eine schreiende Anomalie in der französischen Gesetzgebung besteht. Eine noch weiter reichende Ver-

bildung der Gesetze konnte die Partei weder bei dem ungläubigen Ludwig XVIII. noch bei seinem bigotten Bruder durchsetzen. Dafür waren ihre Empfehlungen allmächtig, der Beichtzettel der unentbehrliche Schlüssel zu jeder Gunst des Staats, bis herab zu den Concessionen für die Stiefelputzer; man kennt Platen's bissige Verse über den unbußfertigen décrotteur. In beiden Kammern sind Bischofsmützen und Priestergewänder zahlreich vertreten. Die Partei wagt zuletzt die wahnsinnige Verfolgung gegen ein Kleinod der Nation, die aufgeklärte Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; Voltaire und Rousseau werden den Leihbibliotheken und Lesecirkeln verboten. Während diese ultramontanen Umtriebe unter den Massen des Landvolks in der Stille eine Saat ausstreuten, die erst in späten Tagen wuchernd aufgehen sollte, wurden die in den Ideen Voltaire's aufgewachsenen gebildeten Klassen auf das Aeußerste erregt. Presse und Rednerbühne hallen wieder von Klagen gegen die Tyrannei der Congregation. Der aufgeschreckte Liberalismus greift zu jedem Mittel der Abwehr, er zwingt endlich den König Karl, der sich darum demüthig bei dem heiligen Stuhle entschuldigte, die Charte zu verletzen und die Mitglieder der wiederhergestellten Gesellschaft Jesu vom Lehramte auszuschließen. Auch dann noch bleiben die Gebildeten bei der Meinung, daß eine fanatische Priesterkaste den Staat beherrsche. Pfaffen und Emigranten gruben der Dynastie das Grab.

Mit Alledem haben wir den Grundschaden des constitutionellen Frankreichs noch nicht berührt. Grad heraus, dieser napoleonische Beamtenstaat mit seinem daran gehefteten Parlamente war ein Unding; auch eine nationale Dynastie, ein minder unbotmäßiges Volk konnten in einem mitten durch das Herz gespaltenen Gemeinwesen den Frieden nicht finden. Als der Freiherr von Blittersdorff im Jahre 1824 Paris besuchte, hörte er überall die Klage: wir haben den Despotismus Bonaparte's, ausgebeutet durch die Emigranten. Aehnlich schrieb damals Paul Louis Courier über den Bonapartismus: c'est un empire qui dure encore. Die Klage war wohlgegründet; nur irrte man, wenn man die Schuld der bösen Gesinnung der Regierenden zuschrieb. Der Fehler lag in den Institutionen selber. Die trostlose Unbelehrbarkeit Guizot's zeigt sich nie greller, als wenn er noch jetzt den alten

Irrthum der Doctrinäre wiederholt: das Instrument, die Charte, sei vortrefflich gewesen, nur daß es an geschickten wohlgesinnten Handwerkern fehlte. Wir Jüngeren, durch eine herbe Erfahrung über den Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung belehrt, begreifen kaum noch, wie man diesen buntscheckigen Staatsbau, dessen Glieder einander anheulten, als „das englische System" preisen konnte. Es war ein Märchen, wenn die Legitimisten den Schützling des Auslandes als den roi désiré begrüßten; es war nicht minder ein Irrthum, wenn die Constitutionellen den Geber der Charte als den roi législateur feierten. Die Charte verdiente nicht den Namen einer Gesetzgebung; denn an den Fundamenten des neuen Staates, an der Verwaltungsorganisation Napoleon's änderte sie nichts. Nur der Staatsrath tritt einige seiner Befugnisse an die verantwortlichen Minister ab; doch er bleibt der höchste Gerichtshof für das Verwaltungsrecht im weitesten Sinne, er bleibt das Haupt der Verwaltung und beräth über alle Gesetze und Verordnungen der Krone, er ist wie unter Napoleon die hohe Schule der Verwaltungsbeamten. Alle übrigen Aemter behalten denselben Wirkungskreis, den der Soldatenkaiser ihnen angewiesen. Die Verwaltung steht in absoluter Selbständigkeit den Gerichten, den Regierten, den Kammern gegenüber.

Für die Stellung der Verwaltung zu den Gerichten war es verhängnißvoll geworden, daß die alten Parlamente, die in den gährenden Tagen vor der Revolution als Beschützer der Volksrechte gefeiert wurden, nach dem Ausbruche der Revolution als die Vertreter verhaßter Privilegien galten. Die Nationalversammlung suchte also die Ausführung der neuen revolutionären Gesetze vor den Eingriffen der feindlichen Gerichte sicherzustellen und beschloß (16./24. August 1790): die Richter dürfen niemals die Thätigkeit der Verwaltung stören noch Verwaltungsbeamte wegen ihrer Amtsthätigkeit vor sich laden. Damit war die Emancipation der Verwaltung von den Gerichten, welche die alte Monarchie erstrebt und in der Regel thatsächlich behauptet hatte, zum Gesetz erhoben. Alle Proteste der liberalen Tendenzhistorik heben die Thatsache nicht auf: schon die unschuldigen Jahre der Revolution haben dem neuen Verwaltungsdespotismus den Boden geebnet. Auf dieser Grundlage baut der erste Consul weiter und fügt in seine Verfassung den berühmten Art. 75 ein. Als Regel gilt nunmehr: Wer sich durch die Verwaltung verletzt glaubt, und sei es auch in seinen durch die Codes gewährleisteten Privatrechten, ver-

folgt seine Beschwerde in dem geordneten Instanzenzuge der Verwaltung bis hinauf zu dem Minister oder zum Staatsrathe. Gerichtliche Verfolgung der Amtshandlungen der Beamten ist nur zulässig auf Grund der autorisation préalable des Staatsraths; diese Erlaubniß wird gewährt, wenn es sich um Verbrechen der Beamten handelt, in den meisten anderen Fällen versagt. Kein Gericht darf den Competenzconflict gegen eine Verwaltungsbehörde erheben, nur die Verwaltung soll vor den Uebergriffen der Gerichte gesichert werden. Der Verwaltungsbeamte ist lediglich ein willenloses Organ seiner Oberen; der Rechtsgrundsatz, daß Jeder für seine Amtshandlungen einzustehen hat, wird von dem Staatsrathe nach der „tradition des bureaux" dahin ausgelegt, daß der Befehl des Vorgesetzten den Subalternen von der Verantwortung für Uebertretungen des Gesetzes entlastet. Das deutsche Amt, dem die politischen Sitten unseres Volks immer einige Selbständigkeit nach Oben eingeräumt haben, ist den Franzosen unbekannt. Nehmen wir dazu die eines Großstaats unwürdige kärgliche Besoldung der meisten Beamten in dem theueren Frankreich — was einerseits die nunmehr historisch gewordene Unredlichkeit des französischen Beamtenthums befördert und dadurch die ohnehin kostspielige Verwaltung vertheuert, andererseits die Abhängigkeit von Oben verstärkt — so haben wir das Bild einer Amtshierarchie, die schrankenloser sich nicht denken läßt.

Es war keineswegs ein Regiment der Willkür. Der collegialisch berathende Staatsrath glänzte jederzeit durch Gerechtigkeit und Sachkunde. Aber die Verwaltung giebt sich selber ihre Rechtsordnung, sie legt die Gesetze aus und ergänzt sie nach souveränem Ermessen, sie ist daher von den Gerichten so vollständig losgelöst, wie dies vor Napoleon kein europäischer Fürst gewagt hatte. Die Befugnisse dieser übermächtigen Verwaltung werden erweitert durch die Ausnahmegesetze, welche nach den zahlreichen Verschwörungen jener gährenden Tage periodisch wiederkehren. Das verhaßte Ausnahmegericht der Prevotalhöfe ist sogar von der Charte ausdrücklich anerkannt. Ja selbst die regelmäßigen Tribunale hatten durch einen Meisterstreich des napoleonischen Despotismus eine Organisation erhalten, welche jeden Widerspruch der Gerichte gegen die Verwaltung auf die Dauer unmöglich machte. Die Gerichtshöfe zerfielen in kleine Commissionen, denen ihre Mitglieder für kurze Fristen zugewiesen wurden. Dies System, das seitdem leider auch in Deutschland Eingang gefunden, wird von

der Restauration weiter gebildet; es verstand und versteht sich den Franzosen von selber, daß die für das öffentliche Recht wichtigsten Gerichts-Commissionen nur aus Männern der herrschenden Partei bestehen. Die vielgerühmte Gleichheit erweist sich praktisch als unerträgliche Ungleichheit zum Nachtheile der parlamentarischen Minderheit. Der deutsch-dänische Streit hat uns gelehrt, daß eine herrschende fremde Nation noch schwerer auf die Unterworfenen drückt als eine ausländische absolute Krone; das constitutionelle Frankreich sollte erfahren, daß eine über die Gerichte und die Verwaltung gebietende Partei ihre Macht zum Mindesten ebenso rücksichtslos mißbraucht wie ein Soldatenkaiser. Ganz folgerichtig besitzt das Haupt der Verwaltung, der König, die verfassungsmäßige Befugniß alle jene Ordonnanzen zu erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze und zur Sicherheit des Staats nöthig sind; der Mißbrauch dieses Art. 14 der Charte gab dann den Anlaß zur Vertreibung der Bourbonen.

Ebenso selbständig steht die Amtshierarchie allen Nichtbeamten gegenüber. Jede Action in diesem Staate geht von den staatlichen Soldbeamten aus; es giebt keine Stadtmagistrate im deutschen Sinne, keine von den Gemeinden ernannten oder gewählten Beamten. Allerdings steht neben dem Präfecten der Generalrath, neben dem Unterpräfecten der Bezirksrath, neben dem Maire der Gemeinderath — Collegien von Nichtbeamten, welche sämmtlich aus Listenvorschlägen durch den König oder durch den Präfekten ernannt werden. Aber diese Räthe haben in der Regel nur berathende Stimme oder gar nur ein unmaßgebliches Gutachten; selbst über das Gemeindebudget darf der Gemeinderath nur berathen. Zu beschließen sind sie nur in den seltensten Fällen berechtigt — so über die Verwaltung der Gemeindegüter. Zu handeln, auszuführen kommt allein den Staatsbeamten zu, die nicht als Erste unter Gleichen, sondern als Chefs ihren Räthen gegenüberstehen. Präfekt und Unterpräfekt halten die Verwaltung ununterbrochen in der Hand, während die General- und Bezirksräthe sich nur vorübergehend auf kurze Zeit versammeln. Auch die Subalternen werden vom Staate ernannt, die Gehülfen des Maires stehen gleich diesem unter der Verwaltungsordnung des Staatsrathes. In einem solchen Staatsrechte war kein Raum für die Doppelstellung des deutschen Bürgermeisters, der zugleich als Organ der Staatsgewalt und als oberster Vertreter einer unabhängigen Gemeinde gilt. Alle Welt weiß, wie in dieser wundervoll

geordneten, schlagfertigen Amtshierarchie ein geisttödendes mechanisches Formelwesen aufwucherte, und die Entscheidung aller wichtigen Verwaltungsfragen in die Hände der Pariser Bureaus gelegt ward. Ferner mußten die natürliche Neigung eines Beamtenthums, in welchem die gesammte Thätigkeit des Staats sich vereinigt, und die fortwährend sich steigernden Ansprüche der Regierten jene Lust des Vielregierens großziehen, welche Dunoyer treffend als administrativen Socialismus bezeichnet hat. Endlich ergab sich aus der rein bureaukratischen Verwaltung das ungesunde Verhältniß des Beamten zum Publicum. Eine Amtsordnung, die jeden Nichtbeamten fernhält, bietet ein allzubreites Ziel dem Argwohn und der alten nationalen Untugend des Neides; es fehlte wenig in jenen Tagen des Parteikampfes, so erschien jeder Beamte als solcher den Regierten verdächtig.

Napoleon hat einmal das Wort fallen lassen: „wenn mir der Krieg nicht unentbehrlich wäre, so würde ich den Neubau Frankreichs mit der Gemeinde beginnen; die Maschine unserer Verwaltung beginnt erst sich zu organisiren.“ Durch solche geniale Gedankenblitze pflegen große Staatsmänner wie große Schriftsteller den Kritikern zu beweisen, daß sie selber die Schwäche ihrer Werke klarer durchschauen als der fremde Tadler. Eine ernstere Bedeutung gebührt der hingeworfenen Rede nicht; der napoleonische Staat, der Charakter des Despoten vertrug keine andere Verwaltungsordnung. Nach dem Erscheinen der Charte ließ sich wohl ein tapferes Ankämpfen gegen das furchtbarste und wichtigste Werkzeug des napoleonischen Despotismus erwarten. Aber von wem konnte die Verwaltungsreform ausgehen? Nicht von den Radicalen. Die erste Gemeindeordnung der Revolution, welche der alte Lafayette gern als ein Kleinod „meiner Republik“ verherrlichte, war doch zu klärlich die constituirte Anarchie gewesen, als daß sie von einer ernsthaften Partei zurückverlangt werden konnte. Nicht von den Doctrinären. Der bedeutendste Theoretiker der Richtung, Benjamin Constant, spricht freilich als ein geborener Schweizer mit Vorliebe von dem Föderalismus und der Freiheit der Gemeinden, er nennt die Liebe zur Heimath die Quelle der Vaterlandsliebe; doch er versteht nicht die Folgesätze daraus für die französische Politik zu ziehen. Der Masse der Partei fehlte jeder Sinn für die Selbstverwaltung; „die Charte, die ganze Charte, nichts als die Charte“ war das Schlagwort ihrer Weisheit.

Eine ernsthafte Neigung für die Umbildung der Verwaltung

bestand allein am Hofe und unter den Emigranten. Noch war unvergessen, daß einst Mirabeau in den Provinzen den Bürgerkrieg gegen die Dictatur der radicalen Hauptstadt entfachen wollte. Die Krone hätte gern einige Körner selbständigen geistigen Lebens in den verödeten Provinzen ausgestreut, gern die legitimistischen Striche des Südens vor den Einwirkungen des ruhelosen Pariser Geistes sichergestellt. Man trug sich mit dem Gedanken, siebzehn Universitäten statt der schwachen von der Pariser Centralanstalt abhängigen Facultäten zu gründen, man ließ den Ueberfluß des Louvres an die Gallerien von Dijon, Marseille, Lyon abgeben. Der Adel haßte das Schreiberregiment der Pariser Commis mit dem alten Hasse des Feudalherrn, er setzte durch, daß die von Napoleon eingezogenen und noch unverkauften Gemeindegüter den Communen zurückgegeben wurden, und ward bei diesem verständigen Verlangen von einsichtigen Royalisten wie Martignac, de Serre, Royer Collard unterstützt. Aber jenen „Pilgern des Grabes“ wird jeder politische Gedanke zur Schrulle, jede Reform zum Hebel ständischer Sondergelüste. Nicht der despotische Geist der neuen Beamtenhierarchie war dem Adel ein Gräuel, sondern ihre Vorzüge: ihre bürgerliche moderne Bildung, die freie Aemterbahn, das gemeine Recht, das sie schützte. Aus den Etudes von Polignac und anderen Geständnissen der Heißsporne der Partei schaut überall die Hoffnung hervor, daß königliche Prinzen und hochadliche Gouverneurs abermals die wiederhergestellten alten Provinzen beherrschen sollen; bereits arbeitete man in der Stille darauf hin, die ständische Gliederung in die General- und Bezirksräthe einzuführen. Damit eröffnete sich die trostlose Aussicht auf eine neue Ligue, eine neue Fronde, auf die Vernichtung der ruhmvoll errungenen Staatseinheit. Gegen solchen Wahnsinn erhob sich Alles was lebendig und modern war in der Nation. Wie einst der Convent den Vernichtungskrieg gegen die Provinzen geführt hatte, um die Revolution zu vollenden, so mußte jetzt die Nation festhalten an der Dictatur der Pariser Bureaus, um nicht das Werk der Revolution abermals zu gefährden.

Und, gestehen wir es nur, die napoleonische Verwaltung war national. In ihr, in den Codes, in der napoleonischen Neugestaltung der Finanzen und des Heeres hatte eine uralte politische Entwickelung den naturgemäßen Abschluß gefunden, während das junge parlamentarische Wesen vorderhand ein Experiment blieb, hervorgegangen aus naturrechtlichen Theorien und der verständnißlosen Nachahmung des

englischen Staats. Das ist kein Zufall, daß jene Sprache, welche den Namen der Souveränität erfunden hat, den Begriff der Selbstverwaltung gar nicht wiederzugeben weiß. Wie einst die verhaßten, erbarmungslosen beiden Cardinäle dennoch in den rührigsten Elementen der Nation Bundesgenossen fanden gegen den Adel der Provinzen, so wagte auch jetzt keine Partei außer der Ultras ernstlich an dem neuen Beamtenthume zu rütteln, denn sein Lebensgesetz war die Gleichheit. Von Cormenin, diesem positiven und nationalen Geiste, wie Napoleon III. ihn bezeichnend nennt, bis herab auf Laferriere sind alle namhaften Theoretiker des Verwaltungsrechts einig in dem Lobe der nationalen Amtshierarchie. Jahraus jahrein führt der Ehrgeiz und jene Beschränktheit der Vermögensverhältnisse, welche in dem Lande der Erbgleichheit und der lebenslustigen Verschwendung die Regel bildet, eine Fülle junger Kräfte aus den Mittelklassen unter die Candidaten des Beamtenthums. Der Grundadel besaß weder populäres Ansehen noch den guten Willen, die Verwaltung des flachen Landes im Namen des Gesetzes selber zu führen, und bei der gleichmäßigen Vertheilung des Grundbesitzes war die Zahl der Männer, welche solche Ehrenämter übernehmen konnten, sehr klein. Noch waren Bordeaux und Lyon ihres alten Ruhmes froh, Toulouse nannte sich gern die ville reine des Südens, und der Marseiller spottete: wenn Paris eine rue Cannebière hätte, so würde es ein Klein-Marseille sein. Aber von solchen Regungen municipalen Stolzes und Dünkels bis zu dem ernsten Willen die Geschäfte der Gemeinde selber in die Hand zu nehmen ist ein weiter Weg. Die kleine Prosa des Gemeindelebens galt wie im achtzehnten Jahrhundert für unwürdig des gebildeten Mannes, den nur die aufregenden Fragen der großen Politik beschäftigen sollten. Die neue Industrie förderte, wie überall in Europa, den materialistischen Sinn unter den Fabrikherren, nahm ihre ganze Kraft für den athemlosen Wettlauf der Speculation in Anspruch und entfremdete sie dem Gemeindeleben. Die Pariser beobachteten mißtrauisch jede Spur selbständigen Geistes in den legitimistischen Provinzen; sie waren noch immer leicht aufzuregen durch das Gespenst jenes Föderalismus, den einst der Convent blutig bekämpft und die Jacobiner in ihren geschmackvollen Festen als ein erschreckliches allegorisches Weib, Blut speiend, mit Giftschlangen im Haar, durch die Straßen geführt hatten. Von den Bauern galt noch der traurige Ausspruch Turgot's: ein Dorf ist

ein Haufe von Hütten und von Einwohnern, die ebenso gleichgiltig sind wie jene.

Die Nation war gewohnt die bescheidenen öffentlichen Geschäfte jedes Tags durch Staatsbeamte besorgen zu lassen, sie war napoleonisch in ihren Sitten ohne es selber zu wissen. Das sollte sich offenbaren, als das Ministerium Martignac mit Reformvorschlägen für die Kreis- und Ortsverwaltung vor die Kammern trat. Mit großen Worten hatten die Abgeordneten die municipalen Institutionen, diese Denkmäler unserer alten Freiheiten, von der Krone zurückgefordert; aber die Reformen wurden verworfen, da der Factionsgeist der Kammern dem gebotenen Guten das unerreichbare Bessere vorzog, und die gesammte Debatte bewegte sich nur um untergeordnete Gesichtspunkte. Die Regierung wollte die ernannten Gemeinde- und Generalräthe in Zukunft aus Wahlen hervorgehen lassen — eine dankenswerthe Reform ohne Zweifel — und über die Ausdehnung dieses Wahlrechts ward mit Leidenschaft gestritten. Doch der Kern des Uebels, die machtlose Stellung der berathenden conseils neben den allein handelnden Staatsbeamten wurde selbst von den heftigsten Rednern der Opposition kaum berührt.

Wie die napoleonische Verwaltung unangefochten fortbestand, so rettete auch Marschall Gouvion St. Cyr die Grundlagen der napoleonischen Heeresorganisation in die neue Zeit hinüber. Nur den verhaßten Namen, nicht das Wesen der Conscription ließ man fallen. Die Armee war keine Söldnerschaar im gemeinen Sinne. Trotz der langen Dienstzeit, trotz der Stellvertretung, die in dem Lande der Gleichheit durch die Selbstsucht der Besitzenden aufrecht erhalten ward, hat das französische Heer sich nie auf die Dauer den Empfindungen der Massen entfremdet. Aber seine Organisation war auf eine schlagfertige Offensive berechnet. Die mächtigen Erinnerungen der Kaiserzeit, das aus Gebildeten und Ungebildeten bunt gemischte Offiziercorps, der unstäte demokratische Sinn der Zeit nährten den ausgreifenden kriegerischen Ehrgeiz. Das große Räthsel, wie das friedliche parlamentarische System mit einem starken stehenden Heere sich vertragen solle, erschien hier schwieriger als irgendwo.

Wir überlassen gern den Bonapartisten das Parteimärchen, daß der Parlamentarismus für Frankreich gänzlich nutzlos gewesen sei. Zum Mindesten hat er des Bösen viel verhindert. In den Kammern fand der verhängnißvolle Krieg zwischen dem Adel und der Bourgeoisie

seinen Tummelplatz; diese socialen Kämpfe, sie allein, sicherten dem Parlamente die leidenschaftliche Aufmerksamkeit der Nation. Ohne den Parlamentarismus hätten die Emigranten vermuthlich sehr bald die schwache Krone ihrem Willen dienstbar gemacht. Die Kammern haben mehrmals, nach dem unseligen Vorgange der chambre introuvable, die Hand geboten zu Ausnahmegesetzen. Trotzdem bleibt zweifelhaft, ob, ohne die Angst der Krone vor der parlamentarischen Controle, Frankreich sich seine Preßfreiheit, die freie Bewegung der Person bewahrt hätte. Aber über diese negativen Erfolge konnte die Wirksamkeit der Kammern nicht hinausgehen. Sie durften die Grund- und Häusersteuer nur für ein Jahr, die indirekten Steuern auch für längere Perioden bewilligen. Sie konnten alljährlich durch die Verweigerung des Budgets das Dasein des Staates in Frage stellen; sie haben dies Recht niemals vollständig gebraucht, namentlich bewahrte der energische Patriotismus der Franzosen die Opposition vor dem gefährlichen Versuche das Militärbudget zum Spielball ihrer Kämpfe zu wählen. Dagegen waren die Kammern nicht berechtigt die geringfügigste Verwaltungsmaßregel direkt zu verhindern, und in allen Verwaltungsfragen trat ihnen die Bureaukratie entgegen mit der unendlichen Ueberlegenheit der Sachkenntniß — einer Ueberlegenheit, die immer mächtiger sich entfaltete, je mehr die fortschreitende technische Ausbildung der Kunst des Regierens auch auf diesem Gebiete die Vorzüge der Arbeitstheilung zur Geltung brachte.

Bei solcher Uebermacht in der Theorie und im Großen, solcher Ohnmacht in der Praxis und im Einzelnen hatten die Kammern nur Einen Weg Einfluß zn gewinnen auf die Leitung des Staats: sie mußten die Häupter der Bureaukratie sich dienstbar machen. Schon 1816 sprach Guizot's Schrift über das Repräsentativsystem ziemlich unverblümt das Verlangen aus, daß die Verwaltung sich der Mehrheit des Unterhauses unterwerfe. S'emparer du pouvoir wird die Losung aller Parteien, jede Wahl ein Kampf um das Dasein der Regierung. Und während Frankreich die englische Unsitte der Bestechung der Wähler durch die Candidaten damals ehrenhaft von sich fernhielt, bildet sich nun, epochemachend für die Staaten des Continents, eine neue Art der Wahlcorruption: die gesammte Bureaukratie muß ihren Einfluß aufbieten für die Candidaten des Ministeriums. Man hat oft geklagt über diesen Scheinconstitutionalismus der Bourbonen, und sicherlich wird kein redlicher Mann die bösen Künste

des Systems loben. Billiges Urtheil muß dennoch gestehen, daß die Beherrschung der Wahlen durch die Regierung in dem Wesen dieses Staates lag. Diese blind gehorchende, von den Gerichten unabhängige Beamtenklasse befehligen und sie nicht gebrauchen, um sich mit ihrer Hilfe am Ruder zu erhalten — von welchem Minister, der ein Mensch ist, darf das Gesetz eine solche Selbstverleugnung erwarten? Als der Sturm der Julitage die Dynastie hinwegfegte, da zeigte sich freilich, daß ein Beamtenthum, das nicht widerstehen kann, auch nicht zu stützen vermag.

Haben sich dann endlich nach der Erregung des Wahlkampfes die Kammern constituirt, die Parteien ihre Kräfte gemessen, so erfolgt gemeinhin ein Compromiß zwischen den beiden besitzenden Klassen, welche die Dynastie aufrecht halten: die Regierung gewinnt die Mehrheit, indem sie das Klasseninteresse der hohen Bourgeoisie und des Adels zugleich begünstigt. Das lehrt mit widerwärtiger Klarheit die volkswirthschaftliche Gesetzgebung der Epoche. Die bedeutenden Finanzmänner der Restauration und selbst Ludwig XVIII. bekannten sich zu den Lehren Adam Smith's, doch Keiner von ihnen erhob sich zu der Einsicht, daß die Nationalökonomie die praktisch befreiende, die zeitgemäße Wissenschaft unseres erwerbenden Jahrhunderts ist; sie opferten willig die bessere Erkenntniß den Rücksichten des parlamentarischen Kampfes. Das Prohibitivsystem war seit Colbert in diesem Staate festgewurzelt, die bureaukratische Verwaltung und der Schutzzoll entsprangen derselben Staatsgesinnung. Nach der kurzen Episode der ersten Nationalversammlung, die zu physiokratischen Ansichten neigte, war der Convent im Kampfe gegen England zu dem nationalen Handelssysteme zurückgekehrt, und Napoleon's Einfuhrverbote hatten die kurzsichtige Selbstsucht der Industriellen vollauf befriedigt. Unter der Restauration bleiben die Prohibitivzölle auf fremde Fabrikate im Wesentlichen unverändert, und das Klasseninteresse der großen Grundbesitzer fügt neue Zölle für die Rohprodukte hinzu. Die Einfuhr fast aller namhaften Erzeugnisse der Landwirthschaft, vornehmlich des Schlachtviehs, wird verboten oder mit Zöllen belegt, die dem Verbote gleichkommen, das Getreide unterliegt der Wandelscala, Eisen und Stahl werden geschützt aus Rücksicht auf die großen Waldbesitzer. Frankreich stand mit seiner Handelspolitik im Hintertreffen der gesitteten Völker, alle Nachbarstaaten wurden verletzt, selbst die Kleinstaaten unseres Südens zu Retorsionen gezwungen. Heillos war vor Allem

die Einwirkung dieses handelspolitischen Unsinns auf die öffentliche Moral. Niemals vermochte die Regierung den Kammern genug zu thun, die mit erschreckender Schamlosigkeit ihre sociale Selbstsucht aussprachen. Das Mißtrauen in die eigene Kraft, der Glaube, daß der Staat verantwortlich sei für das Mißgeschick des Trägen, nisten sich ein in den besitzenden Klassen. „Ich fürchte mehr die Invasion des Schlachtviehs als den Einfall der Kosaken," sprach später der große Landwirth Marschall Bugeaud, so recht aus der Seele seiner Standesgenossen.

Unterdessen stand der kleine Mann halb grollend, halb theilnahmlos zur Seite. Die Bourbonen blieben ihm fremd. Jene von Loyalität triefenden Huldigungen der Damen und der Starken der Halle vor dem vergötterten „Kinde von Europa," dem heutigen Herzog von Chambord, bedeuten nichts; ähnliche Ehrfurcht war einst dem König von Rom widerfahren und sollte später von diesem peuple de héros et de valets auch dem Grafen von Paris und dem neuesten Kinde von Frankreich und wohl auch dem Sohne eines künftigen Gewalthabers erwiesen werden. Die Masse jubelte wohl, wenn die Bourgeois der Kammer einen neuen Reactionsplan der gehaßten Emigranten vereitelten; zuletzt regte sich ihr doch das Gefühl, daß die großen Herren in den Kammern lediglich ihre eigenen häuslichen Angelegenheiten besorgten. Eine Kammer, die von 90,000 Wählern gewählt war, konnte nicht als Volksvertretung gelten, am wenigsten in Frankreich; denn hier ergiebt sich aus den Volksneigungen und der Nivellirung der Gesellschaft unvermeidlich das allgemeine Stimmrecht, das in Deutschland vorderhand noch ein ausheimisches Gewächs, ein verfrühter Versuch bleibt. Von den gepriesenen Segnungen der Charte hatte der vierte Stand nichts gespürt. Er trug die Wehrpflicht allein, von der Steuerlast einen unbilligen Theil, er sah seine Lebensbedürfnisse künstlich vertheuert durch den Schutzzoll, und seine geistige Bildung ward von dieser Alles meisternden Staatsgewalt so sündlich vernachlässigt, daß von 6 Millionen schulfähiger Kinder 4 Millionen ohne jeden Unterricht aufwuchsen.

Ueberschlagen wir nochmals diese Verhältnisse — die von feindlichen Bajonetten eingesetzte, der Zeit und dem Volke entfrembete Dynastie, die geheimen Umtriebe der Priester und Emigranten, die

napoleonische Verwaltung, endlich den erbitterten Parteikampf in den Kammern, der für die Masse des Volkes wenig Segen brachte, ohne daß irgend ein Mensch die Gründe dieser Unfruchtbarkeit durchschaute — so erklärt sich leicht, daß die reizbare, an die blendenden Triumphe, die großen Leidenschaften einer ungeheuren Zeit gewöhnte Nation unter diesem milden Systeme kaum einige Stunden inneren Friedens erlebte. Der gedankenlose Bourgeois mochte wohl nach einer neuen Niederlage der Ultras auf Augenblicke wähnen, die Aera der Revolutionen sei glücklich beendet: sein Barbier war ein Baron, und der bankerotte Graf gegenüber hatte sich dem Stiefelputzen ergeben — welche glorreichen Ereignisse der Dichter der Bourgeoisie, Scribe, in seinem Hauptwerke **Avant, pendant et après** als die goldenen Früchte der französischen Freiheit besang. In dem regsameren Theile der Nation erwacht bald, mächtig anwachsend, der oppositionelle Geist. Wenn Friedrich Gentz die massenhafte Verbreitung der Pariser liberalen Literatur betrachtete, so überfiel ihn eine schwerere Angst, als wenn man ihm den Einzug der Russen in Konstantinopel gemeldet hätte. Es hieß wieder wie in den Tagen des **Réveil du peuple: si l'aristocrate conspire, conspirons la perte des rois.** Das ganze Land wird von einem Netze geheimer Gesellschaften überspannt, das sich mit den Venten der Carbonari, den Junten der spanischen Revolutionäre verschlingt. Die despotische Verwaltung, die jede freie Bewegung der popularen Kräfte erschwerte, trug daran einige Mitschuld; ein noch härterer Vorwurf trifft die Führer der Opposition. Lafayette vornehmlich gab damals einem sündenreichen Leben einen würdigen Abschluß. Er war noch immer der alte Grandison-Cromwell, den Mirabeau gebrandmarkt: ein sentimentaler Schönredner, der die Jugend durch salbungsvolle Reden von der heiligen Insurrection bethörte, und ein ehrgeiziger Ränkeschmied, der gewissenlos die gewaltthätigen Gewohnheiten der Revolutionszeit nährte, den gesetzlichen Sinn im Volke auf lange hinaus zerstören half. In unzähligen kleinen Aufständen, Attentaten, Soldatenmeutereien offenbart sich diese fressende Unzufriedenheit. Klare Ziele verfolgt das revolutionäre Treiben nicht; die Einen träumten von der Republik, Andere hofften auf Napoleon II., noch Andere auf den Herzog von Orleans.

Gemeinsam war den Verschwörern zunächst die Leidenschaft der irreligiösen Gesinnung. In jähem Rückschlage hatte das Wiedererwachen der ultramontanen Partei auch die kirchenfeindlichen Gesin-

nungen der Revolution wieder heraufbeschworen; denn in dieser weltlichen Epoche vermag allein der Haß gegen kirchliche Unduldsamkeit die Masse der Gebildeten zu lebhafter Parteinahme für Glaubensfragen zu erwärmen. Zeitungen und Clubs, Spottbilder und Theater zürnten und höhnten wider die Priester; kirchenfeindlicher Sinn galt als das Kennzeichen des Liberalen. Wie der Hof die Erinnerung an die Revolution zu tilgen trachtete, so fanden sich alle Unzufriedenen zusammen in der Vergötterung der Revolution. Wieder einmal bewährte sich die alte Unart der Welt, die Urheber großer Verbrechen für große Menschen zu halten. Dies aufgeregte Geschlecht wollte nichts hören von der unbestreitbaren Thatsache, daß die Mehrheit der revolutionären Versammlungen durch Angst und Feigheit zu ihren extremen Beschlüssen getrieben ward; es spottete der tiefen Wahrheit, daß der Fanatismus das unveräußerliche Erbtheil der Beschränktheit und die Mäßigung des Genius edles Vorrecht ist. Und wie die Wunden, welche das eiserne Joch des Kaiserthumes gedrückt, langsam verharschten, so hob sich allmählich vor der unbeschäftigten Phantasie des Volks gewaltiger, blendender immer die Riesengestalt Napoleon's. Beranger ist darum der nationalste Sänger der Epoche, weil er sich nicht über die Durchschnittsbildung der Nation erhebt, sondern, wie diese selbst, urtheilslos in einem Athem für die Revolution und für ihren Bändiger schwärmt.

Wer den Gefangenen von St. Helena in der Nähe beobachtet hätte, dem mußte freilich dies Erwachen des Napoleonscultus unbegreiflich scheinen. Die neuere Geschichte kennt kein Schauspiel, das so gewaltsam den bitteren Menschenhaß herausforderte, wie dies gaunerhafte Ende einer grandiosen Heldenlaufbahn. Zwar daß die vulkanische Leidenschaft des gewaltigen Mannes sich jetzt in fieberischer Unruhe und einem boshaften Wüthen gegen die Ochsen und Katzen der Nachbarn entlud, wird keinen Menschenkenner befremden; diesem Genius der Thatkraft mußte das Nichtsthun zur Hölle werden, er konnte nicht wie der Philosoph von Sanssouci im Dichten und Denken seinen Frieden finden. Aber wie strömten ihm die Lügen von den Lippen; wie schamlos wiederholte er die dreiste Unwahrheit, daß er durch englische Untreue in die Haft gelockt worden sei; wie viel hundertmal sang er das alte Märchen von dem englischen Golde, dem russischen Schnee, dem sächsischen Verrath, die allein den fürchterlichen Sturz verschuldet, und die neue Verheißung von dem Reiche der Freiheit, das er gründen

wollte. Und derweil er schwärmerisch von dem Freiheitsbunde der Zukunft, dem Völkerbunde Frankreichs, Englands und Amerikas sprach, bewies er doch bei jeder Betrachtung der Tagespolitik die unbelehrte Härte des Despoten: die Liberalen sind ihm Jacobiner, Decazes ein Ideolog, der Plan einer Reformbill für England eine Utopie. Und wie wurde Hudson Lowe mißhandelt und angeschwärzt und durch ausgesuchte Bosheit zur Verzweiflung gebracht, bis der arme Tropf, der ein hölzerner Pedant war, aber ein ehrlicher Mann, als ein herostratisches Scheusal durch die Annalen der Geschichte schritt und von den Sängern aller Länder verflucht ward. Und welch eine Scene, als der Kaiser die glorreichen Adler aus seinem Geschirr ausbrechen, dann das Silber zerhacken und verkaufen ließ — während er in Europa von seinen Verwandten und aus dem geretteten Theile seines Vermögens jederzeit Gelder erheben konnte! Es war ein wohldurchdachtes System — General Montholon sowie das bekannte Bruchstück aus dem Tagebuche des Las Casas gestehen es mit dürren Worten — und es erreichte vollständig seinen Zweck. Lord Holland und die Whigs benutzten die Greuel von St. Helena als ein willkommenes Kriegsmittel gegen das Torycabinet. Wenn die Frankfurter Polizei, auf Befehl des Wiener Hofes, den Emissär von St. Helena, welcher der europäischen Welt die Geheimnisse der Felseninsel verkünden sollte, festnahm und mißhandelte, so fand er ebendeshalb williges Gehör bei den deutschen Unzufriedenen. Noch lange Jahre nach Napoleon's Tode ward Hudson Lowe, als er in Deutschland erschien, von den Liberalen eines Mordversuchs gegen den jüngeren Las Casas bezichtigt.

Nun starb der Kaiser; eine leere Steinplatte bedeckte das Grab, dem der unedle Feind selbst den glorreichen Namen des Todten mißgönnte. Das Testament verkündete, wie heiß der Italiener sein Frankreich geliebt, mahnte den Sohn ein Franzose zu bleiben und einst dem Lande die Freiheit zu geben, wie der Vater die Gleichheit vollendet habe. Verlockend klang dem kleinen Manne die Kunde, daß der große Kaiser die 200 Millionen seines Privatvermögens der Armee und den von den Alliirten ausgesogenen Grenzlanden vermacht habe — ein bezauberndes Gegenstück zu der Emigrantenmilliarde! Dann beginnt die große Memoirenfabrik ihre massenhafte Arbeit. Briefe, Tagebücher, Gespräche des Kaisers überschwemmen den Büchermarkt — ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Lüge, von genialen Gedanken und

teuflischer Bosheit, dämonisch anziehend auch für den Gegner. Alsbald wird der Stoff von der imperialistischen Geschichtsschreibung verarbeitet; Bignon und Segur eröffnen den Reigen jener beredten, gewandten, unermüdlichen, aber von Grund aus unredlichen Historik, welche drei Jahrzehnte lang das durchschnittliche Urtheil Europa's beherrschte und die unbefangenen Erzählungen eines Droz oder Barante nicht neben sich aufkommen ließ.

Und war es denn nicht, bei aller Unwürdigkeit des Besiegten, ein erschütterndes, die Phantasie des Dichters widerstandslos fortreißendes Bild, dieser eine widerrechtlich in Haft gehaltene Mann, der Gefangene der Millionen, dieser an den Felsen geschmiedete Prometheus, dem der englische Geier die Weichen zerfleischte? Kaum hat Beranger den Kaiser sagen lassen „ich bin der Gott der Welt," und die Adler gefeiert, die mißhandelten Helden von Austerlitz beweint und sein klagendes adieu donc, pauvre gloire! gerufen, so fällt eine Stimme nach der anderen ein, bis zuletzt der vollstimmige Chor der französischen Sänger die Glorie des Kaisers singt. Unter den namhaften neueren Dichtern Frankreichs hat kaum Einer solcher Versuchung widerstanden (es sei gestattet, hier vorgreifend auch an die Literatur des Julikönigthums zu erinnern). Man frage sich, was es für Deutschland bedeutet, daß Schiller den Plan seiner Fridericiade nicht ausführte, und man wird ermessen, was die poetische Unsterblichkeit Napoleon's auf sich hat. Von selbst versteht sich, daß der in allen Sätteln gerechte Victor Hugo auch dieses Paraderoß besteigen mußte; er besang — der Bombast dieser Verse will in seiner Naturschönheit genossen sein: —

> ce front prodigieux, ce crâne fait au moule
> du globe impérial.

Aber auch Lamartine, der ehrliche Feind des Kaiserreichs, der auf das Grab Napoleon's die Inschrift setzen wollte: à Napoléon — seul! ließ doch vor seinen Lesern in romantischem Zwielicht die Gestalt des Gefangenen vorüberschreiten, wie auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten, und auf der weißen Stirn, der sinnenden, gesenkten, nachtdunkel das Entsetzen hing. Der Maler David, der alte harte Jakobiner, feierte in schwülstigen Briefen die Größe des Kaiserreichs. Ja, Edgar Quinet, der später so ehrenhaft arbeitete ein maßvolles Urtheil über die Revolution in seinem Lande zu erwecken, betete in den dreißiger Jahren in seinem Liedercyclus „Napoleon" alle Glaubenssätze der napoleonischen Religion getreulich nach und ließ den Despoten

sagen: j'ai couronné le peuple en France, en Allemagne. Wenn die bedeutenderen Männer dem nationalen Götzendienste so willig fröhnten, wie geschäftig tummelte sich vollends der Ameisenfleiß der kleinen Leute des Parnasses. Man erstaunt beim Durchblättern der Feuilletons aus den dreißiger und vierziger Jahren, fast in jeder Nummer den souvenirs de l'empire zu begegnen. Von allen Bühnen der Boulevards wurden die alten Uniformen der Kaisergarde aufgekauft, die Maske des Kaisers mit dem kleinen Hute ward ein Bravourstück jedes Charakterspielers. Sehr deutlich läßt sich verfolgen, wie dies Spiel der Phantasie im Anfang schüchtern und mit Vorbehalten auftritt, dann allmählich Scham und Urtheil aufgiebt und zum frechen Unsinn wird. Jene französischen Gedichte, die Byron übersetzte, tadeln doch noch den Blutdurst des Kaisers, sie beklagen, daß ein Napoleon zum Sire werden, der Held zum Könige herabsinken konnte. Wie die Erinnerung an die Unthaten des Kaisers mehr und mehr verbleichte, steigerte sich die Begeisterung bis zur nackten Gotteslästerung. Nach dem Tode der alten Lätitia brachten die Journale ein Gedicht von Blanchemain mit Versen wie diese:

> et on lui réfusa cette faveur dernière,
> d'accompagner son fils à son lointain Calvaire,
> cette autre mère des douleurs!

Das proteische Wesen des Bonapartismus bot jeder Opposition eine Waffe, jeder nationalen Leidenschaft eine Befriedigung. Es war gar zu bequem die Bourbonen mit dem Plebejerkaiser, den friedlichen Bürgerkönig mit dem Helden von Austerlitz zu verhöhnen; jeder schwächen Regierung die großartige Ordnung des Kaiserreichs vorzuhalten. Und da nun der Glanz des Kaiserreichs so viele Jahre hindurch der Opposition hatte dienen müssen, so erreichte endlich die napoleonische Legende ihr Ziel. Der harte Despot, der sich vermaß: „nur ein Soldat versteht zu herrschen, man kann nur mit Stiefeln und Sporen regieren," galt kaum zwanzig Jahre nach seinem Tode den gedankenlosen Halbgebildeten als ein Held der Freiheit; der 18. Brumaire hatte Frankreich bewahrt vor der Rückkehr des Feudalismus, die innerste Natur des Soldatenkaisers hatte sich offenbart in seiner unfreiwilligsten That, in der abgedrungenen Zusatzacte von 1815!

Unter allen Lebenden hat, nächst Napoleon III., Keiner den Bonapartismus mächtiger gefördert, unter Allen, die das neue Kaiserreich mit seinen Schlägen traf, verdient Keiner weniger Mitleid als Herr Thiers.

Wer noch einen Zweifel hegte, ob der Todhaß der Millionen gegen den großen Würger wirklich grundlos gewesen — hier mochte er sich belehren, an dem Geschichtswerke des großen Causeur's, das in durchsichtiger Klarheit, mit scheinbar gründlichster Kenntniß, in der eleganten Sprache der Salons die ganze Herrlichkeit der napoleonischen Mythologie entfaltete. Die erschreckende Unredlichkeit dieses Buchs, seine beleidigende Mißachtung der Gegner war echt napoleonisch, noch mehr die gesammte Weltanschauung des höchst liberalen, höchst aufgeklärten Historikers. In Feldzügen, diplomatischen Verhandlungen, Finanzmaßregeln geht dem feinen Manne der ganze Tiefsinn der Geschichte auf, der materielle Erfolg ist ihm der höchste historische Richter, der Ruhm verklärt mit seinem Strahle jede blutige Unthat. Nur eine Störung der natürlichen Ordnung, nur die dämonischen Mächte des Verraths und der Verschwörungen, vornehmlich des entsetzlichen Königsberger Tugendbundes, konnten Frankreich der Weltherrschaft, die ihm gebührte, berauben. Der 18. Brumaire veranlaßt den mit dem Glücke verschworenen Geschichtschreiber, eine Philosophie der Staatsstreiche darzulegen, welche dereinst ein gelehriger Schüler mit buchstäblicher Folgsamkeit an dem Leibe des Lehrers selber vollstrecken sollte. Und dies Evangelium des Bonapartismus ward von dem Gegner Lamartine als das Buch des Jahrhunderts gefeiert! — Die Armee lebte und webte in der Geschichte der napoleonischen Kriege, sie kannte jeden Helden der kaiserlichen Tage, von dem Leibmameluken Rustan bis herauf zu dem großen Cambronne, der das schöne Wort „die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht" — nicht gesprochen hatte, und blieb dabei so lächerlich unwissend in der Geschichte der feindlichen Heere, daß Marschall Soult in den dreißiger Jahren sich bei unserem General Brandt theilnehmend erkundigen konnte nach dem Befinden des verdienten preußischen Artilleristen Scharnhorst. —

Das Fortwirken eines gestürzten politischen Systems ohne den Beistand einer starken Partei ist meines Wissens eine beispiellose Erscheinung. In Frankreich trat sie ein. Der Bonapartismus lebte als eine gewaltige Macht in den Institutionen des Staats, in den politischen Gewohnheiten und der Phantasie des Volks. Eine zahlreiche, gebildete, klare Ziele verfolgende Partei des Bonapartismus bestand nicht bis zum 2. December. In den ersten Jahren der Restauration ertönt noch bei den Aufständen zu Lyon und Grenoble der Ruf: „es lebe Napoleon II.," und vor dem Café Foy im Palais Royal kommt es gelegent-

lich zu blutigen Raufereien zwischen kaiserlichen Offizieren und Legitimisten. Noch im Jahre 1817 schrieb Gneisenau mit dem Scharfblicke des Hasses: wenn Napoleon heute wiederkehre, so werde er schrankenloser regieren, denn je; so lange noch ein Soldat des Kaisers athme, könne das ehrgeizige und rachsüchtige Volk nie zur Ruhe kommen. Selbst Duvergier de Hauranne muß gestehen, daß um jene Zeit die Herrschaft des Königs von Rom oder des Prinzen Eugen auf zahlreiche Anhänger rechnen durfte. Indeß nach dem Abzuge der fremden Truppen wirft sich die Nation mit Leidenschaft auf die parlamentarischen Kämpfe; die letzten kümmerlichen Lebenszeichen des Bonapartismus verschwinden. Die bonapartistische Partei zieht sich in das Dunkel zurück, sie hat ihre Hände in jeder Verschwörung; Verwirrung, Anarchie ist vorderhand ihr nächstes Ziel. Der Abbé Gregoire, dessen Erscheinen in der Kammer eine so tiefe Erschütterung des parlamentarischen Lebens hervorrufen sollte, wurde gewählt in Grenoble, einem der wichtigsten Lager des Bonapartismus. In jenen geheimen Gesellschaften Lafayette's und seiner Spießgesellen wurde stillschweigend das Bündniß zwischen den Bonapartisten und den Radicalen abgeschlossen. Aber an die Erneuerung des Kaiserreichs glaubte augenblicklich Niemand.

Erst eine späte Zukunft sollte erfahren, daß der heilige Ernst der Geschichte nicht ungestraft mißbraucht wird zu den Spielen der Eitelkeit. Mochte in diesem lärmenden Geschlechte das goldene Kalb bei den Einen „Napoleon," bei den Anderen „1789" heißen — Götzendienst trieben Jene wie Diese. Hinter der modischen Vergötterung der Revolutionszeit verbarg sich eine maßlose Selbstüberhebung der Nation, die sich wieder gern das messianische Volk der Freiheit nannte, und eine ebenso leichtfertige Mißachtung anderer Völker. Man verkannte die Wahrheit, daß die treibenden Kräfte der Geschichte allgegenwärtig und ewig wirken. Man wollte nicht sehen, daß der alte eherne Bau des englischen Staats an der Freiheit der modernen Welt zum mindesten den gleichen Antheil hat wie die französische Revolution. Man erkannte noch weniger, daß Deutschlands Schwert die edle Mannichfaltigkeit der europäischen Gesittung gerettet, Deutschlands Denker die Welt wieder erinnert hatten an das unveräußerliche Recht des Volksthums. Und am Allerwenigsten mochte man begreifen, daß Preußen mit seiner Gemeindefreiheit, seinem Volke in Waffen den Grundbau geschaffen hatte für ein Gemeinwesen, das an Lebenskraft dem Beamtenstaate der égalité nicht nachstand. Der Grundgedanke jener ungeheuerlichen

Geschichtsverfälschung lag in der Vorstellung: Europa ist verpflichtet Frankreich zu bewundern, und wenn ein Beherrscher der großen Nation den Welttheil zwingt dieser Pflicht zu genügen, so ist ihm Alles erlaubt! Wie nun, wenn jene eitle Selbstbespiegelung, jene Vergötterung der Revolution und des Kaiserreichs, womit die Gebildeten spielten, auch in die Massen drang? In jene Massen, die noch naiv und derb empfinden, die niemals schwärmen ohne zugleich zu wollen?

Und so geschah es. Schon der Kaiser selbst hatte sich trefflich auf das Sprichwort verstanden: give me the ballad-making and I will rule the people. Bänkelsänger mußten den Ruhm der großen Armee verkünden, Wachsfiguren und Bilderbogen zeigten dem Bauern die Züge des Kaisers und seiner Helden. Die alte Theilnahme des kleinen Mannes für den Plebejer, der den Großen bewies was eines Menschen Kraft vermag, wurde jetzt von den Bourbonen wie in gottgesandter Verblendung gesteigert durch den wahnsinnigen Krieg gegen alle kaiserlichen Erinnerungen. Hier ließ ein Präfekt das Bild des Menschenfressers Bonaparte zusammt einem lebendigen Adler verbrennen, dort warf man einen alten Soldaten in den Kerker, weil er einen Knopf mit dem Adler an seinem Kittel trug. Unablässig spürte die Polizei nach den Statuetten und Brustbildern des Kaisers, die, versteckt in Stockknöpfen und Dosen mit doppeltem Boden, feilgeboten wurden. Die Statue von der Vendomesäule stand lange wohlgeborgen, mit dreifarbigen Bändern geschmückt, in der Werkstatt eines treuen Künstlers — bis die Bourbonen sie aufgreifen und einschmelzen ließen für das neue Denkmal jenes Heinrich IV., den das Volk nicht mehr kannte. Dann strömten in die Dörfer die Veteranen, bedeckt mit Wunden, unversorgt, beleidigt von den neuen adlichen Lieutenants, die nie Pulver gerochen; „und ein Jeder ward ein improvisirter Homer des kaiserlichen Heldengedichts" — so sagt ein Orleanist, Graf Montalivet. Sogar das Gesetzbuch des Reiches muß den Namen seines Begründers ablegen; bis in die neutralen Hallen der Akademie werden die Anhänger des Kaisers verfolgt. Selbst im Auslande ward die Masse nicht müde sich mit dem dämonischen Manne zu beschäftigen. Die Phantasie der Orientalen verschmolz dies Heldenbild mit einem anderen Meteore aus ferner Vorzeit; die Beduinen erzählten auf dem Wüstenritt von dem Frankensultan Iskander (Alexander), der nach zweitausend Jahren wieder morgenwärts gezogen sei. Die Palermitaner wußten, der große Insulaner werde einst wieder erscheinen und die Bergmasse des

Monte Pellegrino in das Meer stürzen. In Thüringen raunte das Volk, daß der Imperator den Rothbart im Kyffhäuser abgelöst habe. Und überall glaubte die Menge, ein solcher Mann könne nicht sterben. Nun gar in Frankreich warf sich die unsterbliche Neigung des Volks, große Erinnerungen zu personificiren, ausschließlich auf diesen Helden. Er war der gros papa, der père la Violette und vor Allem der kleine Corporal. Man kennt den Einfluß und das Selbstgefühl der alten Unteroffiziere in allen Berufsarmeen; haben doch noch im Feldzuge von 1859 die Zuaven den König von Italien zu ihrem Ehrencorporal gewählt. Grade diese Klasse hatte sich der Kaiser mit seiner Meisterschaft der Menschenbehandlung blindlings gewonnen; wenn er ihrer gedachte, so durfte er zuversichtlich sprechen: wer mein Andenken angreift, beißt auf Granit. Auch in jenen Provinzen des Südens, wo einst der Pöbel den flüchtigen Kaiser beschimpfte, konnte der kleine Mann der Propaganda der Veteranen in die Länge nicht widerstehen: es war ja doch Frankreichs Ruhm, davon die Alten erzählten, und der Kriegsfürst blieb mit allen seinen Freveln ein nationalerer Herrscher als die Emigrantenkönige. Hier in den Massen fand und findet der Bonapartismus seine Stärke. Wörtlich erfüllte sich die Weissagung des Chansonniers:

> on parlera de sa gloire
> dans le chaume bien longtemps,
> l'humble toit en cinquante ans
> n'aura pas d'autre histoire.

Napoleon wurde dem Volke der Vertreter, der Inbegriff der modernen Geschichte.

Das Seltsamste in diesem Werdegange der napoleonischen Legende ist die Mitwirkung des Auslandes. Jener Bund der legitimen Höfe und der volksthümlichen Kräfte, welcher den Kaiser stürzte, löste sich auf alsbald nach dem Siege. Der Kampf für das Recht der Nationen endete mit einer Ländervertheilung, die kaum minder willkürlich war als die von Napoleon umgeschaffene Länderkarte; der Krieg für die Freiheit Europa's schloß mit jener Dictatur der heiligen Allianz, die nur wenig milder, doch ungleich gedankenloser schaltete als weiland der Weltherrscher. Eine bittere Verstimmung bemächtigte sich der getäuschten Völker, eine grundtiefe Wandlung des Urtheils über die vergangenen Kämpfe trat ein — eine Wandlung, die uns preußischen Patrioten noch heute den Unmuth weckt und die doch nothwendig war, wenn das deutsche Leben nicht ganz in Schlummer versinken sollte. Mit einem Worte: die Deut-

schen gewöhnten sich, den glorreichsten Abschnitt ihrer neuen Geschichte mit den Augen ihrer Feinde zu betrachten. In Preußen, wo die edle Gesinnung der Freiheitskriege niemals völlig verschwand, war das öffentliche Leben erstorben, die Nation heilte in der Stille ihre Wunden, und die Thorheit der Demagogenjagd, das Ausbleiben der Verfassung ließ eine reine Freude an dem großen Kampfe nicht aufkommen. Während die Franzosen an den Bildern ihrer Revolution sich nicht satt schauen konnten, ergriff in Deutschland weder die Kunst noch die Geschichtschreibung mit Eifer den dankbaren Stoff des Befreiungskrieges; und allerdings neigt die Kunst zum Heroencultus, sie läßt sich williger wecken durch den Glanz eines großen Mannes als durch die Thaten eines ganzen Volkes.

Den lauten Markt des deutschen Lebens beherrschten die Liberalen der Kleinstaaten, Männer, die den Heldenzorn des deutschen Krieges nicht mitempfunden, viele Juden darunter, welche, zurückgesetzt durch unverständige Gesetze, das freudige Gefühl deutschen Nationalstolzes nicht leicht erwerben konnten. Auf den rauhen Franzosenhaß der teutonischen Tage folgte eine gleich blinde Vergötterung des französischen Wesens; die Burschenschaft, die so jugendfrisch und deutsch begann, zerfiel rasch in Geheimbünde nach dem Vorbilde der französischen Verschwörer. Man darf behaupten, erst die jüngsten zwei Jahrzehnte haben den Süddeutschen das Verständniß der Freiheitskriege erschlossen. Und bald sollte sich die Wahlverwandtschaft offenbaren, welche den trivialen Liberalismus mit der Bureaukratie und dem vaterlandslosen Sinne verknüpft. Kaum wagte die ultramontane Partei in Baiern sich wieder an's Licht, so wünschte der Liberale die Tage Montgelas' zurück, und mancher aufgeklärte Tiroler verfluchte das Andenken Andreas Hofer's. Unter dem Rufe „fort mit dem wälschen Rechte" war die Jugend von Westphalen und Berg in den Kampf gestürmt. Jetzt brachte der erste Versuch den Code Napoleon zu beseitigen alle rheinischen Lande in Bewegung. Die Gleichheit war diesem demokratischen Jahrhundert wichtiger als das Volksthum. Der Code galt für liberal, weil er die Gleichheit vor dem Rechte unbedingt durchführte und zudem das Schwurgericht gab. Wieder einmal stellte sich die alte Regel her, daß unser Westen mehr Cultur empfängt als giebt; man nahm dankend alle Wunder der französischen Freiheit auf, und mit ihnen den Napoleonscultus, denn der Imperator war der Feind der Feinde des Radicalismus. Das Gebahren dieser von Grund aus fremdländischen Demokratie bietet

eines der widerlichsten Bilder der deutschen Geschichte. Jahraus jahrein eilten die Hitzköpfe unserer Jugend nach der Stadt der Freiheit und priesen die Genialität des ersten Volkes der Welt, das ohne den Druck des deutschen Schulzwanges ganz von selber zu Muth und Freiheit, Geist und Schönheit sich erziehe. Wenn Börne, ein Gegner Napoleon's, vor der Vendomesäule stand, so fragte er: wird die deutsche Binse dadurch stärker, daß der Sturm die Eiche umwarf? — und vergaß nur die Kleinigkeit, daß wir der Sturm waren. In solcher Verkleinerung der deutschen Thaten, solchem Schmähen auf das Vaterland war die ganze Richtung einig, und bald fanden sich einige kecke Köpfe, welche die Folgerung zogen und offen als Napoleonspriester auftraten, so vornehmlich Heinrich Heine. Die Wuth gegen Preußens „potsdämliche Junkersprache“ und jene nichtige Gefallsucht, welche durch die Verherrlichnug des Genius zugleich das eigene Genie verklären will, entlocken dem Dichter das häßliche Buch le Grand. Nur die vollendete Charakter- und Gedankenlosigkeit der Männer des Wiener Hofes erklärt das Räthsel, daß zu dem radicalen Dichter sich als Zweiter Herr von Zedlitz gesellte: der allbereite Lobredner des Fürsten Metternich wand dem Corsen Todtenkränze und überbot noch den Götzendienst der Franzosen. Noch wichtiger wurde, daß auch die unpolitische Unterhaltungsliteratur auf den modischen Cultus einging: zahllose Novellisten und Lyriker, so Wilhem Hauff in seinem „Bilde des Kaisers“, verherrlichten ohne arge Absicht das kaiserliche Heldenthum.

Auch in Deutschland spielt die napoleonische Legende zumeist in den Massen. Auch wir hatten unsere napoleonischen Veteranen; dem sächsischen Heere galt der Tag von der Moskwa, dem bairischen der Donaufeldzug von 1809 als sein höchster Ruhm. Wer die altfränkischen Häuser unseres Südens durchwandert, wird auf unzählige Napoleonsbilder, dann und wann im vormaligen Vorderösterreich auf ein Bild des Erzherzogs Karl und der Schlacht von Stockach, doch fast nie auf ein altes Bild von Blücher oder Stein stoßen. In einem Bauernwirthshause hoch im Schwarzwald sah ich einst ein vergilbtes Jahrmarktsbild aus den zwanziger Jahren. Ein Thier mit drei Leibern und einem Kopfe (seltsamerweise hat die deutsche Zahmheit statt eines unparlamentarischen Thieres den harmlosen Hirsch gewählt) liegt faul und dumm im Walde; zwischen den Bäumen erhebt sich glorreich der Schatten Napoleon's; darunter die Verse:

Du siehst uns hier im Freien
mit einem Kopf beschwert.
Nun rathe, welchem von uns dreien
der eine Kopf gehört.

Nach dem Tode Hudson Lowe's widmeten deutsche radicale Flugschriften dem Manne, welchen einst Gneisenau mit seiner Freundschaft beehrt, den melodischen Nachruf:

So birgst du endlich, Grab, das Ungeheuer,
verspieen von der Menschheit, wie der Geier u. s. w.

Ein Kenner des ungekämmten Theiles unserer Literatur mag leicht Seitenstücke anführen. Die radicalen Schmutzblätter der dreißiger Jahre wimmeln von boshaften Anspielungen auf den Kaiser. „Napoleon's Erwachen oder: Er lebt noch. Traum eines legitimen Fürsten" — so betitelt sich ein Artikel in Hundt-Radowsky's Geißel, wonach die deutsche Polizei mit besonderem Eifer fahndete. Wie bedeutungslos auch dies Treiben sein mag — ein Franzose, der nur oberflächlich hinschaute, konnte um jene Zeit mit einiger Wahrheit sagen, daß die Verehrung seiner Landsleute für den liberalen Kaiser in den deutschen Kleinstaaten getheilt werde.

Ungleich stärker und besser berechtigt war das Wiedererwachen der napoleonischen Begeisterung in Italien. Der Kaiser blieb der größte der Italiener, er hatte den heiligen Namen des Landes aus tausendjährigem Schlaf erweckt, uralte Unordnung durch moderne Gesetze gebändigt, durch Thaten ohne Gleichen unruhigen Ehrgeiz in die Herzen der ermatteten Jugend gegossen. Auf Elba regte sich ihm dann und wann das italische Blut und er versprach: ich bin in Paris ein Cäsar gewesen, ich werde in Rom ein Camillus sein. Auf den neuen Alpenstraßen, in der cäsarischen Arena der lombardischen Hauptstadt, in ihrem Dome, der aus Trümmern auferstand, an ihrem Siegesbogen, dem der Kaiser den Alexanderzug des größten modernen Bildhauers bestimmt hatte und der nun die Thaten Oesterreichs verherrlichen mußte — auf Schritt und Tritt in seinem Norden begegnete der Italiener den Spuren des großen Landsmannes. Sein Königreich Italien war doch ein menschlicheres, volksthümlicheres Regiment als die Herrschaft des österreichischen Stocks und der bourbonischen Folter. Unter dem dumpfen Drucke der neuen Fremdherrschaft verschwindet allmählich jener Franzosenhaß, den Alfieri's Muse der Jugend gepredigt. Niccolini hatte einst mit lautem Zornruf den Sohn Italiens, der über die Alpen niederstieg, gewarnt vor den Wegen des Brennus und nur Hohn gefunden für die

Inschrift der französischen Siegesmedaille: l'Italie délivrée à Marengo; jetzt sang er doch Lieder der Verachtung über die Zwerge, die auf dem Grabe des Riesen tanzten. Der menschlichen Trauer über den Untergang einziger Größe gab dann Manzoni hinreißenden Ausdruck in jener mächtigen Ode, die mit genialem Griffe das Wesentliche aus den Wundern des Kaiserreichs heraushebt — e il lampo dei manipoli e l'onda dei cavalli — und darum allein alle anderen Werke der napoleonischen Dichtung aufwiegt. Der junge Santa Rosa fluchte in seinen Erstlingsschriften dem Tyrannen, der die Schneefelder Rußlands mit italischem Blute geröthet; als reifer Mann befreundet er sich den Franzosen und Napoleoniden. Gleich ihm Massimo d'Azeglio, der Sohn des piemontesischen Emigranten. Und in jenem schönen Briefe, den Papst Pius VII. zur Tröstung der Mutter Napoleon's schrieb, spricht nicht blos der liebenswürdige Mensch, nicht blos der Papst, dessen Kirche dem Kaiser die Herstellung dankte, sondern auch der Italiener. Die Carbonari, vordem die Feinde Murat's, standen jetzt im Bunde mit den Napoleons. Unausrottbar lebte der Bonapartismus in den Herzen der Offiziere der alten italienischen Armee. Sie hatten unter dem Corsen den Ruhm der nationalen Waffen zum ersten Male erneuert, jetzt waren sie die gebornen Führer jedes Aufstandes gegen die Oesterreicher — gleichwie die Graubärte der polnischen Lanzenreiter des Kaisers in ihrer Heimath die napoleonische Religion zum Gemeingute der Patrioten erhoben und in jedem Kampfe gegen die Russen voranstanden.

Selbst unter den Spaniern, die soeben noch voll gräßlichen Hasses gegen den Usurpator gefochten, begann jetzt eine Sinnesänderung. Schon während der hundert Tage versuchten spanische Liberale, die den Gräueln der bourbonischen Reaction entflohen, sich dem Kaiser zu nähern, und als acht Jahre darauf die französischen Bourbonen den wankenden Thron ihres spanischen Vetters herstellten, da drängten sich die napoleonischen Veteranen in das Freiheitsheer der Cortes. In Belgien errichtete das dankbare Verviers eine Bildsäule des Kaisers, der den Gewerbfleiß der Stadt in Schwung gebracht. In England gestattete die Energie des nationalen Stolzes, die Gesundheit des Staates dem Bonapartismus niemals eine weite Verbreitung. Dennoch konnte dort schon in dem Jahre der Schlacht von Waterloo eine Medaille zu Ehren des Corsen geschlagen werden. Ein Theil des Whig-Adels, Lord und Lady Holland, Lady Blessington und ihr Kreis, bewahrten dem Feinde der Torys schwärmerische Verehrung. Dann erhob Byron

seine Stimme gegen den Triumph der kleinen Seelen über das Genie, und ihm folgten, ohne die Mäßigung, ohne den Edelsinn des Meisters, einzelne radicale Schriftsteller.

Die phantastische Freude der Welt an dem Bilde des Helden blieb ohne unmittelbare politische Ergebnisse, so lange Napoleon's Erbe als ein Gefangener lebte. Es war, als hätten die Napoleoniden sich getheilt in die beiden feindlichen Principien, welche in dem Kaiser verkörpert waren. Die übrigen Glieder der Familie nahmen die revolutionären Traditionen des Hauses auf, der Herzog von Reichstadt erbte den Absolutismus des Vaters. Wenn man den schwächlichen jungen Menschen mit den schönen Zügen des Vaters sah, wie er über seinen Karten brütete oder mit leidenschaftlicher Hast sein Bataillon drillte, oder wie er blitzenden Auges rief: „nur an der Spitze eines Heeres kann ein Napoleon nach Frankreich zurückkehren, wahrhaftig nicht als ein Verschwörer, als eine Puppe der Liberalen" — dann fühlte man wohl, daß echtes Napoleonsblut in diesen Adern floß. So war der Alte gewesen in jenen letzten Tagen der Hoffart, da er von der Legitimität der vierten Dynastie sprach und über „seinen unglücklichen Oheim" Ludwig XVI. mit verwandtschaftlicher Theilnahme redete. Der schlechten Verse, die Barthelemy an „den Sohn des Mannes" richtete, bedurfte es wahrlich nicht, um jedes menschliche Mitgefühl für dies unsagbar traurige Dasein zu gewinnen, für diesen Jüngling, der schuldlos auf seinen Schultern die Sünde und das Unglück welterschütternder Kämpfe trug.

Während der Verhandlungen über den zweiten Pariser Frieden hatten Richelieu und Pozzo di Borgo den Vorschlag aufgebracht, den Erben Napoleon's für den geistlichen Stand zu erziehen — einen Plan, den der alte Kaiser immer als das schrecklichste Unglück für sein Haus betrachtete. Die großen Mächte fanden den Gedanken annehmbar, und das preußische Kabinet schrieb noch drei Jahre später: „der geistliche Beruf würde das Glück des Prinzen nicht beeinträchtigen und Jedermann sonst beruhigen." Indeß überzeugte sich die Hofburg bald, daß dieser Feuergeist nicht zum Pfaffen tauge. Kaiser Franz ernannte den jungen Napoleon zum Herzog von Reichstadt; doch wurde diese Würde, auf Preußens Vorstellung, ausdrücklich nur dem Prinzen persönlich, nicht seinen Nachkommen verliehen. Man

hielt stillschweigend fest an der Absicht, daß Napoleon's Stamm aussterben müsse*). Das vielgeglaubte Märchen, daß Kaiser Franz seinen Enkel durch frühe Ausschweifungen zu Grunde richten ließ, ist freilich längst widerlegt; man hat an dem jungen Prinzen keine anderen Erziehungsmittel angewendet als jene alterprobten, wodurch von jeher brauchbare Erzherzöge gebildet wurden. Trotzdem bleibt die Erziehung des Herzogs von Reichstadt ein würdiges Seitenstück zu jener wohldurchdachten Mißhandlung der Gefangenen des Spielbergs, welche der väterliche Kaiser in eigener Person leitete. Während die österreichische Gemahlin Napoleon's ihre Tröstung findet in schamlosem Ehebruch, in den Umarmungen des Feldmarschalllieutenants Neipperg, der nichts besaß als die zweideutigen Verdienste eines schönen Mannes, wird der Sohn durch den Großvater grundsätzlich seinem Volke, seinem Hause entfremdet. Selbst den großen Namen Napoleon muß er verlieren, der Erzherzog Franz Joseph Karl wird in der gehaßten deutschen Sprache aufgezogen. Als dann dem frühreifen Knaben immer lockender und bestimmter die Erinnerung aufsteigt an die Tage, da er ein König war, an den goldenen Ziegenwagen, der ihn einst in den Baumgängen des Tuileriengartens durch das Getümmel der zujauchzenden Pariser führte — da müssen ihm endlich einige Absolutisten vom reinsten Wasser die Wahrheit über seinen Vater sagen, was man so Wahrheit nannte an diesem Hofe! Nun grübelt der Unglückliche über den verheißenden Worten des Dichters: „Muth, Muth, du Göttersohn, vertrieben aus dem Tempel, du trägst auf deiner Stirn des heil'gen Ursprungs Stempel!“ Jedermann in Schönbrunn wußte, wie bang der argwöhnische Despot dem Mannesalter dieses Enkels entgegen zitterte. Schon im Jahre 1817 schrieb der würtembergische Gesandte Wintzingerode: „hier in Wien fängt man an sich vor dem Heranwachsen und Mündigwerden des Bundestags noch weit mehr zu fürchten als vor dem des jungen Napoleon.“ Welch ein Schicksal, goldene Tage der Kindheit unter der mißtrauischen Bosheit unversöhnlicher Feinde!

Les rois m'adoraient au berceau,
et cependant je suis à Vienne!

Mußte die flache Nichtigkeit der Oesterreicherin und das Leiden ihres Sohnes jedes französische Herz empören, so nahm die Mutter Napo-

*) Nach den Berichten des preuß. Gesandten General Krusemark in Wien 4. u. 11. Febr. 1818. (Hdschr.) Daß Napoleon I. den Plan durchschaute, zeigen die Mémoires du roi Joseph (X, 268.)

leon's eine vielleicht noch tiefere Theilnahme in Anspruch. Ein Gefühl frommer Scheu folgt, so lange Menschen leben, den Müttern großer Männer: die antike Dichtung besitzt wenige so erschütternde Stellen, wie jene im Juvenal, wo der Dichter der Messalina zürnt, daß sie den Geburtsleib des großherzigen Britannicus durch die Sünden ihrer wüsten Nächte entheiligt habe. Hier nun die Mutter so vieler Könige und des ersten Mannes der Zeit, die ihr Schicksal mit der Würde einer römischen Matrone trägt, überall mit Worten schneidenden Jammers das Mitleid anruft für „meinen großen und unglücklichen Verbannten von St. Helena" — „ich bin in Wahrheit die Mutter aller Schmerzen" schreibt sie dem Cardinal Consalvi — und doch mitten im Elend nicht einen Augenblick den Glauben an den Stern ihres Hauses verliert; — diese bleiche Duldergestalt mit dem tiefdunklen Corsenauge, im schwarzen Trauerkleide, den Turban der kaiserlichen Zeit um das graue Haar geschlungen — war das ein Menschenbild, das man vergessen konnte?

Das Haus der Napoleoniden war durch einen Machtspruch des Wiener Congresses „im Interesse der öffentlichen Ruhe" unter die Aufsicht Europa's gestellt. In jedem der wenigen Länder, die sie betreten durften, wurde die Gesandtschaft der fünf Mächte mit ihrer Ueberwachung betraut, die Obrigkeit für ihr Wohlverhalten verantwortlich gemacht. — Nicht ohne Grund kehrt in den Klagebriefen der verbannten Bonapartes immer das Schlagwort wieder: wir wollen lieber unter den Bourbonen oder in Preußen leben als eine solche Mißhandlung ertragen! Mit blindem Hasse verfolgten die Bourbonen das Haus ihres Todfeindes. Ein drakonisches Gesetz verbot allen Verwandten Napoleon's, selbst ihren Frauen und Kindern, bei Todesstrafe den Boden Frankreichs zu berühren. Auch der harmlose Onkel Fesch durfte in seinem Bisthum Lyon nicht wieder erscheinen. Selbst die im Rechte begründeten Geldforderungen der Bonapartes wurden zurückgewiesen. Wieder und wieder bedrängten die Bourbonen in Neapel den Papst, daß er die unheimlichen Flüchtlinge ausweise. Würdiger, doch ebenfalls feindselig verhielt sich der von dem Kaiser so unvergeßlich beleidigte preußische Hof. Der König in seinem gerechten Sinne unterstützte, so weit sie billig, die Geldansprüche der Napoleoniden. Doch die preußische Grenze sollte ihm Keiner aus dem gefährlichen Stamme überschreiten; seine Gesandten im Ausland erhielten Weisung, die Verdächtigen auf's Schärfste zu beaufsichtigen. Der österreichische Hof war, nachdem er

einmal jene schmähliche Familienverbindung eingegangen, nicht mehr in der Lage, seinen Verwandten den Aufenthalt in den Kronlanden geradezu zu verbieten. Er entschädigte sich durch ein System kleinlichster polizeilicher Quälerei und Spürerei. Wie oft erkundigte sich Fürst Metternich, der es nicht lassen konnte seinen eigenen Büttel zu spielen, in eigenhändigen Briefen ängstlich nach dem Treiben der Herzogin von St. Leu oder des Grafen von Montfort. Kaum geht das Gerücht, daß Graf Possé, ein Schwiegersohn Lucian's, zum schwedischen Gesandten in Italien ernannt werden solle, so schreibt der Staatskanzler augenblicklich an den Herzog von Modena, fordert ihn auf gegen diesen Plan zu protestiren. Am mildesten noch verfuhr der mit Hieronymus und den Leuchtenberg's verwandte russische Hof; mehrmals haben seine Diplomaten die Bonapartes vor grober polizeilicher Verfolgung geschützt. Doch alle Unbill der großen Mächte ward überboten durch die empörende Mißhandlung, welche das Haus Jeromes von einem der eifrigsten Knechte des Usurpators erfahren mußte. Kein Fürstenhaus war dem Kaiser tiefer verpflichtet als das würtembergische; denn „vor Napoleon, so klagen beweglich die Denkwürdigkeiten Jerome's, hatte es keine würtembergische Nationalität gegeben", und alle Welt wußte, daß die fumées du Germanisme weder den König Friedrich noch seine Getreuen im Mindesten bethörten. Aber kaum ist Napoleon's Sturz entschieden, so verlangt der König von seiner Tochter Katharina, sie solle sich trennen von dem Gatten, den er ihr einst selber gegeben. Er empfängt von der edlen Frau, die mit deutscher Treue an dem elenden Gemahle hängt, die würdige Antwort: „ich habe sein Glück mit ihm getheilt, er gehört mir an in seinem Unglück." Nun läßt der Vater die Tochter gewaltsam in das würtembergische Land entführen; dann martert er die beiden Gatten ein volles Jahr hindurch auf dem Ellwangener Schlosse, weil er sich ihres Vermögens bemächtigen will. Ruchlose Händel, welche die ganze Selbstentwürdigung des rheinbündischen Kleinfürstenthums an den Tag brachten und dem rachsüchtigen corsischen Blute unvergessen blieben.

So treibt der Haß der Feinde die Familie in das Lager der Revolution, bereitet ihr das Glück nicht vergessen zu werden. Einige der Bonapartes verweilen in jenem Toscana, wo einst der heilige Napoleon gelebt, die Mehrzahl versammelt sich um Madame Mère in Rom. Sie knüpfen die alten italienischen Beziehungen wieder an, verschwägern sich, auf Befehl des Kaisers, mit den großen römischen Geschlechtern. Der Entthronte hoffte, daß dereinst noch ein Bonaparte den päpstlichen

Stuhl besteigen werde: il faut s'emparer de Rome. Es sind keineswegs vornehme Herren, sie zeigen alle etwas von der schäbigen Eleganz des tailleur endimanché, aber sie versinken auch nicht in jene nichtige Leere, welche legitime Prätendenten auszuzeichnen pflegt. Die Einen sind literarisch beschäftigt, die anderen dienen den radicalen Mächten der Zeit: ein Bonaparte kämpft und fällt unter den Philhellenen bei Spezzä, ein Zweiter tritt in das Heer der Vereinigten Staaten. Die Napoleoniden stehen im Briefwechsel mit allen Enden der Welt; rastlos reist ihr getreuer Abbatucci hin und her. Sie schüren an jeder Verschwörung, die Italien erschüttert, bringen sich von Zeit zu Zeit durch einen berechneten auffälligen Schritt den Zeitgenossen in Erinnerung. Hieronymus beschwört den englischen Prinzregenten in einem erschütternden Briefe, man möge ihn hinüber lassen nach St. Helena um den unglücklichen Bruder zu trösten, sucht nebenbei eifrig, doch leider vergeblich nach jenen unschätzbaren Briefen, welche die legitimen Fürsten einst dem glücklichen Napoleon zu Füßen gelegt — und was der Gaunerei mehr ist.

Als die Rührigsten unter den Napoleoniden erscheinen die Beauharnais — zugleich als die Liebenswürdigsten, denn sie sind frei von jenem Zuge der Gemeinheit, der allen ächten Bonapartes unvertilgbar anhaftet. Eugen suchte jetzt die Schwäche, die er bei dem Sturze seines Stiefvaters gezeigt, durch emsige geheime Thätigkeit zu sühnen. Hochbeliebt bei der Bürgerschaft lebte er als königlicher Prinz in München, um ihn eine kleine Colonie unzufriedener Franzosen. Sein Adjutant General Bataille war bei Mailand begütert und hielt die Verbindung mit den Patrioten des Königreichs Italien im Gange. Der Prinz selbst fuhr häufig nach Augsburg hinüber zu seiner Schwester Hortense, ließ seine ergebene Frau von Abel in geheimen Aufträgen reisen, spann mit Gourgaud und den beiden Las Casas, als diese aus St. Helena zurückkehrten, an den Fäden der napoleonischen Legende. Wie oft auch Fürst Metternich warnte, dieser deutsche Heerd des Bonapartismus blieb ungestört; viele Postbeamte und der Münchener Polizeidirektor selber zählten zu Eugen's Vertrauten. Noch bestand am Hofe und im Heere eine starke bonapartistische Partei; König Max Joseph sagte einst dem bourbonischen Gesandten rund heraus: il vous faut un Eugène! *) — Ebenso unermüdlich wirkte Hortense, die geistreich

*) Ueber diese wenig bekannten Verhältnisse geben die verständigen und sorgfältigen Berichte, die der preußische Gesandte General Zastrow i. d. J. 1817—22 aus München erstattete, vielfache Belehrung. Hdf.

heitere leichtfertige Frau, die durch den Zauber ihrer Unterhaltung selbst den strengen alten Schlosser zu fesseln wußte. Sie machte wahr, was ihr Stiefvater vorausgesagt: elle embellira mon histoire. Weiland der Liebling des Kaisers und der Pariser, hatte sie schon der Bewegung der hundert Tage in der Stille vorgearbeitet und war noch nach Napoleon's zweitem Falle, das Gold mit vollen Händen spendend, in Paris geblieben bis General Müffling sie auswies. Nun spielte sie in Augsburg die bürgerfreundliche Fürstin, stand in regem Briefwechsel mit Ney's ehrgeiziger Wittwe. Nachher in Rom warb ihr gastfreier Salon dem Bonapartismus zahlreiche Anhänger unter den vornehmen Reisenden, manche Bundesgenossen, die ihr Sohn einst benutzen sollte. — Doch die Herstellung des Kaiserreichs war aussichtslos, so lange der einzig mögliche Prätendent Napoleon II. unter der Gewalt des Wiener Hofes stand. Selbst der Begabteste und Radicalste der Brüder des Kaisers, der Graf von Survilliers, Joseph Bonaparte, hielt sich still auf seinem Landsitze am Delaware und wies Lafayette von sich, als dieser héros des deux mondes auf seiner Triumphreise durch Nordamerika ihn besuchte und ihm von der Erhebung des Königs von Rom redete.

Noch fehlte der Mann, der die zerfließenden Hoffnungen der Napoleoniden zu einem festen Gedanken verdichtete; noch war die Angst des Bürgerthums vor den kriegerischen Schrecken des Kaiserreichs stärker als die phantastische Verehrung für den Helden; noch glaubte Frankreich an eine parlamentarische Zukunft. Die Bonapartes gingen leer aus, als die Priester und Emigranten sich des Königs Karl bemächtigten und das Bürgerthum zu gerechter Nothwehr trieben. Eine revolutionäre Regierung begann. Sie rühmte sich, wie seitdem alle die ihr folgten, daß sie die weit auseinanderstrebenden großen Erinnerungen des Landes sämmtlich in sich vereinige. Man wähnte die letzten Früchte der Revolution gereift, und die Erfahrung weniger Jahre lehrte, daß der Geldadel den unwandelbaren napoleonischen Beamtenstaat mit der ganzen Plumpheit zahlungsfähiger Moral für seinen Vortheil ausbeutete.

---

3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie.

(Heidelberg 1868.)

Irgendwo in einem seiner feinen Lustspiele läßt Emil Augier einen muntern Bruder sagen: „wir gleichen jenem Manne, der in einem Monate sieben Schnupfenanfälle hatte und sie alle wieder los ward, nur nicht den ersten. So hat auch Frankreich alle seine Revolutionen glücklich überstanden, nur nicht die erste.“ Der Scherz ward seiner Zeit viel belacht, denn er drückt in pikanter Wendung das nationale Vorurtheil aus, als wäre in dem gesegneten Jahre 89 die politische Weisheit leibhaftig auf die Erde niedergestiegen, und alle Zukunft hätte nur die Aufgabe, die Heilswahrheiten jener Offenbarung zu verwirklichen. Dieser Glaube stand den Franzosen niemals fester, als in den ersten Monaten nach der Juliwoche, da die europäische Welt mit gerechter Bewunderung auf die Pariser schaute. In einmüthiger, hochherziger Erhebung hatte die Hauptstadt die Charte gegen den Staatsstreich den Hofes vertheidigt, mitten im Strudel des Kampfes nie die patriotische Schonung für den einheimischen Soldaten vergessen. Der Sieg der Revolution über das alte Regime schien jetzt erst vollendet. Die alte Dynastie und die Adelskammer waren verschwunden, und damit jene Mächte, die bisher allein, so wähnte man, dem Lande die Früchte des Jahres 89 verkümmert hatten. Frankreich — sagt die revidirte Charte — nimmt seine Farben wieder an. Jenes zweifelhafte, aber höchst freisinnige Thier, welches man übereingekommen ist den gallischen Hahn zu nennen, beginnt wieder zu krähen. In dem Wappenschilde der großen Nation prangt als sinnvolles Bild — ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: Charte von 1830; die ver-

haßten Lilien läßt der neue Bürgerkönig sogar aus seinem Familienwappen verschwinden. Nicht allein die Schwarmgeister der radicalen Jugend, wie unser Heine, meinten einen goldenen Völkerfrühling zu schauen, als die Zauberworte „Lafayette und die Tricolore“ erklangen; auch ernste staatskundige Männer, wie Dahlmann, freuten sich des gerechten, maßvollen Widerstandes. Und nicht blos nach Italien und den kleinen deutschen Staaten schlug die Pariser Bewegung hinüber. Selbst England spürte zum ersten Male seit Jahrzehnten die Einwirkung des französischen Geistes; derselbe Aufschwung der Mittelklassen, der in Paris die Bourbonen stürzte, führte jenseits des Canales zu der Reformbill.

Abermals trieb überfeiner gelehrter Scharfsinn sein Spiel mit historischen Vergleichungen. Hatten sich nicht, bis herab zu den kleinsten Zufälligkeiten, alle jene Ereignisse wiederholt, welche einst der glorreichen Revolution der Briten vorausgingen? Hier wie dort ein dem Erlöschen nahes Fürstengeschlecht, der Zeit entfremdet, vom Auslande beherrscht; hier wie dort eine Nation, die das alte Unwesen nur darum langmüthig ertrug, weil ein der Krone nahestehender Prinz bald frisches Blut und neue Gedanken auf den Thron bringen mußte — bis plötzlich in beiden Ländern die unerwartete Geburt eines legitimen Thronfolgers die Herrschaft des verhaßten alten Hauses zu verewigen drohte. Mußte nicht in diesen hochgebildeten Tagen das politische Leben ebenso sicher sich berechnen lassen, wie der Verlauf einer Mondfinsterniß? War es nicht zweifellos, daß Frankreich in dem Herzog von Orleans seinen Oranier, in der großen Woche sein 1688 gefunden hatte — eine Vergleichung, die der Nain jaune schon vierzehn Jahre früher im Voraus angestellt —? Was Mirabeau für sein Land ersehnt, die monarchie sur la surface égale, schien endlich verwirklicht; die englische Musterverfassung hatte durch die Vernichtung der Aristokratie eine den demokratischen Sitten Frankreichs entsprechende Verbesserung erhalten. Die längst vollendete sociale Revolution schien ihre politische Sicherung zu finden, da der Grundsatz der Volkssouveränität förmlich verkündigt und die Behauptung, daß die ursprünglichen Rechte der Nation kraft königlicher Gnade verliehen seien, in feierlichster Form zurückgewiesen ward. Die Charte ist fortan eine Wahrheit; die Wissenschaft des französischen Staatsrechts tritt nun in ihre Blüthezeit, ihr bleibt lediglich die Aufgabe, die unwandelbaren Sätze der Charte zu erklären. Das neue Regiment vereinigt die Tugenden der Monarchie und der Republik. Die Charte enthält alle Elemente republikanischer

Freiheit — so verkündet Lafayette, in jenen Wochen des Taumels der Lord-Protector der Franzosen. Der König trägt nur die Krone, er darf nicht regieren, er ist „der König unserer Wahl." Rasch und sicher wie eine Palastrevolution fegt der Straßenkampf die alte Dynastie hinweg. In einem Augenblicke ist der Herzog von Bordeaux ebenso unmöglich wie sein schuldiger Großvater; erst kommende Geschlechter sollten erkennen, was grade für dies von Parteien zerrissene Land eine Dynastie von unanfechtbarem Rechte bedeutet hätte. In wenigen Wochen sind 76 von den 86 Präfecten abgesetzt, das unabsehbare Heer der Subalternbeamten zieht mit klingendem Spiele zu den Mächten des Tages über. Nachher erneuern sich in der Vendee die Kämpfe und Siege der republikanischen Zeit. Ueberwältigend waren die Schläge der großen Woche gefallen; das ermessen wir völlig erst an der fassungslosen Betäubung, welche die Mächte der heiligen Allianz befiel. Keine Rede mehr in Wien von der Erhaltung des Bestehenden um jeden Preis; Nachgiebigkeit gegen die unabänderliche Neuerung ward jetzt die Losung, um einige Trümmer noch von der alten europäischen Ordnung zu retten.

Und doch ging der Scharfsinn der Staatsmänner und der Geschichtsphilosophen nochmals in die Irre. Die neue Ordnung in Paris war nur ein Nothbehelf, nicht der nothwendige Abschluß einer großen politischen Entwicklung. Nicht der neue König und sein Heer, nicht die regierenden Klassen hatten in staatskluger Berechnung den Widerstand begonnen, wie einst in England: das Volk von Paris, die Massen vollführten jene Erhebung, deren Früchte nun Anderen in den Schooß fielen. Wenn jede Revolution mehr verspricht als sie halten kann, wie schwer mußte vollends hier die Masse sich gekränkt und betrogen fühlen, da auf den Barrikaden des vierten Standes ein Regiment der Bourgeoisie sich auferbaute. Noch war der vierte Stand seiner Klasseninteressen sich nicht klar bewußt; doch für das Haus Orleans hatten die Veteranen des kaiserlichen Heeres, die Blusenmänner und Studenten, die in den Vorderreihen des Aufstandes kämpften, wahrhaftig nicht ihre Haut zu Markte getragen. Wilde, unklare radikale Stimmungen beherrschten die Köpfe der Streiter; „hinweg mit jedem Monopole, auch mit dem letzten, mit der Monarchie" lautete das Glaubensbekenntniß der Mehrzahl. Darum tobte nach der Einsetzung des neuen Königthums unter den Massen ein Sturm des Zornes wider die Taschenspieler, welche die Soldaten der Barrikaden um ihren Sieg

betrogen; und weit später noch konnte Lamartine die thörichte Anklage aussprechen, daß allein Lafayette's Schwäche die Franzosen um die ersehnte Republik gebracht habe. Die Frucht des Sieges mußte nothwendig der Bourgeoisie zufallen, weil diese allein in der verworrenen Bewegung ein klares Ziel verfolgte. Die Deputirtenkammer hatte während des Kampfes jene vollendete Feigheit bewiesen, welche seitdem das unveräußerliche Erbtheil der französischen Bourgeoisie geblieben ist; doch kaum war der Sieg des Aufstandes entschieden, so wagte sie sich wieder aus dem Dunkel hervor. Was sie gewünscht, der Sturz des aristokratischen Königthums, war vollendet. Jetzt galt es ihr, den Thron und die bureaukratische Amtsordnung zu retten, und nur darum einigten sich die Parteien der Bourgeoisie so rasch über die Erhebung des Herzogs von Orleans, weil jede Zögerung die weitergreifenden Pläne der Republikaner und Bonapartisten fördern mußte.

So haftete denn an dem neuen Regimente schon von seinem Ursprunge her der Makel der Halbheit, der Unwahrheit, der sich in unzähligen durchsichtigen Märchen offenbarte. Das Kind der Revolution war gezwungen seine Mutter zu verleugnen und zu bekämpfen. Der neue König regierte, so tröstete man die Unzufriedenen, obgleich er ein Bourbon war; und doch leuchtet ein, daß er herrschte, weil er ein Bourbon war, weil die Kammer dem Himmel dankte, neben dem Throne einen der Bourgeoisie geneigten Prinzen zu finden. Er darf nicht Philipp VII., König von Frankreich heißen, denn eine neue Epoche des popularen Königthums beginnt. Aber auch Philipp I. mag er sich nicht nennen, das hieße den Bruch mit der Vergangenheit förmlich verkündigen; also Ludwig Philipp, König der Franzosen. Das Dasein der Krone ist ein unablässiger Kampf um das Dasein, ein Kampf, der jeden Gedanken an eine schöpferische, für die Dauer wirkende Staatskunst im Keime erstickt. Schon die Namen der politischen Systeme, welche unter dem Bürgerkönige einander ablösen, lassen errathen, wie diese Krone von vornherein mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen ist. Da finden wir eine „Politik des Zugeständnisses, eine Politik des Widerstandes, der Versöhnung, des Gehenlassens“, durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund, durchweg das ohnmächtige Bewußtsein, daß die treibenden Kräfte der Zeit außerhalb der Regierung stehen. Niemals hat ein begabter Fürst geringeres Vertrauen gehegt zu seinem Staate. „Sie sind die Letzten der Römer,“ sagt Ludwig Philipp zu seinem Guizot, „die Maschine kann jeden

Augenblick zerbrechen; wie ist es möglich eine liberale Regierung zu führen inmitten dieser absolutistischen Traditionen, dieses revolutionären Geistes?" — und wieder hundertmal zu Anderen: „the world will be unkinged; ich sage Ihnen, meine Kinder werden kein Brot zum Essen haben." In der That fühlte die weite Welt, daß diese Krone auf zwei Augen stand. Jedermann wußte, daß eine mächtige revolutionäre Verschwörung nur auf den Todestag des Königs lauerte, und auch herzhafte Männer stimmten mit ein in Platen's Verse: „viel hangt an ihm; nie war so heilig irgend ein fürstliches Haupt wie seins ist."

Die ersten zehn Jahre des Julikönigthums bilden eine ununterbrochene Reihe von Attentaten und Straßenkämpfen, Meutereien und Aufläufen; noch im Jahre 1846, da längst schon durch harte Strafen und Ausnahmegesetze die äußere Ruhe leidlich hergestellt ist, wird ein Angriff auf das Leben des Königs gewagt. Auf einen so gehässigen, so anhaltenden Widerstand war die Restauration selbst in ihren bedrängtesten Tagen nicht gestoßen. Unter ihr bildeten sich erst die neuen Parteien, die revolutionäre Krone aber hat von Haus aus mit zwei geschlossenen, bestimmte Ziele verfolgenden Parteien zu kämpfen: mit den Republikanern, die sich überlistet sehen, und den Legitimisten, die dem meineidigen Kronenräuber, dem Sohne des Philipp Egalité, nie verzeihen können. Und so rathlos und gedankenlos steht die Krone inmitten des revolutionären Treibens, daß man gradezu sagen darf: sie empfing den Anstoß zum Handeln gemeinhin erst von der Frechheit ihrer Feinde. Fast alle bedeutenden gesetzgeberischen Acte der dreißiger Jahre vollziehen sich unter dem Eindrucke des Schreckens vor radikalen Missethaten; erst Fieschi's Höllenmaschine giebt der Regierung den Muth, die berufenen Septembergesetze einzubringen. In der Angst vor jeder Regung der popularen Kräfte, in der Sorge sie durch kleine polizeiliche Mittel niederzuhalten stimmen alle Staatsmänner des Julikönigthums überein: wenn der aufgeklärte Thiers als Minister versichert, die Association sei eine ungeheure Macht und bedürfe darum der Leitung durch den Staat, so meinen wir seinen Gegner Guizot selber reden zu hören. Zuletzt legte die Krone ein feierliches Bekenntniß ihrer Schwäche ab, sie ließ Paris und Lyon befestigen. Sie hoffte, mit einem Schlage ein zwiefaches Ziel zu erreichen, die Sicherung nach Innen wie nach Außen. Allerdings hatte der König sich schon als Prinz oft mit dem alten Plane Vauban's und Napoleon's getragen;

den Muth zur Ausführung gab ihm doch erst die Angst vor den inneren Feinden. Die erbitterte öffentliche Meinung war nicht ganz im Irrthum, wenn sie über das versuchte embastillement de Paris lärmte. Niemand glaubte dem thörichten Selbstlobe Guizot's, der in solchen Schritten ein Unterpfand des Friedens, einen Beweis der Stärke sah: denn unter ähnlichen durchsichtigen Unwahrheiten, unter dem Vorwande, den auswärtigen Frieden zu wahren, hatte ja einst die Gironde die Marseiller Mordbanden nach Paris gerufen, um die Hauptstadt dem Systeme des Augenblicks zu unterwerfen.

Gewiß, die kleinen polizeilichen Künste des Julithrones waren keineswegs erdrückend; ein Bürger der Februarrepublik mochte auf diese orleansschen Tage wie auf eine goldene Zeit der Freiheit zurückschauen. Aber wenn man das Versammlungsrecht unleidlich erschwerte und die Unzufriedenen gewaltsam in geheime Verbindungen trieb, wenn die Pairskammer durch königliche Ordonnanz zum Gerichtshofe für politische Verbrechen bestimmt ward, wenn das Unwesen der geheimen Polizei und der agents provocateurs so üppig wucherte wie weiland unter Napoleon, wenn der Bürgerkönig von den meisten revolutionären Umtrieben und wahrscheinlich auch von dem Frankfurter Wachensturme im Voraus unterrichtet war, so mußte ein solches System, gefährlich für jeden constitutionellen Staat, dem der Revolution entstammenden Königthume schlechthin tödlich werden. Was ließ sich erwiedern, als der Prätendent Ludwig Bonaparte höhnend rief: „unser sociales Leben ist gebunden wie in Rußland oder Oesterreich, und Ihr redet von einem parlamentarischen Staate nach englischem Muster!“ Es bleibt doch eine bittere Satire auf die Freiheit des Julikönigthums, daß das zweite Kaiserreich später mit triumphirender Selbstgewißheit jene Festungswerke sprengen ließ, die unter Ludwig Philipp in die grauen Felsen über der Lyoner Arbeitervorstadt La Croix Rousse gemauert wurden. In seiner Angst vor den radikalen Feinden klammert das System sich an jeden Helfer, verbündet sich zuletzt mit seinen geborenen Feinden, den Ultramontanen. Jamais une position nette! lautete Metternich's Klage, so oft er mit dem preußischen Gesandten über die auswärtige Politik der Julidynastie sprach; derselbe Tadel trifft auch ihre Haltung im Innern.

Inmitten solcher Schwankungen der Angst bleibt doch der Grundcharakter des neuen Regiments unwandelbar: die Herrschaft des Mittelstandes, der Mittelparteien. Die letzten Trümmer der privilegirten

Klassen des alten Regimes brachen zusammen in der Juliwoche; und insofern — aber auch nur in diesem einen Punkte — bildet das Jahr 1830 einen Abschluß der von der Revolution begonnenen Entwickelung. Die Hoffnung, die alten und neuen besitzenden Klassen zu versöhnen, war gescheitert. „Wenn die Pairskammer nicht bestände, so würde ich sie im Verdachte haben, daß sie unmöglich sei,“ sprach einst zweifelnd Benjamin Constant. Die Sünden der Ultra's hatten solche mißtrauische Stimmung der Mittelparteien bis zu offenem Hasse gesteigert und zugleich erhärtet, daß dieser Adel, der eigenen Kraft entbehrend, seine ganze Bedeutung der Gunst des Hofes dankte. Nun fällt die adelsfreundliche Dynastie, und alsbald tritt der Mittelstand — zum ersten und einzigen male in der Geschichte eines europäischen Großstaates — in den ungetheilten Besitz der geordneten Herrschaft. Wie hat die Bourgeoisie diese Probe bestanden? Sie bewährte nicht nur eine sehr geringe Begabung zur Leitung des Staates, sie offenbarte auch eine Roheit der ständischen Selbstsucht, welche den schnödesten Verirrungen des alten Adelshochmuthes würdig an die Seite trat. Das in allen Colonien feststehende Urtheil, daß ein kaufmännisches Regiment die kleinlichste und engherzigste Form der Mißregierung sei, ist durch die französische Bourgeoisie nicht widerlegt, die in der Republik der Niederlande erprobte Erfahrung, daß der Mittelstand eine kühne auswärtige Politik nicht zu führen vermag, ist durch Ludwig Philipp abermals bestätigt worden. Nicht leicht entschließt sich ein Liberaler zu solchem Urtheile; aber nach einer langen Zeit kritiklosen Selbstlobes bedarf der Liberalismus heute dringend der kalten Selbstprüfung, und wir sind verpflichtet an die politische Moral der Mittelparteien den allerstrengsten Maßstab anzulegen. Das ist kein Zufall, daß gerade die Anhänger dieser Richtung sich jederzeit gern die edelsten und besten Männer der Nation genannt haben; denn wollen sie sein, was sie zu sein behaupten, so stehen sie nicht zwischen, sondern über den Parteien.

Läßt jenes Urtheil über die Mittelklassen sich aufrechthalten, das, einst von Thierry ausgesprochen, seitdem als ein Glaubensatz in die liberale Doctrin übergegangen ist? Ist es wahr, daß der Mittelstand danach trachtet, alle über ihm Stehenden zu sich herabzureißen, alle niedriger Gestellten zu seiner Höhe emporzuheben? Gewiß, Frankreichs dritter Stand hat die Herrschaft des Adels gebrochen, er hat seine Rechte im Namen Aller erobert und den niederen Klassen die sociale Freiheit geschenkt. Aber schon während der ersten Revolution

offenbart er dem scharfen Auge die Züge der Herrschsucht und Selbstsucht. Der dritte Stand ist Alles, so verkündet sein Apostel Sieyes, und Rabaud de St. Etienne wiederholt: „Nehmt den Adel hinweg und die Geistlichkeit, und Euch bleibt noch immer die Nation!" Die Privilegirten müssen ihre Wiederaufnahme in den dritten Stand verlangen — so hallt es wieder auf allen Gassen, da der dritte Stand durch eine Usurpation die große Revolution beginnt. Als er jetzt im Juli zum Regimente gelangt, zeigt er sofort alle Untugenden einer herrschenden Kaste. Sehr wahr bemerkte Fürst Metternich zu dem Grafen Maltzan, daß der Mittelstand nach dem Sturze des Adels eben aufhöre der Mittelstand zu sein. Weder Thron noch Altar sind diesen Menschen heilig, heilig allein das Geld. Der gesammte Staat wird als eine Actiengesellschaft eingerichtet — der hundertmal grundlos gegen das constitutionelle System gerichtete Vorwurf trifft in diesem Falle vollkommen zu. Fast alle politischen Rechte sind an Besitz und Steuerzahlung gebunden. Eifersüchtig, wie nur je der Adel über den Ansprüchen des blauen Blutes, wacht die Bourgeoisie über den Vorrechten des Beutels. Wenn drei Millionen Franzosen in der Nationalgarde die Waffen führen sollten, aber kaum 200,000 das Wahlrecht für die Deputirtenkammer besaßen, so war die Tribüne in der That ein Monopol geworden, wie die Radikalen klagten. Engherziger als die Regierung selber verweigert die erste Deputirtenkammer des Bourgeoisregiments jede irgend erhebliche Herabsetzung des für die französischen Vermögensverhältnisse unerträglich hohen Census; auch die Bildung ist dem Bourgeois kein Ersatz für das Geld, der niedere Census für die Capacitäten wird verworfen. Nachher, da die demokratische Strömung der Zeit langsam bis in die Kammern dringt, wagt doch nur eine Minderheit die Reform des Wahlgesetzes zu fordern, und dies Verlangen ist einem großen Theile der Opposition nur ein Parteimanöver, den Wenigsten das Ergebniß unbefangener Anerkennung für die Rechte der Massen. „Jedes System bedarf der Aristokratie," ruft der Deputirte Jaubert triumphirend, „die Feudalherren unserer Herrschaft sind die großen Kaufleute und Fabrikherren."

Wie die politische so wird auch die sociale Scheidewand, die den Geldadel von der Masse trennt, auf das Zäheste aufrechterhalten. Die Convenienzheirath, von Altersher ein Quell schwerer sittlicher und auch politischer Leiden für die höheren Stände Frankreichs, bildet noch immer die Regel; daß der Beutel nur den Beutel freien darf, steht

dem Bourgeois fest. Wie weiland der Hofadel in dem Saale des oeil de boeuf mit cynischer Menschenverachtung über die roture witzelte, so sprach jetzt mit wegwerfendem Hohne der Bankherr über den bas peuple, Herr Thiers über die „feile Menge." Und nicht blos mißachtet wird die Menge, dies herzlose Bürgerthum will gar nicht wissen, daß sie Bedürfnisse und Ansprüche hat, die mit dem Klasseninteresse der Herrschaft nicht zusammenfallen. Die Privilegien sind todt, wiederholen die Wortführer der Bourgeoisie unablässig, das Gesetz verbietet Niemandem sich das für das Wahlrecht nöthige Vermögen zu erwerben; in Theokratien oder militärischen Monarchien mag die Herrschaft einer Kaste entstehen, niemals durch influence bourgeoise. „Es giebt keine Klassenkämpfe mehr, ruft Guizot ganz glückselig aus, denn es giebt keine tief verschiedenen feindlichen Interessen mehr, was noch niemals früher auf der Welt geschehen ist." Ja wohl, das war noch niemals auf der Welt geschehen, daß der Sohn einer milden, menschenfreundlichen Epoche, ein hochgebildeter monarchischer Minister des schönsten Berufes der Krone, der Sorge für die Armen und Schwachen, so sündlich vergessen konnte. Ja wohl, das war noch niemals auf der Welt geschehen, daß ein kluger, welterfahrener Fürst, der das Brot der Verbannung gegessen und dem kleinen Arbeitsmanne in die schwieligen Hände geblickt hatte, auf alle Standesvorurtheile eines herzlosen Geldadels blindlings einging.

Wenn wir diese Bourgeoisie betrachten, wie sie, verknöchert in ihrer Selbstsucht, ihrem Dünkel, auf der weiten Welt nichts sehen mag denn allein sich selber, so erinnern wir uns unwillkürlich jener adlichen Damen des alten Regimes, die sich unbefangen in Gegenwart ihrer männlichen Diener entkleideten, weil ihnen der Gedanke ganz fern lag, daß die Canaille sozusagen auch zu den Menschen gehöre. „Wir, ruft Guizot seinen Getreuen zu, wir, die drei Gewalten, sind die einzigen gesetzlichen Organe der Volkssouveränität; außer uns giebt es nur Usurpation und Revolution." Mag der Pöbel um Hilfe schreien und sich zusammenrotten zu verzweifeltem Kampfe, um arbeitend zu leben oder kämpfend zu sterben — das pays légal, die Kammer und die reiche Wählerschaft, hält zu dem Systeme, darum steht dem Bürgerkönige fest die pensée immuable, daß jeder Schritt über die bestehende Oligarchie hinaus zur Zerrüttung der Gesellschaft führt. Die Ordnungsliebe der herrschenden Klasse steigert sich zum Fanatismus der Ruhe; für das arme Volk erfindet das Geldprotzenthum den niederträchtigen

Ausdruck „die gefährlichen Klassen." Gleich den Arbeitern behandelt die Oligarchie auch alle übrigen socialen Elemente, die nicht zu ihr gehören, mit vollendeter Geringschätzung. „Man wirft mir vor, sagt Guizot, daß es mir Freude mache, der Mißgunst der öffentlichen Meinung zu trotzen; das ist ein Irrthum, ich habe mich nie darum gekümmert." Aus solchem Hochmuthe entsprang die für eine constitutionelle Regierung unverzeihliche Vernachlässigung der Presse. Wohl hielten sich die Minister, wie damals jeder namhafte französische Staatsmann, ihre literarischen Schildträger, und eine dieser willigen Federn schrieb noch im Jahre 1847 die berufene Schrift **la présidence du conseil de Mr. Guizot**, darin die grenzenlose Selbstgenügsamkeit des Systemes sich bis zur Tollheit aufbläht. Im Uebrigen war man des **pays légal** sicher; was verschlug es, daß das niedere Volk an den Schriften des Umsturzes sich berauschte? Man hielt es nicht einmal der Mühe werth, gegen jenes gewandte, hochgefährliche und so leicht zu widerlegende Libell Louis Blanc's, das sich die Geschichte der zehn Jahre nannte, eine geschickte Widerlegung schreiben zu lassen.

Kein Zweifel, die lärmenden Anklagen wider das **système corrompu et corrupteur**, wider die Regierung der **cumulards** und den Gewissenstarif der Minister waren unglaublich übertrieben durch die Einseitigkeit des französischen Parteihasses. Gegen die Verderbniß des zweiten Kaiserreichs sind die sittlichen Makel des Julikönigthums ein Kinderspiel. Und prüfen wir scharf, so hat das neue Frankreich im Grunde nur einmal einer streng rechtschaffenen Verwaltung genossen: unter Napoleon I., der die Habgier seiner Beamten daheim zu bändigen wußte und ihr in dem unterworfenen Auslande die Zügel schießen ließ. Aber die Corruption bestand, sie erschien darum so widerwärtig, weil sie auftrat mit jener vulgären Unverschämtheit bürgerlichen Cliquengeistes, welche der alte Hofadel so nicht kannte, und vor Allem, weil sie heuchelte. Die Glücksritter des zweiten Kaiserreichs, die Morny und Magnan, hatten dessen nie ein Hehl, daß ihnen das Leben nur der Markt der Eitelkeiten, nur der Kartentisch für gewandte Voltenschläger war; unter Ludwig Philipp aber zerfrißt die Habgier alle Knochen der regierenden Klasse, derweil seine Minister den andächtigen Kammern die Gemeinplätze der Weisheit und Tugend predigen. Man schließt unter salbungsvollen Bußreden die Pariser Spielhöllen und beseitigt die königliche Lotterie, aber die gesammte Verwaltung wird zum Schacher. Guizot trat arm vom Ruder des Staats zurück, er

empfing selbst für den schmutzigen Handel der spanischen Heirathen nur einen Murillo und die Porträts des spanischen Königspaares — was der neue Cato natürlich nicht versäumt, den Lesern seiner Memoiren des Breiteren zu schildern — und derselbe Mann spricht unbefangen zu seinen Wählern: „wenn ich Euch Straßen und Canäle baue, fühlt Ihr Euch dadurch corrumpirt?" Das ganze Regiment bildet eine schlagende Bestätigung der alten Wahrheit, daß im Staate die kleine Moral leicht die große ertödet — einer Wahrheit, die wir Deutschen an der bürgerlichen Rechtschaffenheit und der politischen Verderbniß unserer kleinen Königreiche genugsam erprobt haben.

Unter dem Rufe „die Charte soll eine Wahrheit werden" beseitigt die Kammer zunächst alle jene Bestimmungen der Charte, welche der Alleinherrschaft der Bourgeoisie widersprechen. Dann folgt die massenhafte Absetzung der alten Beamten, und niemals kann die Regierung der Rachsucht und Stellengier der Kammer genug thun. Lafayette verschaffte in jenen ersten Wochen Hunderten seiner Anhänger einträgliche Stellen. Bald wird man durch die fatalité gouvernementale weiter geführt, man vermehrt und theilt die Aemter. Nach dem Berichte der Finanzcommission der republikanischen Nationalversammlung hat die Julireģierung 35,000 Beamtenstellen neu geschaffen, fast durchweg subalterne Stellen für employés, die ohne Weiteres entlaßbar sind. Frankreich war auf dem Wege zu einer Nation von Stellenjägern zu werden. Hoffnungslos klagte ein Minister, als er einen Freund in einem Amte versorgt hatte: „jetzt habe ich wieder einen Undankbaren und zehn Unzufriedene geschaffen". Wem man ein Amt nicht bieten darf, dem bleiben noch als letzte Zuflucht die geheimen Fonds, die pünktlich ihre zum Theil kurzweg auf den Inhaber lautenden Anweisungen einlösen. Das Wahlgesetz zertheilt das Reich in eine Menge kleiner Parcellen, und jenes Wort, das Dupin als den Wahlspruch für eine kleinsinnige auswärtige Politik aufstellte: chacun pour soi, chacun chez soi! wird rasch zur Richtschnur für das Verhalten der Wahlbezirke. Jeder Candidat muß sich verpflichten, die kleinen örtlichen Anliegen des Bezirks zu erfüllen, die Regierung wendet sich grundsätzlich an die Selbstsucht der Wähler. Ueber die Plätze der ministeriellen Deputirten führt der Weg zu Aemtern und nutzbaren Rechten, es gilt als Pflicht des bürgerlichen Familienvaters, seine Stimme zum Besten der Verwandten zu verwerthen. Darum bringt jede Wahl in die Kammer den Grundstock einer schlechthin ministeriellen Partei zurück,

die mit jeder Regierung geht, darum bestärkt sich das Volk in dem alten unseligen Argwohne, der in jedem Regierungsmanne einen Bestochenen sieht. Der Proceß des Minister Teste — an sich keineswegs bedeutsam, da solche Skandale der Corruption in der unreinen Luft unserer großen Städte jederzeit wiederkehren müssen — wirkte nur deshalb so überwältigend, weil das strenge Urtheil sich gestehen mußte, daß eine Regierung wie diese ohne Helfershelfer solches Schlages gar nicht bestehen konnte. Wenn Alexis von Tocqueville, der so oft die Kassandra des Julikönigthums spielte, diesen Verfall der politischen Sitten betrachtete, dann fand er seine Heimath reif für den Despotismus: „noch sehe ich Niemanden", ruft er schon im Januar 1842 in der Kammer, „der stark genug wäre unser Herr zu werden; aber ein Herr wird uns kommen früher oder später." Da indeß bei alledem die Formen des Gesetzes gewahrt bleiben, so antwortet Guizot trocken den Warnern: „was Ihr Corruption nennt, das ist einfach die Thätigkeit der Verwaltung!"

Es leuchtet ein, daß ein solches System die napoleonische Bureaukratie unwandelbar aufrecht erhalten mußte. Wohl lärmten die Parteien dann und wann mit einigen verlorenen Worten über die Decentralisation, und im Jahre 1835 erschien bereits das in der Geschichte der politischen Theorien des Festlandes epochemachende Werk von Alexis von Tocqueville, dem größten politischen Denker, den Frankreich seit Bodinus und Montesquieu gesehen hat. Aber die Ideen der démocratie en Amérique standen noch wildfremd inmitten der despotischen Sitten des Landes; viel gelesen und viel bewundert bedurften sie der Zeit um verstanden zu werden und warben erst unter dem zweiten Kaiserreiche eine namhafte Schaar einsichtiger Anhänger. Was die Regierung unter Decentralisation verstand, das erhellt unzweideutig aus einem klassischen Schreiben Guizot's an den Präfekten der obern Saone: „die schlimmste Gefahr für ein Volk, predigt er hier sehr beweglich, ist die Centralisation der Geister; es thut noth, daß sich überall im Lande kleine Mittelpunkte unabhängiger Meinungen bilden, deshalb müssen — noch einige hundert legitimistische Maires abgesetzt werden!" Die organisation paperassière arbeitet weiter mit der gewohnten geistlosen Vielgeschäftigkeit, und das Nothjahr 1847 sollte zeigen, wie dies Schreiberregiment in der Stille seiner

Aktenberge selbst die grellsten Erscheinungen des Verkehrslebens gar nicht bemerkte: nichts war gethan, um den Getreidehandel von seinen gesetzlichen Fesseln zu befreien, denn die Präfecten hatten übereinstimmend nach Paris berichtet, an eine Hungersnoth sei nicht zu denken. Allerdings geschehen einige Reformen, die den Bürger vor der Willkür der Obrigkeit sichern sollen. Die Prevotalhöfe waren gefallen, und jener Artikel 14 der Charte, der den Bourbonen unheilvoll gewesen, wird umgeändert. Der König soll fortan nur jene Ordonnanzen erlassen, welche zur Ausführung der Gesetze nöthig sind und die Schranken des Gesetzes einhalten. Doch leider hatte die Kammer, in bester Absicht und beherrscht von der Doctrin der absoluten Gewaltentrennung, hier das Unmögliche gefordert. Die Verwaltung kann niemals blos der ausführende Arm des Gesetzgebers sein, der Artikel war in solcher Fassung unhaltbar und wurde auch nicht gehalten. Nach wie vor regeln die königlichen Ordonnanzen tausend Verhältnisse, daran der Gesetzgeber nie gedacht, nach wie vor steht die Verwaltung als eine selbständige Ordnung neben den Gerichten und dem Parlamente.

Schon die Zusatzacte der napoleonischen hundert Tage hatte versprochen, daß ein Gesetz den Art. 75 der Consularverfassung ändern sollte, wonach jede gerichtliche Anklage gegen einen Verwaltungsbeamten von der Erlaubniß des Staatsraths abhing. Das Gesetz war nie erschienen, und die Doctrinäre pflegten, so lange sie in der Opposition standen, nach dem Vorgange ihres Meisters Benjamin Constant, die Bourbonen unablässig an das napoleonische Versprechen zu mahnen. Kaum an's Ruder gelangt, vergessen die Schüler Constant's der eigenen Mahnung. Der Verwaltungsbeamte bleibt sichergestellt vor den Gerichten, und nur Eine neue Bürgschaft bringt das Jahr 1832 den Regierten: der Staatsrath hält fortan öffentliche Sitzungen, sobald er als Verwaltungsgerichtshof auftritt. Ebenso unfruchtbar bleiben die Versuche, den Regierten einen selbstthätigen Antheil an der Verwaltung einzuräumen. Eine Reihe lobenswerther Gesetze aus den Jahren 1831 bis 38 bestimmt, daß die conseils der Departements, der Bezirke, der Gemeinden in Zukunft von den Höchstbesteuerten gewählt, nicht mehr vom Könige ernannt werden, aber der Wirkungskreis dieser Collegien bleibt der alte, die Action der Verwaltung liegt wie bisher ausschließlich in der Hand der ernannten Soldbeamten.

Keine Partei der Epoche durchschaut die letzten Gründe der Unfreiheit des Staats, sie alle begegnen sich in der Ueberzeugung, daß

das gesammte öffentliche Leben im Staate, die gesammte politische Thätigkeit in den besoldeten Beamten enthalten sein müsse. Darum ward auch das in der Julirevolution von den Kammern errungene Recht der Initiative fast niemals ausgeübt. Wenn Lamartine der Republikaner die Regierung als „die handelnde Nation" verherrlicht, so stimmt er vollkommen überein mit Guizot, der „die durchgeführte Einheit des socialen Gedankens in der Regierung dargestellt" sieht. Eine letzte selbständige Gewalt, die dieser Einheit des socialen Gedankens noch im Wege stand, die Pairskammer, war gefallen. Die Krone hatte mit kurzsichtiger Schlauheit den Gleichheitsfanatismus der Nation für sich ausgebeutet und ein durch den König ernanntes Oberhaus geschaffen, das der Bureaukratie die Gegenwart erleichterte, die Zukunft freilich keineswegs sicherte. Die Deputirtenkammer wird nicht nur unter den Drohungen und Verheißungen des Beamtenthums gewählt, sie füllt sich auch mehr und mehr mit Beamten, bis zuletzt unter 459 Abgeordneten gegen 200 Beamte tagen. Die bureaukratische Maschine des Soldatenkaisers arbeitete sicherer denn je; wehe der Hand, die sich vermessen hätte hemmend in dies wohlgefügte Triebwerk einzugreifen! Eine Aeußerung Leon Faucher's aus den Tagen der Republik veranschaulicht vortrefflich den Geist dieser Verwaltung. Als Cavour dem alten Vorkämpfer des Freihandels seine eigenen freihändlerischen Ansichten entwickelte, meinte Faucher trocken: „solche Ideen hält man hoch, so lange man außerhalb der Regierung steht, und man wirft sie zum Fenster hinaus, sobald man Minister ist." Niemand wird einen Mann von Leon Faucher's Talent jener bornirten Selbstgefälligkeit zeihen, welche weiland die Staatskünstler unserer Kleinstaaten bewog, jeden tiefen politischen Gedanken als unpraktisch zu belächeln, weil er in der Praxis des Kreisdirectionsbezirks Zwickau oder in den Akten der Eschenheimer Gasse nicht vorkam. Der französische Staatsmann bekannte einfach die Thatsache, daß kein Minister etwas ausrichten konnte gegen die despotischen Gewohnheiten der Bevormundung, die in dem Geiste und dem Organismus dieser Verwaltung wurzelten.

Unter solchen Umständen mußte das parlamentarische Leben reißend schnell verfallen. Während die Kammerverhandlungen der Restauration von einem hochbedeutsamen Kampfe zweier Klassen der Gesellschaft erfüllt waren, beherrscht jetzt ein Stand beide Häuser. Das Leben des Staats sinkt herab zu einem jeu des institutions, wie der bezeichnende französische Ausdruck lautet, es erscheint in der Wirklichkeit noch weit

formaler und inhaltloser, als in der Theorie Montesquieu's. Die Krone und die beiden Kammern bedeuten nichts durch sich selber, sie sind alle drei nur Organe derselben socialen Kraft, der Bourgeoisie, die den Staat lenkt, derweil die drei Gewalten einander das Gleichgewicht halten. Sehen wir ab von den Legitimisten und von den schwachen Anfängen einer republikanischen Richtung, so darf man sagen: es gab keine Parteien in diesen Kammern, denn die Männer der Bourgeoisie sind einig über alle wesentlichen Fragen der innern Politik, sie wollen alle die Fortdauer der bureaukratischen Maschine und ihre Ausbeutung zum Besten der herrschenden Klasse. Wenn der Prätendent Ludwig Bonaparte diesem Systeme vorwarf, es gebe keine conservative Partei, so trifft dies nur das Volk außerhalb der Kammern; das pays légal bestand in seiner Mehrheit nur aus Conservativen, doch es war arm an Muth, ohne die Zucht opferfreudiger Hingebung. Von allen Wahlen des Julikönigthums gilt das Geständniß, das Guizot einmal über einen Wahlkampf ablegt: man stritt nicht um Grundsätze, sondern um ein Chaos von Candidaten, welche die Regierung annahm oder verwarf. Unsere Absicht ist, so viele Regierungen als irgend möglich zu Falle zu bringen — so bekannte einer der Führer der Opposition.

Wenn dennoch die Kammern von wüthendem Kampfe widerhallten, so sind es die grands amours-propres, wie der König zu sagen pflegte, es ist der persönliche Ehrgeiz einzelner Männer, was diese Händel erregt. Die Kammer zerfällt zuletzt in sieben Parteien, doch während Niemand sagen kann, welcher Gegensatz der Meinungen zwischen diesen Coterien besteht, weiß Jedermann nur das Eine sicher, daß Guizot und Thiers, Odilon Barrot und Molé einander die Ministerposten nicht gönnen. Darum wirft Lamartine dem tiers parti die Beschuldigung in's Gesicht: „Ihr seid kein Princip, Ihr seid nur ein Ränkespiel (une tactique).“ Das alberne Märchen, welches behauptet, daß in England jede dem Cabinette ungünstige Parlaments-Abstimmung nothwendig den Rücktritt der Minister herbeiführe, wird hier buchstäblich verwirklicht. Ein Zufall, eine Verstimmung, ein unvorsichtiges Wort von der Ministerbank genügen, um ein Cabinet zu stürzen. Während der rücksichtslosen Jagd nach den Portefeuilles kommt den Fractionsführern Würde und Anstand gänzlich abhanden, und der König verfällt dem Verdachte, daß er selber absichtlich die Führer der Kammern in immer neuen Ministerkrisen sich abnutzen lasse, um seine eigene Unentbehrlichkeit zu erweisen. In der That versuchte der schlaue Fürst, wie einst Georg III.

von England, durch seine persönliche Politik die Absichten lästiger Minister fortwährend zu durchkreuzen. Selbst Guizot's unerschütterlicher Tugendstolz kann einige Beschämung nicht verbergen, wenn er in seinen Memoiren von jener Coalition erzählt, die er mit seinen Feinden schloß, um den unangenehmen Nebenbuhler Molé zu stürzen. Auf das Unwürdigste tritt diese Ränkesucht in Thiers hervor. Er donnert als Oppositionsmann mit patriotischer Entrüstung gegen das Recht der englischen Kreuzer, die des Sklavenhandels verdächtigen Schiffe zu durchsuchen; und doch war der Vertrag von 1833, worauf jenes Visitationsrecht beruhte, abgeschlossen worden, während Thiers selber das Handelsministerium leitete! Um Guizot zu schaden, greift er den König selber an, mit einer Gehässigkeit, die im Munde eines Monarchisten selbst dem Republikaner Lamartine lächerlich erscheint; er nennt dies avertir la royauté, aber Warnungen solcher Art mußten die ohnehin schwache Ehrfurcht des Volks vor der Bürgerkrone völlig untergraben. Die alte nationale Sünde, der Neid, ward in diesem Ringen um die Kammermehrheit furchtbar gefördert. Es war der Neid, der einst schon in den sogenannten unschuldigen Jahren der Revolution Mirabeau zurückstieß von der Stelle des leitenden Staatsmannes, die ihm gebührte; es war der Neid, der jetzt gegen jeden Regierenden, weil er regierte, sich erhob. Alle seine Sünden konnten Guizot vergeben werden, nur die eine nicht, daß er sieben Jahre am Ruder blieb.

Da die Bourgeoisie über die praktischen Fragen der Verwaltung einverstanden war, so wählte die Opposition zum Tummelplatz ihrer Angriffe mit Vorliebe die Adreßdebatte, deren unbestimmte Allgemeinheit allen Unsitten aufgebauschter Rhetorik und spitzfindiger Advocatenkunst zu Statten kam, und die Berathung über die geheimen Fonds — dies von jeder Regierung gefürchtete défilé des fonds secrets, wo die persönliche Feindschaft sich in den Mantel tugendhafter Entrüstung hüllen konnte. Aber den willkommensten Angriffspunkt, den wesentlichen Inhalt aller großen parlamentarischen Schlachten, lieferte die auswärtige Politik — also jenes Gebiet des Staatslebens, welches sich für parlamentarische Verhandlungen am wenigsten eignet. Die Abstractionen der parlamentarischen Debatte werden ohnehin nicht leicht populär; die Masse kann nicht verstehen, daß oft die Annahme eines Amendements von zwei Zeilen, die Streichung einer Partikel über einen großen politischen Grundsatz entscheidet. Nun gar dieser parlamentarische Kampf ohne Zweck und Inhalt erschien den Massen als ein lang=

weiliges Wortgefecht. Es ist nur zu wahr — die aufrichtigen Klagen mancher Schriftsteller des Mittelstandes ändern nichts daran —, daß die Mehrzahl der Franzosen mit vollendeter Gleichgiltigkeit das parlamentarische System fallen sah. Die Bourgeoisie selber beginnt zu ermüden; die Wahlkämpfe werden nie wieder mit jener leidenschaftlichen Theilnahme wie unter der Restauration durchgefochten. Die Zahl der an der Urne erscheinenden Wähler schwankt zwischen 75 und 83%, eine bescheidene Summe bei einem Wahlgesetze, das nur einer kleinen Minderheit das Wahlrecht giebt. Sogar die deutschen liberalen Blätter, die noch lange den Glauben an den Musterstaat der neuen Freiheit nicht aufgeben wollten, erkennen endlich, daß es ohne jede praktische Folge bleibt, wenn wieder einmal nach einer großen parlamentarischen Scene ein neuer Minister auf einige Monate in das vornehme Karawanserai am Boulevard der Kapuziner einzieht. Die von der constitutionellen Doctrin verherrlichte Parteiregierung war unter den Bourbonen eine Gefahr für den Staat, da der Uebergang der Ministerstellen in die Hand der Ultra's zum Umsturz der Verfassung führen mußte, unter den Orleans ein Verderben für das Ansehen der Krone, ein schmutziger Quell erbärmlicher Ränke.

Sicherlich redet die Sophisterei eines verwilderten Parteigängers aus jener Anklage, welche Emil Girardin damals in der „Presse“ aussprach: „Keine Straßen, keine Canäle, die Vicinalwege zur äußersten Erbärmlichkeit herabgesunken, nichts für die Industrie, nichts für das Eigenthum, nichts, immer nichts!“ Und es gereicht der Redlichkeit, dem Anstande der Staatsmänner des zweiten Kaiserreichs keineswegs zur Ehre, daß der Staatsminister Rouher dies Schlagwort einer wüthenden Opposition wieder hervorsuchte und als das Ergebniß der parlamentarischen Gesetzgebung kurzab rien! bezeichnete. Aber auch die beredte Schrift, welche Graf Montalivet gegen solche Schmähung richtete, hat den Beweis nicht geführt, daß jene achtzehn Friedensjahre für die Wohlfahrt der Massen fruchtbar gewesen. Was frommte es dem Volke, daß das Budget in 338 Capitel zerfiel, und die Kammer jede Aenderung dieser unüberschreitbaren Posten auf dem Küchenzettel des Staates mit kleinmeisterlicher Tadelsucht rügte? Was nützte es dem kleinen Manne, daß das Ministerium, zitternd vor den Kammern, selbst nothwendige Anleihen unterließ und die ungünstige Finanzlage, nach der Weise schwacher Regierungeu, durch die ungebührliche Vermehrung der schwebenden Schuld zu verdecken wußte? Für den Landmann, für

zwei Drittheile der Nation, hatte die Bourgeoisregierung kein Herz. Freilich, gegen ein altes schweres Leiden des Landbaus, gegen den Absenteismus, war selbst die Allmacht dieses Staates machtlos: nur ein radikaler Umschwung der Sitten konnte die reichen Grundbesitzer bewegen, die Einförmigkeit des Landlebens dem Luxus der großen Städte vorzuziehen. Noch härter drückte den Bauern der Capitalmangel, die Erschwerung des Credits, welche ihn zwang, 8 bis 11% für seine Anlehen zu zahlen. Hier in der That konnte die Staatsgewalt helfen durch eine Reform der unverständigen Hypothekengesetzgebung, und diese Reform unterblieb! Auch die Bank von Frankreich behielt ihr Monopol, die Pariser Bourgeoisie wollte den Nutzen der Provinzialbanken nicht begreifen. Dazu die ungeheuren Stempel- und Einregistrirungsabgaben, welche sich durchschnittlich zu der Gesammtsumme der indirekten Steuern wie 4 zu 5 verhielten und den Grundbesitz unverhältnißmäßig belasteten.

Wahrhaft verderblich aber ward dem Landbau der Schutzzoll. Zwar Guizot, der die Volkswirthschaft nie beachtet hat, wußte auch für diese Fragen ein wohllautendes politisches Schlagwort zu finden: eine conservative Politik sei berufen, jedes vorhandene sociale Interesse wirksam zu schützen. Der König dagegen war Freihändler, und eben jetzt offenbarten die Franzosen abermals ihr unvergleichliches Talent, neue sociale Gedanken in der Welt zu verbreiten. Die englische Freihandelsbewegung drang über den Canal, das journal des économistes entstand, und die Schule Bastiat's machte die Lehren des freien Wettbewerbs zu einem Gemeingute Europa's. Um so unbegreiflicher die fortschreitende Entartung der Handelspolitik, welche dieser Läuterung der Theorie zur Seite geht. Schamloser denn je erhebt sich die Selbstsucht der Fabrikanten, sie findet in der Gesellschaft zum Schutz der nationalen Arbeit, in den Odier und Lebeuf, beredte Vertheidiger. Die Regierung wagt dem Klasseninteresse der Bourgeoisie nicht zu widerstehen. Sie bricht die Verhandlungen mit England über gegenseitige Handelserleichterungen ab, denn sie fürchtet die Nachrede, daß sie in Englands Solde stehe. Sie bietet den deutschen Nachbarstaaten eine Herabsetzung des Zolles auf Schlachtvieh und Wolle an; sofort lassen die Generalräthe einen Nothschrei erschallen, und das Cabinet weicht zurück. Sie befreundet sich dem kecken Gedanken eines Zollvereins mit Belgien, findet indeß nicht den Muth, den Plan gegen den Widerstand von Preußen und England, sowie gegen den weitblickenden Argwohn des Königs Leopold aufrecht zu

erhalten. Inden Guizot nachgiebt, bittet er den Grafen Appony dringend, mit ihm nicht mehr über die Frage zu reden, damit er in der Kammer versichern könne, er sei nicht vor fremdem Einspruch zurückgewichen! Um doch etwas zu thun, gewährt Frankreich Differenzialzölle zu Gunsten einiger belgischen Fabrikate, aber auch dies Zugeständniß muß auf Belgien beschränkt bleiben, da die heimischen Spinner sich bedroht fühlen.

Und abermals gleichwie unter der Restauration stehen die Kammern der Freiheit des Verkehres noch weit feindseliger gegenüber denn die Regierung; als die letztere einmal einen bescheidenen Versuch wagt, einige Sätze des Tarifs zu ermäßigen, da stimmt sie zuletzt, eingeschüchtert, gegen ihren eigenen Antrag. Erst im Jahre 1847 wird der Plan einer tiefer eingreifenden Zollreform eingebracht, aber die gewerbfleißigen Volksvertreter begraben das Gesetz unter den Akten. Während solcher tastenden Versuche besteht das alte Prohibitivsystem unabänderlich fort, es wird in vielen Fällen verschärft und nur einmal, durch die Abschaffung der Durchfuhrzölle, ernstlich gemildert. Die Einfuhr aller Woll- und Baumwollwaaren wird thatsächlich verboten, worauf England durch schwere Belastung der französischen Weine antwortet; der Landmann leidet also zwiefach, er sieht seine Kleidungsstoffe vertheuert und den Markt für sein Lieblingsproduct beschränkt. Der constitutionelle Musterstaat schaute mit unendlicher Verachtung auf die deutsche Barbarei herab; „die Unruhen am Rhein, schrieb der Minister des Innern zur Zeit des Hambacher Festes an die Präfekten der Grenzdepartements, rühren lediglich daher, daß die Deutschen ihre heimischen Zustände mit der glücklichen Lage Frankreichs vergleichen.“ Welch eine Beschämung nun, als Preußen zur selben Zeit den Antrag Frankreichs auf einige gegenseitige Zollermäßigungen mit der treffenden Bemerkung abwies: Frankreich sei noch gar nicht in der Lage, mit der höher entwickelten Gesetzgebung des Zollvereins Zug um Zug zu verhandeln; zuerst möge man mit dem Prohibitivsysteme brechen und den Grundsatz der Verkehrsfreiheit anerkennen, den Preußen schon im Jahre 1818 angenommen habe *).

Noch schimpflicher für den mächtigen Einheitsstaat erschien der Vergleich mit dem zersplitterten Deutschland auf dem Gebiete der Verkehrswege. Allerdings stieg das Budget der öffentlichen Arbeiten unter

---

*) Schreiben des Ministeriums des Auswärtigen vom 7. Febr. 1834 an den Gesandten v. Arnim in Darmstadt (aus Eichhorn's Feder). Hdschr.

Ludwig Philipp von 33 auf 69 Millionen; einige große königliche Straßen wurden erbaut, etliche Häfen vergrößert und jenes beneidenswerthe Canalsystem, das auf dem Festlande nicht seines Gleichen hat, durch mehrere neue Wasserwege erweitert. Als aber die Eisenbahnen auf den Continent drangen und selbst in dem ärmeren Deutschland die Privatindustrie sich mit Erfolg des neuen Verkehrsmittels bemächtigte, da zeigte das Julikönigthum eine abschreckende Unfruchtbarkeit, die Cavour in einem meisterhaften Aufsatze gegeißelt hat. Jahrelang besaß Frankreich nur eine Eisenbahn: jene Lustbahn, welche die Pariser zu den Freuden von Versailles führte. Bald hemmte die Parteiwuth der Kammern, die diesem Ministerium kein Vertrauen erweisen wollten, bald die Selbstsucht der großen Bankherren, die sich selber die gewinnreiche Speculation vorzubehalten gedachten. Als endlich der großartige Plan eines wohlgegliederten Eisenbahnnetzes durchgesetzt wird, da regt sich jener kleinliche Kirchthurms-Eigennutz, den das System grundsätzlich gefördert hatte: die großen Städte gönnen einander nicht den Vorzug, darum werden nicht einige Hauptbahnen rasch vollendet, sondern fast alle gleichzeitig begonnen, bis schließlich — der Präsident der Republik mit napoleonischer Selbstgefälligkeit alle jene Eisenstraßen festlich einweiht, welche das Julikönigthum entworfen hatte. Selbst bescheidene wirthschaftliche Reformen, wie die Umgestaltung des Postwesens, wofür Rowland Hill längst die Wege gewiesen, vermag dies unthätige Regiment nicht durchzusetzen. Nun gar an eine kühne Initiative zur Hebung tiefeingewurzelter wirthschaftlicher Schäden war nicht zu denken; umsonst bat der Landmann des Südwestens um die Urbarmachung seiner öden Haiden, der Landes, die allein der Staat durchführen konnte.

Solche Unfruchtbarkeit der wirthschaftlichen Politik konnte gerade diesem System am wenigsten verziehen werden. Es war freilich nicht, wie seine Lobredner sagen, ein Regiment ohne Marktschreierei und Phantasterei, doch immerhin ein Regiment des Verstandes, prosaisch wie die Klasse, der es diente. Die Julimonarchie hat dem landesüblichen Laster der Prahlerei etwas weniger gehuldigt als ihre Vorgänger, sie konnte nicht prunken mit der göttlichen Weihe der Lilien noch mit kaiserlicher Glorie, sie mußte ihre Stütze suchen in der nüchternen Förderung der materiellen Interessen. Die ungeheure Umwälzung des Handels und Wandels hatte die allerursprünglichste und allerschwerste der socialen Fragen — wie das Getriebe durch Hunger und durch Liebe

sich weiter halten solle? — in den Vordergrund des europäischen Lebens gerückt. Aber wie mit Blindheit geschlagen taumelt das Bürgerkönigthum an den Zeichen der Zeit vorüber. Als der hungernde Magen und der blutige Neid in der Croix rousse jenen gräßlichen Arbeiteraufruhr erregten, da athmete man in den Tuilerien nach dem ersten Schrecken erleichtert auf; man hatte eine republikanische Verschwörung vermuthet, doch Gottlob, es war blos ein socialer Krieg!! Man sieht mit Entsetzen das massenhafte Einströmen des Landvolkes in die Industrieplätze, man verbietet oder erschwert grundsätzlich die Anleihepläne der großen Städte, auf daß nicht durch die Einrichtung von Arbeitervierteln das willige Kriegsheer der Demagogen sich noch mehr verstärke. Zu Rouen und Lille in der Rue de la bassesse und dem Impasse des cloaques grinst das Elend, scheußlich wie die Straßennamen selber; in den steilen Gassen hinter dem Pantheon drängen sich Laster, Noth und Krankheit dicht zusammen. Der Staat aber genügt seiner Pflicht, wenn er die Verworfenen überwacht und seine Truppen für den Straßenkampf drillt. Jede Association der Arbeiter ist an polizeiliche Erlaubniß gebunden, die von der argwöhnischen Bourgeoisie in der Regel versagt wird; die offene Verbündung der Schwachen gegen den Starken, die Arbeitseinstellung, wird streng verboten. Bei solcher Fülle des Zwanges bedeutet es wenig, daß die Zahl der Sparkassen von 13 auf 519 steigt.

Die Nöthe des creditlosen Landmannes werden nicht gehoben, die uralte Neigung der Romanen für das Stadtleben wird noch verstärkt durch das lockende Glücksspiel der neuen Industrie. Die Hauptstadt wächst zu einem ungeheuren Fabrikplatze heran, auch in anderen großen Städten schwillt die Bevölkerung reißend, aber auf dem flachen Lande stockt die Volksvermehrung, einzelne Departements in den Alpen und im Jura sinken stätig. Bereits konnten weitblickende Statistiker den Zeitpunkt berechnen, da das kleine Preußen auch durch die Zahl seiner Köpfe dem mächtigen Nachbarn gewachsen sein würde. Das Zweikindersystem wird zur Regel in weiten Kreisen der Gesellschaft, und es stützt sich nicht auf kluge Selbstbeherrschung, es geht Hand in Hand mit einer grauenhaften Zunahme der Prostitution, mit den wüstesten Verirrungen des thierischen Triebes. Die weise Einfalt des Alterthums bekannte sich zu dem aristotelischen Satze, daß die Hälfte des Staates verwildere, wenn die Lage der Weiber schlecht geordnet sei. Hier ward die Emancipation der Frauen, die Verklärung des Fleisches auf allen Gassen gepredigt und geübt, und der alternde König hing

unbeirrt an seiner pensée immuable, Guizot an seinem toryisme bourgeois. Die drei Gewalten des pays légal beriethen über Schutzzölle und haderten über Ministerposten, als sei Alles in Ordnung. Sie wähnten, jener Welt des Elends, die sich bittend, drohend, sündigend auf den Märkten drängte, Genüge zu leisten, wenn sie einige harte Artikel des Strafgesetzbuches milderten.

In einem einzigen Falle hat das Julikönigthum mit warmem Eifer für den kleinen Mann gesorgt: in jener besten Zeit Guizot's, da er das populärste, das seinem Talente am meisten entsprechende Ministerium, das des Unterrichts, leitete. Auch hier allerdings verleugnet der Mann sich nicht, der unter den Schreckensscenen der Conventsherrschaft die bestimmenden Eindrücke seines Lebens empfing: das große Problem der modernen Gesellschaft ist ihm die Beherrschung der Geister, die durch den Einfluß des Staates bewirkt werden muß. Immerhin blieb es ein großes Verdienst, daß der Minister aus eigenem Antriebe, nicht gedrängt durch die gegen diese hochwichtigen Fragen stets gleichgiltige Presse, das schmählich verwahrloste Volksschulwesen umgestaltete und fast eine Million neuer Schüler dem Lande gewann. Die von dem Soldatenkaiser unterdrückte akademische Section für die politischen und moralischen Wissenschaften wird wiederhergestellt, die historische Forschung in großartiger Weise unterstützt, durchgängig bewiesen, daß Kenner der Wissenschaft an der Spitze der Bürgerregierung stehen. Freilich ein vollständiger Erfolg war nicht erreicht; denn gegen die Einführung des Schulzwanges sträubte sich der Haß des Clerus, die Selbstsucht der Bourgeoisie, welche dem Arbeiter den Luxus der Bildung gern untersagt hätte, endlich jene unter bureaukratischer Bevormundung nothwendig gedeihende staatsfeindliche Gesinnung, welche neue Pflichten gegen das Gemeinwesen nur unwillig übernimmt — und solche Stimmungen bezeichnete man mit dem schönen Worte: der Unabhängigkeitssinn der Nation.

Größere Theilnahme erregte der Kampf um die Freiheit des Unterrichts, dessen Verlauf deutlich offenbarte, wie tief der Gedanke der Staatsallmacht in die Sitten der Nation eingedrungen war. Die napoleonische Universität hatte dem Zwecke ihres Schöpfers trefflich entsprochen. Die gesammte Lehrerschaft der Lyceen lag als ein williges Werkzeug in der Hand des Ministers. „Das eitle Vergnügen einer verführerischen Improvisation“ war ihr ausdrücklich verboten, der Unterricht ward zur geistlosen Abrichtung. Die meisten gebildeten Fran=

zosen denken noch jetzt mit Haß, nicht wie die Deutschen und Briten mit launigem Behagen, an ihre Schulzeit zurück. Sogar Ernst Renan gesteht, daß der Unterricht auf den theologischen Seminarien minder geisttödend wirke als die Bildung der Lyceen, und Bastiat ward durch den Ekel über den Regelzwang des falschen Classicismus zum Kampfe wider die gesammte classische Bildung verführt. Aber als jetzt die Kirche ihren Krieg wider die Universität beginnt und, bald im Namen des Glaubens, bald im Namen der Freiheit, den Untergang des Staatsmonopols verlangt, da schlagen sich fast alle Wortführer der öffentlichen Meinung auf die Seite der Universität: der bureaukratischen Verbildung erscheint die Befreiung der Kirche als die Herrschaft der Kirche, dem Alltagsliberalismus gilt als Freiheit nur der Zwang gegen seine Feinde. In der That sollte Guizot bald bewähren, daß er selber unter der Freiheit des Unterrichts nicht den freien Wetteifer Aller, sondern das Vorrecht der Kirche verstand. Der Verfassung zuwider führten die Jesuiten ihre Lehranstalten weiter, die Regierung aber sah mit doppelzüngiger Schwäche der Verhöhnung der Gesetze zu, sie hielt die ultramontane Richtung für eine Stütze der conservativen Politik und begrüßte mit Freuden, Guizot selbst gesteht es, jede Erstarkung des katholischen Geistes.

Die Kirche hatte noch einmal einen Ausbruch des unter den Bourbonen angesammelten Religionshasses erdulden müssen, in jenen wüsten Tagen, da der Palast des Erzbischofs von Paris zerstört ward und der Bildersturm die Hallen von St. Germain l'Auxerrois schändete. Nachher scheint sie sich von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, sie muß die Ansprüche einer Staatskirche aufgeben und gilt dem Gesetze nur noch als die Religion der Mehrzahl der Franzosen. Ihre Priester, Anfangs sogar als Feinde der Julidynastie beargwohnt, gelangen auch später niemals zur Herrschaft in den Tuilerien. Gerade jetzt ward offenbar, daß die Masse des Volks noch eben so treu an ihrem katholischen Glauben hing, wie einst, da die Bauerschaft gegen die Priestergesetze der Constituante zu den Waffen griff. Nicht der Kirche hatte die Feindschaft der Liberalen unter der Restauration gegolten, nur der den Staat beherrschenden Kirche. Unter dem Bürgerkönige erwacht der alte Glaubenshaß nur dann wieder, sobald der Staat Miene macht die Kirche zu begünstigen. Die Presse lärmt wider die Pfaffen, sobald ein Oberst sein Regiment in die Messe schickt, und einmal lodert der Zorn der bourbonischen Tage für eine kurze Zeit in hellen Flammen auf, da Guizot den Sonderbund unterstützt und den Jesuiten gesetzwidrige Nach-

sicht gewährt. Sobald der Staat in seine gleichgiltige Haltung zurückfällt, schenkt auch die Presse dem kirchlichen Leben keine Beachtung mehr.

So werden denn jetzt in der Stille, erfolgreicher als unter der Restauration, die Grundfesten gelegt für jene neue ultramontane Macht, deren Größe in den Tagen der Republik die weite Welt überraschen sollte. Starrer denn je schließt der römische Stuhl sich ab gegen jeden modernen Gedanken, er verwirft den Versuch des Avenir, die Kirche mit der Demokratie zu versöhnen, und verdammt die Gewissensfreiheit als ein deliramentum. Die ultramontanen Blätter mehren und mehren sich, sie verkünden immer zuversichtlicher die Lehren schrankenloser Herrschsucht, seit der neu-römische Geist in dem Kölner Bischofshandel seinen ersten großen Triumph errungen. Ein bigotter kirchlicher Eifer wird rege nicht blos in jenen legitimistischen Strichen der Bretagne, wo der Bauer einen ungekrönten König für eben so gottlos hielt wie einen ungeweihten Priester, sondern auch in den gebildeten Strichen des Landes. Tausende von Gläubigen drängen sich in Paris um die Kanzel des Paters Lacordaire; der milde Abbé Coeur weiß die des Spottens müde vornehme Welt vollends zu gewinnen durch die Versicherung, daß die Kirche die gesunden Gedanken der Revolution keineswegs bekämpfe. Der Staat, Gemeinden und Private bauen wetteifernd neue Kirchen, jeder Tag bringt Schenkungen und Vermächtnisse an die frommen Stiftungen, rings im Lande entstehen große geistlich-weltliche Vereine. Die gesammte Frauenwelt, die in der herzlosen Flachheit voltairianischer Aufklärung keine Befriedigung fand, ward nach und nach für die streng römische Richtung gewonnen. Und da in französischen Ehen die Frau zu regieren pflegt, so entstand allmählich in den gebildeten Häusern jenes unwahre Verhältniß, das unter den Krankheitssymptomen der neufränkischen Gesittung nicht das letzte ist: die Frauen dem Beichtvater ergeben, die Männer im Kreise der Freunde freigeisterisch, im Hause bigott und heuchelnd. Und was bedeutete dies gewaltige Anschwellen der kirchlichen Macht für den französischen Staat? Offenbar, die neue römische Kirche konnte einem Bonaparte, einem Bourbon, einem republikanischen Regimente ein Bundesgenosse werden, sie konnte jeder Regierung helfen, welche die gläubigen Stände, den Adel oder die Masse, begünstigte, aber sie blieb der geborene Feind des Julikönigthums, das, trotz der ultramontanen Schwachheiten seines protestantischen Ministers, allein unter den Voltairianern der Bourgeoisie seine Stützen fand.

Die Bourgeoisregierung verstand nicht, in einer Zeit großer wirthschaftlicher Umwälzungen und unermeßlich gesteigerter Ansprüche an den Staat, Dauerndes für die Wohlfahrt des Volkes zu schaffen. Sie fand auf der Welt nirgends einen Bundesgenossen, denn allein den herrschenden Stand, dessen Stärke und Ansehen täglich sank, und nirgends Vertrauen zu ihrer Lebenskraft. Auch befangene Gegner durchschauten allmählich den letzten Grund der Schwäche dieses Staates. Louis XVIII., schrieb Fürst Metternich am 21. März 1837 in einer für den Czaren bestimmten Depesche, a inoculé des institutions parlementaires à une administration toute centrale. Zuletzt überwarf sich sogar ein Theil der herrschenden Klasse mit dem Bürgerkönigthum wegen seiner armseligen auswärtigen Politik. Denn kraft ihres Ursprunges blieb dieser Dynastie von Anbeginn nur die Wahl zwischen der revolutionären Propaganda und dem unwürdigen, immer vergeblichen Versuche, durch Schwäche die Verzeihung der legitimen Höfe zu gewinnen. Sie hat gelegentlich mit der Revolution gebuhlt, um schließlich in eine starr-conservative Richtung, ja in eine Politik des Neides zu verfallen, welche jeder Spur nationaler Erstarkung bei den Nachbarvölkern kleinsinnig, angstvoll entgegenwirkte.

Die neue Dynastie war selber ein lebendiger Protest gegen die gehaßten Verträge von 1815. Ein hochberechtigtes Gefühl nationalen Stolzes ging durch die Nation; der Beweis war geführt, daß Frankreich der fremden Vormundschaft entwachsen sei. „Hätte Europa heute wie in den hundert Tagen 700,000 Mann unter den Waffen," gestand Fürst Metternich dem piemontesischen Gesandten Pralormo, „so würde ich mich sofort zum Zuge nach Paris entschließen." Wenn trotz solcher Gesinnung die Ostmächte sich gezwungen sahen, die neue Ordnung anzuerkennen, so war dies ein Zeichen der Stärke Frankreichs. Aber diese gerechte Befriedigung genügte dem erregten patriotischen Gefühle nicht. Soeben noch hatte die Nation mit rühmlicher Mäßigung die frechen Eroberungspläne Polignac's zurückgewiesen; jetzt war durch die Besiegten von Waterloo der Barrikadensieg erfochten, und alsbald ertönt tausendstimmig der Ruf: Rache für Waterloo! — als ob nicht die Schlacht von Belle-Alliance selber eine Rache gewesen wäre für namenlose Blutschuld!

Nur der Haß kann leugnen, daß dem propagandistischen Triebe der Franzosen nicht immer allein eitle Ueberhebung, sondern auch ein weitherziger Idealismus zu Grunde lag — ein hochsinniger Zug, der durch tausend Trübungen hindurch in den Eroberungszügen des Con-

vents, in dem italienischen Feldzuge Napoleon's III. und vor Allem in dem sittlich reinsten Kriege des neuen Frankreichs, in dem Kampfe für die Unabhängigkeit Nordamerika's, unverkennbar hervortrat. Auch jetzt riefen edle und verwerfliche Leidenschaften, Ruhmsucht und Habgier, Hochmuth und Schwärmerei für Völkerbeglückung, und am Allerlautesten die unstäte Neuerungssucht dieses nervös aufgeregten Geschlechtes nach einem großen Kriege für die Freiheit. La France s'ennuie! bleibt achtzehn Jahre der Lieblingsspruch der kriegslustigen Presse. Um die Berechnung des Möglichen, der europäischen Allianzen hatten diese Schwarmgeister sich nie gekümmert. „Frankreich isolirt", so prahlte während der ägyptischen Händel ein radikales Blatt, „das bedeutet: Frankreich an der Spitze der Nationen!" Derweil die erregte Jugend aus voller Kehle auf die Tyrannei des Bürgerkönigs schmäht, verlangt sie doch, daß dies um seine eigene Freiheit betrogene Volk anderen Völkern die Freiheit bringe; denn himmelhoch steht der Franzose über dem Deutschen, der, nach Musset's rohen Versen, in dem freien Rheine seine Bedientenjacke wäscht. „Der gallische Eroberer," versichert Louis Blanc, „läßt überall die Segnungen der Gesittung zurück, wie der in sein Bette zurückkehrende Nil den befruchtenden Schlamm." Solche propagandistische Leidenschaft berauschte die Köpfe der Jugend; auch der junge Herzog von Orleans zählte zu ihren Bekennern. Die besonnene Mehrheit der Nation aber huldigte den friedlichen Neigungen der neuen Volkswirthschaft; nur beanspruchte sie das Vorrecht, Tag für Tag auf die Verträge von 1815, auf die gesammte Ländervertheilung des Welttheils als auf ein unerhörtes Unrecht zu schelten. Auch die Presse der gemäßigten Parteien wiederholte mit wehmüthiger Bitterkeit das alte Märchen, wie schwer Frankreich geschädigt, wie drohend Preußen — das zerrissene Preußen des Wiener Congresses! — angewachsen sei, und schürte dergestalt unablässig die Besorgniß der Nachbarn, die Kriegswuth der Jugend.

Unter jenen, die sich staatsmännisch dünkten, herrschte die Ansicht, daß der Welttheil in zwei feindliche Zonen zerspalten sei: um die beiden Hochburgen der Freiheit, Frankreich und England, müsse sich ein fester Wall von constitutionellen Kleinstaaten schließen, als ein Bollwerk gegen die Knechtschaft des Ostens. Solche Meinung ward befestigt durch die feindselige Gesinnung der Höfe von Wien und Petersburg, sowie durch den unvaterländischen Geist der deutschen Radikalen, die in jenen ersten Jahren des Rausches sehr ge-

neigt waren, die liberale Tricolore als eine Erlöserin von den Fesseln des Bundestags zu begrüßen. Es war der alte Wahn der politischen Dilettanten, welche nie begreifen, daß die verschlungene Natur unserer Staatengesellschaft eine reine Tendenzpolitik kaum je gestattet, daß die großen internationalen Machtfragen nicht unter die Gesichtspunkte der Parteilehren fallen, und daß die Leidenschaften und Interessen des Augenblicks in den auswärtigen Händeln gemeinhin mehr bedeuten als die dauernden Gegensätze der innern Politik. Wie einst der Hugenottenbesieger Richelieu die deutschen Protestanten, die oranische Demokratie die Stuarts unterstützt hatte, so sollte auch jetzt wieder die Zeit kommen, da das parlamentarische England mit den absoluten Kronen des Ostens sich gegen das constitutionelle Frankreich verbündete.

Der König und seine Doctrinäre waren nicht gesonnen, mit dem brausenden Strome der Kriegslust zu treiben. Sie dachten zu klar, um nicht zu sehen, daß ein Eroberungszug an den Rhein die Bürgerkrone selbst hinwegspülen mußte — „der Krieg ist die Revolution" pflegte Ludwig Philipp zu sagen — und sie empfanden zu kalt, zu pedantisch, um irgend ein Verständniß zu haben für die hochherzigen Impulse, welche sich in der Phantasterei der Kriegslust unzweifelhaft verbargen. Doch leider zeigte sich auch in den auswärtigen Fragen die Unhaltbarkeit jener gelehrten Vergleichungen der Jahre 1688 und 1830. Während die glorreiche Revolution von England erst durch den Beistand des gesammten protestantischen Nordeuropa's möglich ward und den Staat fast von selber aus einer ungesunden Vasallenrolle in den Kreis seiner natürlichen Verbündeten zurückführte, stand das neue Frankreich von Haus aus vereinzelt. Die Regierung verharrte in rathloser Mittelstellung zwischen den Verträgen von 1815, die sie nicht vernichten konnte, und der Revolution, die sie als ihren mütterlichen Boden nicht ganz verleugnen durfte. In solcher Lage blieb das Reich so einflußlos wie unter den Bourbonen; die alte Führerstellung war und blieb verloren.

Nur einmal gelang dem Julikönigthum ein bedeutsamer Erfolg gegen die Ostmächte. Die belgische Revolution hatte rasch die Gunst aller Parteien Frankreichs gewonnen. Man rühmte sie als liberal und katholisch zugleich; ihr Ziel war die Zertrümmerung jenes niederländischen Gesammtstaats, dessen Dasein den Franzosen als eine Beschimpfung galt. Diesmal weiß der König die Verlegenheit der durch die polnischen Händel in Anspruch genommenen Ostmächte gewandt zu

benutzen. Zweimal rücken seine Truppen in Belgien ein, und als endlich die Anerkennung des neuen Staates den widerwilligen deutschen Höfen abgetrotzt ist, als Czar Nicolaus seinen ohnmächtigen Unmuth über den Sieg der Revolution nur noch dadurch bethätigen kann, daß er den diplomatischen Verkehr mit dem jungen Königreiche verweigert — da preisen die Federn des Cabinets la brillante solution française der belgischen Frage. Ruhiges Urtheil wird solchem Selbstlobe nicht beistimmen. Gewiß war durch die Einrichtung des belgischen Staates das Nothwendige, das für den Augenblick Heilsame geschehen; aber nicht Frankreichs Waffen, sondern Englands ausdauernder, minder zweideutiger Beistand hatte das größte Verdienst daran. Mit gutem Grunde durfte Lord Palmerston Belgien seine Tochter nennen. Die Ruhmgier der Nation war durch die leichten Triumphe in den Laufgräben von Antwerpen ebenso wenig befriedigt wie die Freude des revolutionären Frankreichs am Kriege gegen Stein und Erz; die radikalen Blätter jammerten laut, als der französische Befehlshaber auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance seinen Truppen verbot, das bereits begonnene Zerstörungswerk an dem Preußendenkmale von Planchenois und dem Löwen von Mont St. Jean zu vollenden. Von den begehrlichen Hintergedanken, die der Friedensfürst bei seiner Intervention verfolgte, war kein einziger erfüllt. Wie sanftmüthig hatte der alte Talleyrand in London vorgeschlagen, Antwerpen zu einer freien Stadt zu erheben; wie dringend bei Lord Palmerston um Luxemburg, bei dem preußischen Gesandten um ein Stück Rheinland gebeten: man könne ja den längst begrabenen sächsischen Handel wieder aufnehmen, Sachsen an Preußen, Belgien dem König von Sachsen geben. Er hatte nur kühle Abfertigung gefunden. Auch die Hoffnung, in dem kleinen Nachbarlande ein Bollwerk für Frankreich zu gewinnen, erwies sich bald als ein Traum. Die gegen Frankreich gerichteten Barriereplätze wurden nicht geschleift; der von Parteien zerrissene niederländische Gesammtstaat war offenbar ein schwächerer (oder, um im Geiste orleanistischer Engherzigkeit zu reden, ein minder gefährlicher) Nachbar gewesen als die beiden neuen leidlich haltbaren Mittelstaaten. Mit unverhohlenem Widerwillen hatte das belgische Volk die Franzosen bei ihrem zweiten Einmarsche aufgenommen. Diese Gesinnung besserte sich nicht, seit jener weise Fürst, der seine Nachbarn kannte, den neuen Thron bestieg. Wie oft mußte Ludwig Philipp seine kluge Schwester Adelaide nach Brüssel senden, um die Besorgnisse des belgischen Hofes zu beschwichtigen, der eine

Zeit lang ernstlich an den Eintritt in den deutschen Zollverein dachte. Niemals — wir sahen es oben bei jenem Plane des belgisch-französischen Zollverbandes — niemals gestattete das Mißtrauen der großen Mächte dem französischen Hofe einen herrschenden Einfluß in Belgien.

War hier nur ein halber Erfolg erreicht, so wurden vollends alle theuersten Empfindungen der Nation beleidigt in den polnischen Händeln. Das Schooßkind der Franzosen, wie sie katholisch und revolutionär, durch ritterliche Haltung und alte Waffenbrüderschaft, durch tausend Bande der Gesinnungsverwandtschaft mit Frankreich verkettet, erhob sich gegen jenen Czaren, den die öffentliche Meinung mit sicherem Instinkte als das Haupt der neuen heiligen Allianz verwünschte. Unermeßlicher Jubel an der Seine begleitete jeden Schlag in den polnischen Ebenen. Lafayette und die gesammte Demokratie forderte den Krieg für Polen: jetzt sei es Zeit, jene alte Missethat der Cabinette rückgängig zu machen, welche die französischen Historiker gern als den scheußlichsten den Frevel schilderten — um verwandte Sünden ihres eigenen Volkes zu bemänteln. Es gereicht dem Verstande der Regierung zur Ehre, daß sie, solche hohle Phantasterei verschmähend, den zwecklosen Krieg für ein fremdes Interesse verwarf. Aber wenn Sebastiani die brutalen Waffenerfolge Rußlands mit den Worten verherrlichte: „l'ordre règne à Varsovie“, so verfeindete sich die Regierung für immer mit der öffentlichen Meinung, und sie gewann doch nicht das Vertrauen der Ostmächte; denn mit offenen Armen wurden die flüchtigen Polen in Frankreich aufgenommen, die Dürftigen empfingen Unterstützung aus den geheimen Fonds, und der Pariser Ausschuß der polnischen Emigration schickte fortan seine Sendlinge auf alle Barrikaden der Welt. Die pathetische Klage um Polens Untergang wurde zu einem unentbehrlichen Spektakelstücke jeder Adreßdebatte; die Regierung aber verharrte in ihrer zweizüngigen Haltung. Als in Polen die Gewaltthaten sich häufen, als Fürst Metternich sein Werk, die Wiener Verträge, mit eigener Hand zerreißt, die Republik Krakau mitten im Frieden vernichtet, da richtet Graf Molé eine scharfe Anfrage nach Wien und — läßt insgeheim dem Staatskanzler erklären, er müsse Rücksichten nehmen auf seine Kammern.

Wie dort so in allen auswärtigen Verwicklungen zeigt das Julikönigthum den Charakter der Halbheit und Unwahrheit. Während seine Minister in der Kammer feierlich verkündigen: „wir verabschenen

den Absolutismus und beklagen die Völker, welche schwach genug sind ihn zu dulden" — hatte Ludwig Philipp sogleich nach der Juliwoche in Briefen, die einem Könige der Franzosen wenig anstanden, die Anerkennung, um nicht zu sagen die Verzeihung, der Ostmächte erbeten. Der erste Schreck verflog, die unschädliche Muthlosigkeit des neuen Regiments ließ sich nicht mehr verkennen, und die besonnenen Conservativen mußten der von Wellington ausgesprochenen Wahrheit zustimmen, daß unser Staatensystem keines seiner großen Glieder entbehren, daß in Europa nichts dauerndes auf friedlichem Wege vollendet werden könne ohne Frankreichs Mitwirkung. Die Stimmung der deutschen Großmächte wurde zusehends freundlicher; zwischen Ludwig Philipp und dem Staatskanzler begann jener eifrig gepflegte Briefwechsel, den die Diplomatie als le commérage politique der beiden Alten kannte. Unaufhörlich versichert der König seine unauslöschliche Dankbarkeit gegen die deutschen Höfe, er betheuert seinen Haß gegen jene amerikanischen Ideen, welche den Welttheil vergiften, er klagt: „unsere Institutionen geben wohl eine Bürgschaft gegen die Regierungsgewalt, doch nicht für dieselbe." Er bittet, schärfer zwischen ihm selber und der Revolution zu unterscheiden, und verlangt dringend den Beistand der drei Cabinette des Ostens: „dann könnte ich mehr für die Ordnung thun." Zum Danke überschüttet Fürst Metternich den gelehrigen Schüler mit einer langen Reihe jener endlos lehrhaften politischen Abhandlungen, die er liebte, er ermahnt zum Ausharren auf dem Wege der gesunden Politik, trotz der schwachen Kammermehrheit u. s. f. Der Minister Ancillon, der durch die Gesandtschaft in Wien diese Briefe kennen lernte, jubelte auf: „einem so gewaltigen politischen Prediger werde das Herz des Königs nicht widerstehen können." Und Gentz, dessen Trägheit gern die Noth zur Tugend machte, meinte jetzt aufathmend: Legitimität und Volkssouveränität sind nicht absolute Gegensätze; sie können sich vertragen, wie Katholicismus und Protestantismus, „zumal da jetzt die Volkssouveränität so ausgelegt wird, daß sie unmerklich in eine neue Legitimität übergeht."

Der Czar dagegen blieb unerbittlich. Er hatte schon im Sommer 1830 seinen Russen Frankreichs verpestete Luft verboten und gab dann Jahr für Jahr dem verhaßten Bürgerkönige Beweise von jener rücksichtslosen Grobheit, welche in diesen Tagen russischer Allmacht von unseren Kleinkönigen als geniale Willenskraft angestaunt ward. Er ließ sich nicht ausreden, daß der Kronenräuber demnächst an der Spitze der europäischen

Revolution stehen werde; nimmermehr sollten ihm diese Bourgeois in die Schwägerschaft der legitimen Höfe eindringen. „Der Czar, klagte Ludwig Philipp dem österreichischen Gesandten, will meine Familie zur Castration verdammen.“ In der That war es ein für das stolze Frankreich beschämendes Schauspiel, wie nun der Thronfolger vergeblich um die Hand mächtiger Prinzessinnen warb. Selbst der Schweriner Hof fand die Verschwägerung mit dem Bürgerkönigshause unangemessen, und nur das persönliche Wohlwollen des Königs von Preußen führte dem Herzoge von Orleans endlich die Prinzessin Helene zu — une princesse anodine, spottete Metternich im Kreise der Vertrauten.

Wer sollte auch Achtung hegen vor einem Cabinette, von dessen Verlogenheit jeder Tag neue Proben brachte? Noch im November 1833 wies die Regierung mit hochtrabenden Worten die Aufforderung der Ostmächte zu strengen Maßregeln gegen die Flüchtlinge zurück, und dennoch erstattete die Pariser geheime Polizei den legitimen Höfen regelmäßig Bericht über das Treiben der Revolutionäre. Man unterstützte die deutschen Unzufriedenen, welche die Demagogenjagd nach dem Elsaß versprengte, und erlaubte insgeheim den Verkehr ihrer Fußboten über die Grenze; man sah nicht ungern, wie die deutsche Demokratie sich mit der französischen verbrüderte und eine deutsche Carmagnole nach dem glorreichen gallischen Vorbilde erfand. An allen deutschen Höfen war das geheime Circular des Ministeriums vom September 1833 bekannt, das die Agenten Frankreichs aufforderte, eine Liste der Franzosenfreunde und Oppositionsführer, namentlich aus den Ländern des linken Rheinufers, einzureichen. Und dasselbe Cabinet, das also mit der revolutionären Propaganda spielt, bedroht einige Jahre darauf die Schweiz mit Krieg, weil sie den Schweizerbürger Ludwig Bonaparte nicht ausweisen will. In allen constitutionellen Kleinstaaten gebährden sich die französischen Gesandten, als ob sie den Staat zu regieren hätten, werden überall unleidlich durch zudringliche, hofmeisternde Freundschaft; dabei zeigen diese hochherzigen Beschützer deutscher Freiheit gegen jedes scharfe Wort unserer Presse eine nervöse Empfindlichkeit, wie nur Fürst Metternich selber. Dem Bundestage begegnet man mit offenem Hohne. Da Frankreich den Luxemburgischen Handel zu verschleppen wünscht, so spricht man die Hoffnung aus: „möge der Bundestag die Maßregeln, die er ergreifen will, mit jener Langsamkeit und jener weisen Mäßigung, die seine Handlungen auszeichnet, be-

ginnen, alle möglichen Verzögerungen anwenden und selbst wiederholen! Diese Langmuth entspricht dem Charakter des Bundestags." *) Auf die berüchtigten Bundesbeschlüsse des Jahres 1832 antworten England und Frankreich mit einer rücksichtslosen Verwahrung und gewähren also dem Bundestage willkommene Gelegenheit, durch eine scharfe Abfertigung der fremden Zudringlichkeit sich ausnahmsweise den Beifall der Patrioten zu erwerben. Noch nicht gewitzigt, versucht der französische Hof nach dem Staatsstreiche in Hannover, die englische Regierung zu einem gemeinsamen Proteste in Frankfurt zu bewegen; als England sich weigert, leugnet er die Absicht vor den deutschen Gesandten rundweg ab.

Seien wir gerecht. Es giebt schwunglose unfruchtbare Epochen, die einen großen Zug der auswärtigen Staatskunst nicht gestatten. In Italien, im Oriente waren die Dinge nicht reif für große Entscheidungen, sie geboten eine zuwartende, hinhaltende Politik. Aber auch wo in dieser armen Zeit eine gesunde, zukunftsreiche Schöpfung nationaler Staatskunst gewagt wird, offenbart das Julikönigthum nur Angst und bettelhaften Neid. Unsere junge Handelseinheit fand außer Oesterreich keinen boshafteren Feind als diese Bourgeois. Im Jahre 1833 verhandelten die Höfe von Paris und Wien über den Plan, durch Handelserleichterungen an den süddeutschen Grenzen Baiern und Würtemberg von dem preußischen Zollvereine abzulenken; die volkswirthschaftliche Unfähigkeit der beiden Cabinette ließ den Gedanken nicht zur Reife gelangen. Unterdessen bereisten die Gesandten Bresson in Berlin d'Alleye in Frankfurt und vornehmlich der vielgewandte Consul Engelhardt in Mainz die kleinen Höfe, beschworen die Handelswelt sich nicht kirren zu lassen von Preußens Herrschsucht; der Parteifanatismus der Liberalen unseres Südens bot diesen Warnungen nur allzu willig sein Ohr. Zuletzt triumphirt über alle Verirrungen des Parteigeistes die Sache der nationalen Einheit, und die fremden Ränke enden in Beschämung.

Mit einem Schwalle pathetisch freisinniger Worte verkündete die Julidynastie bald nach ihrer Gründung den großen Mächten: das Recht über sich selber zu verfügen, das Frankreich für sich in Anspruch genommen, gebührt auch jeder anderen Nation. Dies Princip der

*) Circulardepesche des franz. Min. des Ausw. an die französischen Gesandten in Deutschland v. 30. Dec. 1830. Hds.

Nichtintervention, das offenbar einem berechtigten Grundgedanken entsprang, aber in seiner doctrinären Kahlheit für das verschlungene Netz unserer Staatengesellschaft ebenso wenig ausreichte wie die Interventionstheorien des heiligen Bundes, warf zuerst einen ungeheuren Schrecken unter die conservativen Höfe. Fürst Metternich klagte über „dies neue unerhörte Völkerrecht, diesen Umsturz aller Regeln, welche bisher die Politik der europäischen Staaten geleitet haben." Bald sollte der Wiener Hof sich beruhigen: denn als Oesterreich die Revolution in Mittelitalien niederwirft, zweimal seine Truppen in den Kirchenstaat marschiren läßt und trotz der allen Kundigen offenbaren Zerrüttung seines Heerwesens die Oberherrlichkeit auf der Halbinsel unerschütterlich behauptet, da sendet der Bürgerkönig ein schwaches französisches Corps nach Ancona und läßt dem österreichischen Gesandten insgeheim erklären, diese Besetzung erfolge nur um der Form willen, nur um den französischen Nationalstolz zu schonen! Billiges Urtheil muß übrigens bekennen, daß die unredlichen Erklärungen an die Kammern der Regierung oft aufgezwungen wurden; die fortwährenden Interpellationen über die laufenden Geschäfte der auswärtigen Politik blieben eben ein unnatürlicher Mißbrauch, peinlich auch für den bravsten Minister. Ruhmlos wie sie gekommen zog endlich die Expedition von Ancona wieder ab; der pathetische Ausspruch „das Blut der Franzosen gehört nur Frankreich an" vermochte nicht, die Nation über die Demüthigung zu trösten. Frankreich wagt nur einige schüchterne Ermahnungen, um die unerträgliche Mißregierung in Rom zu mildern, und duldet langmüthig, daß der in jenen Tagen noch streng legitimistische Karl Albert von Sardinien die Ehrenlegion in seinem Staate verbietet, dem Bürgerkönigthume die gröbste Mißachtung erweist. Nichtintervention bedeutet also im Munde dieses Systemes das Recht für Frankreich, ebenfalls nachträglich zu interveniren, sobald eine andere Großmacht in die Händel eines dritten Staates sich eingemischt hat. Man bindet allein sich selber die Hände, wie Fürst Metternich bald mit Befriedigung erkennt, man verzichtet selbst auf die Initiative, ohne anderen Mächten die Einmischung zu verwehren.

Ebenso erfolglos wirkte die Julíregierung in Spanien. Die alte Verschwägerung der bourbonischen Höfe sollte jetzt ersetzt werden durch ein edleres Band, durch die Verwandtschaft der Institutionen in den beiden illegitimen und constitutionellen Staaten; die besten Bundes-

genossen für das neue Frankreich sind die freien Völker, verkündete das Pariser Cabinet. Und wirklich schien der ersehnte Bund des liberalen Westens gegründet, als Frankreich und England die Quadrupelallianz mit den beiden Königinnen der iberischen Staaten schlossen. Aber während England in seinem alten Vorwerke Portugal seine herrschende Stellung fest behauptete, gelang dem Bürgerkönige nicht, dauernden Einfluß auf das Cabinet von Madrid zu gewinnen. Er fürchtete mit gutem Grunde den reizbaren Nationalstolz der Spanier und begnügte sich darum die Carlistenbanden auf französischem Boden zu entwaffnen, die Cristinos durch Kriegsvorräthe und durch eine Fremdenlegion zu unterstützen — vollauf genug, um den Ostmächten verdächtig, doch viel zu wenig, um den Spaniern unentbehrlich zu werden! Die Ränke, welche das ganze Jahrzehnt hindurch auf den Parkets des Escurial zwischen dem französischen und dem englischen Gesandten hin und her spielten, bewiesen genugsam, auf wie schwachen Füßen die gefeierte entente cordiale der Westmächte stand. In dem französischen Volke regt sich wieder der alte Haß gegen das perfide Albion so leidenschaftlich wie nur unter dem ersten Kaiserreiche, und die Freundschaft der Cabinette erleidet bald eine schwere Erschütterung durch den Gegensatz ihrer Interessen im Oriente.

Schon Ludwig XIV. hatte die Bedeutung Aegyptens für die Beherrschung des Mittelmeers wie für den indischen Verkehr erkannt und gern auf die geistreichen ägyptischen Phantasiespiele unseres Leibnitz gehört. Dann war das Land durch Bonaparte's genialen Feldzug jedem französischen Herzen theuer geworden. Der napoleonische Plan, durch die Durchstechung der Landenge von Suez den englischen Indienfahrern den Rang abzulaufen, blieb ein Lieblingsthema der französischen Presse, zumal seit England sich in dem Felsenneste Aden ein morgenländisches Gibraltar, eine neue Etappe für seinen Seeweg geschaffen hatte. Nun begann unter Mehemed Ali's kraftvoller Herrschaft ein System der Völkerbeglückung von Oben in napoleonischem Stile; ganz Frankreich schwärmte für den aufgeklärten Despoten, in dem die altorientalische Vorliebe für französische Sitten ungewöhnlich stark sich ausprägte. Die Julіregierung will die Pforte nicht bekämpfen, aber sie vermag auch nicht der Verirrung der nationalen Phantasie Widerstand zu leisten, und ihr fehlt der Muth für den kühnen Gedanken, Mehemed Ali nach Stambul zu führen, das wankende Osmanen-

reich durch einen begabten Hausmeier neu zu kräftigen. So verliert sie sich denn gedankenlos auf einen abschüssigen Weg, dahin das lauernde Rußland sie längst locken wollte; sie schwächt die Pforte und verfeindet sich mit England, indem sie den meuterischen Vasallen gegen seinen Sultan unterstützt — durch treulose Mittel, die solcher Staatsmänner würdig waren — und steht plötzlich isolirt der einmüthigen Coalition der vier Mäche gegenüber.

Damals, in dem kritischen Augenblicke des Julikönigthums, trat grell zu Tage, daß ein Menschenalter parlamentarischer Regierung nicht vermocht hatte, die gesunde Mäßigung freier Völker auf diesem Boden großzuziehen. Das ganze Land hallt wieder von rohem und wüstem Kriegsgeschrei, der Minister Thiers poltert und lärmt mit den Schlagworten des Jacobinerclubs, selbst der König droht in Augenblicken des Zornes die rothe Mütze auf das Haupt zu setzen, und die deutsche Diplomatie zürnt: „1830 ist wieder am Ruder!“ Die Vereitelung seiner ägyptischen Grillen schien diesem Volke alles Ernstes ein genügender Rechtsgrund für einen frechen Raubzug gegen den Rhein. Zuletzt gewann die Friedensliebe des Bourgeoisregiments wieder die Oberhand; Guizot bewies den seltenen sittlichen Muth, der mißleiteten Leidenschaft der Nation zu trotzen. Aber die Nachgiebigkeit gegen das Ausland, verständig an sich, erschien nach den übermüthigen Drohungen der jüngsten Monate als eine schimpfliche Niederlage. Frankreichs Einfluß im Oriente war für ein volles Jahrzehnt vernichtet. England herrschte in Stambul, befehdet von russischen Ränken; desgleichen in Innerasien waren es England und Rußland allein, die den welthistorischen Kampf um die Beherrschung des Morgenlandes führten. In Deutschland bewirkte das Toben der französischen Kriegspartei, was die Vernunftgründe besonnener Patrioten nicht vermocht hatten: unsere Liberalen begannen sich abzuwenden von den gallischen Götzenbildern, der Geist von 1813 ward wieder rege auch in den nichtpreußischen Gebieten. Das stolze England wußte den Hohn gegen das gedemüthigte Nachbarreich so wenig zu verbergen, daß ein Jahr später Lord Palmerston eine rein französische Angelegenheit, die Colonialpolitik in Algier, mit unerhört rücksichtslosen Worten öffentlich brandmarken konnte; und doch lagen von der französischen Herrschsucht zu viele Proben vor, als daß der Geist des Vertrauens in die nothdürftig wiederhergestellte entente cordiale der Westmächte jemals hätte einziehen können.

Verhängnißvoller ward die Zerrüttung des inneren Friedens. Man hatte so fest darauf gebaut, daß England niemals schlagen, niemals die constitutionelle Allianz aufgeben werde. Als dennoch die Niederlage erfolgte, da war das neue „Ministerium des Auslandes" von vornherein gerichtet, jedes sittlichen Ansehens baar. „England beherrscht uns — die Verschwörung der Mächte verschließt uns den Orient — die Politik des Cabinets jagt uns die Schamröthe in's Gesicht" — solche Schlagworte füllen fortan die Spalten auch der gemäßigten Presse. Mit krankhafter Reizbarkeit ergreift die Nation jede auswärtige Verwickelung. Selbst die paradiesische Südseekönigin Pomare gilt der Opposition als ein nationales Heiligthum. Die trockene Geschäftsfrage, wem das Recht die Sklavenschiffe zu visitiren zustehe, erregt einen solchen Sturm, daß die Wähler im Jahre 1842 unter dem Rufe pas de droit de visite! an die Urne ziehen und der bereits abgeschlossene Vertrag, welcher den englischen Kreuzern das Durchsuchungsrecht einräumte, rückgängig gemacht werden muß.

Ganz grundlos in der That war dies Mißtrauen nicht. Immer tiefer versinkt das Cabinet in reactionäre Anschauungen, immer brünstiger betheuert Guizot dem k. k. Staatskanzler den streng conservativen Charakter seiner Staatskunst — während gleichzeitig seine ministeriellen Blätter den Parisern verkünden, auf der Allianz der Westmächte beruhe die Zukunft des Liberalismus. Wo immer in diesen vierziger Jahren eine neue freiere politische Gestaltung sich an's Licht empordrängt, da steht Frankreich klein und neidisch auf der Seite der alten Unordnung. In Italien beginnt jene große Bewegung, welche unfehlbar zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft führen mußte. Guizot aber ermuntert den neuen Papst zu liberalen Reformen, sendet Flinten für die römische Nationalgarde und — zieht zur selben Zeit zum Schutze des weltlichen Papstthums in Südfrankreich jenes Heer zusammen, welches unter der Republik wirklich auf dem Janiculus gekämpft hat. Er beschwört die Reformpartei, der Bewegung einen römischen, toscanischen, piemontesischen Charakter zu bewahren, denn eine italienische Frage wäre die Revolution! Und hätte Guizot nur mindestens den föderalistischen Ideen seines Gesandten Rossi gehuldigt, deren Unhaltbarkeit damals noch keineswegs erwiesen war! Aber der starre Conservative stimmte mit Mazzini darin überein, daß Italien nur die Wahl habe zwischen Oesterreich und der Anarchie. Seine amtlichen Blätter redeten in den schnödesten Worten über Karl Albert von Sar-

dinien, warnten die Höfe vor dem Ehrgeiz Piemonts, priesen Ferdinand von Neapel als den nationalsten König der Halbinsel. Der Gesandte in Turin erklärte Cäsar Balbo's maßvolle Schrift über „Italiens Hoffnungen" für eine Beleidigung Frankreichs, und der Minister selbst ward von Cavour mit vernichtendem Spotte gegeißelt, weil er am Morgen dem Fürsten Brignole das Wohlgefallen des Bürgerkönigs über die albertinischen Reformen aussprach, um am Abend mit dem Grafen Appony über die Abenteurerpolitik der Piemontesen zu wehklagen! Im Januar 1848 behauptete Guizot, eine Verfassung für Neapel sei frühestens in zehn Jahren möglich — während in demselben Augenblicke die geängsteten Bourbonen die Charte bereits verkündigten. Durch solchen Kleinsinn der Tuilerien wurde der Turiner Hof gezwungen, das idealistische Programm **l'Italia farà da sè** aufzustellen und allein, mit ungleichen Kräften, den Kampf gegen Oesterreich zu beginnen. Die belebende Kraft dieser Staatskunst war auch hier der Neid, die alte unselige französische Vorliebe für die kleinen Nationalitäten der Bückeburger und Parmesanen, die vollendete Unfähigkeit die Zeichen einer großen Zeit zu verstehen.

Das erhellte noch klarer, als jetzt die Schweiz sich anschickte, der Anarchie ihres Staatenbundes, den Friedensstörungen der Ultramontanen ein Ziel zu setzen. Guizot wußte, daß Oesterreich die Augen des Pariser Cabinets von Italien hinweg auf die Schweiz abzulenken suchte, er erkannte die Parteilichkeit der Berichte seines ultramontanen Gesandten. Trotzdem sah er in den Jesuiten von Luzern die Vertheidiger der Ordnung. Ihm graute vor der Roheit, die den Freischaarenzügen der schweizerischen Radikalen allerdings anhaftete, ihm graute mehr noch vor der **grande république unitaire**, die aus dieser Bewegung hervorgehen würde — als ob dies große Frankreich sich vor der Schweiz zu fürchten hätte! Er nimmt rückhaltlos die Partei des Sonderbundes, er muthet den Eidgenossen zu, die religiöse Streitfrage vor den Papst, die politische vor die Großmächte zu bringen. Er muß sich von Lord Palmerston sagen lassen, das heiße die Schweiz polonisiren, und wird schließlich auf das Lächerlichste von dem schlauen Nebenbuhler betrogen, der seinen Beitritt zu der Intervention der Großmächte so lange hinausschiebt, bis der Sonderbund in alle Winde zerstoben ist. Und an allen diesen alten Thorheiten hält der verblendete Mann noch im Jahre 1867 mit schimpflicher Unbelehrbarkeit fest, nachdem die schweizerische Revolution so segensreiche Früchte

getragen und die Erfahrung zweier Jahrzehnte bewiesen hat, daß eine unitarische Partei in der Schweiz gar nicht bestand!

Das Julikönigthum hatte den mit so großem Pomp verkündeten Grundsatz der Nichtintervention kläglich fallen lassen, und dennoch irrte Guizot, wenn er wähnte im Osten als ein Verfechter der conservativen Politik zu gelten. Als der Kölner Kirchenstreit den tiefen Gegensatz der Interessen Oesterreichs und Preußens enthüllte, da war Metternich's schwerste Sorge, Preußen möge sich mit dem Liberalismus und dem Pariser Hofe verbinden; er beeilte sich, die Tuilerien vor dem streitbaren Protestantismus des Berliner Cabinets zu warnen. Auch in jenen letzten reaktionären Jahren Ludwig Philipp's kam der Staatskanzler immer wieder auf das Urtheil zurück, das er einst zu dem Gesandten v. Canitz aussprach: „diese Regierung kann niemals stark sein, sobald es sich darum handelt gegen die Revolution zu kämpfen; sie kann sich nicht auf dieselbe Linie wie wir stellen, das wäre wider die Natur." Daß der Bürgerkönig bei all' seiner Dienstwilligkeit die geheimen Pläne französischer Herrschsucht keineswegs aufgab, war selbst während jener Schweizerwirren durch allerlei kleine Kniffe verrathen worden, so durch den naiven Vorschlag Guizot's, man möge den Sitz der fünf Gesandtschaften und damit den Schwerpunkt der eidgenössischen Politik nach Genf verlegen. „Ueberall ist Frankreich geliebt und gefürchtet," jubelten Guizot's Vertheidiger. Diese politique calme et préponderante de la France zeigte sich u. A. in dem stets vergeblich wiederholten Wunsche, einen Congreß nach Paris zu berufen, wo der Bürgerkönig als der Schiedsrichter des Welttheils erschienen wäre!

Dann wurde Spanien abermals das Land des Schicksals für ein französisches Herrscherhaus. Um einer politisch werthlosen Verschwägerung willen ward der gute Ruf des Cabinets durch häßliche Lügen unheilbar geschädigt und die Allianz der Westmächte zerstört; denn übermüthiger, rief der erzürnte Lord Palmerston, ist der französische Ehrgeiz seit dem Kaiserreiche nie hervorgetreten. Die Prahlereien der ministeriellen Presse erhärteten nur die klägliche Thatsache, daß dies revolutionäre Regiment in die Ideen altbourbonischer Familienpolitik zurückgefallen war. Wenn König Friedrich Wilhelm IV. zu Anfang des Jahres 1848 den Bürgerkönig als das Schwert und den gehobenen Arm der Legitimität begrüßte, und Graf Nesselrode am Tage der Februarrevolution nach Paris schrieb Frankreich sei im Frieden stärker geworden als im Kriege, es sehe sich

geschützt durch einen Wall constitutioneller Staaten, die von seinem Geiste leben — so bestätigt der grelle Contrast dieser berechneten Lobsprüche abermals die Wahrheit: die Politik des Napoleon's des Friedens war so widerspruchsvoll wie sein Beiname selber. Noch einmal bot die Einverleibung Krakau's die unschätzbare Gelegenheit, den zerrissenen Bund der Westmächte wieder anzuknüpfen; aber auch diese Gunst des Glücks blieb unbenutzt.

Selbst die einzige Gebietserwerbung, welche dem friedfertigen Könige gelang, erwies sich als ein zweifelhafter Gewinn. Die Nation sah befriedigt, wie zum ersten male seit einem Jahrtausend dem Abendlande gelang, ein Stück afrikanischen Bodens der orientalischen Gesittung zu entreißen; Leichtblütige erkannten darin einen Schritt vorwärts zur Beherrschung des Mittelmeeres. In Wahrheit blieb das Ergebniß dürftig. Die militärisch-polizeiliche Verwaltung ward hier, wo nur die freieste Entfaltung der wirthschaftlichen Kräfte fördern konnte, noch verderblicher als im Mutterlande. Fähigkeit zur Colonisation hatte schon das alte Frankreich allein auf dem Boden Canadas bewiesen, das neue nirgendwo. Die rauhe Schule dieser afrikanischen Kämpfe bildete freilich die Mehrzahl der namhaften Generale der Republik und des zweiten Kaiserreichs, aber sie beförderte auch jenen blutdürstigen Lanzknechtsgeist, der in Bugeaud seinen Lehrer, in Pelissier seinen rohesten Vertreter fand. Das Gemetzel in der Straße Transnonain bewies, daß die Wildheit der Soldaten sich auch gegen den Bürger kehren konnte; schon zur Zeit des Straßburger Attentats sprach Tocqueville die Besorgniß aus, ob nicht die größte Gefahr für Frankreichs Freiheit in diesem Heere schlummere. Die Juliregierung vermehrte die Armee um 100,000 Mann, sie schuf die neuen Specialwaffen der Jäger und Zuaven. An den zahlreichen neuen Festungsbauten schulten sich treffliche Ingenieure wie Marschall Niel. Jeder Eingeweihte wußte, daß die Verstärkung und Fortbildung des Heeres dem Bürgerkönige zu allermeist am Herzen lag, daß nur deshalb die massenhaften Wälderverkäufe vorgenommen wurden. Trotzdem gelang es nur in der Marine dem persönlichen Einflusse des ritterlichen Herzogs von Joinville dynastische Gesinnung großzuziehen. Die Mehrzahl des Heeres wie des Volkes schaute kalt oder ungeduldig dem durchaus unmilitärischen Wesen dieser Regierung zu; wie in der Krisis des Jahres 1840, so bei tausend kleineren Anlässen brach immer wieder die unersättliche Lust an kriegerischem Ruhme hervor. Als ein

Offizier, dessen Knopfloch sich nach dem rothen Bändchen sehnte, das Märchen von dem großen Siege bei Masagran erfunden hatte, da ward freilich, nachdem der Betrug entdeckt war, der Schuldige in der Stille beseitigt, aber keine große Zeitung besaß den Muth die Täuschung einzugestehen. Die **gloire de Masagran** blieb dem Ruhmescapitale der Nation erhalten, die Straßen von Masagran in Paris und Nancy stehen noch heute, und vor wenigen Jahren noch redete Napoleon III. die afrikanische Armee an als die Helden von Isly und Masagran!

Wie das System selber so vermochten auch die Personen seiner Träger nicht, diesem Soldatenvolke in's Herz zu wachsen. Mochten des Königs Schmeichler den Helden von Jemappes feiern, diese **âme toute française**, die nie das Schwert gegen Frankreich geführt — der Herzog von Chartres hatte doch die glorreichsten Tage seines Landes nicht mit seinem Volke verlebt. Es war, als ob der Instinkt der Massen etwas ahnte von der längst vergessenen Thatsache, daß dieser Schüler Dumouriez's während des Kaiserreichs mehrmals sich zum Kriegszuge gegen das Vaterland erboten hatte. Auch an den Orleans haftete etwas von dem Bourbonenfluche, dem Volke blieb Ludwig Philipp ein Fremder. Nachdem die kleinen Künste des königlichen Regenschirmes vernutzt waren, verspottete die Presse die Person des Königs und seinen Birnenkopf mit einer erbitterten Ironie, einer Keckheit, die selbst gegen Karl X. nie gewagt worden. Das Mißtrauen der öffentlichen Meinung folgt jedem seiner Schritte, macht ihn zum unfreiesten Manne seines Volks; er wagt nicht einmal ein Opernunternehmen zu unterstützen, aus Furcht, die Nation werde gewinnsüchtige Speculation dahinter wittern. Man mag in alledem die Wildheit eines fieberischen Parteikampfes tadeln — ein rechter Franzose war dieser König nicht, der schlaue Handelsmann, der nie jung gewesen, der durch kleine feige Ränke hindurch den Weg zum Throne geschlichen war und als König noch die alten schon dem Prinzen unziemlichen Krämerkünste übte, der mit all' seiner Welterfahrung die begeisternde Macht der Ideen nie gekannt, bei all' seiner Sanftmuth die schönste Pflicht des Königthums, die Beschützung der Bedrängten, nie begriffen hat und bei all' seiner bürgerlichen Solidität doch im Stande war zu Gaunerstreichen, wie zu jenem Wortbruche gegen den gefangenen Abdel-Kader. Selbst die Tugenden seines bürgerlich schlichten häuslichen Lebens blieben diesem ritterlichen Volke unverständlich.

Fast noch fremder stand sein Guizot der Nation gegenüber. Geckenhafte Eitelkeit war den Franzosen geläufig und erträglich, doch nimmermehr die öde Langeweile dieser streng pedantischen Rechthaberei. Selbst wir deutschen Leser vergessen alle Achtung vor dem glänzenden wissenschaftlichen und manchem unbestreitbaren politischen Verdienste des Mannes, wenn wir hinter den volltönenden Sittensprüchen seiner Memoiren die Unredlichkeit, das heuchlerische Verschweigen entdecken, wenn wir auf jeder Seite dieser acht Bände in oder zwischen den Zeilen stets nur das Eine lesen: „ich hatte immer Recht." Er hatte das Haupt seines Vaters auf der Guillotine fallen sehen, dann die Menschenopfer des Kaiserreichs beklagt; seit jenen Jugenderfahrungen stand ihm fest, daß ihm beschieden sei den Kampf der Tugend gegen alle wüsten Leidenschaften zu führen. Nun rufen ihm seine Freunde jene Worte zu, die einst Pater Joseph an Richelieu richtete: l'oeusvre de V. Exc. est de rétablir le fort Estat de cette monarchie et de couper court aux mauvaises entreprises qui troublent l'esprit des hommes. Wer bliebe geduldig, wenn dieser Weiseste der Weisen die Politik der Doctrinäre erklärt als „eine Mischung von philosophischer Erhabenheit und politischer Mäßigung, die vernünftige Achtung der Rechte und der verschiedenen Thatsachen, eine zugleich neuernde und conservative Lehre, antirevolutionär ohne reactionär zu sein, bescheiden im Grunde, obgleich oft stolz in den Worten?" Oder wenn der Minister diese Musterstaatskunst den Kammern als une politique un peu grande seulement anpreist, der Opposition versichert, ihre Vorwürfe würden sich nie zu der Höhe seiner Verachtung erheben, und dem König sein Erstaunen ausspricht über die Aehnlichkeit der Politik Washington's mit seiner eigenen? Als er nach den Februartagen mit dem flüchtigen Metternich in London zusammentrifft, und dieser nach seiner Weise bemerkt: „der Irrthum ist niemals meinem Geiste nahe getreten," da antwortete Guizot: „ich bin glücklicher gewesen, ich habe mehrmals in meinem Leben bemerkt, daß ich mich geirrt hatte." Wir aber errathen leicht, welcher der Beiden der Dünkelhaftere war, und finden im gesammten Verlaufe der französischen Geschichte eine so maßlose pedantische Selbstgefälligkeit nur noch einmal wieder: in jenem Necker, der gleich Guizot der Haupturheber einer fürchterlichen Umwälzung, wie dieser niemals demuthsvoll an seine Brust schlug, um zu fragen, ob nicht das Gottesgericht der Geschichte auch *seinen* Sünden gegolten habe. Ist es zum Verwundern, daß die in allen ihren

Verirrungen immer liebenswürdige Nation nur widerwillig die verhaßten Lehren des Friedens und der Ordnung aus dem niemals lächelnden Munde dieses starren Schulmeisters, dieses herrschsüchtigen Tugendspeculanten vernahm?

Wie unheimlich mußte nicht dieser weder legitimen noch glorreichen noch freien Regierung der Schatten des Imperators erscheinen! Der König zum Mindesten theilte keineswegs die Zuversicht Guizot's, der in dem Bonapartismus nur eine große Erinnerung sah, „die dem befriedigten Frankreich nichts mehr zu bieten habe." Wir schilderten oben, wie schon die Gründung dieses Systemes des Nothbehelfs durch die Angst vor kaiserlichen und republikanischen Umtrieben beschleunigt ward. In der That war zweimal während der Juliwoche von einer Handvoll Parteigänger und Veteranen ein Versuch gemacht worden das Kaiserthum auszurufen. Bald darauf, im September, legte Joseph Bonaparte öffentlich Verwahrung ein gegen die neue Dynastie; er erinnerte die Julikammer daran, daß Napoleon II. in rechtmäßiger Form auf den Thron erhoben worden, und berief sich gegen den Kammerbeschluß auf das allgemeine Stimmrecht als den höchsten Richter der Revolutionen. Seitdem wiederholen sich überall im Lager der Revolution die bonapartistischen Demonstrationen; die Presse der Opposition findet ein faktiöses Behagen daran, den Friedensfürsten an den Schlachtensieger zu mahnen. In den Straßen von Warschau zeigen sich kaiserliche Uniformen und der Napoleonstag wird festlich begangen. Eine Petition verlangt von den Kammern die Beisetzung des Kaisers unter der Vendomesäule; dadurch ermuthigt verkündet alsbald Joseph Bonaparte in den englischen Blättern, daß der Kaiser stets die Freiheit gewollt, nur ihre Vollendung bis zur Zeit des Friedens verschoben habe.

Wie schwächlich und vereinzelt auch diese Kundgebungen blieben, der Bürgerkönig wurde der Angst vor dem großen Todten niemals ledig. Er stand zu den Napoleoniden wie einst der Kaiser zu den Bourbonen. Sein mißtrauisches Verhalten zu der Revolution in der Romagna ward ihm nicht blos durch seine thatlose Friedensliebe aufgedrängt, sondern mehr noch durch die Furcht vor den jungen bonapartischen Prinzen, die „ihren erobernden Namen" zu dem Aufstande gesellten. Als darauf Hortensia mit dem geretteten Sohne durch Paris kommt, gestattet der König der Prinzessin, die sich einst unter

dem Kaiserreiche gütig für ihn verwendet hatte, allerdings einen Besuch; aber die Unterredung wird selbst vor der französischen Diplomatie geheim gehalten, und kaum lassen sich an der Vendomesäule einige verdächtige Rufe hören, so müssen die gefährlichen Gäste das Land verlassen. Ein neues Verbannungsgesetz verbot den Bourbonen und den Bonaparte's insgesammt den Boden Frankreichs, allerdings nicht mehr bei Todesstrafe. Der König wollte absichtlich die entthronten Dynastien beide unter dasselbe Gesetz stellen, damit sie beide dem Volke als Mächte der Reaction, gegenüber der freien Bürgerkrone, erschienen. Sobald in Belgien der Plan auftaucht einen Leuchtenberg auf den neuen Thron zu rufen, wird der König durch die Angst zu einem kühnen Schritte getrieben; er läßt in Brüssel unter der Hand mittheilen, daß er die Erhebung seines Sohnes Nemours gern sehen werde. Nachdem durch diesen Schachzug die Candidatur des Napoleoniden beseitigt ist, fällt die Bourgeoispolitik wieder in die gewohnte Unfruchtbarkeit zurück und verzichtet hochherzig auf die Erhöhung ihres Prinzen. Wir erwähnten schon, wie die Sorge vor dem Flüchtling Ludwig Bonaparte dem Beschützer der polnischen Flüchtlinge sogar eine Kriegsdrohung gegen die Schweiz erpreßte. Minder bekannt ist, daß auch die innere Politik des Königs durch ähnliche Besorgnisse mitbestimmt wurde. Mit auffälliger Beflissenheit ließ Graf Molé schon im September 1830 in Wien erklären, sein König werde die Verbannung der Napoleoniden aufrechterhalten, und der neue Gesandte Graf Belliard verlangte, kaum an der Donau eingetroffen, mit Marie Louise und dem Herzog von Reichstadt zu sprechen — „welcher ziemlich indiscrete Wunsch ihm natürlich abgeschlagen wurde." Seitdem kannte Fürst Metternich die schwächste Seite der Juliregierung. Er hatte selbst so oft vor dem jungen Napoleon gezittert, jetzt wollte er ihn „als eine Waffe benutzen, um gewisse Parteien in Frankreich zur Ruhe zu bringen." *) Wie sich von selbst versteht, hat der ängstliche Staatsmann niemals im Ernst beabsichtigt, den jungen Despoten durch österreichische Bajonette nach Paris zu führen. Aber die Drohung wirkte; mit

*) Diese Absicht äußerte Fürst Metternich gegen den preußischen Gesandten Freiherrn v. Maltzahn (dessen Bericht vom 5. Sept. 1830. Hds.). Daß die Drohung wirklich ausgesprochen wurde, meldet der piemontesische Gesandte Graf Pralormo (dessen Bericht vom 18. März 1831 bei Bianchi, storia documentata della diplomazia europea in Italia. III. 345.)

heiligem Eifer sorgte das Ministerium Perier für die Herstellung der „Ordnung.“

Der König empfand, wie wenig sein nüchternes Regiment dem Volke von jener Begeisterung bieten konnte, deren jede Regierung bedarf. In solcher Verlegenheit verfällt er auf ein sonderbares Mittel, das, trivial wie es ist, sich nur mit ironischen Worten schildern läßt: er pflegt grundsätzlich die napoleonischen Erinnerungen, er versucht den kriegerischen Ehrgeiz der Nation auf homöopathischem Wege zu heilen. Wenn aber vordem die Bourbonen durch ihre Verfolgungssucht die napoleonische Legende nur gefördert hatten, so blieb es vollends unmöglich den Teufel durch Beelzebub auszutreiben. Die Vendomesäule wird wieder mit dem Bilde des Kaisers geschmückt, das Denkmal der großen Armee in Boulogne wird vollendet. Der Triumphbogen auf dem Carrousel-Platze erhält seine Reliefs zur Erinnerung an den glänzendsten Feldzug des Imperators. Auf den elyseischen Feldern wird der gewaltige Sternenbogen ausgebaut und mit jenen Bildwerken bedeckt, die eine Welt der Kriege dem Beschauer vorführen. Dies unbedachte Spiel mit dem Feuer nannte der Bonapartismus später **les actes réparateurs**. Auch wo der König allen Parteien gerecht zu werden trachtet, fördert sein Mäcenatenthum allein den kriegerischen Ehrgeiz des Volkes. **A toutes les gloires de la France!** lautet die Inschrift über jener historischen Gemäldesammlung in Versailles, die der königliche Geschichtsfreund mit schönem Eifer vollendete. Wer aber diese unendlichen Säle durchwandert hat und dann wirbelnden Kopfes zurückdenkt an all' den Pulverdampf und Schwerterglanz, an die Sturmcolonnen und Handgemenge, die zerschrotenen Leiber und stampfenden Hufe, die aus den tausend Rahmen uns entgegenleuchteten, dem wird zu Muthe, als ob es in Frankreich nur Einen Ruhm gäbe: den Ruhm des Kriegers. Der Krieg ist ein Liebling der Kunst. Die langweiligen Staatsactionen der Krönungen und Verfassungsverleihungen verschwinden schier neben der glühenden Lebenswahrheit jener Schlachtenbilder Horace Vernet's, die wie eine gemalte Marseillaise den Beschauer packen. Schauet sie an, die französischen Soldaten, wie sie Sonntags schnatternd und aufgeregt vor den algerischen Bildern stehen! Jener friedliche Bürgersinn, dessen das Julikönigthum bedurfte, ward durch dies Schlachtenmuseum wahrhaftig nicht geweckt.

Selber ein Bewunderer des Kaiserreichs, sieht sich der König schon durch die Feindschaft der Bourbonen gezwungen, die Männer der kaiser-

lichen Zeit zu begünstigen. Er beruft in seinen Rath Montalivet, den Sohn des napoleonischen Ministers, und Molé, den kaiserlichen Großwürdenträger, der nie aufhörte, das Kaiserreich als den Triumph der Ideen von 89 zu bewundern, desgleichen Soult, denn il me faut une grande épée! Auch der böse alte Savary, der Krongroßbüttel Napoleon's, wird von dem Freiheitskönige mit einem hohen Amte versorgt. Sogar jener Marschall Clauzel, in dem sich der gesetzlose Lanzknechtsgeist der napoleonischen Tage so recht verkörperte, soll sich in die Rolle eines parlamentarischen Ministers finden. Gerard und Lobau erhalten den Marschallsstab, den ihnen der Verbannte von St. Helena zugedacht hatte; Gourgaud und Heymes werden Adjutanten des Königs. Es war, als sollte das gesammte Heer von Belle-Alliance wieder aufleben. Gerade dies Wiederauftauchen der napoleonischen Namen vermehrte Anfangs an den Höfen des Ostens die Sorge, bevor man die Schwäche des Bürgerkönigthums durchschaut hatte. Wer das häusliche Leben der Männer von St. Helena näher kennt, wer da weiß, wie ihre Frauen vor dem Bilde des Kaisers buchstäblich beteten, die Töchter ungescheut ihrer napoleonischen Abstammung sich rühmten, dem bleibt unfaßbar, wie ein Orleans hoffen mochte, in diesen Kreisen jemals treue Anhänger zu finden.

Selbst Guizot erschrak und der Schalk Palmerston vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken, als der König das englische Cabinet um die Auslieferung der kaiserlichen Leiche bitten ließ. Der Enkel des Philipp Egalité führte die Asche des Imperators zurück nach den Ufern der Seine, wo der Verbannte zu ruhen gewünscht hatte. Hunderttausende bedeckten schweigend, dichtgedrängt in der Winterkälte, die weite Straße von Neuilly nach Paris, und noch einmal erstand aus dem Grabe die Herrlichkeit einziger Tage. Neben dem Sarge des Kaisers schritten die Männer von St. Helena einher, die Gourgaud, Bertrand, Las Casas, die verschlissenen Röcke der Veteranen überstrahlten die goldenen Kleider der Mächtigen der kleinen Gegenwart, und die Geschütze der napoleonischen Trophäenbatterie begrüßten mit ihrem Donner den Kaiser, da er einzog bei seinen Invaliden. Am selben Abend schrieb Guizot befriedigt an Graf Mounier: es war ein bloßes Schauspiel! Und der Minister Du Chatel hatte schon früher die entsetzliche Verblendung des Systemes in den Worten zusammengefaßt: „Dieser neuen Monarchie, die zuerst die ganze Macht und alle Wünsche der Revolution vereinigt und erfüllt hat, ihr gebührt es für-

wahr, die Bildsäule und das Grab eines volksthümlichen Helden zu errichten und furchtlos zu ehren. Denn Eines nur giebt es, ein Einziges, was die Vergleichung mit dem Ruhme nicht zu scheuen braucht: es ist die Freiheit." — O gewiß, nur die Freiheit hatte diesen Schatten nicht zu fürchten!

Unterdessen war der Herzog von Reichstadt gestorben. Vergeblich hatte nach den Julitagen Joseph Bonaparte den Kaiser Franz, Marie Louise, Metternich, endlich auch den jungen Napoleon selber mit Briefen bestürmt und die Herstellung des Kaiserreichs verlangt. Vergeblich kam zur selben Zeit die Marchesa Napoleona Camerata nach Wien; sie wollte den Sohn des Kaisers beschwören, daß er sich aufwerfe zum Führer des revolutionären Frankreichs — „bei dem Gedanken an jenen Todeskampf, wodurch die Fürsten Europa's seinen Vater büßen ließen für das Verbrechen, allzu großmüthig gegen sie gewesen zu sein." Das Wiener Cabinet wies die Schwärmerin aus, und bei dem jungen Legitimisten des Hauses Bonaparte hätte sie nimmermehr Gehör gefunden. Den hatte von allen Schreckenskunden dieser gährenden Tage keine so mächtig erschüttert wie die Nachricht, daß seine Mutter vor der Revolution aus Parma habe fliehen müssen. Weinend war er vor seinen Großvater getreten: er wolle ausziehen, mit österreichischen Truppen die letzte Scholle Landes, die noch den Napoleon's gehöre, zurückzuerobern. Der Kaiser wies ihn ab, der Prinz starb im Elend, und das Buch des Legitimisten Montbel schilderte den Franzosen das erschütternde Unglück dieses jungen Lebens. Zu derselben Zeit aber, da Napoleon II. für seine Mutter kämpfen wollte, erhoben die Söhne Hortensia's das Banner der italienischen Tricolore. Ihnen galt Marie Louise nur als die treulose Oesterreicherin. Prinz Napoleon forderte den Papst auf, seine weltliche Herrschaft niederzulegen, und jetzt zum ersten Male kreuzte sich der Lebensweg seines jüngeren Bruders Ludwig mit dem Pius' des Neunten: der junge Bischof Mastai-Ferretti hielt den Freischaaren muthig Stand. Die Bewegung ward geworfen, Prinz Napoleon von einer raschen Krankheit hinweggerafft. Der andere Bruder flüchtet, er eilt dem polnischen Aufstande zu Hülfe, aber unterwegs trifft ihn die Nachricht von dem Falle Warschau's. Jetzt, nach dem Tode des Bruders und des Vetters, gilt er den Bonapartisten als der legitime Erbe des kaiserlichen Thrones; er nimmt den Namen Napoleon an — „eine schwere Last," gesteht er selber, „aber ich werde sie zu tragen wissen!" Sein Ehrgeiz wird von den Bahnen des weltbürgerlichen

Radikalismus hinweg auf Frankreich gelenkt; doch er hütet sich wohl das despotische Gebahren seines Vetters wieder aufzunehmen. Der Bonapartismus wirkt fortan sechszehn Jahre lang durch demagogische Mittel als ein Bundesgenosse der Revolution.

Prinz Ludwig hatte schon mit etwas hellerem Bewußtsein als sein unglücklicher Vetter die letzten Zeiten des Kaiserreichs durchlebt; er saß mit seiner Mutter hinter dem Kaiser, als auf dem Maifelde während der hundert Tage das letzte große Prunkstück des Kaiserreichs aufgeführt ward. Dann gewöhnte ihn ein unstätes Flüchtlingsleben früh an wirthschaftliche Verlegenheiten, an die Kunst des Schuldenmachens. Ein cynisches Urtheil über die Menschen drängte sich dem jungen Manne auf, der von Kindesbeinen an die durch Untreue und Widerwillen zerrüttete Ehe der Eltern beobachten mußte. Ganz gemüthlos war dies Jugendleben darum doch nicht; die Zärtlichkeit einer geistvollen und bei all' ihrer Sittenlosigkeit hochherzigen, von glühender Begeisterung für das Kaiserthum erfüllten Mutter wachte über dem Knaben. Der Mutter dankte er, wie die meisten bedeutenden Männer, den schönsten Inhalt seines Lebens. In schneidendem Gegensatze zu dem napoleonischen Ungestüm des Herzogs von Reichstadt offenbart dieser Prinz bald ein phlegmatisches Wesen, als ob holländisches Blut in seinen Adern flösse; und eben dies unfranzösische Temperament, das starke nachhaltige Leidenschaften keineswegs ausschließt, hat ihn befähigt, die französische Nation wie eine fremde unbefangen zu beobachten. Auf der Augsburger Gelehrtenschule tritt ihm der Idealismus unserer klassischen Erziehung, in Rom sodann die Majestät des Alterthums entgegen; aber in seiner kühlen Natur liegt nichts von jener glühenden Phantasie, die einst den Oheim unwiderstehlich hinzog zu den Helden des Plutarch. Er lernte das Alterthum kennen, wie er Alles lernte, mit langsamer, aber starker und sicherer Auffassung; er hat als Mann dilettantische Schriften über die alte Geschichte geschaffen, da die Verehrung der Cäsaren einen Glaubenssatz seines politischen Systems bildete. Wahrhaft einzudringen in den Geist des Alterthums, die göttlichen Mächte in der Geschichte recht zu verstehen, gelang ihm doch niemals. Er blieb von Anbeginn ein einseitig moderner Mensch, ein kluger aber schwungloser Kopf, die beste Kraft seines Geistes den exacten Wissenschaften, der Beobachtung der Gegenwart zugewendet.

Schlichten, gradsinnigen Naturen, wie dem wackeren Bischof Wessenberg, ward leicht unheimlich in der Nähe des verschlossenen jungen Mannes. Wer tiefer blickte, wie General Dufour, erkannte hinter dem ruhigen, sanften Betragen die eiserne Beharrlichkeit; und bald sollte sich erproben, daß der Prinz wirklich war, was sein Oheim einen **homme carré** nannte, daß die Verwegenheit seiner Entwürfe mit der Zähigkeit seines Willens im Gleichgewichte stand. Frühe schon hatte er gelernt, ruhig von allen Seiten her Rath zu hören und zuletzt nach eigenem Ermessen sich zu entscheiden. Wenn die ängstliche Mutter versuchte ihm seine Pläne zu stören, dann zeigte sich der liebevolle Sohn als der **doux entêté**. Vergeblich mahnte sie ihn, nicht als ein Abenteurer zu beginnen, sondern zu harren auf den Ruf des Volkswillens, wie der Oheim, und dann Ordnung zu stiften mit seinem magischen Namen. Ein fatalistischer Glaube an seinen Stern, mächtig wie eine fixe Idee, hatte sich dieses nüchternen Kopfes bemächtigt. Ungeduldiger Ehrgeiz warf ihn kopfüber in die Revolution der Romagna; prahlerisch genug zog der junge Fant einher auf dem mit grünweißrother Schabracke bedeckten Rosse, sein Bruder redete drohend von der unüberwindlichen Macht, die hinter ihnen stehe. Die Ausweisung aller Bonaparte's aus Rom war die natürliche Folge dieser Schilderhebung. Dann begann der Prinz während jenes geheimnißvollen Aufenthaltes in Paris sogleich eine Verschwörung anzuzetteln — so versichert wenigstens auf das Feierlichste der Herzog von Aumale — und lernte dabei die Schwäche des neuen Regiments verachten. Seine Mutter weigerte sich, durch die Ablegung ihres großen Namens den freien Aufenthalt des Sohnes in Frankreich zu erkaufen. Noch ein kurzes Verweilen in Boulogne, ein Blick von der Napoleonssäule auf jene Felder, wo einst das Heer von Austerlitz sich versammelt hatte, und man war wieder in der Verbannung. Auch auf den stillen Arenenberg reichten die Fäden der demokratischen Propaganda. Der Prinz stand im Verkehr mit polnischen Flüchtlingen, in deren Reihen sein Verwandter Walewski soeben gekämpft hatte. Er war „stolz darauf zu den Verbannten zu zählen, denn das Loos aller edlen Seelen ist heute das Exil.“ Er trug sich mit philhellenischen Träumen und jubelte jeder Bewegung zu, welche die Verträge von 1815 zu zerreißen drohte. Dann und wann kam auch ein Unzufriedener aus Paris herüber, und verheißungsvoll klang dem Napoleoniden der Gruß, den der greise Chateaubriand ihm entgegenrief: „die Vergangenheit kommt, um die Zukunft zu begrüßen.“

Der Prinz hat immer verstanden treue Freunde sich zu erwerben, seine Umgebung in blinder Unterwürfigkeit an sich zu fesseln, und das Glück führte ihm jetzt den zuverlässigsten und ergebensten Genossen zu, Fialin-Persigny. Um unseren Lesern anschaulich zu machen, in welchem Stile der Bonapartismus seine Mythenbildung treibt, sei hier die erhebende Geschichte erwähnt, wie dieser Saulus zum napoleonischen Paulus ward. Herr Joseph de la Roa hat in seiner officiösen Biographie des Herzogs von Persigny die Wundermäre zuerst berichtet, und Herr Veron erzählt sie mit pflichtschuldiger Rührung nach. Der junge Wildfang, der es in der Friedensarmee des Bürgerkönigs nicht ausgehalten, lernt irgendwo auf einer Reise durch Schwaben eine Dame kennen und verabredet mit ihr ein Stelldichein in Ludwigsburg. Als er liebestrunken am bestimmten Tage hinübereilt, da schwenkt plötzlich sein schwäbischer Kutscher in hellem Jubel den Hut und ruft — natürlich auf französisch: — vive Napoléon! Ein würtembergischer Cadet mit napoleonischen Zügen, einer der Söhne Jerome's, war eben vorbeigefahren. Der Ruf trifft den Träumer wie ein Donnerschlag. „Wie? fragt er sich — diese schwäbischen Barbaren jubeln dem Namen des Kaisers zu — und wir Franzosen?!“ — Vergessen sind das Stelldichein und die Schäferstunden; brütend und träumend verbringt er die Nacht im Freien. Als der Tag graut, ist sein Entschluß gefaßt: er will der Loyola der napoleonischen Religion werden. Genug der Narrheit. Gewiß bleibt, daß der junge Mann fortan mit der Leidenschaft und Hartnäckigkeit eines Fanatikers an der Herstellung des Kaiserthums arbeitete. Er gründet eine bonapartistische Revue, die es nur zu einmaligem Erscheinen bringt, er legt dem König Joseph eine Denkschrift vor über die Erneuerung der bonapartistischen Partei und findet nur laue Ermuthigung, bei Ludwig von Holland gar eine kühle Abfertigung. Endlich eilt er auf den Arenenberg; dort trifft er das Haus erfüllt von Hochzeitsgedanken. Der Prätendent soll seine Muhme, die hübsche sittenlose Prinzessin Mathilde, heirathen und beschäftigt sich inzwischen mit der undankbaren Aufgabe, seinen künftigen Schwager, den Prinzen Napoleon, zu erziehen. Nach Persigny's Ankunft läßt er die Heirathspläne fallen; rasch verständigen sich die beiden Gesinnungsgenossen und brüten nun selbander über dem tollen Gedanken des Straßburger Handstreiches.

Der Neffe führte gern die Lehre des Oheims im Munde: „bei jedem Unternehmen soll man ein Drittheil dem Zufalle, zwei Drittel

der Vernunft überlassen," sie zu befolgen verstand er noch nicht. Ob der Prinz ahnte, daß er in Paris am Allerwenigsten auf Anhänger rechnen könne? Oder blendete ihn der glänzende Ausnahmefall der hundert Tage? Genug, er erdreistete sich, in diesem centralisirten Lande eine Staatsumwälzung von der Provinz aus zu beginnen. Das vierte Artillerieregiment hatte einst in Toulon den jungen Ruhm seines Hauptmanns Bonaparte mitbegründet und während der hundert Tage in Grenoble das Signal gegeben zum Abfalle des Heeres von den Bourbonen. Der Prinz bezweifelt nicht, daß diese alten Erinnerungen der Truppe noch eben so glühend vor der Seele stehen müssen wie ihm selber; er wähnt, schon sein Erscheinen im kaiserlichen Rocke werde die Kanoniere ihrem Eide abspenstig machen. Der tollkühne Streich nahm ein lächerliches Ende, aber die Höfe von Paris und Wien zitterten in athemlosem Schrecken. Denn gleichzeitig ward unter den Husaren in Vendome ein republikanisches Complott entdeckt, das dem Prinzen schwerlich unbekannt war; und die elsasser Geschworenen sprachen unter dem donnernden Beifall der Hörer die Mitverschworenen des Prätendenten frei. Der Gleichheitsfanatismus dieses Volks fand den Eidbruch der Jury lobenswerth, da ja der Hauptschuldige begnadigt ward. Im Uebrigen schaute die Masse dem Attentate mit einer Gleichgiltigkeit zu, welche den Prinzen, wenn er schärfer nachsann, eher anspornen als entmuthigen mußte; unter einer im Volke wurzelnden Regierung hätte eine so frivole, so zuchtlose Verschwörung einen Sturm der Entrüstung erregt.

Der Gefangene sendet in schwacher Stunde einen demüthigen Brief an Ludwig Philipp, und in der Einsamkeit der Haft regt sich ihm noch einmal ein sentimentaler Nachklang aus der deutschen Schulzeit. Er übersetzt Schiller's Ideale: „ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn (Louis Philipp's) entweiht." Bekehrt ist er nicht; „ich bleibe bei meinem Glauben, schreibt er der Mutter, und kümmere mich nicht um das Pöbelgeschrei." Und Persigny verkündet trotzig, Frankreich werde dereinst bereuen, daß es den Ruf der Napoleon's überhört habe. Der Prinz wird aus der Haft entlassen unter der Bedingung, daß er nach Amerika auswandere. Nach kurzer Frist kehrt er trotzdem in die Schweiz zurück. Da nun die Juliregierung drohend seine Entfernung verlangt, so wartet er gemächlich ab, bis die unverständige Angst der Bourgeois seinem Namen wieder einigen Glanz verliehen hat, und erklärt endlich pathetisch den Eidgenossen, er wolle

nicht durch längeres Verweilen die Sicherheit seiner zweiten Heimath gefährden. Dann wendet er sich nach England, theilt seine Zeit zwischen ernster Arbeit und leichtem Genuß und läuft Gefahr, in die Nichtigkeit des gemeinen Abenteurerlebens zu versinken. Seine Umgebung redet in der Theaterloge mit vorlauter Prahlerei von der großen Zukunft des Prinzen. Bei dem englischen Adel war der unterhaltende Gesellschafter gern gesehen, doch zuckte man die Achseln über den dreamer of dreams. Mehr Theilnahme ward ihm in den Kreisen jener Hochstapler und vornehmen Glücksritter, welche, durch die Parteikämpfe des Festlands an dies gastfreie Gestade geworfen, an dem wunderlichen aristokratischen Radicalen Thomas Duncombe, dem völkerbeglückenden Sportsman, einen eifrigen Beschützer fanden. Selbst mit dem tollen Karl von Braunschweig wird eine verzweifelte Verbindung angezettelt, und auf dem Turniere des Tory-Adels zu Eglinton erscheint der Prätendent in sinnvoller Maske als Wilhelm III. von Oranien.

Als die Orleans den Sarg des Kaisers zurückführen wollen, legen der Prinz und sein Oheim Joseph öffentlich Verwahrung ein: einem Glücklichen von Waterloo gezieme nicht den Degen des Besiegten in die Hand zu nehmen. Die napoleonische Begeisterung, die durch das Land geht, ermuthigt den Prinzen zu einem neuen Attentate. Er wagt die Landung in Boulogne, und nun in der That scheint er untergehen zu müssen unter dem Gelächter der Welt. Denn welch' eine Posse: dieser lebende Adler, der, sinnreich abgerichtet in feierlicher Stunde auf das Haupt des Imperators herabzuschweben, jetzt an Bord des Kaiserschiffes aufgefangen wird! Und welch' ein hochkomischer Contrast: der Erbe Napoleon's triefend aus dem Wasser gezogen und von den Nationalgardisten gefangen, in demselben Augenblicke, da die Belle Poule den Herzog von Joinville mit der Asche des Kaisers durch den Ocean führt! Aber selbst dieser Fluch des Lächerlichen, der in Frankreich verderblicher wirkt als irgendwo, vermag den Prätendenten nicht zu entmuthigen, der unbeirrt vor den Schranken der Pairskammer verkündet: „Ich vertrete vor Ihnen ein Princip, eine Institution und eine Niederlage. Das Princip ist die Volkssouveränität, die Institution ist das Kaiserreich, die Niederlage ist Waterloo. Das Princip haben Sie anerkannt, dem Kaiserreiche haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen. Es besteht kein Gegensatz zwischen Ihnen und mir."

Wenn der König den unverbesserlichen Verschwörer jetzt nach Ham

führen ließ, so war das freilich ein Schritt der Nothwehr, aber wahrhaftig weder hochherzig noch ein Zeichen der Kraft, wie Berryer in seiner Vertheidigung treffend bemerkte. Die Wohlthat der französischen Gesetze war dem ohne eigene Schuld von Kindheit auf Verbannten nie zu Theil geworden, nur ihre Härte sollte er fühlen. Abermals hatten die Orleans die Augen der Welt auf den Prätendenten gelenkt. Während der Prinz in der Haft eine stille Zeit der Sammlung verbringt, die er selber als seine Lehrjahre auf der Universität Ham feiert, giebt er den Kampf nicht auf; er schreibt geharnischte Artikel in das neue Journal de l'empire, den Progrès du Pas de Calais. Mit den englischen Freunden bleibt er in Verbindung und schließt endlich mit Karl von Braunschweig einen feierlichen Staatsvertrag, worin die beiden legitimen Fürsten sich gegenseitig den Thron ihrer Väter garantiren und einander jeden Beistand versprechen.*) Da aber das Vermögen des Gefangenen nur aus bedeutenden Schulden bestand, während der Welfe die reichste Diamantensammlung der Erde besaß, so hatte der Löwenvertrag offenbar nur den Sinn, daß welfisches Geld für bonapartistische Umtriebe verwendet werden sollte. Freilich erwies sich der geizige Braunschweiger als ein schlechter Zahler; auch sein Schuldner, getreu den erblichen Anstandsbegriffen der Bonapartes, wußte in den Tagen des Glückes sich des alten Vertrages nicht mehr zu entsinnen. Unterdessen benutzt die Oppositionspresse den Prätendenten für ihre faktiösen Angriffe; sentimentale Stahlstiche stellen die bleiche Duldergestalt am Gitterfenster dar. Wiederholt wird, am Lautesten durch Emil Girardin, die Befreiung des Verschwörers gefordert, bis endlich Duncombe und der getreue Arzt Conneau ihren lange geplanten Anschlag ausführen und eine abenteuerliche Flucht den Namen des Prinzen nochmals auf alle Lippen bringt.

Auf solche Weise viel genannt zu werden ist freilich ein zweifelhafter Gewinn. Der Prinz galt der öffentlichen Meinung kurzweg als ein Narr. Wer mit so unentwegter Beharrlichkeit einen tollkühnen Plan wieder und wieder versuchte, der mußte ja ein Tropf sein — oder ein ungewöhnlicher Charakter, und die Trägheit der Welt findet es jederzeit bequemer das Räthselhafte mit Spott abzufertigen. Der anspruchsvolle Name des Prinzen stand in lächerlichem Mißverhältnisse

---

*) Abgedruckt in The life and correspondence of Thomas Slingsby Duncombe, London 1868. II. 10.

zu seinen Leistungen, und jener klägliche Brief, welchen der alte König Ludwig an Ludwig Philipp richtete, um den jeune étourdi zu entschuldigen, konnte das Ansehen des Sohnes nicht steigern. Die Schriften des Prinzen waren den Meisten unbekannt; wer sie zur Hand nahm, legte sie rasch hinweg, denn während die gesammte Publicistik um die Fragen des parlamentarischen Staates sich bewegte, ward hier ein Standpunkt außerhalb aller Parteien vertheidigt. Solche Auflehnung gegen die Durchschnittsbildung des Augenblicks wird in der modernen Welt regelmäßig durch schweigende Mißachtung bestraft.

Uns, die wir heute die Schriften des Prinzen minder befangen überblicken, erscheint schier unbegreiflich, wie man diesen Autor jemals mißachten konnte. Denn sie entsprechen nicht nur keineswegs den Erwartungen, die man gemeinhin den literarischen Sünden eines Prinzen entgegenbringt, sie verdienen schlechthin einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Publicistik. Nicht ein geistreicher, aber ein eminent praktischer Kopf, nüchtern und sicher im Beobachten, fest und selbständig im Urtheilen, hat sie geschaffen. Auch die Darstellung ist klar und bündig, von echt französischer netteté; der Prinz weiß seine Leser rasch zu orientiren, allen seinen Sätzen eine praktische Spitze zu geben. Der Ideenreichthum, das Pathos der Wahrhaftigkeit, die Macht der Phantasie, die den Historiker machen, sind ihm versagt, doch er versteht vortrefflich, in discussiver Darstellung, mit Gewandtheit und ohne Gewissensbedenken, die historischen Voraussetzungen der Gegenwart für seine Zwecke sich zurecht zu legen. Kurz, er zeigt sich als ein begabter Journalist; und wer da wußte, daß diese Schriften nicht literarisch etwas bedeuten, sondern das Programm einer praktischen Staatskunst bilden sollten, der mußte bei einiger Unbefangenheit bekennen, daß hier ein ungewöhnliches staatsmännisches Talent sich offenbare.

Als Ludwig Bonaparte den Präsidentenstuhl bestieg, pflegten ihn Herr Thiers und Genossen mit zudringlichen Rathschlägen zu bestürmen, denn er kenne ja Frankreich gar nicht. Wunderliche Eitelkeit! Der Verbannte hatte aus der Fremde sein Land weit schärfer und richtiger beobachtet als die Redner der Bourgeoisie daheim. Während die gesinnungstüchtige Presse die Monarchie nur aus christlichem Mitgefühl als ein letztes Zugeständniß an veraltete Vorurtheile vorläufig dulden wollte, sagt der Prinz sicher und schneidend: „eine Monarchie von acht Jahrhunderten wird nicht durch die Stürme weniger Jahre in eine Republik verwandelt.“ Wie einst Mirabeau scharfblickend ge-

meint hatte, ein Richelieu würde seine Freude haben an der Beseitigung der feudalen Gesellschaft, so begreift auch der Napoleonide, daß eine starke monarchische Gewalt durch die Nivellirung der Gesellschaft gefördert und gefordert werde. Die Republik bedürfe der Aristokratie, unsere demokratische Gesellschaft verlange nach einer Krone. Er sieht nach dem Untergange der alten Stände die Nation zu Sandkörnern zerrieben, zu Sandkörnern, welche, durch eine machtvolle Staatsgewalt zusammengehalten, einen unerschütterlichen Fels bilden können, aber vereinzelt nur Staub sind. Damit ist der Lieblingssatz der Napoleon's ausgesprochen, eine Metapher, die tausendmal umschrieben in allen Schriften des Bonapartismus ebenso oft und ebenso bedeutsam wiederkehrt, wie in den Briefen Metternich's das Bild von dem brennenden Nachbarhause, das ich löschen muß, will ich nicht selbst zu Grunde gehen. Derweil die alleinseligmachende Lehre des Parlamentarismus alle Köpfe beschäftigt, erkennt der Prinz sogleich, daß Frankreich seit fünfzig Jahren vorwärtsschreite allein kraft jener Institutionen, die sein Kaiser ihm gegeben. Das parlamentarische System findet in Frankreich keinen Rückhalt an einem starken gesetzlichen Sinne, einer unerschütterlichen Liebe zur persönlichen Freiheit: man werfe einen französischen Bürger willkürlich in den Kerker, und die öffentliche Stimme wird ruhig bleiben, so lange nicht die Parteileidenschaften des Tages berührt werden. Gleichheit ist dem Franzosen das höchste politische Gut; in Zeiten der Gährung muß die Nation durch Waffengetöse und Kriegsruhm beschwichtigt werden. Man sieht, dieser Staatsmann denkt klein, fast cynisch niedrig von seiner Nation; aber die Schattenseiten ihrer Bildung hat er klar durchschaut.

In diese zersetzte, nach Ordnung verlangende Gesellschaft tritt der Prinz mit dem unerschütterlichen Glauben, daß hier allein die populäre Tyrannis frommen könne, sie allein legitim sei. Wie weiland der erwählte Kaiser seine Deputirten anherrschte: „ich habe einen Rechtstitel, ihr habt keinen!“ — so sagt der Neffe: „der Erbe einer von vier Millionen gewählten Regierung kann einem von 200 Deputirten gewählten Könige sich nicht beugen.“ Inmitten einer von tausend skeptischen Zweifeln gepeinigten Welt wandelt der Napoleonide mit der Sicherheit des Traumgängers. Er glaubt an sich und an den militärischen Absolutismus, dem er den Namen der napoleonischen Idee verleiht. Diese Idee wird aus der Asche auferstehen nach einem göttlichen Vorbilde; der politische Glaube hat wie der religiöse seine

Märtyrer gehabt, er wird, wie dieser, seine Apostel und sein Reich haben. Er wird, wie der heilige Remigius zu dem Frankenkönig, einst zu den Franzosen sprechen: „nieder mit dem Haupt, Sicamber! Verbrenne was Du verehrt und verehre was du verbrannt hast!" — Der Prinz lebt und webt in diesem Ideenkreise; wenn er auf den Kaiser zu reden kommt, so ist es oft, als ob eine Hallucination dieses nüchternen Hirnes sich bemächtige. Da jener Leichenzug von Neuilly nach Paris zieht, richtet der Neffe aus seiner Haft einen Brief an den Oheim. Er redet zu ihm wie zu einem Lebenden, nennt ihn Sire und vous; er schildert die Mächtigen des Tages, wie sie dem Helden huldigen, doch im Stillen beten: „Gott, erweck' ihn nicht," wie sie die junge Armee versammeln, doch ihr zurufen: „kreuzt die Arme!" — wie sie die Tricolore erneuert haben, doch nicht die Adler, den Todten ehren, doch seinen Erben in den Kerker werfen, und sieht zuletzt den Kaiser sich tröstend zu dem Neffen neigen: „Du leidest für mich, ich bin mit Dir zufrieden!"

Der Prätendent wird durch seine Lage gezwungen sich den Anschein zu geben, als ob er vor dem Kaiser in blinder, urtheilsloser Bewunderung ersterbe. Die plumpsten Märchen der napoleonischen Mythologie werden getreulich wiederholt, denn dieser Cyniker weiß, daß eine hartnäckig nachgesprochene Lüge von dem gedankenlosen Haufen zuletzt geglaubt wird. Den Völkern an der Donau und der Spree sagt er vorher, daß sie einst den mit Undank belohnten Wohlthäter anbeten, daß alle freien Nationen des Kaisers Werk wieder aufrichten werden. Das Alles ist keineswegs unredlicher als die große Mehrzahl der französischen Parteischriften, ja der Prinz redet ehrlicher als Guizot, denn die Zweiseitigkeit des Bonapartismus kommt ihm zu Gute: er kann oder will nur die eine Seite des napoleonischen Wirkens sehen. Frankreich verjüngt durch die Revolution, organisirt durch den Kaiser — Napoleon der wahre Vertreter, der Testamentsvollstrecker der Revolution, der Vermittler zwischen zwei Jahrhunderten, zwischen Monarchie und Demokratie — der Held, der die Demokratie disciplinirt und darum die Gleichheit vollendet, die Freiheit vorbereitet hat — der plebejische Soldat, der ein schützendes und demokratisches Regiment errichtet — dies sind die allbekannten Grundsätze der neu-napoleonischen Doctrin, und jeder darunter enthält eine halbe Wahrheit. Wer zwischen den Zeilen liest, entdeckt bald, daß der Prinz die Fehler, welche seinen Oheim stürzten, sehr wohl kennt, doch ohne sie einzuge-

stehen. Von einer Erneuerung der Weltmonarchie ist nicht die Rede. Auch im inneren Staatsleben verwirft der Prätendent jene roheste Form des Despotismus, die in dem Kaiserreiche sich zeigte, er will zurück zu seinem Ideale, der Consularverfassung. Er giebt zu, daß Napoleon nur die sociale, nicht die politische Revolution vollendet habe, und vermeidet nur die Frage, ob auf dem Boden einer consularischen Dictatur die Fortbildung zur politischen Freiheit überhaupt möglich sei.

Prinz Ludwig hat die schlechten Künste aller Prätendenten, das Klappern, das zu diesem Handwerke gehört, keineswegs verschmäht; daß er sein Volk kurzweg durch tönende Versprechungen getäuscht habe, darf man doch nicht behaupten. Die Verfassung, die er am 14. Januar 1852 den Franzosen auferlegte, ist in der That eine Nachbildung der Consularverfassung; in dem Vorworte, das ihr vorausgeht, kehren die Hauptsätze aus den Schriften des Prätendenten fast wörtlich wieder. Solche Consequenz ist selten in dem Leben eines durch den Zwang der Dinge hart bedrängten Staatsmannes. Auch wir Gegner müssen jene Sicherheit der Seele achten, die den Kaiser bewog, die Schriften seiner Jugend unverändert wieder herauszugeben. Einzelne schwarze Punkte, wie jener demüthige Brief an Ludwig Philipp, sind freilich weggelassen. Im Ganzen darf der Kaiser sich rühmen, daß der Mann hielt, was der Jüngling versprach. Niemals, auch nicht in seinen um die Gunst der Masse buhlenden Zeitungsartikeln, spendet der Prinz den parlamentarischen Ideen seiner Zeit ein Wort des Lobes. Wie der Oheim der Welt nur die Wahl ließ zwischen den Kosaken und der Republik, so preist der Neffe unter den Regierungen der Gegenwart allein Rußland und Nordamerika als folgerichtig und selbstbewußt. Er will ein persönlich verantwortliches Staatsoberhaupt, das durch Fachmänner, durch Specialitäten, nicht durch Parteiführer die Verwaltung leiten läßt. Der Parlamentarismus wird verhöhnt als die Herrschaft der Rhetoren, seine Parteikämpfe sind ebenso inhaltlos wie weiland die dogmatischen Zänkereien des Mittelalters; er bringt nicht die Freiheit, sondern das Regiment einer bevorrechteten Oligarchie nach englischer Weise. Diese gewandte Sophisterei konnte ihres Eindrucks auf französische Leser nicht verfehlen, und sie fand einen starken Anhalt an den Zuständen des Landes unter der Herrschaft der Bourgeoisie. Ebenso entschieden wendet sich der Prinz, mit napoleonischem Hasse, gegen die aristokratischen Anschauungen der feudalen Welt:

sogar in seiner Geschichte der Artillerie versagt er sich's nicht, den altfranzösischen Adel zu geißeln, der die neue bürgerliche Waffe erst verspottete und dann von ihr aus dem Felde geschlagen ward.

Danach bleibt kein Zweifel, sein Ziel ist die revolutionäre Monarchie, gewählt durch das souveräne Volk, sorgsam für die kleinen Leute, immer bereit das Schwert des Brennus für die Civilisation in die Wagschale zu legen. Auch über die Mittel zur Gründung dieser demokratischen Krone spricht er mit durchsichtiger Deutlichkeit: ein Staatsstreich wie der 18. Brumaire darf nicht zum Principe erhoben werden (aber wer in aller Welt hatte je die Brutalitäten des Brumaire als ein Princip angesehen?), doch er kann unter Umständen nothwendig sein. Wenn der Prinz gelegentlich auch das lockende Bild der Freiheit mit in seine Schriften verwebt, so müssen wir gerechtermaßen zugestehen, daß er diese Krönung des Gebäudes in eine unbestimmte duftige Ferne hinausschiebt. Schon seine frühesten Schriften sagen: es ist süß von der Herrschaft der Tugend zu träumen — wenn nur der Rhein ein Meer wäre u. s. w. Und späterhin versichert er: die Freiheit ist erst möglich, wenn die Parteien vernichtet, Gleichheit und Ordnung befestigt, der öffentliche Geist neu gebildet, der religiöse Sinn gekräftigt und neue Sitten geschaffen sind!

Auch dieser kalte Kopf verfällt also dem unsterblichen Wahne aller Absolutisten, als ob die Erziehung zur Freiheit auf einem anderen Wege möglich sei denn allein durch die Freiheit selber. In den Fragen der Verwaltung dagegen zeigt er eine seltene Unbefangenheit. Wie er schon als ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren in einem scharfsinnigen Aufsatze über die Schweiz der modischen Schwärmerei für die Republik die kühle Bemerkung entgegenhält: „die Republik ist kein Princip, sondern eine Staatsform wie andere auch, sie giebt an sich durchaus keine Bürgschaft für die Freiheit" — so weiß er auch die Vorzüge anderer Staaten, wenn sie seinem Systeme nicht schnurstracks zuwiderlaufen, ruhig zu würdigen. Er preist an England die persönliche Freiheit, die ungehemmte Bewegung der Genossenschaften, die Sicherheit des Rechts. Er bewundert an Preußen die Selbständigkeit der Gemeinden, den gediegenen Volksunterricht und vor Allem die auch von dem Oheim mit den Lippen gepriesene allgemeine Wehrpflicht, welche dereinst überall in der Welt den weißen Sklavenhandel, Stellvertretung genannt, verdrängen werde. Er verwirft die Vielgeschäftigkeit seines heimischen Staates: es bleibt eine Thorheit, daß der

Staat thue, was der Einzelne selbst besorgen kann. Wenn der Prätendent auf dem Throne alle diese Reformen entweder zurückschob oder nach tastenden Versuchen fallen ließ, so war es bald das Verhängniß jeder Gewaltherrschaft, bald die Natur des französischen Staates selber, was der bessern Erkenntniß in den Weg trat. Nur die Gedankenlosigkeit wird einen Staatsmann, der gerechten Vorwürfen so breite Blößen bietet, darum auch noch der Heuchelei zeihen, weil er das Unmögliche nicht ermöglicht hat. Nicht schlaue Berechnung, sondern geistiges Unvermögen verräth sich in seinen Widersprüchen. Ein scharfer Beobachter, nicht arm an guten Einfällen, war der Prinz schon allzu tief in die faulen Denkgewohnheiten des Verschwörers, in das brütende Grübeln und Pläneschmieden hineingerathen. Er besaß nicht mehr die geistige Kraft, einen schweren Gedanken bis in seine letzten Folgerungen festzuhalten, warf die Frage gar nicht auf, wie jene Vorzüge des englischen und des preußischen Staates mit der populären Tyrannis sich vertragen sollten.

Mit Behagen übt der Prätendent die bequeme Kunst der politischen Kritik an dem Julikönigthume, zumal an dessen europäischer Politik. Keine Uebertreibung, keine Verdrehung ist ihm dabei zu niedrig; mit erfinderischer Bosheit sucht er alle Schwächen des Systemes auf und liefert also ein Vorbild, das heute von dem Herzog von Aumale mit geringerem Talente nachgeahmt wird. Er schildert beweglich, wie die Regierung den Ruhm und die Schätze des Landes in das Feuer wirft, um dann die Asche zu verkaufen! Wenn sie die Lieblinge des Kaisers begünstigt, so schmückt sie sich mit fremden Federn; decorirt sie den General Dupont, der einst bei Baylen capitulirte, so belohnt sie den Verrath u. s. w. Am häßlichsten erscheint diese demagogische Polemik, sobald sie den Ernst der Geschichte mißbraucht — so in der berufenen Parallele „1688 und 1830.“ Vortrefflich zeigt der Prinz hier die Nichtigkeit jener gelehrten Vergleichung, aber wenn er dann den Spieß umkehrt und den Bürgerkönig mit Jakob II. vergleicht, so enthüllt sich der mit Bewußtsein lügende Agitator.

Inmitten aller dieser Entstellungen bleibt doch unverkennbar, daß der Kritiker den Staatsmännern der Bourgeoisie mit überlegenem Geiste entgegentritt. Wenn er in dem berühmtesten seiner Aussprüche von dem Politiker verlangt, er solle an der Spitze der Ideen seines Jahrhunderts schreiten, auf daß sie ihn nicht stürzen, so hat der Kaiser selber dieser Forderung freilich nur halb genügt. Gerade jene Mächte

des Idealismus, die auch unserer nüchternen Epoche nicht fehlen, sind dem Napoleoniden fremd geblieben; das lehrt der Zustand des zweiten Kaiserreichs heute, da bereits die Altersschwäche den weiland kräftigen Körper befällt. Aber einige neue und hochwichtige Erscheinungen in der Bewegung der Geister hat allerdings schon der Prätendent unvergleichlich richtiger als der Bürgerkönig gewürdigt. Vornehmlich die Bedeutung des vierten Standes und der socialen Frage. Der Prinz macht Ernst mit dem prahlerischen Worte: die napoleonische Idee geht in die Hütten, nicht um den Armen die Erklärung der Menschenrechte zu bringen, sondern um den Hunger zu stillen, die Schmerzen zu lindern. Er versucht in angestrengter Arbeit das wirthschaftliche Leben zu verstehen. Von nationalökonomischer Weisheit ist freilich in seinen Aufsätzen vorderhand nur wenig zu finden: die schutzzöllnerischen Ideen des Oheims halten ihn noch befangen. Er preist in schier dithyrambischen Worten die Runkelrübe und würdigt keines Wortes die Opfer, welche die künstliche Ausbildung der Rübenzuckerindustrie den Consumenten auferlegt hat. Auch sein Plan, die Massenarmuth durch eine Organisation von oben zu heilen und die Genossenschaft der Armen zur reichsten Association von Frankreich zu erheben, zeugte noch von geringer Sachkenntniß. Immerhin blieb es bedeutsam, daß der Prätendent den Leiden der Masse eine so rege Theilnahme widmete, und dies zu einer Zeit, da unter dem hohen Adel Europas wohl nur Prinz Oscar von Schweden und Prinz Albert von England den schweren Ernst solcher Fragen erkannten. Mit vollem Rechte durfte der Freund des vierten Standes der Krone der Bourgeois zurufen: „Ihr müßt unfruchtbar bleiben, denn Ihr habt wohl Geist, aber kein Herz!“

Inzwischen hatte die napoleonische Legende ihren Höhepunkt erreicht. Selbst die Männer der äußersten Linken schwärmten für Napoleon, und Louis Blanc rief: „der Kaiser wäre ein Halbgott gewesen ohne seine Familie!“ Die rastlosen Weiber der Napoleoniden webten unablässig an neuen Verschwörungen; die Prinzen von Canino, die wild radikalen Nachkommen Lucian's, traten in die Geheimbünde der Italiener. Der Kammeropposition bot das Verbannungsgesetz gegen die Bonapartes dankbaren Stoff für pomphafte Redeübungen. Der Republikaner Cremieux trat als Anwalt der Verbannten auf, und Victor Hugo prahlte: „ich habe die Sache des Exils, die Sache des Ruhms vertheidigt“. Höchst unbefangen verkehrten Thiers und andere unzufriedene Orleanisten in Italien mit den Bonapartes. Diese spielten um-

verdrossen die alte Rolle, sandten mit einem rührenden Briefe die Ordenszeichen des Kaisers für das Grab in der Invalidenkirche, hielten durch kleine Geschenke die ergebenen Städte Corsica's bei guter Stimmung. Während der Kriegsgefahr von 1840 erbot sich Jerome, seinen bekannten tapferen Degen für Frankreich zu ziehen — in der angenehmen Erwartung, daß Niemand seinen Heldenmuth auf die Probe stellen würde. Endlich gewährte der König dem greisen Hieronymus die Erlaubniß zu vorübergehendem Aufenthalt. Mit dem Alten kam der rastlose Agent Pietri und der junge Prinz Napoleon, der aus der würtembergischen Armee einen wüsten radikalen Haß gegen das halb gothische reaktionäre Deutschland heimbrachte. Die Invaliden jubelten, der alte General Petit zerfloß in Thränen, als der junge Mensch, der dem Oheim auffällig ähnlich sah, eines Tages an dem braunen Marmorsarkophage betend niederkniete. Zugleich wirkte Persigny aus der Stille seiner Haft, der jüngere Las Casas als Deputirter schon etwas offener für die Herstellung des Kaiserreichs. Ganz unbemerkt blieb die stille Wühlerei Walewski's und des Herrn von Morny. Dieser Halbbruder Ludwig Bonaparte's galt bei Hofe nur als ein eifriger Pferdezüchter und hielt doch alle Fäden der Verschwörung in der Hand. Das Alles bedeutete wenig. Aber ein kluger Prätendent, der sich auf Morny's gewissenlose Willenskraft stützte, harrte seiner Stunde und lenkte den Ehrgeiz des Hauses auf ein festes Ziel. Und dieser Mann kannte Frankreich, er kannte die katholische Gesinnung wie die militärischen Erinnerungen des Landvolkes, er war entschlossen den schweigenden Gehorsam der Bourgeoisie zu erzwingen, die Massen zu beschützen und durch den Segen der Arbeit an sein Haus zu fesseln.

Um die Bedeutung dieser Massen und ihrer steigenden Ansprüche zu verstehen, haben wir noch einen Blick zu werfen auf die geistige Bewegung der Epoche. Während die Stubengelehrsamkeit und die polizeiliche Seelenangst der guten alten Zeit die revolutionäre Kraft der Theorie zu überschätzen pflegten, hat die weltkundigere Geschichtsforschung der Gegenwart längst begriffen, daß große Umwälzungen in der Regel durch den Gegensatz der socialen Interessen hervorgerufen werden; solcher Erkenntniß froh ist sie sehr geneigt die Wirksamkeit des politischen Denkens gering zu achten. Aber auch im Leben der Völker

lassen Leib und Seele sich nicht trennen; der historische Zusammenhang erschließt sich uns nur, wenn wir die Arbeit des Gedankens in ihrer Wechselwirkung mit den Institutionen des Staates, den Zuständen der Gesellschaft betrachten. Grade in der Zeit des Julikönigthums ist die unmittelbar praktische Wirksamkeit der Ideen handgreiflich nachzuweisen. Die Leiden der Arbeiter allein konnten den Zusammenbruch des Regimentes nicht herbeiführen, wenn nicht eine massenhafte, fieberisch erregte, durch und durch oppositionelle Literatur das Volk an die beiden Gedanken gewöhnt hätte, daß der Genuß der Güter höchstes, jedem Sterblichen in unbegrenztem Maße bestimmt sei — und daß der Staat für die Mißstände der Gesellschaft allein verantwortlich, zu ihrer Heilung allein verpflichtet sei. Beide Gedanken — unzweifelhaft die belebenden Kräfte der lärmenden Schriften des Tages — erklären sich wieder aus den socialen und politischen Zuständen. Der rohe Materialismus bildet die nothwendige Weltanschauung eines Volkes, das von einem herzlosen Geldadel beherrscht wird; das Idealbild einer allmächtigen, durch und für die Masse herrschenden Staatsgewalt war das ungeliebte aber rechtmäßige Kind der napoleonischen Bureaukratie.

Wenige Worte werden genügen. Besitzen wir doch selber in unserem Radikalismus der dreißiger und vierziger Jahre ein getreues, wenn auch verblaßtes, Abbild dieser französischen Bewegung; denn nie zuvor, auch nicht in den Tagen Ludwig's XIV. oder des Bastillesturmes, hatte die französische Gesittung gleich tief und gleich verderblich auf unser Volksthum eingewirkt. Seitdem hat Napoleon III. unsere Begeisterung für Frankreich längst wieder in das Gegentheil umschlagen lassen, und wir laufen jetzt oft Gefahr, mit einem pharisäerhaften Dünkel, welcher der bescheidenen Tüchtigkeit der Deutschen schlecht ansteht, über die Unzucht der Sitten und der Schriften unserer Nachbarn abzusprechen. Wir wollten sie wahrlich gern entbehren, jene tugendhaften Urtheile idealer Kritiker über das reale Laster des neuen Frankreichs, welche heute ehrenfest in den Feuilletons unserer Zeitungen einherstolziren und — alsbald dem allgemeinen Hohngelächter verfallen würden, wenn die anonymen Verfasser ihre eigenen reinen Namen enthüllen wollten. Am lautesten pflegt das Verdammungsurtheil über das neu-französische Babylon in den Wiener Blättern angestimmt zu werden — in jenem Wien, das sittlich nicht gar viel höher steht als Paris; denn an der Donau wird zwar weniger gesündigt aber auch weit weniger gearbeitet als an der Seine. Die

Urheber solcher wohlfeiler Moralpredigten vergessen, wie tief wir einst selber, zur Zeit des jungen Deutschlands, in die Netze der Pariser Sirene verstrickt waren. Sie vergessen, daß das Urtheil grade über die feinsten sittlichen Fragen, trotz des Christenthums und trotz des schwunghaften Weltverkehres, ein je nach dem Volksthume verschiedenes sein und bleiben muß. Das ungestüme Blut unserer Jugend liebt einmal beim Zechen und Raufen, das Feuer der jungen Franzosen in galanten Abenteuern sich auszutoben; und die Frage, welche dieser nationalen Schwächen für haltlose Naturen verderblicher sei, ist keineswegs leicht, sie ist jedenfalls nicht für alle Menschen auf die gleiche Weise zu beantworten. Wir bleiben ein in jedem Sinne schwereres Volk denn unsere Nachbarn. Der Charakter der Manon Lescaut ist, seit der alte Abbé Prevost ihn zuerst mit bezaubernder Anmuth darstellte, eine unsterbliche Lieblingsfigur der französischen Dichtung geblieben; und wer darf, bei allem Widerwillen, die hinreißende Liebenswürdigkeit, die unverwüstliche Lebensfrische dieses Weibes verkennen? Desgleichen zeigt auch die radikale Jugend des Julikönigthums, die sich das Hirn berauscht hatte an begehrlichen Gedanken und das Herz an lüsternen Bildern, dennoch manche Züge hochherziger Aufopferung, heroischer Tapferkeit, welche dem Moralisten sein trauriges Handwerk erschweren. Aber selbst das mildeste, die Eigenart der Nation billig erwägende Urtheil muß doch gestehen, daß die Literatur jener Zeit — sinnlich, unklar, weichlich wie sie ist in ihrer kokett zur Schau getragenen Unzufriedenheit — ein abschreckend widerwärtiges Schauspiel bietet. So viel sinnliche Gluth und schamlose Nacktheit, und doch so wenig starke Leidenschaft! So blutige Drohungen, und doch so viel gemachter Schrecken! So schmetternde Anklagen wider alles Bestehende, und doch so wenig von jenem reformatorischen Ernst, der die knarrende Welt zu heben und wieder einzurenken vermag! Wer die Nation nach diesen Schriften beurtheilt, muß an ihr verzweifeln. Indeß gleichwie in den Werken der Jungdeutschen nur die Empfindungen eines Theiles unserer Nation sich wiederspiegelten, so geben auch die Schriften des französischen Radikalismus das nationale Leben nicht vollständig wieder. Nicht einmal das literarische Leben; denn neben den lauten Rednern des Tages geht geräuschlos und emsig, wenngleich minder bedeutsam als in Deutschland, die gediegene wissenschaftliche Arbeit einher.

Der prosaische Charakter des neuen Regiments führt rasch ein

tiefes Sinken des Kunstlebens herbei. Die geistreichen Salons der alten Zeit schließen einer nach dem anderen ihre Pforten; die geistige Luft wird dünn und dünner in der vom Handel und Wandel, von den Leidenschaften des öffentlichen Lebens überherrschten Gesellschaft. Die aufgeregte Welt bietet keinen Raum mehr für das unbefangene künstlerische Schaffen; die Tendenz, der Kampf des Tages reißt alle Dichter aus der Bahn des Friedens, auch die einzige große Dichterkraft, die in diesen Tagen neu ersteht: die Georges Sand. Die Zeit war nicht mehr, da Beranger den Marquis von Carabas verlachte und dem Adel sein höhnendes je suis vilain et très-vilain entgegensang. Der Kampf der Jugend gilt jetzt den Mittelständen, er wirbt seine Streiter in den Palästen an der Clotildenkirche wie in den Winkeln der Antonsvorstadt. Die neue Freundschaft zwischen Chateaubriand und Beranger ist mit Recht oft als ein Zeichen der verwandelten Zeit geschildert worden; auch an Lamartine's radikalen Träumereien hat der Widerwille des Edelmannes gegen das Krämerthum starken Antheil. Es war, als ob die Höhen und Tiefen der Gesellschaft sich zugleich empören wollten; daraus hat dann die Gedankenlosigkeit den voreiligen Schluß gezogen, als sei das Julikönigthum wirklich ein Regiment der rechten Mitte gewesen. Diese bunt gemischten Elemente des Widerstandes bemächtigen sich rasch der unumschränkten Herrschaft in der Literatur; jedes Zwangsgesetz des Staates verstärkt ihre Kraft, ihren Grimm. Es ward Mode das Bestehende zu bekämpfen, cela posait dans le monde.

Wohl nur das alte Regime unter Ludwig XVI. hat so massenhafte Angriffe erfahren, so spärliche Vertheidiger gefunden wie das Julikönigthum; und die Opposition ging jetzt mit ungleich hellerem Bewußtsein als in den Tagen Beaumarchais' auf den Umsturz des Staates aus. Sie behandelt die Empörung als ein heiliges Recht; eine Revolution des Gewissens, der Verachtung soll den Revolutionen der Freiheit und des Ruhmes folgen. Wer irgend in Verbindung steht mit dieser Regierung, verfällt dem Makel der Corruption; selbst Rossi, der italienische Patriot, ein Dulder des Liberalismus, entgeht nicht dem Zorne der Zeitungen noch der Roheit seiner Studenten, denn Guizot hat ihn auf den Lehrstuhl gerufen. Dilettanten und Naturalisten führen das große Wort in der Presse; in diesem Staate bildet allein die Bureaukratie die regierende Klasse. Wer draußen steht und Steuern zahlt, weiß nicht und will nicht wissen, wie

die Welt von oben betrachtet aussieht. Die Opposition versucht niemals, sich auf den Standpunkt der Regierung zu stellen, die Bedingungen zu erwägen, die das Regieren erst ermöglichen; somit fehlt die erste Voraussetzung jeder fruchtbaren Publicistik. Sobald ein Liberaler als Minister Erfahrungen macht, die nur in dieser Stellung gesammelt werden können, und danach seine Parteianschauung ermäßigt, so gilt er sofort als ein Verräther. Und schlechthin beispiellos in der Geschichte monarchischer Staaten ist jene Unmasse des Schimpfes, die auf die Person des Königs gehäuft wird. Wenn der König unfürstlich und gegen die alten Rechtsüberlieferungen der Krone handelte, als er sein Vermögen seinen Söhnen schenkte, so war doch die Züchtigung, die ihm Timon Cormenin in giftigen Brandschriften angedeihen ließ, nicht minder unedel. Nicht einmal sein Hausrecht soll der Monarch wahren; als er, um seine Gemahlin vor der Wiederholung pöbelhafter Angriffe zu schützen, einen Theil des Tuileriengartens absperren läßt, da wirft ihm Beranger das Lied zu:

pauvre ouvrier, on n'est plus sous l'empire,
on n'entre pas dans le palais des rois.

Die positiven Grundsätze der gemäßigteren Demokratie sind aus solcher Fülle der Verneinung und der Leidenschaft nicht leicht herauszulesen. Doch darf man von der Mehrzahl der Parteigenossen des National und der Reforme behaupten, daß zwei Ideale zugleich sie begeisterten: eine kraftvolle, auch die geistigen Interessen umfassende Centralisation soll den Staat zusammenhalten, und das Individuum soll einer schrankenlosen Willkür sich erfreuen, die endlich zu der Vollendung des Staates, zur Anarchie führen muß. Beide Vorstellungen schließen freilich einander aus. In jedem Volke, das nur aus Beamten und Steuerzahlern besteht, schwanken die extremen Parteien nothwendig zwischen den Gedanken des Individualismus und der Staatsallmacht hin und her. Und hatte nicht die Verfassung von 1791 bereits den denkwürdigen Versuch gemacht, dies Feuer und dies Wasser zu verschmelzen? Phantasiereiche Naturen wie Lamartine gehen weiter und fordern als die erste Bedingung der Demokratie, daß sämmtliche Staatsgewalten aus Volkswahlen hervorgehen und nur auf Zeit verliehen werden sollen. Wer dann aus demselben Munde die Versicherung hört, daß die Centralisation um so stärker sein müsse, je größer die Freiheit, der wird nicht ohne Schauder an diese demokratische Staatsallmacht denken können. Alle demokratischen Fractionen

aber begegnen sich in dem Verlangen nach dem allgemeinen Stimmrechte: das suffrage universel ist der Adelsbrief des Volks, der allenfalls auch unter den Trümmern des Thrones gesucht werden muß.

Verhängnißvoller als diese Wünsche wurde dem Staate die phantastische Verehrung für die blutigen Schatten der Revolution, die aus dem demokratischen Lager über die Nation sich verbreitete. Wir kennen bereits jene unklare Schwärmerei für die Revolution und ihren Bändiger zugleich; doch während früherhin die Begeisterung nur den ersten Jahren der Revolution gegolten hatte, beginnt jetzt in einem neuen Geschlechte der tiefe Ekel zu verschwinden, den das Treiben der Blutmenschen der Guillotine bei den Augenzeugen zurückgelassen. Die Opposition wird täglich gehässiger und berauscht sich endlich, noch bevor die neue Revolution begonnen hat, an jenen Gräuelscenen, womit die entartende erste Revolution endete. Der classische Spruch aus den Schreckenstagen: „mag das Land untergehen, die Principien bleiben" war so recht nach dem Herzen der modischen radikalen Doctrin. Das Bild Robespierre's im Strahlenkranze prangt auf den Titelblättern republikanischer Kalender; hundert Brandschriften verherrlichen die Guillotine und preisen den Tag, da Philipp sein Haupt auf diesem Altare der Freiheit niederlegen wird.

Und eben jetzt erscheint, epochemachend in der Geschichte der öffentlichen Meinung, jenes unselige Buch, das den Cultus des Schreckens allen Gebildeten vertraut machte: Lamartine's Geschichte der Girondisten. „Er beklagte die Männer, er beweinte die Frauen, er vergötterte die Philosophie und die Freiheit," so schildert der Verfasser selber seine sentimentale Geschichtsauffassung. Die unbestreitbare Wahrheit, daß in solchen Zeiten krampfhafter Erregung kein Einzelner mehr die vollständige Verantwortung für seine Frevel trägt, wird durch weinerliche Gefühlsseligkeit dergestalt übertrieben, daß die Stimme des Gewissens schweigt, jede Zurechnung aufhört. Prachtvoll geschmückt mit der Toga der Freiheit, eine rechte Augenweide für die nationale Eitelkeit, erscheinen die Fanatiker des Berges und vornehmlich die begeisterten Frauen der Jacobiner. Mit freudigem Erstaunen vernahmen die Leser, daß die fürchterliche Prosa jener Massenmorde im Grunde hochromantisch gewesen. Selbst der harte Lanzknecht St. Arnaud gesteht in seinen Briefen, daß er dem Zauber dieses Buches nicht habe widerstehen können; die Gebildeten gewöhnten sich mit dem Entsetzen ein wollüstiges Spiel zu treiben. Der Dichter aber, der zuerst den Weihrauchkessel schwang vor diesen falschen

Götzen, war gemäßigter Demokrat; er sollte dereinst mit ehrenhaftem Muthe dem ersten Versuche einer erneuerten Schreckensherrschaft sich entgegenstemmen. So blind war die Arglosigkeit eines im Frieden aufgewachsenen Geschlechtes, das nicht mehr wußte, wie leicht es ist das Thier im Menschen zu entfesseln; so unheilbar die Unklarheit einer Demokratie, die alle ihre Impulse allein von der Phantasie empfing! Die Einen schwärmen für den Convent, die Anderen für Amerika, während in Wahrheit Niemand die Vorbedingungen der amerikanischen Freiheit ernstlich will. Wieder andere, wie gelegentlich Emil Girardin, finden das Ideal der Demokratie in einem verantwortlichen höchsten Beamten, dem Fleisch gewordenen Volkswillen. Alle diese widerspruchsvollen Lehren werden vorgetragen mit jacobinischer Härte und Unduldsamkeit. Wenn eine Partei, so unklar und haltlos in sich, jetzt noch mit den Communisten sich verbündete, so mußte ihr die Erfahrung werden, daß ein Bund mit dem Fanatismus jederzeit eine Löwengesellschaft ist.

Es bleibt doch eine tiefbeschämende Erinnerung, daß erst der drohende Lärm der Communisten, erst die Angst vor dem rothen Gespenst unsere Besitzenden bewogen hat, dem durch die freie Concurrenz verwandelten Zustande der arbeitenden Klassen ernstlich nachzudenken. Wenn St. Simon die schnöde Selbstsucht der Legisten geißelt (so nennt er die Liberalen) und versichert, ihr Wahlspruch sei ôte-toi de là que je m'y mette; wenn Rouher in jener Schmährede gegen das Julikönigthum erklärt; das Volk sei erst im Jahre 1848 entdeckt worden, so liegt in diesen Uebertreibungen doch eine schwere Wahrheit. Die officielle Volkswirthschaftslehre predigte behaglich den Dienst des Mammons, wenn auch nicht immer mit jener cynischen Offenheit, welche in England dem Dr. Ure eine traurige Unsterblichkeit erworben hat. Das officielle Frankreich zeigte in der That einige Aehnlichkeit mit jenem Rom des Polybios, wo Niemand schenkte, wenn er nicht mußte: — soweit ein christliches Zeitalter mit der Herzenshärtigkeit des Alterthums sich überhaupt vergleichen läßt. Vergessen von der Bourgeoisie, an bureaukratische Formen gewöhnt, ohne das Recht, nach englischer Weise durch Versammlungen und Massenpetitionen dem Parlamente ihre Wünsche kundzugeben, verfallen die Massen der eigenen Verzweiflung und den Wühlereien der Demagogen. Unkundig der Selbsthilfe, die sich jeden Tag erneut, träumen sie von einem jähen Umsturze der socialen Ordnung.

Wie sollte auch der kleine Arbeitsmann gelassen sich zurechtfinden

inmitten jener wildfremden, unerhörten Erscheinungen, welche die neue Großindustrie in das Verkehrsleben einführte? Die Arbeitskräfte und Capitalien, danach der Landbau sich vergeblich sehnt, strömen massenhaft den Fabriken zu. Eine fein ausgebildete Arbeitstheilung läßt den Unternehmer mit einem Federzuge große Summen gewinnen, und dem unwissenden Arbeiter erscheint die gesammte Vertheilung der Güter als ein Betrug oder ein Glücksspiel. Dazu die Handelskrisen, welche, dem Arbeiter unfaßbar, urplötzlich hereinbrechend, Tausenden den Erwerb entziehen, und die ungeheure Uebermacht der großen Capitalisten, welche in dem positiven Rechte vollauf genügende Waffen finden um die Arbeiter sich zu unterwerfen. Obgleich in dieser Epoche die Zahl der mittleren Grundbesitzungen nachweislich, die der mittleren Vermögen höchstwahrscheinlich sich vermehrte, so trat doch innerhalb der Großindustrie das Mißverhältniß der Gütervertheilung unleugbar grell und verbitternd hervor. Und diese große Wandlung kam über einen vierten Stand, dessen stolzes Selbstgefühl in der Welt ohne Gleichen dasteht; denn das ließ sich nimmermehr vergessen, daß einst fünf Jahre lang die Besitzenden vor den Pikenmännern der Arbeiterviertel gezittert hatten. Wenn der Staat, wie die demokratischen Modelehren lauten, nur auf der Willkür des Einzelnen ruht, muß dann nicht auch die Vertheilung der Güter nach den Bedürfnissen des Einzelnen sich richten? Ist der Staat allmächtig, wie im Grunde alle Parteien annahmen, muß er dann nicht die Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Capital mit einem Schlage beseitigen? Wo jedes politische Recht an das Eigenthum gebunden ist, da führt eine unerbittliche Logik die Opposition zum Kampfe gegen das Eigenthum selber. Auf die Zeit der planlosen Arbeitertumulte und Maschinenzerstörungen folgt eine Epoche des Kampfes um die Grundlagen der Gesellschaft. Der Socialismus und Communismus, unter den Bourbonen kaum beachtet, finden jetzt bei dem namenlosen Elend der Fabrikplätze lauten Widerhall, sie treten auf mit dem trotzigen Anspruche, ein schlechthin Neues, eine nie gehörte Lehre des Heiles den Leidenden zu bringen; und wie lächerlich auch dieser Anspruch klingen mag in einem Lande, das bereits einmal unter der Herrschaft des praktischen Communismus geblutet hatte, er wird geglaubt von der Angst der Besitzenden.

Wir Deutschen sollen nicht vergessen, daß Frankreich in diesen socialen Kämpfen für den ganzen Welttheil gerungen und gelitten hat. Denn warum fanden damals die Lehren des Communismus auf unserem

Boden nur geringen Anklang? Ein Grund dieser Erscheinung liegt allerdings in dem germanischen Unabhängigkeitssinne unserer Arbeiter, die sich williger als ihre französischen Genossen zu geregelter Selbsthilfe entschließen. Ein anderer Grund liegt in dem minder selbstsüchtigen Charakter unserer Mittelklassen. Der deutsche Name Bürgerthum ist ein Ehrenname: will unser Communist den Bürger schmähen, so muß er von den Franzosen den Ausdruck Bourgeoisie entlehnen, der auf unsere Zustände paßt wie die Faust auf das Auge. Vergleichen wir den Lieblingsdichter unseres neuen Bürgerthums, Gustav Freytag, mit Scribe, dem getreuen Sänger der Bourgeoisie, so dürfen wir ohne Selbstüberhebung kühnlich fragen, welcher dieser beiden Mittelstände reicher sei an Kraft und Klarheit und guter Menschensitte. Den durchschlagenden Unterschied bildet jedoch die Thatsache, daß in jenen Tagen die deutsche Industrie minder entwickelt war, als die französische. Nur einzelne Fabrikgegenden, namentlich am Niederrhein, kannten schon eine Massenarmuth, die an Lille oder Lyon erinnerte, und hier fanden auch die communistischen Lehren leichten Eingang. Als nachher in den fünfziger Jahren auch bei uns das Fabrikwesen in großem Stile sich entfaltete, da lagen bereits warnend vor den Augen der Arbeiter die harten Erfahrungen, die in den socialen Kämpfen der Franzosen gesammelt waren.

Den revolutionären Gesellschaftslehren gebührt der Ruhm, daß sie die grausame Einseitigkeit des Systems der freien Concurrenz der schlummernden Welt schonungslos dicht unter die Augen rückten; schon der Name jener Proudhon'schen Schrift „wirthschaftliche Widersprüche oder Philosophie des Elends“ war nur möglich in einer Zeit schwerer socialer Leiden. Die Frage, von der die Communisten alle ausgehen: was hilft mir das Recht Vermögen zu erwerben, wenn ich nicht die Macht dazu besitze? — war, einmal aufgeworfen, mit ihrer drastischen Plumpheit nicht wieder zu beseitigen, sie mußte zu socialen Reformen führen. In der That tauchen inmitten der Utopien schon einzelne mögliche Reformgedanken auf: die Arbeiterzeitschrift l'Atelier verlangt das allgemeine Stimmrecht, wirksamen Volksunterricht und freie Associationen der Arbeiter. Doch freilich, solche Gedanken sind nur ein Körnlein Wahrheit in einem Meere des Unsinns: alle verwerflichen Neigungen der Zeit finden in dieser socialen Literatur einen breiten Tummelplatz. Die Lust an pikanten Paradoxen erhebt endlich das Verdrehen aller Begriffe zum Systeme: das Eigenthum ist Diebstahl,

das Weib die Wollust, Gott ist die Sünde. Wenn Fourier tiefsinnig die Arbeit selber als ein Glück bezeichnet, so ziehen geistlose Nachtreter alsbald den Schluß, daß jede Arbeit angenehm und genußreich werden, ihren Lohn nach dem Bedürfnisse des Arbeiters bestimmen müsse. Die Erkenntniß der Immanenz Gottes, diese köstlichste Frucht der modernen philosophischen Arbeit, wird von dreister Sinnlichkeit mißbraucht, um „die Wiederherstellung des Fleisches" zu begründen, jedem Gierigen das Anrecht auf eine unbeschränkte Consumtion zu geben.

Die roheste Form der socialen Theorien war auf die Dauer am wenigsten gefährlich. Wenn die Barbès, Bernard und Blanqui dem infamen Eigenthum, diesem Ursprung aller Uebel, diesem letzten der Privilegien, den Krieg erklärten und kurzab den Mord als die Waffe der Weltverbesserung priesen, so brachte die Raserei dieser sogenannten materiellen Communisten die gemäßigtere Demokratie auf einen Augenblick zur Besinnung, zur Auflösung des Bundes mit dem Communismus. Aber bald gelingt es feineren Köpfen, wie Considerant und Cabet, den Bund des politischen und des socialen Radikalismus von Neuem zu schließen, und selbst Lamartine spricht huldigend: die sociale Partei ist eine Idee! Louis Blanc verlangt in halbwegs staatsmännischer Haltung, daß der Staat als der größte Industrielle die Uebermacht der Capitalisten vernichte; Pierre Leroux weiß durch seine mystische Theosophie die philosophische Halbbildung zu gewinnen, und Lamennais erbaut katholische Hörer durch einen Schwall christlicher Phrasen, die immer nur das eine Bild umschreiben: „das Volk klagt: mich dürstet! die Reichen antworten: trinke deine Thränen!" Die Katechismen der **Ecole sociétaire** überfluthen das Land; sie verstehen bald zu drohen, bald zu rühren, heute den Nationalstolz zu erwecken durch die Schilderung des uralten **socialisme gaulois**, morgen den Aengstlichen gemüthlich zuzureden: man wolle ja nur einen Versuch in einer einzigen Gemeinde, nur eine progressive Erbschaftssteuer als sanften Uebergang. Wer dies wahnwitzige Treiben allein betrachtet, der muß sich schier verwundern, daß der Despotismus nicht noch früher in Frankreich triumphirte. Kein Satz in diesen Lehren, der nicht das Bewußtsein der persönlichen Kraft, den Eckstein aller Freiheit, bekämpfte; kein Satz darin, der nicht die Zuchtlosigkeit der Menge, die gemeine Angst der Besitzenden weckte. Ja, einzelne consequente Denker unter den Communisten bekennen bereits ihre Gleichgiltigkeit gegen jede Staatsform. Die Losung der kühneren Geheimbünde lautet gemeinhin: „Gleichheit,

Brüderlichkeit und Industrie," die Freiheit ist vergessen. War man so weit, so konnte der Herr nicht fehlen; denn in der Kunst, den Begehrlichen das Größte zu versprechen, ward der Despotismus niemals übertroffen. Obgleich jener mißleitete Idealismus, der in jeder radikalen Bewegung sich einstellt, auch an diesen socialen Lehren einigen Antheil hat, so ist doch der sittliche Grundton der Schule roh=materialistisch: das Bild der Edénisation du monde, des faulen und satten Schlaraffenlebens schaut auch aus sentimentaler Umkleidung überall lockend hindurch. Darum findet der Communismus seine beste Waffe in dem socialen Romane.

Es war ein Ereigniß in der Geschichte der modernen Bildung, daß Emil Girardin durch die Gründung der wohlfeilen Zeitung la Presse und durch die Ausbildung des Annoncenwesens der Journalistik einen massenhaften Absatz sicherte, und nun der pikante Feuilletonroman um die Gunst der buntgemischten Kundschaft werben mußte. Eine tief unglückliche, mit Gott und sich selber zerfallene Zeit redet aus den Werken der neuen Dichtung, die grundsätzlich das Obscöne und Gräßliche an die Stelle der Leidenschaft setzen. Ueberall neben maßlosen Ansprüchen und Anklagen das geheime Bewußtsein der eigenen Unfruchtbarkeit, des Epigonenthums; neben den wüsten Gebilden häßlicher Sinnlichkeit eine trostlose Blasirtheit, eine nie befriedigte Sehnsucht. Einzelne Gedichte von Alfred de Musset schildern mit ergreifender Wahrheit die hoffnungslose Ermüdung dieser gestern geborenen Greise, die Verzweiflung einer Jugend, die stets nur das Gespenst der Liebe, doch nie die Liebe selbst gekannt, die den Segen der Dichtung als einen Fluch, die Macht der Leidenschaft als eine Krankheit empfindet. Furchtbare, echt moderne Empfindungen, die jeder geistvolle Jüngling in argen Stunden einmal durchgekostet hat, um sie als Mann zu überwinden. Im Grunde liegt auch in den besseren Werken der Poesie des Weltschmerzes viel erkünstelte, gegenstandslose Empfindung; denn die jungen Stürmer und Dränger kämpfen nicht gegen eine unerträgliche moralische Tyrannei, sondern gegen eine Gesellschaft, die allerdings an schweren conventionellen Lügen krankt und, unsicher in ihrem sittlichen Urtheile, dann und wann Anfälle einer heuchlerischen Prüderie zeigt, doch in der Regel dem heißen Blute der Jugend eine sehr duldsame Nachsicht gewährt. Die gesammte Bildung der Zeit bewegt sich in Uebertreibungen. Wer wirksam schreiben will, verfällt der Hyperbel: wenn Lamartine in seiner Marseillaise des Friedens den

Chauvinisten Mäßigung predigt, so geht er selber über alles Maß hinaus und versichert, daß nur der Haß und die Selbstsucht ein Vaterland habe.

Indeß nicht die Dichtungen des Weltschmerzes, nicht Georges Sand, die mit schöpferischer Kraft selbst den Socialismus zu verklären und als den Kampf des Genies gegen das Krämerthum zu schildern weiß, nicht Balzac, der uns über der Feinheit seiner psychologischen Analyse sein plattes Evangelium von dem Rechte des Menschen auf unendlichen Genuß fast vergessen läßt — nicht diese Dichter bestimmen die Empfindung der Zeit. Die Herrschaft über die Phantasie der Masse fällt vielmehr der gemeinen Mittelmäßigkeit jener literarischen Industrieritter zu, welche, wie Eugen Sue, den Neid und die Gier durch grellfarbige, niemals von dem Schimmer einer Idee durchleuchtete Schilderungen zu reizen wissen. Wer aus einem dieser socialen Romane die typischen Gestalten des tugendhaften Gurgelabschneiders, des harten Wucherers und der englisch reinen Bordellschönheit kennen gelernt hat, der kennt die ganze Richtung und mag ermessen, wie furchtbar entsittlichend eine solche Literatur, massenhaft unter das murrende Volk geworfen, wirken mußte. Sie verbreitete sich um so unwiderstehlicher, da sie nothwendig aus den sittlichen Grundanschauungen der gesammten Gesellschaft hervorwuchs. Denn wer war das Idealbild der höheren Stände? Graf Monte Cristo, das Lieblingskind der Muse des harmlosen fanfaron Alexander Dumas — der vollkommene Mann, der immer eine Million als kleine Münze in der Westentasche bei sich führt! —

Alle Wortführer des Radikalismus wetteifern in dem Laster der Schmeichelei gegen das Volk. Ein Grundsatz der Gesellschaft der Menschenrechte lautet: jedes Gesetz muß von der Voraussetzung ausgehen, daß das Volk gut und die Regierung der Versuchung ausgesetzt ist! Wird ein Arbeiteraufruhr zu Boden geworfen, so wagen die radikalen Blätter nur selten und nur schüchtern ein Wort des Tadels gegen die Unklugheit, aber sie finden des Lobes kein Ende für den Heldenmuth der schwieligen Hände, der nervigen Arme. Der vierte Stand ist das eigentliche Volk, peuple-roi, peuple tout-puissant, peuple-idée; der Gamin von Paris athmet, nach Victor Hugo, mit der Luft der Weltstadt die Unschuld ein; die Ouvriers sind die wahre Aristokratie. Jeder Skandal der vornehmen Welt, die Ermordung der Herzogin von Praslin, der große Schwindel der Nordbahngesellschaft,

wird gewandt benutzt, um die Unschuld der mißhandelten Heloten mit der Ruchlosigkeit der prassenden Sybariten zu vergleichen. Auch der Mittelstand wagt, eingeschüchtert, oftmals nicht mehr die Ordnung des Staates gegen das unschuldige Volk offen zu vertheidigen. Die Ungerechtigkeit der Schwurgerichte wird schlechthin zur Regel in allen politischen Processen. Die Blasirtheit der Reichen begrüßt, trotz der Angst um den Beutel, jedes Attentat, jeden Aufruhr als eine willkommene Abwechslung in dem Einerlei des Genusses. Nach dem Attentate Fieschi's, das unter allen ähnlichen Versuchen sicherlich den Ruhm der größten Brutalität verdient, stellt sich Nina Lassave für Geld zur Schau, und die vornehme Welt strömt in Schaaren herbei, um die blatternarbige Dirne des Banditen Fieschi zu betrachten! Was Wunder, daß die Demagogen die Widerstandskraft dieser blasirten, von einer nervösen Aufregung in die andere taumelnden Gesellschaft sehr niedrig, allzu niedrig anschlugen?

Und kannten sie denn wirklich das „Volk," das sie vergötterten? Ein großer Theil der städtischen Arbeiter allerdings war dem Communismus verfallen; ihre Jugend träumte von der Barrikade und gab in ihren Gassenhauern der Guillotine zärtliche Schmeichelnamen. Fanden sich Führer, die das starke persönliche Ehrgefühl dieser Klassen zu packen wußten, so ließ sich von den tapferen, verwogenen Schaaren Großes erwarten. Aber der dem städtischen Leben entnommene Gegensatz des popolo grasso und popolo minuto reicht nicht aus für die vielgestaltige Gesellschaft einer modernen Nation. Wie einst die Marat und Hebert, so besaßen auch die neuen Demagogen gar kein Verständniß für die größere Hälfte des vierten Standes. Ihr peuple lebte in der Stadt. Die Bauern dagegen schauten wohl wie der Ouvrier mit Haß auf den heischenden Seckel des Staates, sie mochten allenfalls eine Volkszählung durch rohen Widerstand stören, weil sie die Erhöhung der Steuern davon fürchteten: doch das Eigenthum war ihnen heilig und heiliger noch die Kirche. Die Zeit sollte kommen, da die Bauerschaft den erstaunten Demagogen bewies, daß sie die Mehrheit der Nation bildete.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals den Hexensabbath dieser revolutionären Kräfte, so werden wir erinnert an das Urtheil, das Napoleon über die Hochzeit des Figaro fällte: „c'est la révolution déjà en action!" Die Anhänger des Bestehenden treten immer

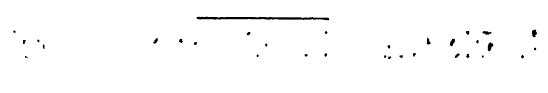
kleinlauter auf, der große Haufe der Royalisten läßt den Thron blos noch als ein nothwendiges Uebel gelten, und nur wenige Blätter, vor allen mit Muth und Uneigennützigkeit das Journal des débats, vertreten noch offen den positiven Monarchismus. Unheimlich genug erscheint solche Zaghaftigkeit neben der stündlich steigenden Zuversicht der Radikalen. Wir allein sind jung in der alternden Welt! lautet ihr Schlachtruf. „Auch Christus", versichert Louis Blanc, „ward ein Narr gescholten gleich uns Communisten." Proudhon prophezeit den Tag, da die Unproductiven um Gnade flehen werden zu den Füßen der Productiven. Lamartine bezeichnet öffentlich Marrast als den Camille Desmoulins der künftigen Republik, und kurz vor dem Februar singt Beranger mitleidsvoll:

> on bat monnaie avec l'or des couronnes,
> ces pauvres rois, ils seront tous noyés!

Zudem war die Partei des Umsturzes organisirt, im Straßenkampfe wohlerfahren, und Jedermann empfand, daß der Besitz der Tuilerien über diesen Staat entscheide. Es fehlte nicht an warnenden Stimmen. Mit Genugthuung verkündete Montalembert zu Anfang des Februars: in vierzig Tagen ist Ninive zerstört! Auch der wunderliche Marquis von Boissy sah den Zusammenbruch voraus, und Herr v. Morny bat den Minister dringend um einige Nachgiebigkeit, bevor die Bewegung in jene gährende Welt übergreife, die von den Schwätzern das Volk genannt werde. Tocqueville hatte schon im Herbst 1847 mit seinen Freunden ein Programm zur Rettung der Monarchie entworfen: Erweiterung des Wahlrechtes, umfassende Zugeständnisse an die sociale Bewegung; der Hauptzweck der Regierung sei fortan die sittliche und wirthschaftliche Förderung der niederen Stände. Am 27. Januar spricht er in der Kammer die prophetischen Worte: „sehen Sie denn nicht, daß die politischen Leidenschaften social geworden sind? Wir schlafen auf einem Vulcane!" Aber Guizot würdigt Tocqueville's Warnungen nicht einmal der Erwähnung; er berichtet kühl, der Glaube an die Nebenbuhlerschaft des dritten und vierten Standes habe damals viel Köpfe bethört. Daß dieser Gegensatz der Klassen bestand, in furchtbarer Wirklichkeit bestand, das hat dem Minister der Bourgeoisie selbst die welthistorische Junischlacht nicht gelehrt; noch in seinen jüngsten Schriften erwartet er Frankreichs Heil von der Versöhnung

der Bourgeoisie mit dem Adel! Ein also der Zeit entfremdetes Regiment mußte fallen.

Das parlamentarische System war auf diesem Boden vorderhand vernutzt. Das junge Geschlecht dachte zu meisterlos, um die alte Ordnung zu ertragen, zu unklar, um einen festen Neubau zu schaffen. Die Dinge waren reif für eine ziellose Umwälzung, das will sagen: für den Despotismus.



4. Die Republik und der Staatsstreich.

(Heidelberg 1868.)

In den Tagen, da Napoleon von Moskau heimkehrte, entfloh eines Morgens der General Mallet seinem Pariser Irrenhause. Er sprengt das Märchen aus, daß der Kaiser gefallen sei, und alsbald versagt die Maschine dieses gewaltigen Despotenreichs den Dienst. Beamte und Offiziere beugen sich vor dem Tollkopfe, der sich erdreistet zu erklären: „ich bin die Regierung!“ Der Seinepräfekt stellt den Saal zur Verfügung, darin Mallet's provisorische Regierung tagen soll; ein Minister wird unter Schloß und Riegel gehalten; die Truppen der Wache öffnen den Genossen der Verschwörung das Gefängniß. Als der Kaiser erfuhr, wie herrisch während einiger Morgenstunden ein Wahnsinniger in der Hauptstadt schalten konnte, rief er zornig aus: „Ist denn ein Mann hier Alles? Gelten die Eide, gelten die Institutionen gar nichts?“ — Seitdem war eine lange Zeit vergangen, das parlamentarische Leben schien sich zu stützen auf die freie Mitwirkung des Volkes oder doch der herrschenden Klasse. Dennoch war das Wesen dieses Staates despotisch geblieben, seine Regierung lag in unablässigem Kampfe mit den wandelbaren Stimmungen der Gesellschaft. Ein unbewachter Augenblick der Schwäche in den Tuilerien, und der kecke Handstreich einer kleinen Partei konnte die Staatsgewalt unterwerfen, dem Reiche eine Verfassung auferlegen, die von der Mehrzahl der Nation verwünscht ward. Ein solcher Handstreich war die Februarrevolution, nicht ganz so unsinnig, aber kaum minder unberechtigt, als jenes Attentat des Jahres 1812.

Der Minister Rouher erregte einst die Entrüstung der liberalen Parteien, als er noch unter der Republik das erste und verrufenste seiner geflügelten Worte aussprach und die Revolution des Februar eine Katastrophe nannte. Täuschen wir uns nicht völlig, so wird dereinst das Urtheil der Geschichte noch weit härter lauten und die Februarerhebung als eine Thorheit, ein Verbrechen bezeichnen. Wer die Unhaltbarkeit des gegebenen Zustandes erkennt — und wir haben die Fehler der Julireglerung nicht bemäntelt — rechtfertigt darum noch nicht Jene, die ohne Plan und Ziel das Bestehende zerstören. Während die grandiose Bewegung von 1789 und die Nothwehr des Jahres 1830, hochberechtigt in sich, durch ihren gewaltigen Rückschlag auf die europäische Welt nur eine erhöhte Bedeutung empfingen, bietet die Februarrevolution selber des Bewunderungswürdigen gar nichts. Ihre Größe besteht allein in den von Niemand gewollten Folgen, die sie über Frankreich heraufführte, und vornehmlich in der Einwirkung auf Deutschland und Italien, wo der Gedanke der nationalen Einheit, in langen Leiden gezeitigt, nur des Signales harrte um sich im Kampfe zu versuchen. Gewiß war ein so bedeutendes Ereigniß kein Zufall; vielmehr liegt eine tiefsinnige Nothwendigkeit in der zwiefachen Thatsache, daß die Bourgeoisie von Frankreich keinen Finger rührte für die Vertheidigung ihrer eigenen Herrschaft, und daß ein scheinbar wohlgesichertes Regiment durch einen improvisirten Straßenkampf fallen konnte. Aber nur die Volksschmeichelei wird in diesem Gewirr von kopfloser Schwäche und trüber Leidenschaft einen Zug der Größe, die Stimme des empörten nationalen Gewissens entdecken.

Die Opposition greift in dem Kampfe um die Reform des Wahlgesetzes mit kindischer Unvorsichtigkeit zu dem gefährlichen Mittel der Massendemonstrationen. Die Partei des Umsturzes, die nach ihrem eigenen Geständniß die Zahl ihrer zuverlässigen Anhänger in Paris nur auf 3000 Köpfe berechnete, benutzt den Anlaß zu einem Barrikadenkampfe; der Kampf scheint beendigt, da der König nachgiebt und Guizot entläßt. Da fällt, nach geschlossenem Frieden, aus der dichtgedrängten Menge vor dem Hotel des Auswärtigen jener räthselhafte Schuß, von dem heute noch Niemand mit Sicherheit sagen kann, ob er ein Zufall war oder die Uebereilung eines Schwächlings oder ein demagogisches Bubenstück nach dem Muster verwandter Vorfälle in den Kriegen der Fronde. Die Wachmannschaft vor dem Hotel wähnt sich angegriffen, sie erwidert den Schuß durch ein mörderisches Feuer, und

nun hallt aus den Massen ein wilder Schrei der Rache. Die Arbeiter erheben sich in blinder Wuth. Der König, darniedergeworfen von jenem verhängnißvollen, in allen Pariser Revolutionen gefürchteten abattement du troisième jour, giebt fassungslos vor der Zeit das Spiel verloren; die für den Augenblick siegreiche Partei verkündet die Republik. Ueber einer despotischen Verwaltungsordnung, welche kaum im Stande war einen parlamentarischen Thron zu ertragen, steht nun eine republikanische Spitze. Ein hochgesittetes Culturvolk erhält seine Regierung durch die Zurufe eines Pöbelhaufens im Palais Bourbon; diese improvisirte Regierung muß sich alsbald ergänzen durch die Namen einer zweiten Liste, die von einer anderen Volksmasse im Stadthause ausgerufen worden. Die üppigste Stadt der Welt soll sich plötzlich gewöhnen an die Einfachheit des republikanischen Staatslebens, das in solcher Umgebung nichts anderes sein kann als ein Zerrbild der Monarchie. Eine Nation, deren gebildete Klassen fast nach altspanischer Weise allein in den Staatswürden das Ziel des Ehrgeizes sehen, wirft diese unermeßliche Staatsgewalt in die Hand einer wechselnden Behörde. Wahrhaftig, einen tolleren Widersinn hat die Unvernunft politischer Phantasten nie gewagt.

Fünfunddreißig Millionen Franzosen empfingen durch den Telegraphen die Nachricht, daß ihr Staat seine Form geändert habe, und sie fügten sich ohne Widerstand der neuen Ordnung. Es gewann den Anschein, als ob die für jedes germanische Land entscheidende Frage, wie die Provinzen sich zu dem Handstreiche der Hauptstadt stellen würden, in diesem centralisirten Staate gar nicht in Betracht käme. In Wahrheit war die Willenskraft des Landes noch nicht völlig gebrochen. Schon unter Ludwig Philipp meinte ein liberales Blatt: Paris ist nur noch die Citadelle der Staatsgewalt, nicht mehr das Herz von Frankreich. Dieser Ausspruch sollte jetzt während einer kurzen Frist in Erfüllung gehen; zum ersten male seit den Tagen des Convents zeigte die Provinz mit einigem Erfolg einen selbständigen Entschluß gegenüber der Dictatur der Hauptstadt.

Die Bourgeoisie und die conservative Bevölkerung der Provinzen waren der politischen Arbeit zu sehr entfremdet, die Beamten zu sehr an mechanischen Gehorsam gewöhnt, um die beschworene Charte entschlossen zu vertheidigen. Aber nachdem der erste Schreck der Ueberraschung überwunden war, arbeitete die Mehrheit der Nation mit folgerichtiger Festigkeit, mit dem unbeirrten Instinkte der Verzweiflung

darauf hin, die Improvisation des Februars rückgängig zu machen, das Joch der Radikalen und der hauptstädtischen Arbeiter abzuschütteln. Die Nation war ohne jede Anhänglichkeit an eine bestimmte Dynastie, doch von der Nothwendigkeit der Monarchie und mehr noch von der Unantastbarkeit der bestehenden Eigenthumsordnung fest überzeugt; und sie bekundete diese Gesinnung mit sicherem Takte zuerst durch die reactionären Wahlen für die Nationalversammlung, sodann durch ihre feindselige Haltung gegen den Juniaufstand, zuletzt durch die Erhebung eines Prätendenten auf den Präsidentenstuhl. Halten wir diese Erkenntniß fest, so müssen wir das Volk in Schutz nehmen gegen den patriotischen Zorn mancher edler Franzosen, welche über diesen rasenden Umschwung achselzuckend urtheilen, der Charakter dieses Volkes sei so originell, daß es sich immer über sich selbst verwundere.

Wer es über sich brächte, die Februarrevolution mit der Gesinnung des Satirikers zu betrachten, dem würde das scheußliche Durcheinander dieser zerrütteten Gesellschaft den dankbarsten Stoff gewähren. Allerdings die milde Gesittung unserer Zeit verleugnete sich auch nicht in jenen Tagen des Taumels. Sobald die Roheit des Pöbels sich bei der Plünderung einiger Schlösser vorderhand ausgetobt hat, beginnt ein menschliches und ehrliches Regiment unter persönlich rechtschaffenen Männern. Sehr erfreulich erscheint diese Mäßigung in dem Verfahren der neuen Regierung gegen die Orleans, und mit gerechtem Stolze durfte Lamartine in der Nationalversammlung sagen: „Niemand kann uns die Frage stellen: was habt Ihr aus dem Leben eines Bürgers gemacht?“ Aber wenn die Bewegung im Beginne vor unnützem Blutvergießen zurückschrickt, so zeigt sie doch auch sehr wenig von jener jugendlichen idealistischen Begeisterung, von jenem Rausche der Hoffnung, welcher die Anfänge der ersten Revolution verklärt und durchglüht. Tausende von eidbrüchigen Beamten verlangen die Abschaffung der politischen Eide, und die Republik gewährt die Bitte. Wir verlieren kein Wort über die politische Unklugheit der Maßregel: — grade die Gewissensangst der Pflichtvergessenen beweist, daß der Eid für den Durchschnitt der Menschen doch ein festeres Band der Treue bildet als die Frivolität zugeben will. Wir fragen nur: ob jemals der Jünglingsmuth einer echten Volksbewegung zu einem solchen Ausspruche cynischer Menschenverachtung fähig war? Und was war erreicht durch den Sturz der Monarchie, durch die allgemeine Untreue des Beamtenthums? Abermals nur eine Thronrevolution, nur eine Aenderung an der Spitze des Staates.

Keine Feder eines Dritten kann die Zwecklosigkeit dieser Umwälzung drastischer schildern, als dies Lamartine selber mit beneidenswerther Naivetät gethan hat. Sobald die provisorische Regierung auf dem Stadthause sich des ersten Andranges der Pöbelmassen entledigt hat, setzen die neuen Staatslenker sich nieder, um nach den großen social-politischen Ideen zu suchen, welche die Republik verwirklichen soll. Die Volkstribunen greifen in ihre Brust, um „jene großen Gedanken zu finden, welche aus dem Herzen quellen und die höchste Politik sind, weil sie die höchste Natur und die höchste Wahrheit sind." Denn der Instinkt, so belehrt uns Lamartine, ist der oberste Gesetzgeber; wer die Aussprüche des Instinktes als Gesetz niederschreibt, der schreibt unter dem Hauche Gottes! Endlich erheben sich die Denker und verkünden hochbegeistert folgende „Philosophie der Revolutionen": Allgemeines Stimmrecht und Aufhebung der Septembergesetze (zwei Forderungen, die Ludwig Philipp am letzten Tage seiner Herrschaft im Wesentlichen schon bewilligt hatte); dazu einige neue Errungenschaften: Brüderlichkeit als oberster Staatsgrundsatz, Ausrottung des Elends durch die Liebe und — Beseitigung der Negersklaverei! Tags darauf fügt Lamartine noch das Princip der Aufhebung der Todesstrafe hinzu; dann geben sich die großen Männer weinenden Auges „den Kuß des Lebens" und verkünden dem jauchzenden Volke die frohe Botschaft.

Darum also waren die Straßen der Hauptstadt mit Blut geröthet, darum der Frieden der Welt einer furchtbaren Erschütterung preisgegeben worden! Wohin war es doch gekommen mit deutscher Redlichkeit und Klarheit, wenn wir einen solchen Schwindel jemals bewundern konnten! Das ganze Rüstzeug der revolutionären Rhetorik wird entfaltet: „Alles was in seinem Titel „„Mensch"" die Rechte des Bürgers trägt," ist zur Wahlurne berufen; jeder Franzose ist Selbstherrscher, keiner kann fortan zu dem anderen sagen: „du bist mehr ein Herrscher als ich." Die alten Parteien sind in drei Tagen um ein Jahrhundert gealtert, und wie einst der große Carnot den Sieg der Freiheit über den Despotismus organisirte, so wird der neue Unterrichtsminister Carnot den Sieg des Lichts über die Aufklärung organisiren! Auf jedem Platze prangt der Freiheitsbaum, auf jeder Kirche, jedem Staatsgebäude die Inschrift „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Der stolze Name „Bürger" verdrängt wieder das höfische „Herr"; in prahlenden Hyperbeln preist der Volksdichter Festeau das neue „Erwachen des Volkes:" le géant souffle, un trône est emporté! Auch die

erhabene Einfachheit der Freistaaten des Alterthums darf nicht fehlen: ein von Ochsen gezogener Wagen führt die Bildsäule der Freiheit den lächelnden Blicken der blasirten Pariser vor, und auf den Boulevards fährt man eine große Staatsbettelbüchse spazieren, darein jeder Bürger sein Scherflein für die Republik werfen kann.

In den Adern des modernen Radikalismus fließt kein Tropfen von jenem strengen sittlichen Ernste, der einst die gottseligen Genossen der englischen Demokratie beseelte. Daher regt sich, sobald die Strenge der Obrigkeiten nachläßt, nirgendwo das Bewußtsein der politischen Pflicht, überall nur die schamlose Begehrlichkeit des socialen Eigennutzes. Es lag wenig nachhaltige Kraft in jener hochherzigen Begeisterung, die wohl auf Augenblicke in dem erregbaren Volke erwachte, wenn etwa die Rachel im Freitheater mit glühender Inbrunst die Marseillaise declamirte. Keine Schicht der Gesellschaft, bis herab zu den Invaliden und den Taubstummen, die nicht heischend und drohend ihre Wünsche der Staatsgewalt vorlegte. Eine Legion von Stellenjägern bestürmt die Regierung; jeder Ehrgeiz, der unter dem parlamentarischen System keine Befriedigung gefunden, drängt sich hervor. Wenn wir die Masse der neuen republikanischen Uniformen und den dreisten Nepotismus beobachten, welcher nach dem Muster des Julikönigthums sich in der Republik einnistet, so erinnern wir uns mit Schrecken, wie einst Ludwig Philipp vorhersagte, die Zustände des spanischen Amerika würden das Vorbild für Frankreich werden. Allmacht der Staatsgewalt und rascher Wechsel ihrer Inhaber — so lautet der Kern der neuen Volkswünsche. Gleich in den ersten Tagen der Revolution wird der gewählte Gemeinderath von Paris abgesetzt; eine ernannte Commission von Gesinnungstüchtigen tritt an seine Stelle. Alle Beamten sind aus Gründen des Staatswohles ohne Weiteres entlaßbar. Vornehmlich die Absetzbarkeit der Richter gilt für ein Kleinod republikanischer Freiheit — ein Satz, der in der That Ausführung fand und seitdem von Victor Hugo und seinen Genossen mit Eifer vertheidigt wird. Das Alles im Namen der Freiheit! Alle Beamten sollen Besoldung, alle Dürftigen vom Staate Unterstützung empfangen.

Die Arbeiter bewähren nach dem Siege alsbald den alten Satz, daß jeder Stand, wo er als Stand auftritt, der Selbstsucht, der *πλεονεξία* verfällt. Das Arbeiterparlament, das in den Sälen des Luxemburgpalastes unter Louis Blanc's Vorsitz über die Lösung der socialen Frage berathschlagt, hadert über Alles und Jedes; nur darin

ist man einig, daß die Pariser Arbeiter eine Stunde weniger am Tage arbeiten sollen als die Kameraden in der Provinz, desgleichen, daß von den 34 Reichstagscandidaten für Paris blos 20 dem Arbeiterstande angehören sollen! Als die Landwirthe Zulassung zu den Berathungen fordern, gewährt man ihnen vier Vertreter neben vierhundert städtischen Arbeitern. Der besorgte Familienvater der Mittelklassen hält für zweckmäßig der neuen Macht des Arbeiterstandes seine Hochachtung auszusprechen. Jedermann — auch der Künstler, der Kaufmann, der Fabrikant — behauptet ein Ouvrier zu sein, und selbst der reactionäre Wahlcandidat, der nicht leugnen kann, daß er mit der Sünde des Grundbesitzes behaftet ist, nennt sich mindestens einen propriétaire cultivateur. Man betrachtet mit Gefühl die Bluse des Arbeiters und Regierungsmitgliedes Albert; sie war in der Werkstatt ausgestellt, wie der Moniteur anzeigte, und Jedermann konnte sich überzeugen, daß Frankreich wirklich das Glück habe von einem leibhaftigen Schlossergesellen regiert zu werden. Ueber dieser Gesellschaft, in der alle Selbstsucht der niederen Klassen erwacht, alles starke Pflichtgefühl erstickt ist, steht eine Regierung, die sich am Besten kennzeichnet durch das Geständniß Lamartine's: la popularité c'est le pouvoir tout entier — eine Regierung, abhängig von jeder Laune des aufgeregten Volkes, ohne irgend einen allgemein anerkannten Führer. Eine neue Zeit war gekommen, alle alten Parteiführer schienen vernutzt, überall erscholl der Ruf nach neuen Menschen.

Bedeutsamer als solche, von großen Umwälzungen unzertrennliche, Symptome der Zerrüttung ist die allgemeine Verlogenheit fast aller Parteien. Sie bildet den häßlichsten Charakterzug der Bewegung, eine unvergeßliche Warnung für Alle, welche die ernsten Geschäfte der Politik als ein phantastisches Spiel behandeln. Wie oft hatte Cormenin in seinen giftigen Libellen dem Julikönigthume höhnend zugerufen: „die Republik ist wahrhaftig todt! Gegen wen erlaßt Ihr denn Eure Septembergesetze, wenn nicht gegen die Republikaner?" Wie oft war selbst von gemäßigten Männern der Arbeiterstand als das eigentliche Volk gepriesen und das geistreiche Wort nachgebetet worden: „die Republiken scheinen unmittelbar von der Vorsehung geleitet zu werden, denn man sieht keine vermittelnde Hand zwischen dem Volke und seinem Schicksal!" Jetzt war das Staatsideal gegründet durch die Erhebung jenes vergötterten vierten Standes, und augenblicklich ward offenbar, daß die belobte echtfranzösische Staatsform in den gebildeten Klassen

nur wenige ernsthafte Anhänger zählte. Aber die Einen waren gebunden durch die Macht ihrer eigenen Phrasen, die Anderen huldigten der Republik aus Furcht.

Die baare Gedankenlosigkeit der Todesangst ist der zweite kaum minder traurige Charakterzug der neuen Gesellschaft. Die Sorge um die Sicherheit des Beutels und des Kopfes betäubte jedes andere Gefühl. Die Nation hatte seit dem Sturze des Kaiserreiches nicht mehr eine längere Epoche inneren Friedens gesehen, sie trat daher in die neue Revolution fast ebenso ermüdet ein, wie sie am Schlusse der ersten gewesen. Sie fühlte, wie wenig sittliche Kraft zum Widerstande gegen die Anarchie ihr geblieben war, sie wußte aus einer schrecklichen Erfahrung, was die Herrschaft des vierten Standes bedeute, und sie lernte jetzt, daß in dem kunstvollen Gewebe der modernen Geld- und Creditwirthschaft jede Störung der socialen Ordnung ungleich verheerender auftritt, als in den einfacheren Verkehrsverhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Angst ward die große Knechterin der Zeit; es bleibt ein denkwürdiges tief beschämendes Schauspiel, wie verdummend und verbitternd diese gemeinste der Leidenschaften auf die besitzenden Klassen wirkte. Dupin, einer der lautesten unter den Aengsterlingen, gesteht selber, in solchen Tagen scheine Milton's kühnes Bild von der sichtbaren Finsterniß zur buchstäblichen Wahrheit zu werden. Frau von Girardin schloß jetzt die geistreichen Feuilletonartikel, welche sie in der Zeit des Friedens unter dem Namen des Vicomte de Launay geschrieben hatte, mit einer grellen, leider allzu wahren, Schilderung der ideenlosen Gegenwart. Frankreich, ruft sie aus, zerfällt in zwei Heere mit den Schlachtrufen guillotinez! und fusillez! Die Einen verlangen die Plünderung, die Anderen Abwehr der Plünderer durch jedes Mittel der Gewalt.

Der Gegensatz der Interessen des dritten und vierten Standes, der nach den Julitagen nur leicht und unklar sich gezeigt, tritt im Februar sofort gewaltsam und mit hellem Bewußtsein hervor. Die Arbeiter hatten die Straßenschlacht geschlagen; die Bourgeoisie, während des Gefechtes zur Seite geworfen, gelangt rasch zur Besinnung und muß in blutigen Klassenkämpfen darum ringen, daß dem vierten Stande die Früchte seines Sieges entrissen werden. Daher beginnen bald selbst alte Republikaner des Mittelstandes, wie Arago und Marie, irre zu werden an ihrem Ideale. Daher spricht auch der maßvolle Tocqueville mit leidenschaftlicher Heftigkeit über die Bourgeoisrepubli-

kaner, über die verwünschte Rosafarbe der Politik; denn diese Handvoll wohlmeinender Schwärmer hatte das Reich arglos mit einer Staatsform überrascht, welche allein unter der Herrschaft des vierten Standes Lebenskraft erlangen konnte. Aber kein gebildetes Volk, am wenigsten das centralisirte Frankreich, kann der Regierung auch nur einen Augenblick entbehren. Die Republik bestand, sie hielt die bureaukratische Maschine vor der Hand in ihrer Gewalt, sie bot die einzig mögliche Gewähr für die Sicherheit des Beutels. So geschah es, daß dieselben Bourgeois, welche im Stillen der Republik und ihren Gründern grollten, sich dennoch einmüthig um die neue Regierung schaarten. Schon die Parteinamen „Republikaner von heute“ und „Republikaner von gestern“ bekunden die sittliche Verkommenheit dieser angstgepeitschten Gesellschaft. Wie tief mußte die geistreiche Nation gesunken sein, wenn sie den nichtigen Phrasen Lamartine's zujauchzte, weil er die Sache der „Ordnung“ vertrat! Selbst der arge Verschwörer Caussidiere wird von den dankbaren Bourgeois bewundert. Der hatte aus den Helden der Barrikaden eine Polizeigarde gebildet, und diese verwegenen Gesellen „schafften Ordnung durch die Unordnung.“

Den Werth solcher Huldigungen gegen die Gewalten des Augenblicks kannte Niemand besser als die siegreiche Partei. Darum verkündet sie den Grundsatz: „die Republik steht über dem allgemeinen Stimmrecht“; sie bestreitet dem Volke wie der Volksvertretung das Recht die Monarchie herzustellen und verlangt Verschiebung der Wahlen bis das Volk belehrt sei. Ledru-Rollin befiehlt den Präfekten, sogleich alle Maßregeln zu ergreifen, welche der Republik die Mitwirkung des Volkes sichern können! Nachher will er sogar Commissäre mit unbeschränkter Vollmacht in die Provinzen senden, um nach der Weise des Convents die Nation umzuschaffen. Die Frage: erkennt Ihr die Republik an? wurde weislich nicht unmittelbar der allgemeinen Abstimmung unterworfen. Die Wahl zur Nationalversammlung war, was die Nordamerikaner a Hobsons-choice nennen: eine Wahl, bei der ein Nein nicht möglich ist. Nur der verblendete Doctrinarismus der neufranzösischen Demokratie kann irgend einen Werth legen auf die selbstverständliche Thatsache, daß die im Namen der Republik gewählten Abgeordneten die neue Staatsform mit siebzehn- oder sechsundzwanzigfachem Zuruf grüßten. Wie die Dinge lagen, bedeutete der Ruf lediglich: wir wollen, daß der Staat bestehe. Die ungeheure Mehrheit der Abgeordneten war entschlossen die Republik zu stützen, so

lange sie das letzte Bollwerk des Eigenthums bildete, und sie augenblicklich preiszugeben, sowie die Möglichkeit der Monarchie sich zeigte.

Jener tiefe Riß, welcher die Gesellschaft spaltete, ging auch mitten durch die Regierung. Der Zufall hatte diese Männer auf die Bresche der Gesellschaft gestellt; sie regierten, wie Lamartine treffend sagt, nach dem Rechte des vergossenen Blutes, das gestillt werden muß. Wenn nur der Wille dies Blut zu stillen bei allen Gliedern der Regierung gleich fest und klar bestanden hätte! Doch neben den gemäßigten Republikanern Lamartine, Arago, Dupont war der rohe Radicalismus in allen seinen Schattirungen bis zum Communismus hinüber durch Ledru-Rollin, Louis Blanc, Albert vertreten. Die hochaufgeregten und für den Augenblick unversöhnlichen Standesleidenschaften der Bourgeoisie und der Arbeiter sollten sich innerhalb Einer Regierung vertragen! Die gesittete Welt wird es Lamartine nie vergessen, wie oft er in jenen ersten Tagen der Verwirrung bald mit schwungvollen Phrasen, bald mit bereitem Spotte, immer mit hohem persönlichem Muthe den tobenden Anarchisten entgegentrat. Wir Ueberlebenden wissen freilich, wie wenig ein Einzelner, nun gar ein Mann der Rede, in solchen Tagen vermag, und wie lächerlich der eitle Volkstribun seine Verdienste übertrieben hat; doch für einen Augenblick erschien er in der That als der Vorkämpfer des dritten Standes und des Eigenthumes, ward als solcher weit über Frankreichs Grenzen hinaus von begeisterten Rednern des Bürgerthums gepriesen. Er that sein Bestes den Franzosen ihre glorreiche Tricolore zu retten und sühnte dergestalt einen Theil der Schuld, welche auf ihm lastete, seit er selber unbedacht die Revolution entfesselt hatte. Aber der Muth des wunderlichen Phantasten vermochte die Angst vor dem rothen Gespenste nur auf Augenblicke zu beschwichtigen; Lamartine selber bezeichnet den Gang seines Regiments als ein Vorwärtstreiben in ungewisse Fernen (marcher vers l'inconnu). Einheit innerhalb der Regierung herzustellen, die Socialdemokraten auszuschließen schien bei der Schwäche der Gemäßigten vorerst unmöglich; auch fürchtete man von einem kühnen Schritte den Ausbruch des Bürgerkrieges. Daher bestand so wenig Zusammenhang zwischen den Mitgliedern dieses Regiments, daß Lamartine gar nichts wußte von dem wahnwitzigen Plane Ledru-Rollin's, Conventscommissäre durch das Land zu schicken!

Die gemäßigten Republikaner in der Regierung waren nicht mehr

frei, sie hatten die Folgen ihrer eigenen Vermessenheit zu tragen und mußten, nachdem sie mit Hülfe der Communisten den Thron zerstört, mindestens durch tönende Worte der Begehrlichkeit ihrer Bundesgenossen schmeicheln. Lamartine erklärt, der Staat, die Vorsehung der Starken und der Schwachen, müsse im Nothfalle den Bedürftigen Arbeit verschaffen. Carnot verkündet, die Nationalökonomie, bisher eine Wissenschaft des Reichthums, solle fortan eine Wissenschaft der Brüderlichkeit werden. Noch weit bedenklicher lautete die Sprache der Regierungsblätter über das Eigenthum, und es blieb nicht bei den Worten. Die gemäßigten Finanzmänner Garnier-Pagès und Duclerc entwerfen den Plan einer Progressivsteuer, sie wollen die Verwaltung der Eisenbahnen, der Banken, der Versicherungsgesellschaften in der Hand des Staats vereinigen. Der Scharfblick Cavour's erkannte sogleich, daß solche schwächliche Nachgiebigkeit der Gemäßigten die Besitzenden ungleich mehr erschrecken müsse als das Drohen der Rothen. Stimmten nicht jene wirthschaftlichen Experimente fast wörtlich überein mit den Maßregeln, welche der Ikarier Cabet vorgeschlagen hatte, um aus der Zwangsordnung des Privateigenthums allmählich in das communistische Eden hinüberzugelangen? Und stand man nicht bereits mitteninne in dem Paradiese der Communisten, wenn der Staat die Sparer zwang, statt der 335 Mill. Francs baarer Einlagen, welche sie in die Sparkassen getragen hatten, Staatsrentenbriefe anzunehmen, und zum Ueberflusse ihnen die Renten um ein Achtel zu hoch anrechnete? Schon tauchte der unheimliche Plan, Assignaten in beliebiger Menge auszugeben, wieder auf; er ward nur mit Mühe durch Fould und durch Bastiat's meisterhafte Flugschrift „maudit argent“ bekämpft. Schon hatte der Arbeitsminister Marie seine Nationalwerkstätten eröffnet; Tausende von brotlosen Arbeitern strömten hier zusammen, um von dem Staate für ihr Nichtsthun besoldet zu werden. Der Minister hegte den kindischen Glauben, diese von der Republik bezahlten Massen würden eine Sicherheitswache gegen den Communismus bilden. Selbst Louis Blanc fand solche Hoffnungen lächerlich, und in der That benutzten die Arbeiter ihr Zusammenleben in den Nationalwerkstätten, um sich für den Straßenkampf militärisch zu organisiren. Kein Wunder, daß von den 1329 Millionen Staatseinnahmen dieses Jahres 613 Millionen (61 Millionen mehr als im Jahre 1847) allein in der Hauptstadt ausgegeben wurden!

Noch waren dem zitternden Bourgeois jene Schreckensscenen der

Februartage unvergessen, da ein heulender Volkshaufe, ein Metzger mit hochgeschwungenem Schlachtmesser voran, das Palais Bourbon stürmte, und die Eroberer der Tuilerien aus dem Königsschlosse erst dann abzogen, als ihnen zugesichert war, ihre Taschen sollten nicht durchsucht werden. Und jetzt beschwört Ledru-Rollin die blutigen Schatten Robespierre's und St. Just's herauf, seine allmächtigen Commissäre beginnen bereits da und dort in der Provinz Lohntaxen zu erlassen, die Herrschaft des praktischen Communismus einzuleiten. Aus den Massen ertönt tausendstimmig der Ruf: „Entweder das Eigenthum muß untergehen oder die Republik! Das Roth der Menschenliebe soll die Farben einer überwundenen Epoche (la tricolore de nos devanciers) verdrängen! Nieder mit allen Lastern der monarchischen Zeit, vor Allem mit der Erblichkeit des Vermögens und der Namen!" Wenn der bescheidene Radikale die Republik über das allgemeine Stimmrecht stellte, so dachte Proudhon noch kühner und erklärte: die Revolution steht über der Republik! Kein Zweifel, hinter jenem hirnverbrannten Geschrei stand keineswegs immer ein ernster Entschluß. War schon das Pathos der ersten Revolution von rhetorischer Uebertreibung nicht frei gewesen, so zeigen vollends die an Marat's Vorbilde geschulten Schmutzblätter der neuen Republik einen epigonenhaften, unwahren, krampfhaft erzwungenen Blutdurst. Immerhin bleibt sehr begreiflich, daß eine Gesellschaft des Genusses und der Arbeit bei solchen Drohungen einem tauben und blinden Entsetzen anheimfiel.

Die fünfprocentige Rente sank schon im Februar von 120 auf 55, die Ausfuhr der Pariser Frühjahrsmodewaaren stockte völlig. Ganze Reihen von Häusern standen leer in der Fremdenstadt, Hunderte von Maschinen feierten, und dem arbeitslosen Volke brachte die Republik als erste Segnung einen Steuerzuschlag von 45 Centimes — eine Last, die durch die Abschaffung der Salzsteuer keineswegs ausgeglichen wurde. Auch Bonaparte hatte einst nach dem 18. Brumaire sein Regiment mit einer Steuererhöhung von 25% begonnen; der Zuschlag ward willig ertragen, weil das Volk den neuen Despotismus wünschte. Jetzt aber, da die verhaßte Republik zur unglücklichsten Stunde neue Steuerlasten auflegte, ging durch alle Klassen der Besitzenden ein Schrei des Zornes. Bourgeoisie und Bauerschaft hielten zusammen wie ein Mann, einträchtig nicht in irgend welchem politischen Gedanken, sondern in der Leidenschaft der Selbsterhaltung. Wie in Preußen zu jener Zeit die Bauern um Berlin am treuesten zu der königlichen Fahne standen, so

waren in Frankreich die kleinen Gartenbauer der Bannmeile von Paris die wildesten Feinde des Communismus. Jener vielgescholtene Ausspruch Machiavelli's, daß der Mensch leichter die Ermordung seiner Eltern und Brüder als den Raub seiner Habe verzeihe, fand damals seine Bestätigung. Mit Unrecht nahmen die Feinde der Communisten den Ehrennamen der gemäßigten Parteien für sich in Anspruch; ungleich treffender bezeichnete ein Witzwort die zwei Parteien als la montagne rouge und la montagne blanche. Fanatismus, gewaltthätige Wuth flammte auf beiden Seiten. Beide Theile waren entschlossen zu einer socialen Entscheidungsschlacht, und die Wahlen zur Nationalversammlung ließen errathen, wem der Sieg zufallen würde.

Diese Wahlen verkündeten den Doctrinären des Radicalismus zum ersten male die unliebsame Wahrheit, daß Niemand weniger demokratisch ist als die Masse. Der Instinkt der wirthschaftlichen Selbsterhaltung erwies sich stärker als die Drohungen der Parteien und der Beamten. Umsonst sprach der Minister Carnot in seinem Wahlrundschreiben eine höchst aufgeklärte Ansicht aus, die heutzutage von den Präfekten des Kaiserreichs willig wiederholt wird: er erklärte die alte Meinung, daß Besitz und Bildung dem Abgeordneten wohl anstehe, für ein reactionäres Vorurtheil. Der Bauer in seiner Einfalt dachte anders; er schenkte nur den Besitzenden sein Vertrauen, denn jeder Eigenthümer galt als Feind der Communisten. Zahlreicher denn jemals in den Kammern des Julikönigthums war der Grundbesitz in der Nationalversammlung vertreten. Die überschuldete, abhängige, unwissende, an passiven Gehorsam gewöhnte Bauerschaft beugte sich diesmal nur vor Einer Autorität: vor der Kirche. Die Raserei der socialen Angst hatte alle trüben und unklaren Kräfte der Seelen geweckt, auch die gedankenlose Bigotterie: tausende verwirrter Gemüther suchten Trost im Beichtstuhle, die Ernte der Ultramontanen begann zu reifen. Da nur ein Siebentel der Franzosen in Städten über 10,000 Einwohnern lebte, so gaben die Bauern den Ausschlag, und im Palais Bourbon erschien neben einer starken Bergpartei ein winziges Häuflein blauer Republikaner, dagegen eine erdrückende Mehrheit von Reactionären.

Unter allen Parlamenten jenes stürmischen Jahres war keines unfruchtbarer, keines unsittlicher. Die wenigen politischen Köpfe verschwanden fast unter der allgemeinen Mittelmäßigkeit und Unwissenheit dieser 900 Volksvertreter. Auch die Talente litten unter der großen Lüge der Epoche: die Republik fürchtete sich vor sich selber.

Der reactionären Mehrheit galt die Republik nur als ein neutraler Boden, der bei gutem Glück verlassen werden sollte; die landläufige Versicherung: „wir erkennen die Republik ehrlich an als eine Regierung von Allen für Alle," drückte solche Gesinnung sehr durchsichtig aus. Herr Thiers, der im ersten Schrecken ausgerufen hatte: „jetzt bleibt uns nur übrig uns vergessen zu lassen," schöpfte bald frischen Muth und meinte harmlos: „Ich habe früher die englische Staatsform vorgezogen. Vielleicht habe ich mich geirrt, vielleicht ist die amerikanische Form für Frankreich besser geeignet!" Von den Legitimisten war allbekannt, daß sie den Augenblick einer Schilderhebung ersehnten; nur die Feigheit und Unfähigkeit ihres Prätendenten hat sie daran gehindert. Und eine solche Versammlung, deren Mehrheit weder an sich noch an ihr Verfassungswerk glaubte, sollte jetzt jenes kühne Spiel um Sein und Nichtsein beginnen, welches gemeinhin das Schicksal der Constituanten bildet!

Nach dem Wahlsiege faßten die Besitzenden den Muth, die Arbeiterbanden, welche den Frieden der Hauptstadt bedrohten, niederzuschlagen. Die Kraft der provisorischen Regierung hatte sich erschöpft in den socialen Kämpfen der ersten Wochen; auch die von der Nationalversammlung ernannte Vollziehungscommission war, wie Lamartine sagt, zugleich nothwendig und unmöglich. In den Mittelklassen befestigte sich die Meinung, daß allein der Säbel die Anarchie niederwerfen könne. Der Dichter, dessen beredten Versöhnungsworten die Bourgeoisie noch im Februar und März zugejubelt hatte, war nach wenigen Wochen ein verbrauchter, ein todter Mann. Nun offenbarte der wüste Aufruhr des 15. Mai, welch' eine furchtbare Verwilderung und Begriffsverwirrung die Massen beherrschte: „das Volk" versuchte die Nationalversammlung zu sprengen. In der That, wenn im Februar ein beliebiger Volkshaufe die monarchische Kammer auseinanderjagen konnte, warum sollte nicht im Mai ein anderer Volkshaufe mit dem Parlamente der Republik das Nämliche versuchen? „Das Volk verletzt nie die Verfassung" — sagte der Advocat Michel, als er die Verschwörer des 15. Mai vertheidigte. Nicht blos die anarchische Wildheit, auch die eroberungslustige Propaganda der ersten Revolution trat an diesem Tage hervor: „Befreiung Polens, Krieg gegen die Ostmächte!" lautete der Schlachtruf der Verschwörer. Seitdem war die Bourgeoisie von der Nothwendigkeit der Dictatur völlig überzeugt. Als am 20. Mai das Eintrachtsfest abgehalten ward, und die Hundert-

tausende der Nationalgarde, die bewaffnete Bourgeoisie, stundenlang vor den dichtgedrängten Arbeitermassen vorbeizogen, da fühlte sich Mancher ahnungsvoll gemahnt an den Morgen des Tages von Belle-Alliance: es war, als ob zwei kampfbereite Heere vor der Schlacht einander ihre Stärke zeigen wollten.

Die Entscheidung nahte. Im Juni erhoben sich die Arbeiter zu dem furchtbarsten socialen Kampfe, den die neue Geschichte seit dem deutschen Bauernkriege gesehen hatte. Nicht oft haben Söhne Eines Volkes mit gleicher Wuth gerungen; auf die Wildheit des Streites können wir schließen, wenn wir heute noch aus dem Munde verständiger Franzosen oft unbillig harte Urtheile über den reinen Charakter Cavaignac's vernehmen. Der Bürger stritt für seine Habe, der Arbeiter wollte den Siegespreis seiner Februarerhebung ungeschmälert genießen, der Soldat aber verlangte längst seine gekränkte Standesehre zu rächen. Die Armee hatte, nachdem sie in den Februartagen ihre Dienstpflicht erfüllt, ohne viel Bedenken das friedliche Bürgerkönigthum preisgegeben; sie hoffte von der Republik eine Zeit der Siege, sie erwartete, als Italien sich erhob, abermals die „heilige Straße“ von Montenotte und Lodi zu durchziehen. Aber der Völkerfrühling brachte ihr statt der Lorbeeren nur Pein und Demüthigung. Schon die Sieger des Juli hatten dem Heere wenig Rücksicht erwiesen; vollends die Helden des Februar fanden des Hohnes kein Ende für die verthierten Söldlinge — eine unbegreiflich thörichte und ganz unfranzösische Verirrung! Vergeblich mahnte die provisorische Regierung, „die für einen Augenblick gestörte Einheit des Volkes und des Heeres wiederherzustellen.“ Die Soldaten, meist Bauern und den Klassenanschauungen ihres Dorfes auch im bunten Rocke nicht entwachsen, waren erbittert durch den unablässigen Postendienst dieser unruhigen Tage, sie sahen sich fort und fort den Schmähungen der Demagogen preisgegeben, und diese Armee, die einst der ersten Revolution hochbegeistert ihr Schwert geliehen hatte, stand den Gründern der neuen Republik sehr bald mit unversöhnlichem Hasse gegenüber.

Die rothe Fahne lag endlich am Boden, die Staatsgewalt hatte mit der Socialdemokratie gebrochen, die Nationalwerkstätten blieben geschlossen. Das Eigenthum war gerettet, und was mehr sagen will, die Ueberzeugung war gewonnen, daß die Grundlagen unserer Gesellschaft denn doch fester stehen, die „sociale Frage“ durch mildere Mittel zu lösen ist, als die Radikalen der vierziger Jahre behauptet hatten.

Hierin vornehmlich liegt die historische Bedeutung dieser Straßenschlachten: durch Kampf und Gräuelthaten war der Weg geöffnet für eine Epoche friedlicher socialer Reformen. Vorderhand herrschte der Säbel, und die Regierung Cavaignac's bewährte unleugbar mehr Kraft und Muth, als irgend ein deutsches Ministerium dieser Tage. Die unendliche Ergebenheit, welche der gerettete Bourgeois dem Dictator entgegenbrachte, ließ errathen, von welcher maßlosen Angst man befreit war. Wer tiefer blickte, konnte freilich berechnen, daß auch der neue Gewalthaber binnen Kurzem verbraucht und vergessen sein werde. Auch Cavaignac sollte wie vordem Lamartine erfahren, daß demokratische Zeiten die Gewalt lieben und die Gewaltigen hassen. Seine Partei, die blauen Republikaner blieben nach wie vor eine kleine Schaar ohne Boden im Volke. Die Arbeiter grollten ihrem Bändiger, den Bauern aber und einem großen Theile der Bourgeoisie war im Juni noch nicht genug geschehen: sie strebten zurück zur Monarchie.

Wie sollte auch eine solche Republik auf die Liebe der Franzosen zählen? War sie nicht wirklich nur eine aufgeregte Knechtschaft? Mußten nicht auch Gemäßigte beistimmen, wenn Proudhon eiferte: „diese parlamentarische Republik mit Jacobinismus und Doctrinarismus verzuckert ist nichts als die Contrerevolution“ —? Der Belagerungszustand lag über der Hauptstadt; unter dem Schutze der Bajonette ward das Grundgesetz der neuen Freiheit berathen. Gesetze mit rückwirkender Kraft stellten die Aufständischen vor Ausnahmegerichte. Die Erbrechung der Briefe, alle schlechten Künste der geheimen Polizei blühten wie einst unter dem Soldatenkaiser. Tausende von Arbeitern wurden über das Meer in's Elend geschafft, die Rachsucht der Transporteurs gab der Wuth der Nivelleurs nichts nach. Das war die Freiheit, um derentwillen der Wohlstand des Landes in Trümmern lag, um derentwillen dies stolze Reich in der großen Politik zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt war!

Mit gerechtem Schmerze beklagte später Thouvenel, daß sein Vaterland während der republikanischen Epoche in Europa vermißt worden sei. Niemals unter Ludwig Philipp hatte das Ansehen des Reiches so tief gestanden, niemals waren seine europäischen Interessen von eitlen Dilettanten leichtfertiger, sinnloser behandelt worden. In tönenden Phrasen verkündete Lamartine's Manifest an Europa dem beglückten Welttheile, daß eine Zeit allgemeiner Brüderlichkeit unter der Führung des freien Frankreichs beginne. Zur vollkommenen Be-

ruhigung der Nachbarn war auf dieser „schönen Seite nationaler Philosophie“ noch der Schlußsatz zugefügt: „Glücklich wäre Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärte und es also zwänge, trotz seiner Mäßigung, an Macht und Ruhm zu wachsen!“ Ueberall bricht durch das Phrasengeklingel weltbürgerlicher Bruderliebe die Sehnsucht nach Belgien und Savoyen, die maßlose nationale Eitelkeit hindurch. „Die Ideen dringen heute überall ein, und die Ideen tragen den Namen Frankreichs!“ Derselbe Geist der Ueberhebung redet aus jeder Seite von Garnier-Pagès' Revolutionsgeschichte und aus Proudhon's Prophezeihung; die Grenzen der Länder würden von selber verschwinden, sobald die neufranzösische Nationalökonomie überall triumphirt habe. Die Allianz mit Rußland ist nach Lamartine „der Schrei der Natur, die Offenbarung der Geographie“ — und im selben Athemzuge wünscht er die Befreiung Polens! Er hofft, Preußen werde den anderen Ostmächten bei der Wiederherstellung Polens mit gutem Beispiele vorangehen, und bezweifelt nicht, daß unser Staat sich freuen werde, für die Rheinlande sich in Schleswig-Holstein, Hannover oder sonstwo (et ailleurs) zu entschädigen! Ebenso erstaunlich wie die Neuheit dieser Gesichtspunkte ist Lamartine's Bekanntschaft mit den leitenden Personen. König Friedrich Wilhelm IV. erscheint ihm als ein fürchterlicher Kraftmensch, „fähig Alles zu verstehen, Alles zu versuchen, Alles zu wagen!“ Doch genug der Proben einer Staatsweisheit, für deren himmlische Unschuld der parlamentarische Sprachgebrauch nicht ausreicht: es ist wahrhaftig, wie man im Göttinger Lande sagt, „eine Politik wo's gar nicht giebt.“ Mit welchem sardonischen Lächeln mag jener schlaue Prätendent, der lauernd zur Seite stand, diese republikanischen Orakelsprüche vernommen haben! Zum Heile der Welt kam Lamartine nie in die Lage, seine geniale auswärtige Politik zu verwirklichen; alle Kräfte des Staates wurden in den bürgerlichen Kämpfen verbraucht.

Unter Cavaignac trat endlich wieder ein Geschäftsmann, Bastide, in das auswärtige Amt, freilich ein rauher Republikaner, der von diplomatischer Gewandtheit ebenso wenig besaß wie der Dictator selber. Auch jetzt noch war die erschütterte Republik kaum im Stande, in europäischen Fragen einen Entschuß zu fassen, und wo sie dies vermochte, da folgte sie getreulich den Spuren Guizot's — nur daß sie die conservativen Schlagworte mit radikalen vertauschte. Auch die menschenfreundliche zweite Republik huldigte dem altfranzösischen Grundsatze,

wonach Frankreichs Macht auf der Verkommenheit seiner Nachbarn beruht. Nur der Unbillige wird tadeln, daß Frankreich zögerte die deutsche Centralgewalt anzuerkennen, unseren Reichsgesandten Friedrich von Raumer, der plötzlich neben dem preußischen Gesandten von Willisen auftauchte, amtlich zu empfangen. Wer durfte den Franzosen verargen, wenn sie den feinen Unterschied zwischen einem preußischen Deutschen und einem deutschen Preußen nicht begriffen, wenn sie offen gestanden, daß man bei unserer imaginären Centralgewalt sich nichts denken könne? Ein Gesandter, der dem Minister Bastide gelegentlich wohlgelungene „Betrachtungen eines alten Professors der Geschichte über den Zustand Frankreichs" einreichte, konnte doch nicht im Ernst verlangen, als der Vertreter einer großen Macht zu gelten. Bedenklicher war die unfreundliche Haltung der Republik gegenüber dem schleswig-holsteinischen Aufstande und schlechthin verwerflich das neidische Mißwollen, das sie dem Kampfe der Piemontesen bezeigte. Tochterrepubliken in Mailand und Venedig wollte sie dulden, doch nimmermehr ein lebenskräftiges subalpinisches Königreich. Die Herrschaft Oesterreichs in Italien schien dem Dictator minder bedenklich als ein neuer General Bonaparte an der Spitze eines siegreichen Heeres. Als König Karl Albert in Paris um die Zusendung eines kriegserfahrenen Führers für seine geschlagenen Truppen bat, ward ihm eine kalte Abweisung. Wir wollen die Freiheit Italiens, schrieb Bastide an Bixio in Turin, aber nicht die Uebermacht Piemonts, welche für Italien leicht gefährlicher werden kann als Oesterreichs Regiment. Bei solcher Ansicht gelangte man nur zu halben Maßregeln; selbst die Republik Venedig, welche dringend den Beistand Frankreichs erbat, wurde nur durch eine werthlose Demonstration der französischen Flotte unterstützt.

So schwankte der unglückliche Staat daher, zerrüttet, unfrei im Innern, mißachtet, fast willenlos nach außen. Würdig solcher Verhältnisse war auch die neue republikanische Verfassung, — unzweifelhaft die widersinnigste unter den vielen todtgeborenen Constitutionen jenes Jahres. In dem Verfassungsausschusse der Nationalversammlung saßen mehrere ausgezeichnete Männer wie Tocqueville; daß sie ein so unmögliches Werk zu Stande brachten, ward verschuldet durch die verlogenen Zustände dieser Republik wider Willen. Der alltägliche

aufreibende Kampf für die Sicherheit von Hab' und Leben war schöpferischen politischen Gedanken nicht förderlich. Die Gesetzgeber konnten sich der Einsicht nicht entziehen, daß Frankreich einer starken Regierung bedürfe, aber sie fürchteten die Willkür eines Convents und mehr noch die Uebergriffe eines ehrgeizigen Präsidenten. Solchen Gefahren hoffte man zu entgehen, indem man den doctrinären, noch in keinem Staate der Welt vollständig verwirklichten Gedanken der absoluten Theilung der Gewalten als den obersten Grundsatz jeder freien Regierung verkündigte. Das souveräne Volk überträgt die gesetzgebende Gewalt einer Nationalversammlung, welche drei Jahre lang permanent und unauflösbar bleibt. Wenn sie sich selber zeitweise vertagt, so ernennt sie zu ihrer Vertretung eine Commission aus ihrer Mitte; an dem Tage da ihr Mandat erlischt, nimmt sofort eine neugewählte Versammlung ihre Stelle ein. Nichts, schlechthin nichts war vorgesehen, um diesen Körper von 750 Köpfen vor Uebereilungen zu schützen; jedes Gesetz, das er beschließt, tritt einen Monat, in dringenden Fällen schon drei Tage nach der Abstimmung in Kraft. Es ward kaum beachtet, daß selbst die Demokratie von Nordamerika auf jenen Quell gegenseitiger Berichtigung und Ermäßigung, welcher in dem Zweikammersystem enthalten ist, nicht verzichtet hat. Aber nicht der Gleichheitseifer der Radicalen, nicht die socialen Zustände eines Volkes, das zu einer ungeschiedenen Masse von Steuerzahlern verschmolzen ist, gaben den Ausschlag für das Einkammersystem, sondern die sociale Angst der Besitzenden. Wir bedürfen der Dictatur, und sie läßt sich nicht theilen — nur die Einheit der Gewalt sichert die Ordnung — so lauteten die reactionären Erwägungen, welche die Mehrheit zu ihrem radikalen Beschlusse verführten. Der einen und untheilbaren Republik entsprach die eine Kammer; man wollte nicht sehen, daß allein despotische Regierungen den Vorzug der Einfachheit besitzen. Dergestalt schien jenes Schreckbild einer schrankenlosen Gesetzgebung vollendet zu sein, welches einst Mirabeau zu dem Ausrufe bewogen hatte: „ich möchte lieber in Konstantinopel leben als in Frankreich unter der Herrschaft eines solchen Parlamentes!“

Aber unter dieser theoretisch allmächtigen Versammlung stand ein Präsident als Haupt der executiven Gewalt, der force publique. Der Gedanke ein Collegium an die Spitze der ausführenden Gewalt zu stellen, fand wenig Anhänger. Die traurigen unter dem Wohlfahrtsausschusse, dem Directorium, der provisorischen Regierung gesammelten

Erfahrungen warnten allzu vernehmlich; die innerste Natur dieses Staates verlangte nach Einem leitenden Manne — das will sagen: nach der Monarchie. Frankreich zählte damals an Beamten und vom Staate für öffentliche Dienstleistungen besoldeten Bürgern: 535,365 Köpfe, wobei 18,000 Beamte und Pensionäre der Ehrenlegion, 15,000 Cantonniers und die nicht angegebene Zahl der Agenten des Handelsministeriums nicht mitgerechnet sind. Nehmen wir dazu die etwa gleich starke Land- und Seemacht, bedenken wir ferner, daß die Revolution fast alle großen selbständigen Vermögen zerstört hatte und demgemäß Departements und Gemeinden, Wohlthätigkeitsanstalten und Private seit Jahrzehnten gewohnt waren den Staat um milde Beiträge anzugehen, so leuchtet ein: das Oberhaupt einer solchen Verwaltung war Monarch, wie immer sein Titel lauten mochte. Und dieser mächtige Mann war der geborne Feind der Verfassung, denn sie verbot seine Wiedererwählung! Zum Ueberfluß gab die Nationalversammlung dem Präsidenten eine Weihe, welche in der modernen Welt mehr bedeutet als das Salböl von Rheims: er sollte direkt durch das souveräne Volk gewählt werden. Vergeblich warnten die aufrichtigen Anhänger der Republik vor einer solchen populären Tyrannis, welche in einem centralisirten Staate offenbar dem politischen Pantheismus gleichkommt. Der Socialist Felix Pyat sagte in denkwürdiger Rede das kommende Verhängniß voraus: ein also gewählter Präsident werde zu der Nationalversammlung sprechen können: „ich allein habe so viel Stimmen hinter mir wie Ihr allesammt, ich allein gelte dem Volke mehr als jede Eurer Majoritäten." Harmlose Leute wollten das nicht gelten lassen, sie meinten: der Präsident wird im Herbst, die Nationalversammlung erst im folgenden Mai von Neuem gewählt, dann besitzt also die Versammlung das jüngere, wirksamere Volksvertrauen. Andere hegten sittliche Bedenken gegen die Erwählung des Präsidenten durch die Nationalversammlung: das heiße die Versammlung corrumpiren, die Zügel der Verwaltung in die Hände einer abhängigen Mittelmäßigkeit legen und schließlich — eine Conventsherrschaft gründen. Die Mehrheit der Versammlung ward bestimmt durch den Haß gegen die Republik: sie wollte eine selbständige Gewalt neben dem Hause, um vielleicht dereinst den Thron herzustellen. Daher stimmten die ehrlichen Republikaner zumeist für den minder populären Weg, die Erwählung durch die Versammlung, die geheimen Monarchisten für die radikale Maßregel der Volkswahl.

Während man dergestalt den Präsidenten mit einer unberechenbaren moralischen Macht ausstattete, umgab man seine Gewalt mißtrauisch mit rechtlichen Schranken, welche für einen ehrlichen Mann überflüssig, für einen Gewissenlosen nichtig waren. Er verfügte über das Heer, ernannte alle Offiziere, aber er sollte weder Uniform tragen noch den kleinsten Truppentheil in Person befehligen — ein grober Verstoß gegen alle Gewohnheiten und Standesbegriffe dieses Heeres. Ein Gehalt ward ihm zugetheilt, viel zu hoch für die Tugend eines Republikaners, aber bettelhaft gering für die Ansprüche, welche Frankreich seit Jahrhunderten gewohnt ist an sein Staatsoberhaupt zu stellen; der kleine Mann, der den Abgeordneten ihre Tagegelder beneidete, vermißte ungern den Prunk der königlichen Zeiten. Der Präsident darf der Nationalversammlung Gesetze vorschlagen, aber er hat kein Veto, er kann nur einmal die Gesetzentwürfe zu wiederholter Berathung an das Haus zurückverweisen. Dennoch soll er die volle Verantwortung tragen für die Ausführung der Gesetze, die er mißbilligt. Noch mehr. Er ist nicht nur verdammt, drei Jahre lang neben einer feindlichen Nationalversammlung zu stehen, ohne das Recht durch eine Apellation an das Volk den Widerspruch auszugleichen; man erwartet sogar, der persönlich verantwortliche Präsident werde seine gleichfalls verantwortlichen Minister aus der Mehrheit des Hauses wählen. So gänzlich lebte und webte die Majorität in monarchischen Vorstellungen, daß sie das parlamentarische Regiment, das nur in Monarchien denkbar ist, auch von der Republik verlangte!

Und derweil man vorgab in einer Republik zu leben, ließ man den Verwaltungsdespotismus Napoleon's unwandelbar bestehen — bis auf einige unmögliche Abänderungen. Der Staatsrath sollte mit einem erweiterten Verordnungsrechte ausgestattet, seine Mitglieder auf sechs Jahre durch die Nationalversammlung ernannt werden — offenbar eine sinnlose Verletzung des Grundsatzes der Gewaltentheilung. Der verantwortliche Präsident sieht sich also selbst bei der Vorberathung der Gesetzentwürfe, bei der Auslegung der Verwaltungsregeln auf Männer angewiesen, die nicht sein Vertrauen besitzen. Der Staatsrath war bisher das lockende Ziel für den berechtigten Ehrgeiz der Beamten, der Bewahrer der Standesehre und der bureaukratischen Tradition. Wie sollte das herrschsüchtige Beamtenthum ertragen, daß dieser Schlußstein der Verwaltung den Schwankungen parlamentarischer Parteikämpfe preisgegeben würde? — Die Legitimisten verlangten Selb-

ständigkeit der Gemeinden, aus jenen zweideutigen Gründen, die wir kennen; doch die Mehrheit des Hauses verwarf ebenso bestimmt wie weiland der Convent jede Annäherung an das amerikanische Vorbild. Die eine und untheilbare Republik schaut mit wachem Mißtrauen auf jede Regung unabhängigen Sinnes in den Provinzen; sobald die Kaufleute von Marseille eine Genossenschaft bilden, um die Beseitigung drückender Quarantänemaßregeln durchzusetzen, geht durch die Pariser Blätter der Angstruf, der Föderalismus der Gironde erhebe wiederum sein Haupt! Die Verwaltung der Departements und der Gemeinden bleibt im Wesentlichen wie unter dem Bürgerkönige; nur an den Unterbezirken des Departements wird ein zusammenhangsloser, dilettantischer Reformversuch gewagt. Das Arrondissement wurde vordem von dem Unterpräfekten mit dem Beirathe eines Bezirksrathes verwaltet; der Canton dagegen, die Unterabtheilung des Arrondissements, blieb für die Verwaltung ohne jede Bedeutung und galt nur als der Jurisdictionsbezirk der Friedensrichter. Jetzt sollte plötzlich der Unterpräfekt in dem Arrondissement allein schalten, und dafür in jedem Canton ein gewählter Cantonsrath bestehen. Legitimisten wie F. Béchard und Radikale wie Lamennais hatten oft daran erinnert, daß die Mehrzahl der Ortsgemeinden für eine selbständige Verwaltung zu klein sei. Man gedachte also den Schwerpunkt einer neuen Selbstverwaltung in den Canton zu legen. Aber aus dem eisernen Gefüge der napoleonischen Verwaltung lassen sich nicht nach Willkür einzelne Glieder lösen. Dieser Staat erträgt keinen gewählten Verwaltungsrath, dem nicht als entscheidender Chef ein Staatsbeamter vorsteht; darum sind auch die Cantonsräthe nie in's Leben getreten. Die einzigen wirklichen Reformen, welche die Verfassung auf diesen Gebieten brachte, bestanden in der Wiederherstellung der in den Tagen des Schwindels beseitigten Unabsetzbarkeit der Richter und in der Einführung eines Tribunales für die Entscheidung der Competenzconflicte. Auch das Heer blieb was es war; die Selbstsucht der Besitzenden wollte nicht anerkennen, daß die gerühmte Gleichheit aller Franzosen zur allgemeinen Wehrpflicht führen müsse.

Nochmals: wodurch unterschied sich das Oberhaupt dieses Beamtenstaates von einem Könige? Dem Präsidenten fehlte zur monarchischen Gewalt die Erblichkeit. Aber wer an das Schicksal Ludwig's XVI., Karl's X. und Ludwig Philipp's sich erinnert, wird die Behauptung, daß die neue französische Krone erblich gewesen sei, nicht

ohne Heiterkeit anhören. Ihm fehlte ferner das Veto, aber das Veto war von den französischen Königen ebenso selten angewendet worden wie in England. Ihm fehlte endlich die Unverantwortlichkeit; doch wer darf im Ernste versichern, jene drei Könige hätten keine Verantwortung getragen? Grad heraus, der Präsident, wenn er halbwegs ein Mann war, sah sich gezwungen zu einem Kriege auf Leben und Tod gegen die Nationalversammlung. Da die Gesetzgeber dies ahnten, so bestimmten sie mit der Genauigkeit eines Advokaten, daß der Präsident, sobald er in die Befugnisse der Nationalversammlung übergreife, augenblicklich seines Amtes verlustig gehe, daß der höchste Gerichtshof sich sofort versammeln solle u. s. w. Aber auch solche Drohungen blieben wirkungslos gegen die Allmacht des napoleonischen Beamtenstaates; daher verfiel man auf ein letztes Sicherungsmittel: der Präsident mußte den Eid auf die Verfassung leisten. Wunderbare Verblendung! Alle politischen Eide blieben abgeschafft, die gesammte Nation beanspruchte das Recht, nicht durch Gewissenspflichten an die Staatsordnung gebunden zu werden. Und jener eine Mann, der wie kein Anderer den Wunsch und die Macht besaß die Verfassung zu zertrümmern, er allein sollte schwören! Ihm sollte das Gewissen in den erhobenen Arm fallen, wenn er die Frucht der Herrschaft brechen wollte, die lockend dicht vor seinen Augen hing. Wenn es aber jederzeit ein Unrecht und eine Unklugheit ist, gesetzliche Forderungen zu stellen, welche über den Durchschnitt menschlicher Tugend hinausgehen: wie kleinsinnig erschienen vollends diese Gesetzgeber, welche ein unhaltbares Verfassungswerk dadurch zu retten gedachten, daß sie die Verantwortung für seine Fortdauer dem Gewissen eines Dritten in die Schuhe schoben!

Nach alledem erscheint es keineswegs befremdend, daß in vielen Gemeinden der Maire der einzige Mensch war, der bei der Verkündigung des vollendeten Werkes ein **vive la constitution!** rief. Der Herzog von Broglie urtheilte treffend: diese Verfassung hat die Grenzen der menschlichen Dummheit weiter hinausgerückt! Desgleichen konnte der alte Schalk Dupin in seinem gelehrten Commentar über das Machwerk seine ironische Bosheit kaum verbeißen. Auch der übrige Inhalt der Charte war nicht dazu angethan die Seelenangst der Besitzenden zu beschwichtigen. Zwar das Privateigenthum ward, nach einer trefflichen Rede von Thiers, anerkannt, die Progressivsteuer verworfen. Aber der Gedanke des Phantasten Lamennais, einige allge-

meine Rechte und Pflichten voranzustellen, welche über der Verfassung stehen sollten, ließ sich in dieser begehrlichen Zeit nicht von der Hand weisen. Da prangten denn neben erhebenden Lehren der Weisheit und Tugend — als zum Beispiel: „es ist die Pflicht der Bürger ihr Vaterland zu lieben und die Republik mit Gefahr ihres Lebens zu vertheidigen" — auch einige minder unschuldige Sätze, die zum Mindesten in communistischem Sinne gedeutet werden konnten, wie dieser: „es ist die Pflicht der Republik, bedürftigen Bürgern Unterhaltsmittel zu verschaffen u. s. w." Wenn endlich der Artikel 110 die Verfassung der Aufsicht und der Vaterlandsliebe jedes einzelnen Franzosen anvertraute, so schöpfte Ledru-Rollin daraus das Recht, inmitten der Nationalversammlung das Volk zu den Waffen aufzurufen; die Besitzenden aber blickten zitternd in eine Zukunft voll bürgerlicher Kämpfe.

Jenes Schwanken der Mehrheit zwischen entgegengesetzten Befürchtungen erklärt sich leicht, da die Gesetzgeber bei jedem Artikel angstvoll hinüberschauten nach einem Präsidentschaftscandidaten, dessen Name schon den Untergang der Republik bedeutete. Ludwig Bonaparte sagte die Wahrheit, als er im Sommer 1850 den Elsassern zurief: „Diese Verfassung ist zum großen Theile gegen mich gemacht."

Die Herstellung des allgemeinen Stimmrechtes, die der homme principe Heinrich V. niemals anerkennen durfte, bedeutete für die Napoleons die Erneuerung des Rechtstitels, dem sie selber den Thron verdankten. Sie allein unter allen Prätendenten konnten sich auf den Boden des neuen Staatsrechtes stellen. Der Name des illegitimen Hauses tauchte überall auf, wo die alte Ordnung zerbrochen war; selbst in der Republik Venedig wurde über die Erhebung der Leuchtenbergischen Dynastie verhandelt. Wie an allen Straßenschlachten der königlichen Zeit, so hatten auch an den Februarkämpfen einzelne Bonapartisten theilgenommen: es war ein kaiserlicher Oberst, der bei dem Sturm auf das Palais Bourbon zuerst die Tricolore auf der Rednerbühne aufpflanzte. Seitdem verging kein Monat ohne einige kleine bonapartistische Aufläufe auf den Boulevards. Schon am 26. Februar sagte eine Proclamation der provisorischen Regierung: „Kein Legitimismus, kein Bonapartismus mehr, keine Regentschaft! Die Regierung hat alle nöthigen Maßregeln getroffen, um die Rückkehr der alten

Dynastie und die Erhebung einer neuen unmöglich zu machen.“ Die Heißsporne der Partei fanden sich, wie einst nach den hundert Tagen, im Café Foy zusammen, darunter der socialistische Abgeordnete Peter Bonaparte, der mit heiligem Eifer erklärte: „welcher verständige Mensch kann das Kaiserreich wollen? Es ist nichts als eine glorreiche historische Erinnerung, seine Herstellung eine Chimäre.“ Unter den zahllosen Eintagsblättern, welche den Namen der Republik mit einem wohllautenden Beiwort auf dem Schilde führten, war auch eine „napoleonische Republik.“ Das Verfahren der Partei ergab sich von selbst aus ihrer Lage: sie mußte Unruhen stiften, auf daß die Parteien sich an einander zerrieben, und den Besitzenden eine starke Staatsgewalt als der Güter höchstes erschiene. Das Treiben ward bald so verdächtig, daß die provisorische Regierung Persigny verhaften ließ. Am 12. Juni floß dann das erste Blut seit den Februartagen, bei einem geringfügigen Straßenkampfe, der unter dem Rufe: „es lebe der Kaiser“ begann. Ohne Zweifel haben bonapartistische Agenten bei den Anfängen des Juniaufstandes die Hand im Spiele gehabt, obwohl selbstverständlich ein so bedeutsamer unvermeidlicher Klassenkampf nicht allein aus künstlichen Wühlereien hergeleitet werden darf. — Es lohnt nicht der Mühe diesen Umtrieben nachzuspüren, denn wahrhaftig nicht durch die kleinen Künste der Verschwörer werden Millionen Stimmen geworben. Als organisirte Partei bedeutete der Bonapartismus noch immer sehr wenig. Er besaß in den corsischen Abgeordneten Pietri und Conti ergebene Werkzeuge, er gewann später in Emil Girardin, der sich mit Cavaignac überworfen hatte, einen gefährlichen Bundesgenossen, in der „Presse“ ein gewandtes, gewissenloses Organ. Sicherlich zählte man auch auf den radikalen Volksvertreter Napoleon Bonaparte, den Sohn Jerome's, der mit seinem Vetter Peter in donnernden Reden gegen die Mordlust der Könige wetteiferte.

Folgenreicher war die Haltung des Prätendenten selber. Der säumte keinen Augenblick die Gunst der Stunde auszunutzen; fünfmal binnen fünf Monaten hat er durch offene Briefe der Nation sein Dasein in Erinnerung gebracht. Noch im Februar erschien er in Paris, „um seinem Vaterlande zu dienen.“ In seinem Briefe an die provisorische Regierung liegt die correcte bonapartistische Auffassung der Februarrevolution ausgesprochen: er bewundert das Volk von Paris, das „heldenmüthig die letzten Spuren des Einfalls der Fremden zerstört habe.“ Mißtrauisch von der Regierung aufgenommen, kehrt er bald

nach London zurück, nicht ohne in einem zweiten Briefe den Gewalthabern zu sagen: „Sie werden aus diesem Opfer die Reinheit meiner Absichten erkennen." Bei den Nachwahlen für die Nationalversammlung im Juni geht der Name des Prinzen in vier Departements, auch in Paris, aus der Urne hervor, während das alte Verbannungsgesetz noch über ihm hängt. Die Regierung beantragt das Gesetz aufrecht zu erhalten. Da indeß die Radikalen, Jules Favre voran, zuversichtlich erklären, die Bonapartes könnten nun und nimmermehr der Republik gefährlich werden, so beschließt man die Zulassung des Prinzen. Solche Verblendung der Gegner bringt den Prätendenten einen Augenblick aus seiner ruhigen Fassung; er lehnt in einem Briefe vom 15. Juni drei jener Wahlen ab, fügt aber die aufrichtigen Worte hinzu: „ich hege keinen Ehrgeiz, doch wenn das Volk mir Pflichten auferlegt, so werde ich sie zu erfüllen wissen." Schon am nächsten Tage erkennt er den Mißgriff und beeilt sich, in einem Briefe zu erklären: er wolle eine weise, große, verständige Republik. Im Juli wird das Rührstück nochmals aufgeführt und durch einen fünften Brief auch die Wahl in Corsica abgelehnt. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob nicht der Prinz einige dieser aus London datirten Briefe in Paris geschrieben hat. Klugheit läßt sich seiner Taktik nicht absprechen; denn indem der Prätendent die Bürgertugend der Entsagung übt, vereitelt er die Pläne seiner Gegner, welche ihn in den Debatten der Nationalversammlung vor der Zeit zu vernutzen hofften. Auch war er kein Mann der Rede und der Kranz, den er ersehnte, nicht durch Worte zu erringen. Unterdessen rückte die Präsidentenwahl heran, es ward Zeit sich dem Volke persönlich zu zeigen: der Prinz nahm an, als bei den Nachwahlen im September jene vier Wahlbezirke ihm treu blieben und noch ein fünfter sich ihm zuwandte.

Er trat am 26. September unter dem allgemeinen Rufe le voilà! in das Haus, führte sich ein mit ein paar treurepublikanischen, übrigens inhaltlosen Worten und verharrte dann in tiefem Schweigen. Seine Feinde ersparten ihm das Reden. Jeder erdenkliche Unglimpf, den die ermattende Phantasie der Radikalen noch ersinnen konnte, ward von der Presse und von der Rednerbühne auf den Prinzen ausgeschüttet; auch die Mythologie der ersten Revolution trat wieder in's Leben. Ludwig Bonaparte war ein Agent des perfiden Albions, besoldet um die glorreiche Republik zu stürzen, er war ein Wahnsinniger, ein Tropf, merkwürdig allein durch seinen steifen Schnurrbart. Einzelne

scharfe Köpfe, wie Montalembert, sind durch jene Schmähreden des Berges zuerst auf die Frage gebracht worden, ob ein so grausam gescholtener Mann ganz unbedeutend sein könne. Die Mehrzahl unter den Gebildeten ließ sich bethören, sie glaubten fest an die persönliche Nichtigkeit des Prinzen und sollten späterhin eine Enttäuschung erfahren, wie sie seltsamer seit der Thronbesteigung Sixtus V. nicht erlebt worden ist.

Aber ahnten jene leichtfertigen Redner, wie ihre übermüthigen Worte auf die Masse wirken würden? Waren sie redlich, wenn sie neben solchen persönlichen Schmähungen zugleich eine grenzenlose Verachtung gegen die Macht des Bonapartismus aussprachen? Oder zeigten sie nur den Muth des Kindes, das im Dunkeln pfeift um seine Angst zu verbergen? Wie war es möglich, daß die Republik, derweil sie die Bourbonen verbannte, die ungleich gefährlicheren Napoleoniden zurückrief? Auch der ehrlich republikanische Antrag, die Prinzen der vormaligen Dynastien von dem Präsidentenstuhle auszuschließen, wurde verworfen, weil die Doctrinäre darin eine rechtswidrige Ungleichheit sahen, die Conservativen bereits im Stillen die Erwählung des Prinzen hofften, die Radicalen aber ihn nicht zu fürchten vorgaben. Als im Frühjahr der Bürger Pietri als Civilcommissär nach Corsica geschickt wurde und sämmtliche Wahlen der Insel auf Bonapartisten fielen, da tröstete sich die republikanische Presse: das sei nur eine harmlose Schrulle des Lokalpatriotismus, der treue Republikaner Pietri trage keine Schuld. War man wirklich so arglos? Hat auch die neunfache Erwählung des Prinzen den Verblendeten nicht die Augen geöffnet? — Von einzelnen Republikanern steht allerdings zu vermuthen, daß sie nur eine erheuchelte Geringschätzung zur Schau trugen. Wenn Lamartine noch im October versicherte, die Befürchtung, daß ein Bonaparte oder ein Bourbon das Volk mißbrauchen könne, sei thöricht und lächerlich — warum hatte er selber im Juni beantragt, daß die Verbannung Ludwig Bonaparte's aufrecht erhalten werde? Desgleichen wenn in einzelnen radikalen Kreisen der Plan auftauchte, alle Bonapartes in einer Nacht aufzuheben und nach Cayenne zu schaffen, so beweist dies zum Mindesten, daß nicht alle Republikaner die Sorglosigkeit theilten. Die große Mehrheit der Republikaner dagegen hat in der That den Bonapartismus für todt und abgethan gehalten; alle Schriften, welche ihre Genossen nach dem Staatsstreiche veröffentlichten, kommen überein in der Versicherung, daß man keine Fraction weniger

gefürchtet habe als die Bonapartisten. Dies Geständniß enthält zugleich die Selbstverdammung der Republikaner; denn eine Partei, welche das Volk so wenig kannte, war offenbar unfähig eine Demokratie zu regieren. Die ungeheure Täuschung, worin die gebildete Pariser Gesellschaft sich damals bewegte, lehrt, welch' eine hohe Scheidewand selbst in unserem demokratischen Zeitalter die Gebildeten von den Ungebildeten trennt; sie läßt uns einen tiefen Blick thun in die unnatürliche Lage eines übercentralisirten Staates, wo man ganz vergessen hatte, daß es noch Provinzen gab.

Uns Rückschauenden sind die Beweggründe, welche die Erwählung des Prätendenten herbeiführten, längst kein Räthsel mehr. Auch nach der Niederlage der Junikämpfer blieb die Angst vor dem rothen Gespenste die herrschende Leidenschaft der Besitzenden. Ueberall im Welttheile war die Hochfluth des Frühlings im Ebben, überall trat jene armselige Schlummersucht hervor, welche bei uns ihr bezeichnendes Stichwort fand in dem Ausspruche: gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Die Verirrungen des europäischen Radikalismus arbeiteten dem Prätendenten in die Hände. Gewohnheit und Dummheit, Trägheit und wirthschaftliche Sorge, jene uralten Bundesgenossen der Reaktion, beherrschten die Köpfe der Bauern, Cavaignac's Dictatur war doch nur ein ewiger Kampf um die Grundlagen der Gesellschaft; der Bauer aber verlangte nach dauernder Ruhe. Die Verdienste des Generals, ohnehin nicht zu vergleichen mit den glänzenden Thaten, worauf einst Bonaparte sich berufen konnte, galten dem Landvolk wenig, denn die Bauern kannten ihn kaum, und Cavaignac zählte zu den verhaßten Republikanern. Die städtischen Arbeiter dagegen verfolgten den Besieger der Junikämpfer mit unauslöschlicher Rachsucht: ihnen war jeder Gewalthaber willkommen, der die afrikanischen Generale zu Paaren trieb. Ludwig Bonaparte hat dies vorausgesehen. Als er in London von Cavaignac's eiserner Strenge hörte, sagte er trocken zu dem Schauspieldirector Lumley: „der Mann säubert den Weg für mich."

Es ist nicht anders, die Masse des Landvolkes wollte die Monarchie. Von den beiden bourbonischen Dynastien war die jüngere für jetzt, die ältere für immer unmöglich. Beide stellten keinen Bewerber auf. Der von einzelnen Vielgeschäftigen betriebene Plan, die Zweige des Hauses Bourbon zu verschmelzen, mußte scheitern, da die Orleans ihren revolutionären Ursprung nicht verleugnen konnten, die strengen Legitimisten den Genossen des Kronenräubers Orleans

einen noch grimmigeren Haß nachtrugen als jeder anderen Partei. Darum blieb, wenn die Nation den Thron herstellen wollte, Ludwig Bonaparte der einzig mögliche Präsident; und wie er die Macht errang, weil es kein anderes Mittel gab die Improvisation des Februar zu beseitigen, so hat auch das zweite Kaiserreich bis zur Stunde wesentlich deshalb fortbestanden, weil die Nation nicht weiß, was an seine Stelle treten soll. Die Presse der Linken ward nicht müde, dem Volke zuzurufen: wenn Ihr Bonaparte wählt, so gründet Ihr das Kaiserthum. Wenn trotzdem der Napoleonide erhoben ward, so sollte heute unter Unbefangenen über die monarchische Gesinnung der Bauern nicht mehr gestritten werden. Wir können Ludwig Napoleon nicht Lügen strafen, wenn er in jener Proclamation, welche den Staatsstreich rechtfertigen sollte, die Wahl vom 10. December geradezu als einen Protest gegen die republikanische Verfassung bezeichnete. Die zahlreichen Stimmzettel mit der Inschrift Napoléon empereur, welche von den zählenden Behörden für ungültig erklärt wurden, gestatten vollends keinen Zweifel an der Absicht der Wähler. Die Schmähreden der Radikalen dienten nur die Bedeutung des Prinzen in der Meinung des Landvolkes zu heben. Für die lächerlichen Züge der Abenteuer von Straßburg und Boulogne hatte der kleine Mann kein Auge; ihm gefiel, daß der Prätendent zweimal seinen Kopf für seine Sache gewagt hatte. Und wenn auch Viele unter den Wählern den Prinzen wirklich für einen Thoren hielten, so war das Journal des débats darum doch nicht berechtigt zu dem verzweifelten Ausrufe: „Frankreich spielt, Frankreich will spielen!“ Die Meinung der Wähler ging dahin: „wir halten jede mögliche Form der Monarchie für heilsamer als diese Republik“ — und wer hat den Muth, solche Ansicht thöricht zu schelten?

Die weitaus mächtigste Waffe des Prätendenten war sein Name. Selten ist ein Volk für die Wahngebilde seiner nationalen Eitelkeit grausamer bestraft worden. Die Gebildeten hatten den Soldatenkaiser in phantastischem Spiele zu einem Götzen erhoben; jetzt sollten sie erfahren, daß auch im neunzehnten Jahrhundert Millionen leben, die an Götzen glauben. — Seltsamerweise zeigte sich das Heer vorerst wenig empfänglich für den Zauber des großen militärischen Namens. Freilich Cavaignac's Gestirn war auch in der militärischen Welt im Verbleichen. Die Offiziere hatten erwartet, er werde mit einem napoleonischen le règne du bavardage est fini! die Nationalversammlung aus einander jagen; denn maßlos war in diesen Kreisen der

Haß gegen die pékins, die schwatzenden Advocaten. Als er statt dessen im Verein mit Charras, Lamoriciere, Leflô eine musterhaft parlamentarische Haltung bewahrte, da begann das Ansehen der afrikanischen Generale bei den Truppen fühlbar zu sinken. Da indeß der Prätendent selber ein pékin war, so vermochte sein Name diesmal nur bei einigen Truppentheilen den tapferen General auszustechen. Die Mannschaft der großen Garnisonen war zum Theil von den Communisten gewonnen. Kurz, die Armee, welche, wie Jedermann ahnte, das Schicksal Frankreichs dereinst entscheiden sollte, war vorderhand noch getheilten Sinnes. Bei den Parteien fielen — außer jenen beiden gewaltigen Mächten des monarchischen Instincts und der napoleonischen Glorie — noch allerhand Nebengründe für den Prinzen in die Wagschale. Ein großer Theil der Royalisten glaubte fest, daß der Prinz für sie die Brücke bilden werde — ein Prätendent für andere Prätendenten! Der gute Wille sich leiten zu lassen sollte ja die schätzbarste Tugend des traurigen Tropfes sein. Desgleichen wähnten viele Socialisten: der Prinz wird bald genug vernutzt sein, dann kommt unser Tag. Wieder Andere meinten verzweifelnd wie St. Arnaud in seinen Briefen: „der Prinz ist das Unbekannte, und in dem Unbekannten liegt doch noch Rettung.“ Manche Schlauköpfe endlich rechneten also: „wenn keiner der Candidaten zwei Millionen Stimmen erhält, so fällt die Wahl der Nationalversammlung anheim, die sicherlich einen blauen Republikaner ernennen wird“ — und stimmten darum für den Prinzen.

Die Regierung wollte Commissäre in die Provinzen schicken, um die Meinung des Landes zu „erforschen;“ sie mußte davon abstehen, da jede Erinnerung an den Convent die Bauern in Aufruhr brachte. Die Agenten des Prinzen hatten also freies Spiel und sie zeigten der Welt, daß das allgemeine Stimmrecht eine neue, rohere und gewissenlosere Parteitaktik hervorruft. Die plumpsten Märchen wurden in Umlauf gesetzt, je abgeschmackter um so wirksamer: der Prinz wollte die 2000 Millionen, die er von seinem Oheim geerbt, unter das Volk vertheilen, alle Steuern auf zwei Jahre erlassen. In jedem Dorfe feierten Bänkelsänger und Bilderhändler die Herrlichkeit des Kaiserreiches; von großer Wirkung war die erhabene Poesie jenes Orgelliedes, das wir der Muse Emil Girardin's verdanken:

si vous voulez un bon,
prenez Napoléon!

Wie manches wackere Bäuerlein hat alles Ernstes geglaubt, der alte Kaiser selber sei zurückgekehrt! — Der Prinz, der seit zwei Jahrzehnten sich als der Erbe der Revolution gebährdet hatte, stellte sich jetzt, da die Fanatiker der Ruhe auf ihn schauten, kurzweg zu den Hochconservativen. Schon in London hatte er diesen neuen Genossen ein Unterpfand seiner guten Gesinnung gegeben, da er sich während der Chartisten-Unruhen als Constabler einschwören ließ. „Mein Name ist das Symbol der Ordnung und Sicherheit," sagt sein Wahlmanifest. Er will der Familie und dem Eigenthum ein Schirmherr werden, dem Franzosen soll wieder vergönnt sein „auf ein Morgen zu zählen." Niemand unter den Republikanern wollte glauben, daß der arme Narr dies wohlgeschriebene und klug berechnete Manifest selber verfaßt habe; Niemand bemerkte, daß der letzte Satz des Aufrufs wörtlich übereinstimmte mit dem Schlusse jener Proclamation, die man einst in Boulogne bei dem Abenteurer gefunden. Nur die dem Prinzen näher traten und ihn zu beherrschen gedachten, erfuhren bald, daß hinter seiner phlegmatisch wohlwollenden Weise der Eigenwille des Selbstherrschers sich verbarg. Da der Wahltag näher rückte, konnte selbst Cavaignac an der monarchischen Gesinnung der Bauern nicht mehr zweifeln; doch eine starke Mehrheit für den Prinzen ward von den Wenigsten für möglich gehalten. Nun gar das Ausland, das seine Kenntniß von Frankreich allein aus der Pariser Presse schöpfte, verfiel unbeschreiblicher Ueberraschung bei dem Ausgange der Wahlen. Allein Cavour, Einer unter Millionen, sagte im November ruhig voraus, die gepriesenen energischen Maßregeln der Revolution würden über ein Kleines damit enden, daß Ludwig Bonaparte den Kaiserthron besteige.

Am 10. December, erzählt ein entzückter Bonapartist, trat plötzlich „der Gedanke des Volks triumphirend hervor, gewaltig, fertig, unwiderstehlich, wie die Blume der Aloe, die in einem Augenblicke mit donnerndem Knall sich öffnet und entfaltet." Als der Prätendent von mehr denn $5^1/_2$ Millionen gewählt, die Hauptstadt durch die Provinzen, die Bourgeoisie durch die Bauern auf das Haupt geschlagen war, da brachen mit einem Schlage die stillen Hoffnungen der Royalisten zusammen; denn die Erwartung, der Prinz werde dem Königthum die Wege ebnen, beruhte auf der Voraussetzung, daß er nur eine schwache Stimmenzahl erhalten könne. Jetzt stand er mächtig über den Parteien, gedeckt durch die ungeheure Mehrheit der Nation. Die Natur der Dinge wies ihn darauf hin, die Zersetzung aller alten Parteien sich gänzlich vollenden

zu lassen. Verwandte und Schmarotzer, Lakaien und Stellenjäger, der ganze Pomp eines fürstlichen Hofes empfing den Präsidenten, da er von der republikanischen Einfachheit der Vereidigungsceremonie in den elysäischen Palast heimkehrte. Er aber sagte in diesen Tagen: „ich weiß es wohl, die wenigsten Stimmen verdanke ich meiner Person, einige den Socialisten und Royalisten, die allermeisten meinem Namen.“ Ein anspruchsloses Wort, nur schade, daß es die Ankündigung enthielt: die Legitimität der vierten Dynastie ist wieder hergestellt!

Die parlamentarischen Kämpfe, welche jetzt entbrennen gleich dem letzten Aufzüngeln der Flammen in einem verlöschenden Krater, sind mit ihrer rohen Heftigkeit und zugleich ihrer ohnmächtigen Unwahrheit das leibhaftige Gegenstück jenes dahinsiechenden Parteigezänkes, das einst nach dem Sturze der Schreckensherrschaft die Nation beunruhigte — nur noch weit schwächlicher, würdeloser, verlogener als jenes. Ein kaiserlicher Präsident, eine überwiegend royalistische Nationalversammlung und eine todtgeborene republikanische Verfassung bildeten die drei bewegenden Kräfte des Staates; Frankreich war, wie die Socialdemokraten schadenfroh bemerkten, in seine neue Charte wie in einen Engpaß eingesperrt. Wollte der Präsident die monarchische Gewalt, die er als Oberhaupt der Verwaltung besaß, auch gegenüber der Nationalversammlung festhalten, so stand ihm vornehmlich ein Hemmniß im Wege: der gänzliche Mangel einer namhaften bonapartistischen Partei im Parlamente. Dies unnatürliche Verhältniß hat den gewaltsamen Verlauf des Streites wesentlich bestimmt, und es war unabänderlich gegeben, da die ruheselige Bauerschaft, die Stütze des Bonapartismus, keine parlamentarischen Männer in ihrer Mitte zählte. Bei den vier anderen Parteien, Legitimisten und Orleanisten, Republikanern und Socialdemokraten, tauchte wohl die unabweisbare Frage auf: ob man den Ehrgeiz jenes Mannes, der die executive Gewalt unter sich, die ungeheure moralische Kraft von $5^1/_2$ Millionen Stimmen hinter sich hatte, mißachten dürfe? Ob die Nationalversammlung, selber ohne Stütze im Volke, nicht verpflichtet sei eine Verständigung zu versuchen mit der neuen Macht der popularen Tyrannis? Der Parteigeist war stärker als solche patriotische Erwägungen. Es bestand, wie Thiers sagte, die stillschweigende Verabredung, daß keine Partei die Republik

für sich ausbeute. Das will sagen: jede Partei hoffte im Stillen, die Stunde ihrer Herrschaft werde dereinst noch schlagen, und war darum entschlossen, keiner anderen Partei den Vortritt zu lassen. Am allerwenigsten diesem einfältigen Präsidenten.

Ein verkehrtes Urtheil über einen neu auf den Kampfplatz tretenden Staatsmann ist unter allen Irrthümern, darein politische Parteien verfallen können, sicherlich der verzeihlichste, und doch wird von dem Durchschnitt der Menschen jeder andere Irrthum williger eingestanden als dieser. Der Kampf der Liberalen gegen den Grafen Bismarck hat auch uns Deutschen die beschämende Erfahrung gebracht, daß es der flachen Eitelkeit als eine persönliche Entwürdigung erscheint, die Bedeutung eines verhöhnten Gegners anerkennen zu müssen. In Paris waren die Warnungen des Grafen Molé und weniger anderer Unbefangener in den Wind gesprochen; die Mehrzahl der Nationalversammlung gewann es nicht über sich, den Präsidenten ruhig zu würdigen. Hatte man ihn vordem nicht gekannt, jetzt wollte man ihn nicht kennen. Seine erste Botschaft an das Haus gab eine klare verständige Uebersicht über die Lage des Landes; aber selbst der phrasenlose Stil, die staatsmännische Haltung dieses Schriftstückes galt als ein neues Zeugniß für die Unfähigkeit des Präsidenten. Der Prinz war und blieb ein Narr, ein „Streichhölzchen,“ ein Elender beseelt von dem gemeinen Ehrgeize alte Schulden abzutragen und neue aufzunehmen, Monseigneur zu heißen, Dirnen und Pferde zu halten — oder wie sonst die Artigkeiten lauten, welche Victor Hugo der Große über Napoleon den Kleinen ausgeschüttet hat.

Der Prinz hatte im Namen der „Ordnung“ sein Amt erlangt, er umgab sich demnach mit „Männern der Ordnung von allen Parteien.“ Es begann jene trostlose Zeit der europäischen Reaktion, da unter allen Staaten, die der Märzsturm heimgesucht, allein das kleine Piemont den sittlichen Muth bewährte den liberalen Ideen treu zu bleiben. Der Präsident bedurfte der Conservativen, schon um sein Ansehen zu behaupten in dem nach Ruhe verlangenden Europa. Zu den willigsten Helfershelfern dieser Reaktion zählte die neue Nationalversammlung, welche, im Frühjahr 1849 gewählt, unter Dupin's schamlos parteiischer Leitung tagte. Die Wahl war ein neuer Protest des Volkes gegen die Februarrevolution. Die gemäßigten Republikaner verloren fast sämmtlich ihre Sitze, denn ihr Bündniß mit den Fanatikern der Ordnung hatte sich schon im Herbst aufgelöst. Die

ungeheure Mehrzahl der Gewählten bestand aus Reaktionären, d. h. aus Royalisten. Der bonapartistische Club in der Straße Montmartre hatte sich mit dem großen Club der sogenannten Gemäßigten in der Straße Poitiers verbündet; der bonapartistische Bauer wählte durchweg Royalisten, da dies die einzigen gebildeten Reaktionäre waren, die er kannte und die sein Pfarrer ihm empfahl. Nur aus den Urnen der großen Städte gingen zahlreiche socialdemokratische Namen hervor — Grundes genug die Parteiwuth der Reaktionäre von Neuem zu entflammen.

Im Juni 1849, fast gleichzeitig mit dem Zusammentritte dieser Versammlung, bricht in Paris und Lyon ein rasch gedämpfter republikanischer Aufstand aus, abermals fliegt die Raserei des Schreckens über das Land, und nun kennt der Terrorismus der „Gemäßigten" keine Schranken mehr. „Es ist Zeit," sagt eine Proclamation des Präsidenten, „daß die Guten Muth schöpfen und daß die Bösen zittern." Dieselben Menschen, welche einst die mäßige Härte der Septembergesetze unerträglich fanden, können sich jetzt kaum genug thun in Maßregeln der Willkür gegen die Republikaner. Odilon Barrot gebraucht als Minister unbedenklich gegen die Volksversammlungen dasselbe verjährte Gesetz vom Jahre 1793, das Guizot im Februar gegen Barrot und die Reformbankette hervorgesucht hatte. Die Regierung wird bevollmächtigt alle politischen Clubs zu schließen, den Arbeitern verboten Genossenschaften zur Verbesserung des Lohnes zu bilden. Der Gemeinderath von Paris wird durch den Präsidenten ernannt, die Freizügigkeit nach der Hauptstadt für die Arbeiter beschränkt. Unterdessen währten die Deportationen fort; wie oft erklang in Lambessa der verzweifelnde Ruf der Gefangenen „Richter oder den Tod!" Der letzte Zauber, der noch den großen Namen der Republik umglänzte, ging in diesen Saturnalien der Reaktion verloren. Es schien selbstverständlich, daß schon im Januar 1850 die Freiheitsbäume von den Plätzen von Paris entfernt wurden. Wie einst der erste Napoleon nur Weniges hinzuzufügen brauchte zu den republikanischen Ausnahmegesetzen vom 18. Fructidor, so dankt auch das zweite Kaiserreich mehrere der verrufensten Sicherheitsmittel seines Despotismus seinen Vorgängern. Jene drakonische Vorschrift, welche den Verfasser des kleinsten Journalartikels sich zu nennen zwingt, ist eine Segnung der Republik. Die Genossen Louis Blanc's und Albert's weilten schon seit dem Sommer 1848 in der Verbannung; im Juni 1849 ward auch Ledru-Rollin

und sein nächster Anhang von demselben Schicksal getroffen. Die noch übrig waren von dem Berge schäumten vor Wuth, und wer in Einer Versammlung diese unversöhnlichen Gegensätze, zügellosen Materialismus und bornirte Pfaffenwuth, auf einander platzen sah, der mußte ahnen, daß der Tag der Freiheit vorüber sei. „Das Volk ist die Insurrection, les assommeurs sont incalomniables" — so hallt es auf der Rechten. Selbst milde hochgebildete Männer wie der Nationalökonom Charles Dunoyer, werden in diesem wüthenden Parteikampfe zu fanatischen Reaktionären; jede Mahnung an die Nothwendigkeit einer Amnestie bringt alle gemeinen Leidenschaften der Gemäßigten in Aufruhr. Endlich im Frühjahr 1850, als die Erwählung des Socialisten Eugen Sue in Paris die Besitzenden nochmals in blödem Schrecken erzittern macht, spielt die Reaktion ihren letzten Trumpf aus: das Gesetz vom 31. Mai streicht aus den Listen alle Wähler, welche nicht dreijährigen Aufenthalt an ihrem Wohnsitze nachweisen können. Damit war die große Mehrzahl der Arbeiter, von 10 Millionen Wählern 3 Millionen, des allgemeinen Stimmrechts beraubt. Die siegestrunkene Majorität frohlockte; bald sollte sie erfahren, daß dies gerühmte „Hauptwerk der socialen Restauration" der Anfang des Endes war.

Auch in nicht politischen Fragen zeigt die Mehrheit, wie weiland unter dem Bürgerkönige, die freche Stirn der socialen Selbstsucht. Wer diese Fabrikanten auf den freien Handel der Nachbarstaaten verweist, dem wird die höhnende Antwort: „mögen andere Völker um leerer Theorien willen ihre Industrie zu Grunde richten, um so besser für unseren geschützten Gewerbfleiß!" In solchen Anschauungen stimmen fast alle namhaften Zeitungen, der republikanische National so gut wie der ultramontane Univers, überein. St. Beuve's liberaler Zollgesetzentwurf wird zur Seite geschoben, die freihändlerischen Minister Buffet und Leon Faucher müssen mit einstimmen in den Angstruf der Schutzzöllner, der Handelsvertrag mit Piemont darf nur unter Beschränkungen erneuert werden, da Piemont in Sachen der Schifffahrt nicht zu den kleinen ungefährlichen Staaten zu zählen ist! War es Uebermuth, wenn Massimo d'Azeglio schon im April 1849 seinem Freunde Rendu spottend schrieb: „nennt Ihr Euern Staat noch immer Republik?"

In solchen Eintagsmaßregeln der Parteiwuth und der socialen Selbstsucht vernutzt die Nationalversammlung ihre Kräfte. Auch die

einzige dauernde Schöpfung dieser Gesetzgeber, das Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850, trägt den breiten Stempel der Parteigesinnung. Der ultramontane Minister Falloux berief kurz nach der Erhebung des Präsidenten eine Commission zur Neugestaltung des Schulwesens; an ihrer Spitze stand Thiers, der Voltairianer. Nicht umsonst waren die **Annales de la propagande de la foi** in 170,000 Exemplaren im Lande verbreitet, nicht umsonst hatte der Bischof Dupanloup seit Jahren die Ideen von 89 gepriesen. Der Clerus war der Republik mit frommer Unterwürfigkeit entgegengekommen, um alsbald die Freiheit des Unterrichts und der Genossenschaften für die Kirche zu fordern. Wenn die Liberalen bisher Bedenken getragen hatten, die Macht der Kirche, die einzige sociale Kraft, welche dem allgewaltigen Staate gegenüber noch einige Selbständigkeit besaß, noch mehr zu verstärken, so rief jetzt die wirthschaftliche Angst nach Ordnung um jeden Preis. Die Solidarität der conservativen Interessen verlangte die Bildung ruhiger Geister durch den Clerus. Um der Ordnung willen beschließen Voltairianer und Ultramontane in schönem Bunde nicht blos — was jeder freie Kopf wünschen mußte — die Beseitigung der Alleinherrschaft der Pariser Universität, sondern die Unterwerfung des gelehrten Unterrichts unter den Einfluß der Kirche. Vier Bischöfe treten in den Oberstudienrath, daneben Anstands halber auch einige Vertreter anderer Glaubensbekenntnisse; die Kirche gründet Gelehrtenschulen nach Belieben, der Staat prüft nicht mehr die wissenschaftliche Befähigung des geistlichen Lehrers.

Derselbe blinde Eifer reaktionärer Parteigesinnung offenbarte sich auch in der auswärtigen Politik. In dem Streite um die deutsche Verfassung stand Frankreich natürlich auf Oesterreichs Seite. Nur als Fürst Schwarzenberg mit dem Plane seines Siebzigmillionenreichs hervortrat, regte sich die Angst in Paris; man befürchtete von diesem Plane, harmlos genug, eine Verstärkung Deutschlands, und drohte beharrlich in Wien und Berlin, bis Oesterreich auf den Eintritt des Gesammtstaats in den deutschen Bund verzichtete. Die italienische Frage, längst verfahren durch die Unterlassungssünden des vergangenen Jahres, ward jetzt gänzlich verdorben. Als König Karl Albert kurz vor dem Feldzuge von Novara in Paris um Hilfe bat, war der Präsident geneigt auf den Vorschlag einzugehen. Die Minister aber fürchteten den Ehrgeiz Piemonts, und Frankreich schaute thatlos zu, wie Oesterreich seine Säbelherrschaft im Süden von Neuem befestigte. Noch das ganze Jahr

1849 hindurch blieb der Präsident sehr geneigt den Piemontesen zu helfen; doch ihn hemmte die Ruheseligkeit, der reaktionäre Parteigeist der Nationalversammlung. Er begnügte sich Toscana zu warnen vor dem Eintritt in einen österreichischen Zollverein.

Auch in Rom die bewaffnete Intervention der Oesterreicher und Neapolitaner zu dulden schien doch unmöglich. Aber die Männer der Ordnung donnerten wider den hochherzigen Radikalismus der kühnen römischen Triumvirn, die Ultramontanen klagten um das geraubte patrimonium Petri, und selbst liberale Protestanten, wie Coquerel, priesen in diesen Tagen der reaktionären Seligkeit den Papst als den besten Freund der Freiheit. Aus solcher Verlegenheit entstand der Plan, daß Frankreich selber zu Gunsten des Papstes und der Freiheit intervenire. Ludwig Bonaparte hatte sich bereits vor seiner Erwählung nach beiden Seiten hin vorsichtig zu decken versucht: er schrieb am 2. December an den Nuntius, er habe nichts gemein mit seinem radikalen Vetter Canino zu Rom, er wolle die Herstellung des päpstlichen Staates; fünf Tage später an den Constitutionel: er könne trotzdem den Kriegszug nach Rom nicht billigen. Als er an's Ruder gelangte, war die römische Expedition bereits beschlossene Sache, und der Mann, welcher einst dem weltlichen Papstthum den Frieden aufgesagt, mußte jetzt während fünf Monaten sich aufreiben in dem unmöglichen Versuche, dem Papste und dem Liberalismus zugleich gerecht zu werden. Die erste ernsthafte auswärtige Action der Republik, welche „niemals gegen die Freiheit anderer Völker Krieg führen durfte", begann mit einer Verfassungsverletzung. Der erste Kriegszug des Napoleoniden mit einer Niederlage. Die entscheidende Wendung kam endlich durch die neue Nationalversammlung. Sobald dies reaktionäre Parlament versammelt ist, wird der liberale Unterhändler Lesseps zurückgerufen, der Angriff auf Rom mit blutigem Ernst erneuert. Die römische Republik fällt durch die Waffen der französischen Freiheit; Frankreich leistet Schergendienste für das zurückkehrende Papstthum, die Ultramontanen jubeln über den Untergang der gottlosen Demagogen. Vorderhand ärntete Frankreichs Vermittlungspolitik in Rom denselben Lohn wie einst in Spanien unter Ludwig XVIII.: die schweren Opfer an Geld und Soldaten und gutem Rufe kamen allein der Macht Oesterreichs und der reaktionären Partei zu statten. Daß der Prinz eine bedingungslose Wiederherstellung des Papstkönigs keineswegs wünschte, ist zweifellos; selbst Gioberti bezeugt, mit welchem Eifer der Minister des Auswärtigen, Tocqueville, sich bemühte, Bürg-

schaften für die politischen Rechte der Römer zu erwirken. Doch der Präsident besaß nicht die Macht, der reaktionären Wuth der Nationalversammlung zu widerstehen; der Napoleonide durfte die Niederlage der französischen Waffen nicht ungerochen lassen. Nachdem Garibaldi's heldenmüthige Schaar vertrieben und das alte Unwesen hergestellt ist, richtet der Prinz an Edgar Ney jenen berufenen Brief, welcher Amnestie, weltliche Verwaltung, liberale Regierungsgrundsätze und den Code Napoleon für den Kirchenstaat fordert. Es war kein Rath für den Augenblick — denn der Präsident mußte, derweil er schrieb, die unversöhnliche Rachsucht der Curie kennen — es war ein Vorbehalt für die Zukunft, zugleich ein Wink für die Liberalen Europa's, daß der Prinz den revolutionären Träumen seiner Jugend noch nicht für immer entsagt habe.

Dergestalt war die Nationalversammlung der Handlanger einer rachsüchtigen Reaktion, das republikanische Gaukelspiel ein Ekel für jeden freien und redlichen Mann geworden. Wie sollten solche Institutionen ehrfürchtige Scheu bei einem kaiserlichen Prinzen erwecken? Kein Zweifel, der Präsident hätte einen gesetzlichen Weg nach jenem Ziele, dahin ein fatalistischer Glaube ihn drängte, vorgezogen. Es war der gesicherte Weg, und dem schwunglosen, keineswegs hartherzigen Wesen des Neffen blieb jene brutale Lust an Gewaltthaten, welche der unbändigen Kriegernatur des Oheims eigen war, völlig fremd. Stand allein der Weg der Gewalt offen, so mußte freilich Allen, welche die Vergangenheit dieses Cynikers kannten, einleuchten, daß er, gestachelt durch Morny's verwegene Keckheit, seinen Eid brechen werde mit der kalten Gelassenheit eines Spielers, der den Erfolg als seinen Gott verehrt. Und wahrhaftig, die sittliche Atmosphäre dieser glauben- und ideenlosen Epoche war gewissenhafter Treue wenig günstig. Werfen wir einen Blick auf die royalistischen Umtriebe in der Nationalversammlung, so können wir das harte Wort nicht zurückhalten: in dieser Majorität waren Hunderte, welche vor dem Wagniß des Staatsstreiches, aber nicht Dreißig, welche vor dem Eidbruche zurückgeschreckt wären. Wenn Thiers und Emil Girardin den Präsidenten, dem sie zur Macht verholfen hatten, bald darauf verließen, so wagen wir die unhöfliche Behauptung, daß nicht Gewissensbedenken diesen Abfall bewirkten. Die Herren kehrten Ludwig Bonaparte den Rücken, weil ihre Hoffnung den Selbstherrscher zu leiten sich als eitel erwies.

Der Präsident empfand namentlich seit dem Aufstande des Juni

1849 die Nothwendigkeit mit den Reaktionären zusammenzugehen. Er versuchte vorerst parlamentarisch zu regieren und trat auch auf der Reise, die er im Sommer 1849 durch das Land unternahm, sehr vorsichtig auf. Eine willkommene Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen und beim Klange der Gläser die ersten Fäden der großen Verschwörung anzuspinnen. Wer heute diese Trinksprüche und Festreden kaltblütig mustert, den überfällt immer von Neuem das Erstaunen, wie nur die selbstgefälligen Redner der Nationalversammlung über so gewandte, so gefährliche Verführungskünste lächeln konnten. Ueberall weiß der Prinz dem Provinzialstolze zu schmeicheln: er lobt in Rouen den Fleiß der Gewerbe, in Saumur, dem Sitze der großen Reitschule, den militärischen Geist; in Poitiers erinnert er an die bedrängten Tage Karl's VII., in Epernay an die letzten Kämpfe des Kaisers. Er redet salbungsvoll als ein frommer Mann der Ordnung, er warnt vor hirnverbrannten Theorien, mahnt zum Glauben, zur Achtung vor dem Eigenthum und der Familie. Auch hält er für nöthig, einen Staatsstreich nach dem Muster des 18. Brumaire zurückzuweisen; denn, meint er unschuldig, „Frankreich ist jetzt nicht in der Lage, welche so heroische Heilmittel verlangt.“ Ja, in Ham, wo die Bevölkerung sich jubelnd dem befreiten Gefangenen entgegendrängt, bekennt er reuig die Sünden seiner Jugend: er begreift nicht mehr jene Vermessenheit, die ihn einst zu gewaltsamen Umsturzversuchen trieb, und beklagt nicht, daß er sie büßen mußte. Nur einmal, in Angers, verräth er etwas deutlicher seine stillen Wünsche; „ich besitze weder das Genie, noch die Macht meines Oheims“ — ein bedeutsames Wort in einem Lande, dessen Provinzen gewohnt sind alles Heil von dem Haupte der Verwaltung zu erwarten.

Trotz solcher Zurückhaltung des Prinzen blieb es unmöglich, daß ein verantwortliches Staatsoberhaupt sich an die Rathschläge Dritter binden sollte. Auf das Bestimmteste erklärte der Präsident seinem vorlauten Vetter, dem Prinzen Napoleon: er werde nie Einfluß von irgend Jemand dulden, er wolle regieren im Interesse der Massen, nicht einer Partei. Auch die Minister empfanden bald die Macht des eigensinnigen Willens über ihnen; sie ließen sich sogar herbei, die Mitverschworenen von Straßburg zu decoriren — vermuthlich für Verdienste um die Republik — und konnten doch die Zufriedenheit ihres Herrn nicht erwerben. Nun versuchte der Prinz, den bedeutendsten Kopf des Cabinets, Tocqueville, für sich zu gewinnen. Der

aber meinte: „der Prinz will Creaturen, nicht Minister." Hierauf, am 31. October 1849, verkündet der Präsident der Nationalversammlung, daß die Republik einer einheitlichen und festen Leitung bedürfe; er habe darum seine Minister entlassen und sich mit Männern umgeben, „die um meine Verantwortlichkeit ebenso besorgt sind wie um die ihrige." „Frankreich," ruft er aus, „sucht die Hand, den Willen, das Banner des Erwählten vom 10. December. Ein ganzes System hat am 10. December triumphirt. Der Name Napoleon ist allein ein Programm, er bedeutet im Innern: Ordnung, Autorität, Religion, Wohlsein des Volkes; nach außen: nationale Würde." Das persönliche Regiment begann. Gemäß den Weisheitslehren der napoleonischen Idee werden Fachmänner wie Fould, Rouher, Hautpoul in das Cabinet berufen, welche ausdrücklich erklären, daß sie außerhalb der Parteien stehen und nur eine Partei anerkennen, „die der Errettung Frankreichs." Es war eine Wendung, die sich so unvermeidlich aus der verantwortlichen Stellung des Präsidenten ergab, daß sogar Tocqueville gestand: „der Prinz thut vielleicht recht uns zu entlassen." Einige Tage darauf belehrte der Präsident die versammelten Würdenträger des Richterstandes: Verfassungen und Regierungen habe Frankreich in buntem Wechsel gesehen, aufrecht geblieben seien allein die Schöpfungen des Kaisers!

Schon mehrmals waren die Herrschsucht der Versammlung und der immer unverhohlener hervortretende persönliche Wille des Präsidenten in gehässigen Händeln aneinandergerathen. Der Prinz lebte, getreu der lockeren Weise seiner Flüchtlingsjahre, in ewiger Geldverlegenheit. Aber die Versammlung irrte, wenn sie hoffte, die Nation werde wie vormals Cormenin's Witze über Louis le désireux höhnend wiederholen. Der Bauer murrte über die Kargheit der Deputirten, als der Präsident mit Ostentation den Verkauf seiner Pferde öffentlich anzeigen ließ; der getreue Achille Fould fand immer wieder Geschäftsmänner bereit ihr gutes Geld an das hohe Spiel des Prinzen zu wagen. Die Feindschaft der beiden Gewalten, hundertmal mühselig vertragen, kommt endlich zum offenen Ausbruch nach dem Wahlgesetze vom 31. Mai 1850. Jedermann hatte Unruhen befürchtet nach diesem Eingriffe in das Allerheiligste der Nation, dieser plumpen Verletzung der Gleichheit. Als das Volk trotzdem in seiner dumpfen Trägheit verharrte, da ward unter allen Parteien die Frage laut: wird nicht bei solcher Schlummersucht der Nation auch ein Staatsstreich gelassen

ertragen werden? Alte Hoffnungen, neue Sorgen erwachten. Der Sommer 1850 sah alle monarchischen Parteien in emsiger Thätigkeit, offenbarte abermals die tiefe Unredlichkeit der Republikaner von heute. Die Legitimisten wallfahrteten nach Wiesbaden, die Orleanisten nach Claremont. Thiers wollte natürlich nur dem alten Könige seine persönliche Verehrung aussprechen; offenherziger bekannte Berryer, er sei nach Wiesbaden gegangen, um eine politische That zu vollziehen. Beide Demonstrationen blieben ohne Erfolg. Der Herzog von Chambord war sogar jetzt nicht zu unbedingter Anerkennung des neuen Staatsrechtes zu bewegen. Unter den Orleanisten tauchte zwar der Plan auf, daß der Herzog von Joinville sich um den Präsidentenstuhl bewerben solle. Der Verfassungseid bildete auch für diese Partei kein Hinderniß; er wäre, wie Dunoyer unbefangen erzählt, nur geleistet worden unter dem stillen Vorbehalte, daß Frankreich baldigst durch friedliche Mittel die Monarchie herstelle. Aber es fehlte die Kühnheit des Entschlusses.

Währenddem benutzte der Präsident gewandt die Gunst des Zufalls, welche ihm erlaubte die von den Orleans gebauten Eisenbahnen zu eröffnen. Er bereist zum zweiten male das Land und buhlt unverhohlen um die Gunst der Massen. „Meine besten Freunde wohnen in den Hütten, nicht in den Palästen," ruft er den Eisenbahnarbeitern der Picardie zu; dann erinnert er an das Wort des Plebejerkaisers: „mein Pulsschlag entspricht dem Euren!" und beklagt schmerzlich, daß die Verfassung ihm das Recht der Begnadigung verkümmert habe. In Lyon zeigt er lebhafte Theilnahme für die Unterstützungskassen der Arbeiter; der Beifall der Seidenweber öffnet ihm das Herz, und er spricht zu ihnen als der „Vertreter jener beiden großen nationalen Manifestationen, welche in den Jahren 1804 und 1848 durch die Ordnung die erhabenen Grundsätze der Revolution retten wollten." Er verkündet noch deutlicher, die Vaterlandsliebe könne je nach Umständen Entsagung oder Ausdauer gebieten, und nimmt zuletzt inbrünstiglich Abschied: „es wäre unbescheiden, wenn ich wie der Kaiser sagen wollte: Lyoneser, ich liebe Euch! Aber erlauben Sie mir aus der Tiefe meines Herzens Ihnen zu sagen: Lyoneser, liebet mich!" In diesem Stile spricht er weiter, bis er endlich in Caen rund heraussagt: „sollte das Volk mir eine neue Last auferlegen, so wäre es sehr schuldvoll, wenn ich mich diesem hohen Berufe entziehen wollte!" Indeß der Jubel der Arbeitermassen bedeutete wenig; die

Geschicke des Landes schwebten auf der Spitze des Schwertes. Der Haß des Heeres gegen alles parlamentarische Wesen bestand auch unter der reaktionären Nationalversammlung ungemildert fort. Man begann die afrikanischen Generale als Schwätzer zu verachten: kaiserliche Veteranen und ehrgeizige junge Lanzknechte wünschten längst über die Schultern der verdienten Führer sich emporzuschwingen. Unermüdlich nährten geschäftige Agenten die Erinnerung an die kaiserliche Glorie; in hundert Kasernenstuben prangten die Bilder der beiden Napoleons, darunter der Refrain:

Dieu nous l'a pris et Dieu nous l'a rendu!

Nach der Heimkehr von seiner zweiten Reise hält der Prinz die großen Revuen auf der Ebene von Satory, der Wein fließt in Strömen, die trunkenen Soldaten rufen: es lebe der Kaiser! Abermals erschallte durch die europäische Presse ein lautes Hohngelächter über den armseligen Narren; man verglich die bengalischen Flammen von Satory mit dem Donner von Austerlitz, den Neffen im Feuer mit dem Oheim im Feuer. Man bedachte nicht, wie oft in der Aera der Cäsaren das Schicksal der Welt durch ähnliche Mittel entschieden wurde. Bald darauf wird der Commandant der bewaffneten Macht von Paris, General Changarnier, entfernt, seine Aemter getheilt und ergebenen Männern übertragen. Der General hatte lange geschwankt, eine gefürchtete „Sphinx" für die streitenden Parteien; endlich schlug er sich auf die Seite der Royalisten, weil er den Prinzen zu übersehen wähnte und die Lage des Landes nicht durchschaute. Keine Compagnie, versicherte er pathetisch, werde dem Präsidenten bei einem Staatsstreiche helfen: „berathet im Frieden, Vertreter des Volkes!" So standen die Dinge, als die Nationalversammlung nach kurzer Vertagung wieder zusammentrat. Wüthende Anklagen und Gegenklagen kreuzten sich von beiden Seiten, alle gleich berechtigt, alle gleich schmählich — das widrige Bild eines verlogenen Gemeinwesens, wo man die Treuen an den Fingern zählen konnte. Wir dürfen dem Prinzen wohl glauben, daß ihm bei diesen wilden parlamentarischen Händeln oft der Muth sank. Zuletzt fand er seine kalte Sicherheit wieder. Er erklärte auf dem Stadthause am zweiten Jahrestage seiner Wahl, seine Gewalt sei die einzige legitime, die seit dem Februar entstanden: er schmeichelte dem Heere, wechselte seine Minister nach Belieben. Thiers aber rief warnend: l'empire est fait.

Millionen empfanden, daß dieser unabsehbare Kampf zwischen

den beiden höchsten Staatsgewalten nicht dauern könne, nicht dauern dürfe. Eine dumpfe Verstimmung lastete auf dem Lande. Das Volk war todmüde, verekelt an allen politischen Kämpfen. Niemand wollte seine Meinung sagen, weil man sich fürchtete; Niemand konnte es, denn selbst die Phantasie der Menschen war erlahmt, sie hatten kein Urtheil, keine Vorstellung von der nächsten Zukunft. Die schwermüthige Schrift Raudot's über den Verfall Frankreichs, eine Kränkung für den nationalen Stolz, fand trotz ihrer Uebertreibungen zahlreiche Leser. Noch wirksamer war Romieu's brutale Schrift über „das rothe Gespenst" mit ihren wüthenden Anklagen gegen „das Volk, dies grausame und dumme Thier." Die Kalender und Winkelblätter, daran sich die Bourgeoisie der Provinzen nährte, gefielen sich in unendlichen Schmähreden gegen die Feinde des Eigenthums. Handel und Wandel wollten sich nicht erheben, Wissenschaft und Kunst schwiegen gänzlich. Noch tröstete man sich, das sei die Folge der aufgeregten Tage; erst später ward erkannt, daß wirklich nach dem Fieber dieser sechszig Jahre die schöpferische Kraft der Nation für einige Zeit versiegt war.

Schwerer als alle Sorgen des Augenblickes drückte die Angst vor den Räthseln des Jahres 1852, das zu gleicher Zeit die Neuwahlen für den Präsidentenstuhl und für die Nationalversammlung bringen sollte. Der Clerus, der sich vor drei Jahren noch von dem Prätendenten fern hielt, war seit dem Sturze der römischen Republik dankbar in die Reihen der Bonapartisten getreten. Auch mochte der Prinz auf seinen Reisen durch seine Liebenswürdigkeit manche Anhänger erworben haben. Wahrhaft beliebt beim Volke war er keineswegs, da ihm jede Gelegenheit fehlte den Massen seine Bedeutung zu zeigen. Aber zu jenen Vorzügen, die ihn schon vor drei Jahren dem Volke empfahlen, trat jetzt ein neuer hochwichtiger hinzu: Ludwig Bonaparte war bereits am Ruder, und der Nation graute vor jeder ungewissen Neuerung. Da überdies ein namhafter Gegencandidat nicht auftrat, so stand zweifellos fest — kein Unparteiischer hat dies je bestritten — daß das Volk den Prinzen, der Verfassung zuwider, abermals wählen würde. Dies war so sicher, daß selbst eine Erklärung des Präsidenten, er werde die Wiederwahl nicht annehmen, die Nation in ihrem verfassungswidrigen Willen nicht beirrt hätte. Welch' eine Aussicht, wenn dergestalt das Volk selber den Staatsstreich vollzog, die Untreue, die Zuchtlosigkeit in jede Hütte drang, wenn tausende von Beamten, das gesammte

officielle Frankreich, die Nation zum Verfassungsbruche aufstachelten! Und waren denn die Volksvertreter einer Demokratie berechtigt, dem Willen des souveränen Volkes den Buchstaben einer unmöglich gewordenen Verfassung entgegenzuhalten? Nein, wahrlich, wenn in den Stürmen des Parteigezänkes noch ein Funken vaterländischen Geistes wach geblieben war, so mußte die Nationalversammlung die gesetzliche Aenderung der Verfassung beschließen. So war der Wille des Landes; 79 von den 85 Generalräthen der Departements forderten die Verfassungsrevision. Daß hinter dem Verlangen nach Revision manche sehr unlautere Beweggründe sich verbargen, daß es nicht heilsam war das kaum erst neugegründete öffentliche Recht abermals in Frage zu stellen, das Alles durfte nicht in Betracht kommen neben der Gefahr einer politischen Entsittlichung ohne Gleichen und neben der anderen Gefahr des Bürgerkrieges. Mögen die Spießgesellen des Bonapartismus über die finsteren Pläne der Rothen noch so wunderbar gefabelt haben — soviel ist sicher, daß die Socialdemokratie für die Wahlen von 1852 einen letzten verzweifelten Schlag vorbereitete. Wieder wie zur Zeit der Restauration überzog ein Netz von Geheimbünden das Land. Weithin im Süden wirkte der Bund der Montagnards und sein gefürchtetes Organ, der Ami du peuple. Der alte bourbonische Fanatismus dieser erregbaren Provinzen war jetzt verdrängt durch eine wild radikale Bewegung, die in Marseille ihren Mittelpunkt fand. Daß auch die communistischen Verschwörungen der Arbeiter keineswegs ausgestorben waren, läßt sich nach den jüngsten Enthüllungen über die Internationale nicht mehr bezweifeln. Sollte man solches Unheil thatlos reifen lassen? General Changarnier meinte, als er am Morgen des 2. December verhaftet wurde: das hätte man sich ersparen können, die Wiedererwählung des Präsidenten sei ja doch gewiß. Den gedankenlosen Moralisten, welche noch heute diesen Ausspruch wiederholen und den Staatsstreich für eine überflüssige, müßige Gewaltthat erklären, geben wir zu erwägen, ob nicht unter allen denkbaren Schlägen, die Frankreich treffen konnten, der coup d'état populaire, der von der Gesammtheit der Nation vollzogene Verfassungsbruch der schrecklichste gewesen wäre?

Mit alledem ist das Bild der unerhört verworrenen Lage noch nicht vollendet. War die Wiederwahl des Prinzen sicher, so stand doch nicht minder fest, daß die Bauern wiederum eine Mehrheit von royalistischen Reaktionären in die Nationalversammlung wählen würden,

denn eine starke parlamentsfähige Partei des Bonapartismus bestand noch immer nicht. Also eröffnete auch die Verfassungsrevision, wenn sie sich damit begnügte die Wiederwahl des Präsidenten zu ermöglichen, nur die Aussicht auf neue unendliche Händel. Lediglich die von den Massen längst geforderte Herstellung der Monarchie, der jetzt noch allein möglichen napoleonischen Krone, konnte dem Staate Rettung bringen; und in der That wurde die Frage: Republik oder Monarchie? von dem Ausschusse der Versammlung, der im Sommer 1851 über die Revision verhandelte, ernstlich erwogen. Ein trefflicher Bericht aus Tocqueville's Feder schlug der Versammlung vor, die Revision zu beschließen. Aber die Verblendung des Berges und einiger fanatischer Gegner des Präsidenten verhinderte, daß die Dreiviertelmehrheit zu Stande kam. Das bestehende Recht war unhaltbar, seine gesetzliche Umbildung durch die Abstimmung vom 19. Juli versperrt. Die Frage der nächsten Zukunft lautete — nach dem rohen Worte des Radikalen Schölcher: — à qui le canon?

Der tiefe Ekel, den die rohen Schmeichelreden der bonapartistischen Presse jedem Rechtlichen erregen, darf uns nicht hindern anzuerkennen, daß der Präsident in jenem Augenblick der einzige Mann war, der ein klares, erreichbares politisches Ziel verfolgte. Seit Monaten sprach alle Welt von dem drohenden Staatsstreiche, und doch schien bei der unendlichen Ermattung der Nation ein Gewaltstreich ebenso schwierig wie der Gedanke der Abwehr. Die Parteien der Nationalversammlung verzehrten sich in nichtigen Händeln und suchten nach der Katastrophe ihre Unthätigkeit mit der hohlen Phrase zu rechtfertigen, die Verachtung gegen den unwürdigen Präsidenten habe jede Wachsamkeit verhindert. Auch Tocqueville kam nur zu dem trostlosen Entschlusse den Staatsstreich abzuwarten und nachher dazwischenzutreten, damit etwas von bürgerlicher Freiheit gerettet werde! Wie sicher und überlegen erscheint neben solcher Zerfahrenheit der Präsident! Er unternahm im Sommer 1851 seine dritte Rundreise, und wer in den Reisepredigten des Prinzen die wiederholte Versicherung wandelloser Verfassungstreue dicht neben der unverblümten Ankündigung des Staatsstreiches vernahm, der mußte bekennen, daß die Gewissenlosigkeit des Oheims einen würdigen Erben gefunden habe.

In Dijon sprach der Prinz die bereits nicht mehr ungewöhnliche Versicherung aus, daß er dem Rufe des Landes folgen werde — „und glauben Sie mir, Frankreich wird nicht untergehen in meinen Händen" — er wagte auch einen heftigen Ausfall gegen die Nationalversammlung, die alle Maßregeln der Strenge gebilligt, alle Vorschläge der Milde verworfen habe. Obwohl der Moniteur diesen Satz unterdrückte, so brach doch in der Nationalversammlung ein neuer Sturm des Unwillens los. Die erregten Gemüther wurden nicht beschwichtigt, als der Prinz einige Wochen später in Beauvais die gottergebenen Worte sprach: „es ist ermuthigend zu denken, daß in den größten Gefahren die Vorsehung oft einen Einzelnen zum Werkzeuge der Rettung auserwählt." Durchgängig tritt in diesen Reden das Bestreben hervor, den Bonapartismus darzustellen als ein System der rechten Mitte, gleichweit entfernt von unmöglichen Utopien wie von dem alten Regime, „in welche Formen dieses sich auch verkleiden möge." Wie Guizot in solchen Tagen sein Buch über Monk schreiben konnte — in der unverhohlenen Hoffnung, der Prinz werde dem kläglichen Beispiele dieses Helden folgen — das war auch den Verehrern des eigenrichtigen Ministers ein Räthsel.

Dem Präsidenten blieb noch ein letzter Trumpf: das Gesetz vom 31. Mai. Uns scheint durchaus glaubhaft, daß der Prinz nur widerwillig seine Zustimmung gegeben hatte zu dieser Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes, des einzigen Rechtstitels seiner Dynastie; das Gesetz zu verhindern war er ohnedies nicht berechtigt. Jetzt entschloß er sich, das unbedachte Werk als Waffe gegen die Nationalversammlung zu gebrauchen. Die bonapartistische Presse, voran der nie verlegene Veron, eröffnet den Federkrieg gegen das Gesetz. Der Prinz versucht sogar eine bald wieder aufgegebene Annäherung an die Socialdemokraten und sagt endlich am 4. November der Versammlung in einer Botschaft: „habt Ihr weniger Vertrauen als wir zu dem Ausdruck des Volkswillens? Das allgemeine Stimmrecht wiederherstellen heißt dem Bürgerkriege seine Fahne, der Opposition ihren letzten Grund nehmen." Es war, nächst der Verwerfung der Verfassungsrevision, der zweite große Mißgriff der Versammlung, daß sie aus Haß gegen den Präsidenten das Gesetz aufrechterhielt, dessen Unhaltbarkeit Jedermann zugab. Der Präsident erschien jetzt den Massen als ein Vertreter der Demokratie gegenüber einer herrschsüchtigen Kaste.

Ein Kampf zwischen der ausübenden und der gesetzgebenden Gewalt muß in einem bureaukratischen Staate unfehlbar zum Siege der Executive führen, wenn anders das Haupt der Verwaltung auf die Festigkeit des eigenen Willens und auf die Theilnahmlosigkeit der Massen zählen kann. Seit Ende Octobers war der Krieg erklärt, ein Cabinet von ergebenen persönlichen Anhängern umgab den Präsidenten. Längst hatte der Prinz in dem General St. Arnaud den gewissenlos verwegenen Abenteurer erkannt, dessen er bedurfte. Um diesem Menschen einigen Ruf zu verschaffen, wurde ein Feldzug gegen die Kabylen unternommen. Dann erhielt der siegreich aus Afrika heimkehrende Held das Portefeuille des Krieges und erinnerte sogleich die Truppen an die Pflicht des blinden militärischen Gehorsams. Der Präsident empfing die Offiziere mit der Versicherung: „am Tage der Gefahr werde ich nicht handeln wie meine Vorgänger; ich werde nicht zu Euch sagen: marschiret, ich folge Euch! Ich werde sagen: ich marschire, folget mir!" Nach solchen Ereignissen stellten die Quästoren des Hauses den Antrag, daß die Versammlung die Verfügung über das Heer für sich in Anspruch nehmen solle. Daß dieser Gedanke bei der feindseligen Gesinnung des Heeres erfolglos bleiben mußte, leuchtet ein; doch sollte nicht das gesammte Thun der Versammlung als leeres Wortgepränge erscheinen, so mußte der letzte Versuch der Abwehr gemacht werden. Die Versammlung hatte unvergeßlich gesündigt, da sie so oft den reaktionären Parteihaß über das Wohl des Landes stellte; jetzt beschied ihr eine gerechte Vergeltung, unterzugehen durch die Parteiwuth des Berges. Den Socialisten war der Haß gegen die Verächter der heiligen Februartage theurer als die Erhaltung der Republik. Sie bewährten sich als die echten Vertreter jener Demokratie des Neides, welche die Italiener mit dem treffenden Namen **democrazia di rapresaglia** bezeichnen. Sie wollten den Mördern des allgemeinen Stimmrechts nicht noch Waffen leihen; der Antrag der Quästoren ward verworfen. Es war der dritte große Mißgriff des Hauses. Das Parlament gab selber sein Spiel verloren. Der Präsident war, wie selbst Granier aus Cassagnac zugiebt, entschlossen, sobald der Antrag der Quästoren angenommen wurde, augenblicklich mit einem Gewaltstreiche zu antworten. Nun der Antrag fiel, sagte er erleichtert: **cela vaut peut-être mieux!** Er wußte jetzt, daß nicht der Schatten eines Willens ihm gegenüberstand, und wenn der Staatsstreich tausend Gegner fand — um diese Versammlung hat nie ein Mann getrauert.

Die einzig mögliche Rechtfertigung des Staatsstreiches liegt in den unabsehbaren Wirren, die das Jahr 1852 zu bringen drohte, und in der Nothwendigkeit der Monarchie, welche durch die unzweideutigen Aussprüche des Volkswillens, ja im Grunde auch durch die letzten Verhandlungen der Nationalversammlung anerkannt war. Der Präsident vermied die Mißgriffe des 18. Brumaire, er nahm sich ein Muster an jener rasch durchgreifenden, eisernen Strenge, wodurch der Oheim einst am 13. Vendemiaire das aufständische Paris niederwarf. Auch den vier Männern, die der Prinz allein in sein unheimliches Geheimniß einweihte — Morny, St. Arnaud, Persigny und Maupas — gebührt das Zeugniß, daß sie die Lehren des Tyrannenkatechismus Machiavelli's mit virtuoser Sicherheit befolgten. Morny war die Seele des Unternehmens; er leitete auch aus der Stille seines Cabinets die Thätigkeit der Truppen, als endlich am 3. December, zu seiner hohen Befriedigung, ein schwächlicher Straßenkampf ausbrach. Wenn der 2. December eine Nothwendigkeit war — und welcher Mann von politischem Urtheile darf das heute noch bestreiten? — so bleibt doch nicht minder sicher, daß von jenem tiefen Ernste, womit ein welthistorisches Wagniß die vermessenen Thäter erfüllen soll, schlechthin nichts zu finden ist in den flachen Seelen jener frechen Glücksritter, welche sich dem Staatsstreiche als Handlanger boten. Herr v. Morny sagte am Abend des 1. Decembers: „wenn es zum Ausfegen kommt, so werde ich suchen auf der Seite des Besenstieles zu stehen;“ und derweil am Frühmorgen des nächsten Tages die Häscher in die Häuser der Volksvertreter drangen, unterhielten sich St. Arnaud und Mocquart mit faden Witzeleien: wie spaßhaft wird der kleine Thiers und der kleine Baze ausschauen, wenn sie im Hemdchen vor den Polizeisergeanten stehen! Und all' diese alten Schandgeschichten werden von Herrn Veron nach fünfzehn Jahren mit selbstgefälligem Behagen wieder aufgetischt. Der unanfechtbare Satz, daß ein Staatsmann nichts Sittlicheres wollen kann als das Nothwendige, reicht offenbar nicht aus, den frivolen Frevelmuth der Werkzeuge des Nothwendigen zu entschuldigen. Wenn eine Verschwörung, die von den Hütern des Gesetzes selbst ausgeht, sicherlich die häßlichste aller Rechtsverletzungen ist, so wurde vollends diese That durch die sittliche Nichtigkeit der Gesellen, welche der Präsident benutzen mußte, fast unsühnbar. Auch die Ausführung des Staatsstreiches erfolgte mit maßloser und unnützer Brutalität.

Wir überlassen Anderen in diesem Schmutze zu wühlen und im Ein-

zelnen zu schildern, wie General Forey die Abgeordneten am Kragen packen ließ, wie St. Arnaud jeden auf einer Barrikade Betroffenen mit augenblicklichem Tode bestrafte, wie die trunkene Soldatesca nach dem Siege unter den Spaziergängern der Boulevards mordete und tobte, wie man die gebliebenen Barrikadenkämpfer in Haufen halb verscharrte und dann die Hinterlassenen auf den Friedhof strömten, um an einem Arme, einem Fuße, der aus der Erdschicht herausragte, ihre gefallenen Lieben zu erkennen. Das System der Deportationen und Verbannungen, von der Nationalversammlung mit so schnödem Eifer gehandhabt, richtete sich jetzt gegen seine Urheber. Wir dürfen wohl rechnen, daß unter dem Belagerungszustande, der über einen großen Theil des Landes verhängt ward, gegen 80,000 Menschen verhaftet worden sind; selbst die Reaktion in Rom und Neapel hatte so gründlich nicht aufgeräumt unter den Gegnern.

Dem sittlichen Urtheile erscheint als das schmachvollste Ereigniß der Brumaire-Revolution nicht jener brutale Einbruch der Soldaten in den Saal der Fünfhundert, sondern die in den meisten Geschichtswerken nicht erwähnte Abendsitzung vom 19. Brumaire, da derselbe Rath der Fünfhundert erklärte, Bonaparte habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Desgleichen liegt auch das erschütternde tragische Moment des Decemberstaatsstreichs nicht in den Roheiten der Schergen, nicht in dem wohlfeilen rhetorischen Pathos, das die Abgeordneten den eindringenden Soldaten entgegenstellten: — es bleibt ja das Loos der Volksvertretungen, daß ihre geistigen Waffen beim Zusammenstoßen mit der Macht der Fäuste armselig erscheinen, und wir wollen den Bonapartisten überlassen darüber zu spotten. Das Schreckliche der Katastrophe liegt in der Thatsache, daß die Mehrheit der Nation den Staatsstreich billigte. Es mag sein, daß der Präsident als ein fatalistischer Bekenner seines napoleonischen Glaubens die Sympathien der Masse für stärker hielt als sie waren; immerhin hatte er die ungeheure Mehrheit der Provinzen für sich, die Arbeiter der Hauptstadt nicht gegen sich. Kaum tausend Kämpfer, zumeist aus den gebildeten Ständen, eilten auf die Barrikaden. Der Blusenmann sah schadenfroh zu, wie die vornehmen Transporteurs von der Vergeltung ereilt wurden. Die Antonsvorstadt war seit dem Juniaufstand gänzlich entwaffnet; den Mitgliedern der Nationalversammlung, die zum Widerstand aufforderten, wurde die höhnische Antwort: sollen wir kämpfen gegen den Mann, der uns das allgemeine Stimmrecht bringt?

— So unendlich tief war die Kluft, welche die Massen von den gebildeten Republikanern schied! Die große Mehrzahl der hauptstädtischen Bevölkerung zeigte eine vollendete Frivolität, besuchte neugierig die Stätten des besiegten Straßenkampfes wie einen neuen Circus und freute sich, daß die Annalen der Hauptstadt der Welt abermals um ein unerhörtes Ereigniß bereichert waren. In einzelnen Departements der Mitte und des Südens rotteten sich die Bauern und Kleinbürger zusammen; im Var stand eine Göttin der Freiheit an der Spitze des Aufruhrs. Es blieb immerhin bedeutsam, daß der kleine Mann in der Provinz endlich anfing einen Willen zu zeigen; doch wurde der Aufstand überall leicht geworfen.

Wir legen keinen Werth darauf, daß das wohlgedrillte Beamtenthum auch diesmal sich fügte und in seiner großen Mehrheit die förmliche Anerkennung des Staatsstreichs unterschrieb, welche der neue Gewalthaber mit sicherer Menschenkenntniß sogleich verlangte; wir lassen dahingestellt, ob die Hausse, womit die Pariser Börse den 2. December begrüßte, durch gewandte Aufkäufe der Genossen Fould's bewirkt war. Aber die blinde Freude der Besitzenden, die rasche Ermannung des Verkehrs, die vollendete Gleichgiltigkeit, welche jedem neuen Gewaltschritte der Regierung folgte, gestattet keinen Zweifel an der Meinung der Nation. Sieben Millionen Franzosen genehmigten durch ihre Abstimmung den Staatsstreich. Und das Heer? Wie hätten diese Bauernsöhne dem Napoleoniden ihr Schwert geliehen, wenn nicht die Bauerschaft das Kaiserreich wollte?

Dem Politiker geziemt, statt an einzelne Fälschungen sich anzuklammern, welche bei der allgemeinen Abstimmung mit untergelaufen sind, vielmehr ernsthaft das Wesen einer demokratischen Gesellschaft, die Bedeutung des frevelhaft mißbrauchten Wortes vox populi vox Dei ins Auge zu fassen. Der härteste Absolutismus, den das neunzehnte Jahrhundert kennt, ist durch eine Kundgebung des demokratischen Volkswillens gegründet. Dem neuen Herrscher standen in den ersten Jahren fast alle bedeutenden Geister der Nation, fast alle glänzenden Namen der Kunst und Wissenschaft, der Politik und der Waffen als Feinde gegenüber — mit einer Einstimmigkeit, die in der Geschichte kaum erhört ist. Es begann eine Zeit, da die ermatteten Köpfe in dem reinen Nichts der Gedankenlosigkeit ausruhten, und edleren Naturen fast alles verloren ging, was ihnen des Lebens besten Inhalt bildet; die Massen aber waren während einiger Jahre unleugbar glücklich und zufrieden. So gering ist die Bedeutung des Talents und des Ge-

dankens in einem Zeitalter der Demokratie und der Volkswirthschaft! Die Februarrevolution verletzte die Interessen des Eigenthums, darum erhob sich wider sie augenblicklich ein siegreicher Widerstand. Der Staatsstreich war ein Segen für Handel und Wandel, er traf Niemanden schwerer als die geistigen Häupter der Nation, die Männer des Gedankens; darum erwachte der Widerstand langsam und die Macht der Ideen besaß in diesem Volke nicht mehr die Kraft den Despotismus zu vernichten. Nicht Frankreich, sondern das deutsche Schwert sollte dereinst den dritten wie den ersten Napoleon entthronen. Der Parlamentarismus, der während eines Menschenalters den geistigen Adel des Landes erregt und beschäftigt hatte, verschwand an Einem Tage, spurlos, wie von der Erde eingeschluckt, ohne auch nur eine mächtige Erinnerung, eine begeisterte Partei zurückzulassen. Denn er hatte niemals wahrhaft gelebt in diesem bureaukratischen Staate, er hatte noch in seinen Todeszuckungen die Nation daran erinnert, daß Frankreichs Unfreiheit durch Parlamente gegründet wurde. Verfassungswidrige Gewaltthaten, wie jenes Gesetz vom 31. Mai, und geheime verrätherische Umtriebe mit den Orleans — dies waren die letzten Thaten der parlamentarischen Tugendhelden Frankreichs.

Die letzten Gründe der Katastrophe reichen weit zurück. Die Gegenwart, dem Narcissus gleich in sich selbst verliebt, wiederholt achtlos die schwere Wahrheit, daß Frankreich mit seiner Geschichte gebrochen hat. Sie weiß nicht, welch' eine Welt voll historischer Schuld in diesem einen Worte liegt. Die Erfahrung jedes Tages lehrt, wie der Entschluß ein neues Leben zu beginnen auch starke Seelen verwüstet, und wie selten er gelingt. Und wir wundern uns, wenn eine große Nation, die ihrer Vergangenheit vergessen hat, zwischen zuchtloser Unbotmäßigkeit und blinder Unterwerfung einherschwankt! Wir Protestanten können die jähen Zuckungen des französischen Lebens nicht betrachten, ohne abermals jene unheilvolle Fügung zu beklagen, welche den evangelischen Glauben aus Frankreich vertrieb. Wenn einem kühnen geistvollen Volke nur die Wahl bleibt zwischen der Kirche der Autorität und der platten Verneinung, wenn ihm in den heiligsten, höchstpersönlichen Fragen die maßvolle Freiheit, der Boden der Verständigung fehlt, dann bringt in sein gesammtes geistiges Leben eine krampfhafte Aufregung; furchtbare Gegensätze stoßen unvermittelt auf einander, und die Gesellschaft, geängstet durch den unversöhnlichen Kampf, sucht immer von Neuem ihre Rettung in der Knechtschaft.

Dem Deutschen steht wohl an, auch der Mitschuld unseres eigenen Volkes, der Mitschuld des gesammten Welttheils zu gedenken. Nicht blos der Papst begrüßte den Helden des 2. Decembers mit überschwänglichen Segensworten; in allen Ländern Europa's jauchzten die Besitzenden dem neuen Gewalthaber zu. Einzelne wie Lord Palmerston, durchschauten die Nothwendigkeit des Umschwunges, die Meisten freuten sich gedankenlos, der Sorge um die Sicherheit des Beutels endlich enthoben zu sein. Selbst Czar Nicolaus, der alte Gegner der Bonapartes, erkannte willig die Verdienste an, die sich der Präsident um die Sache der „Ordnung" erworben. Die Wiener Hofburg hoffte im Stillen, der Staatsstreich werde schließlich zu einer bourbonischen Restauration führen; darum hielt Felix Schwarzenberg nicht für unrecht, un individu tel que Louis Napoléon als einen Helden der conservativen Sache zu feiern. Schon der Name „Retter der Gesellschaft" stellt dem Mannesmuth jener tiefgesunkenen Epoche ein unvergeßliches Armuthszeugniß aus. Noch armseliger sogar als die Freude des geretteten Philisterthums erschien die Feigheit des deutschen Radikalismus, der, statt den Sünden der heimischen Reaktion mannhaft zu widerstehen, jahrelang in ungefährlichen Witzeleien über „Ihn" seinen Bürgermuth bewährte. Aber je lauter die Radikalen spotteten und höhnten, um so tiefer griff das neue System in die Gesittung der Nachbarländer ein. „Das allgemeine Stimmrecht ist die Arbeit," so lautet die bestbegründete unter den Prahlereien des neuen Bonapartismus; der 2. December bezeichnet für ganz Europa den Beginn einer Epoche voll hochgesteigerten wirthschaftlichen Schaffens. Während das erste Kaiserreich durch seinen gewaltthätigen Uebermuth alle sittlichen Kräfte der Nachbarn wachrief, drang jetzt verheerend und bethörend die neufranzösische Unzucht und Schwelgerei über die Grenzen — eine Tyrannei der ideenlosen Unsittlichkeit, der in jenen fünfziger Jahren kein Volk Europa's sich gänzlich entzog.

Der neue Gewalthaber stand sicherlich hoch über seiner Umgebung. Schon damals konnte unbefangenem Urtheile nicht entgehen, daß er weder den blutigen Spuren des Oheims zu folgen, noch in die Nichtigkeit sieggekrönter Glücksritter zu verfallen gedachte. Aber er begann zum erstenmale in dem neuen Frankreich ein Regiment, das schon in seinen Anfängen mit dem Widerstande der Hauptstadt zu ringen hatte: noch unter dem Belagerungszustande sprach ein Drittheil der Pariser Stimmen sein Nein gegen die neue Ordnung. Bei solchem Wagniß

konnte der Präsident keine Waffe, die sich ihm bot, verschmähen. Er brauchte den Säbel und sprach nach der Weise des Oheims zu dem Heere als zu der Elite der Nation. Er brauchte den Beichtstuhl und ermuthigte die Ultramontanen zu den verwegensten Hoffnungen. Er brauchte die Knechtung der Geister, und das allezeit willige Beamtenthum übte bald alle Ränke altkaiserlicher Polizei. Die Wuth des Schweigens, la fureur de silence, herrschte in Frankreich, und die Presse des Präsidenten verkündete frohlockend: wir haben einen Herrn! Der Eingang der neuen Verfassung erklärte, daß das Staatsoberhaupt persönlich verantwortlich sei. Der Artikel ward viel bespottet, und doch enthält er eine der wenigen Wahrheiten unter den gehäuften Lügen dieses Grundgesetzes. Die ungeheure Verantwortung, welche auf dem neuen Herrscher lastete, ließ sich nur ertragen, wenn ihm gelang seine Regierung von dem Makel ihres Ursprungs zu befreien und jene Gedanken des Fortschrittes zu entfalten, welche in dem proteischen Wesen des Bonapartismus unzweifelhaft enthalten sind.

Die Ruhe war wieder hergestellt, doch nicht der Friede der Geister. Schon vor dem Staatsstreiche erklärte ein geheimes Rundschreiben des radikalen „Widerstandscomités“, fortan sei jede Verzeihung gegen die Besitzenden unmöglich. Jetzt aber trat zu den alten Gegensätzen, welche das Land zerklüfteten, ein neuer hinzu, so mächtig, daß daneben alle anderen Parteiungen fast verschwanden: Frankreich zerfiel wieder wie nach den hundert Tagen in zwei Nationen, die Sieger und die Besiegten vom 2. December. Und dieser Gegensatz bestand fort bis zum Sturze des dritten Napoleon. Das zweite Kaiserthum hat der Macht und dem Wohlstande des Reiches manchen glänzenden Erfolg gebracht, aber in zwanzig Jahren ist ihm niemals gelungen, die Nation zur ruhigen rückhaltlosen Anerkennung der neuen Ordnung zu bewegen. —

5. Das zweite Kaiserreich.

(Heidelberg 1871.)

Die kurzsichtige Meinung der Vielen wird immer durch den Eindruck der letzten Stunde bestimmt. Seit das zweite Kaiserreich auf dem Schlachtfelde von Sedan ein schmachvolles Ende fand, steht das Bild des dritten Napoleon als eines ruchlosen Friedensbrechers in dem Gedächtniß des deutschen Volkes fest, und dies volksthümliche Urtheil wird vielleicht niemals, gewiß nicht in der nächsten Zukunft sich verändern. Wenn ich es wage, die Bemerkungen über die jüngste Erscheinungsform des Bonapartismus, die ich im Jahre 1868 niederschrieb, heute berichtigt und ergänzt von Neuem herauszugeben, so liegt mir die Anmaßung fern einzuwirken auf die Volksanschauung, die mit gutem Grunde stets nach einfachen, fertigen, widerspruchslosen Bildern verlangt. Ich wende mich nur an den kleinen Kreis derer, welche sich's nicht verdrießen lassen, die erschütternde Krankheitsgeschichte des französischen Volks durch die jüngsten achtzig Jahre hindurch zu verfolgen. Wer dies ernstlich versucht hat, der wird, bevor er über den Staatsbau Napoleon's III. verdammend abspricht, vielmehr zuerst die Frage aufwerfen, ob es überhaupt möglich sei diese Nation gut zu regieren? — und darauf die Antwort finden: das zweite Kaiserreich hat den Verfall Frankreichs nicht verschuldet, sondern ihn um zwei Jahrzehnte aufgehalten. Dem letzten Bonaparte gelang, durch eigene Klugheit, durch die Gunst des Glückes und durch die Schwäche der Nachbarvölker, den französischen Staat noch einmal zu einer Fülle der Macht emporzuheben, welche weit über die sittliche Kraft der Nation hinausging.

Wir können nicht finden, daß die Haltung unserer Nachbarn gegen uns seit den Wiener Verträgen sich wesentlich verändert hätte. Wir suchen den Grund dieser bald aufreizenden bald drohenden bald gewaltthätig ausgreifenden Staatskunst nicht in irgend welchem politischen Systeme, sondern einestheils in dem Nationalcharakter, der sich nicht ändern wird, so lange die Volkserziehung der Franzosen darauf ausgeht, den äußerlichen Ehrgeiz statt des sittlichen Kernes der Menschenseele zu erwecken — zum anderen Theile in uns selber, in unserer Zersplitterung, unseren Bürgerkriegen, welche den Franzosen erlaubten, auf Deutschlands Schwäche zu zählen. Heute, da das glorreich wieder auferstandene deutsche Reich allen solchen freundnachbarlichen Berechnungen den Boden unter den Füßen weggezogen hat, darf der Deutsche mit dem stolzen Gefühle der Ruhe die jüngsten Schicksale des Nachbarlandes darstellen.

Die Aufgabe bleibt immerhin wenig dankbar. Denn die von vornherein unabweisbare Ahnung, auch dieses prunkende Kaiserthum werde sich am Ende nur als ein neues Provisorium erweisen, hat von jeher allen Urtheilen der Feinde wie der Freunde einen leidenschaftlichen Zug der Uebertreibung aufgeprägt. Jedes Wort der Anerkennung vertrocknet uns in der Feder, wenn wir hören, mit wie schamloser Marktschreierei der Bonapartismus seinen eigenen Ruhm zu singen wußte; an die Größe jenes Rouher'schen Ausspruches: „nein, nein, es ist niemals ein Fehler begangen worden“ wird unser bescheidenes deutsches Lob ja doch nie heranreichen. Auch ruhiger Tadel erscheint trivial gegenüber einem Systeme, dem selbst gemäßigte Gegner als einem gigantischen Abenteuer schon lange vor seinem Untergange in feierlichster Form den Grabstein setzten. Es ist schwer zwischen solchem Uebermaße des Lobes und der Verdammung die feste klare Linie des historischen Urtheils einzuhalten; um so schwerer, da der innere Widerspruch des Bonapartismus, die diabolische Halbwahrheit, welche wir so oft als den Grundcharakter des revolutionären Despotismus aufgewiesen haben, in dem zweiten Kaiserreiche mit geradezu selbstzerstörerischer Kraft auftrat. Der dritte Napoleon hat in Worten und Werken kaum einen Satz aufgestellt, den er nicht selber durch einen Gegensatz aufgehoben hätte. Er war von den gefährlichen Leidenschaften, daran das neue Frankreich krankt, persönlich vielleicht freier als irgend ein namhafter Mann unter den zeitgenössischen Franzosen; doch die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, das innerste Wesen seines Systems

zwang ihn diese Leidenschaften fortwährend aufzustacheln, und so ist an ihm und seinem Hause die Nemesis vollstreckt worden, welche früher oder später den frevelhaften Uebermuth des gesammten Volkes ereilen mußte.

Die allergrößte Schwierigkeit für das sichere politische Urtheil liegt in den socialen Grundlagen des neuen französischen Staats. Ständische Selbstsucht war jederzeit die unveräußerliche Gesinnung aller herrschenden Klassen; sie erscheint dem Auge der Nachwelt dann am häßlichsten, wenn sie, den Herrschenden zur anderen Natur geworden, sich naiv und unbewußt ausspricht. Jedermann hört jetzt aus den Schriften des Alterthums den geistigen Hochmuth jener Massenaristokratien heraus, welche über die Sklaven und Banausen wie über die leere Luft hinwegsahen. Die Wenigsten ahnen, wie sehr wir selber in verwandten Gesinnungen befangen sind. Der Mittelstand, welcher heute die öffentliche Meinung in Deutschland bestimmt, erkennt in dem schrankenlosen Wettbewerbe das Wesen der socialen, in der ungehemmten Discussion die erste, unentbehrliche Voraussetzung der politischen Freiheit, er ist in unvergeßlichen Kämpfen dem urtheilslosen Kirchenglauben entwachsen. Solchem Geiste danken wir die Emancipation des Landvolks; durch ihn sind unsere gebildeten Stände die freieste und gerechteste von allen regierenden Klassen der Geschichte geworden. Strenge Selbstprüfung sagt uns jedoch, daß auch wir, indem wir für diese reinen politischen Ideale arbeiten, nur wie aus Fesseln heraus reden. Ein stolzer Edelmann des achtzehnten Jahrhunderts vermochte leichter die Ideen des heranwachsenden Bürgerthums zu verstehen, als wir, uns einzuleben in den Gedankenkreis des vierten Standes.

Die Gesinnung der arbeitenden Klassen ist von Aristoteles mit dem klassischen Ausspruche gezeichnet worden: χαίρουσιν ἐάν τις ἐᾷ πρὸς τοῖς ἰδίοις σχολάζειν — einem Worte, das in den freieren modernen Tagen wohl gemildert, aber nie widerlegt werden kann. Das Privatleben, Schweiß und Sorge der Wirthschaft, ist diesen Schichten der Gesellschaft der Kern des Daseins; sie mögen mit vollem Rechte danach trachten Einfluß zu gewinnen auf die Leitung des Staates, zu dauernder regelmäßiger Arbeit für den Staat sind sie nicht im Stande. Sie werden selten warm für jenen lebendigen Kampf der Geister der dem gebildeten Manne das Brot des Lebens ist, und sind sehr geneigt, die Freiheit des Gedankens dahinzugeben für eine wohlwollende Staatsgewalt, welche kraftvoll das Wohlsein der

Vielen fördert; unter allen geistigen Mächten ist es noch immer die Kirche, welche auf diese Gemüther den stärksten Zauber übt. Hier liegt der Grund, der dem Gelehrten ein sicheres Urtheil über die jüngste Entwickelungsstufe des Bonapartismus erschwert. Die Bedeutung des vierten Standes war niemals in der modernen Welt so gewaltig wie unter dem zweiten Kaiserreiche. In den Tagen des Conventes beherrschten die Massen von Paris die Staatsgewalt und entlehnten einen Theil ihrer Macht der sicher arbeitenden Verwaltungsmaschine. Unter Napoleon III. standen sie außerhalb der Regierung, und doch bildete der vierte Stand die wichtigste Klasse des Staates; beständige Rücksicht auf die Zufriedenheit der kleinen Leute blieb der leitende Gedanke des neuen Bonapartismus. Auch heute, unter der sogenannten Republik, liegt die Zukunft des Reiches unzweifelhaft in den Händen der Bauern und der Arbeiter. Wo aber der vierte Stand herrscht, da herrscht auch seine sinnliche Anschauung vom Leben. Und so entsetzlich erscheint in dem neuen Frankreich die sittliche Roheit, die Mißachtung aller idealen Güter, daß man unwillkürlich auf eine Vermuthung geräth, die sich freilich historisch nicht erweisen läßt. Es hat den Anschein, als seien die edlen romanischen und germanischen Elemente von diesem gemischten Volksthum gänzlich abgeschäumt, und der ekle Bodensatz des Keltenthums brodle wieder empor. — Um das Verdienst eines solchen auf den vierten Stand gestützten Systems aus einer Fülle von Heuchelei und Unsittlichkeit heraus zu erkennen, muß der gebildete Mann manche der theuersten und edelsten Anschauungen seines Standes gewaltsam zurückdrängen.

Das zweite Kaiserreich fällt in die beiden politisch reichsten Jahrzehnte der Gegenwart; und wenn wir gedenken, wie rasch in tollen Sprüngen das Urtheil der Welt über den dritten Napoleon gewechselt hat, so empfinden wir lebhaft, wie alt wir wurden in kurzen Tagen. Das leibhaftige Gegentheil des unthätigen Bürgerkönigthums, hat der neue Bonapartismus tiefer, gewaltsamer als irgend eine Regierung der Gegenwart die socialen Zustände seines Landes umgestaltet; die Kühnheit seines absoluten Willens wagte manche tief einschneidende Reformen, wozu ein Parlament weder den Muth noch die Unbefangenheit gefunden hätte. Aber der jähe Fall dieses vielgeschäftigen Systems bestätigt nochmals die Regel, daß eine Regierung um so weniger fest steht, je weiter sie ihre Thätigkeit ausdehnt.

Wir erinnern zuvörderst das kurze Gedächtniß der Gegenwart an

die Hauptstadien, welche das zweite Kaiserreich durchmessen hat. Seine Geschichte zerfällt in zwei deutlich geschiedene Hälften. Gleichwie einst bald nach dem Jahre 1840 die Meinung sich bildete, das Gestirn der Orleans sei im Niedergehen, so stand nach dem Jahre 1860 das allgemeine Urtheil fest, daß das Reich des dritten Napoleon seinen Höhepunkt überschritten habe. Das Jahrzehnt des Aufsteigens aber war die Zeit des ungemilderten Despotismus, das Jahrzehnt des Verfalls war die Epoche der liberalen Versuche! Man braucht diesen harten Thatsachen nur kalt ins Gesicht zu schauen, um alsbald die Wahrheit zu erkennen, daß der Bonapartismus durch Zugeständnisse an die Freiheitsbegriffe der höheren Stände sich selber untreu wurde, und — daß die Nation nicht mehr fähig war ein freies Regiment zu ertragen.

Auf den Staatsstreich folgt zuerst ein Jahr des Ueberganges, die Blüthezeit der Unsittlichkeit des neuen Systemes. Während die verlogenen Reden des Präsidenten aus der Zeit der Nationalversammlung in der politischen Lage ihre Erklärung finden, erscheint das republikanische Gaukelspiel des Jahres 1852 schlechthin frivol und gemein. Hielt der Präsident eine dritte Volksabstimmung für nöthig um seine Macht zu befestigen? Oder meinte der Fatalist, nur auf drei Stufen gleich dem Oheim zur höchsten Gewalt emporsteigen zu können? Entscheidend war wohl, daß der Prinz am 2. December den Schein behaupten mußte, als gelte der Staatsstreich der Rettung der Republik. Dazu die Rücksicht auf die großen Mächte, welche zwar dem Siege der „Ordnung“ ihren Beifall gaben, doch allesammt die Herstellung des Kaiserthums nicht wünschten. Genug, das offizielle Frankreich spielte noch zehn Monate lang mit den gleißnerischen Phrasen republikanischer Treue, obgleich der Staatsstreich nichts anderes bedeuten konnte als die Aufrichtung des Thrones. Noch im September 1852 versicherte der Präsident auf seiner Rundfahrt durch das Land: er sehe in dem wiederholten Ruf: „es lebe der Kaiser“ mehr eine rührende Erinnerung als eine Hoffnung; der Minister des Innern aber ließ sich die Namen aller Personen melden, welche auf dieser Kaiserreise mit dem Prinzen in Berührung kamen, „damit sie der Geschichte nicht verloren gehen.“ Kalt und ruhig hatte der Phlegmatiker mitteninne gestanden in diesem brausenden Volksjubel, welcher unzweideutig bewies, daß die Massen den Sinn der letzten December-Abstimmung richtiger verstanden als die großen Höfe. Einige Wochen darauf schien die Sehnsucht des Landes nach der Herstellung des Kaiserreichs unwiderstehlich; die

Nation verlangte, wie der Maire von Sevres schwungvoll sich ausdrückte, die Vermählung Frankreichs mit dem Abgesandten Gottes. Nun folgt jener Senatsbericht aus Troplong's Feder, den wir getrost als das Meisterstück des modernen Byzantinerthums bezeichnen dürfen. Warum sollte auch die Sprache des getreuen Senates sich nicht zu dithyrambischer Kühnheit steigern? Troplong gesteht ja selbst: es giebt Augenblicke, wo der Enthusiasmus auch das Recht hat Fragen zu lösen! Die Nation krönt nur sich selber, indem sie Napoleon III. krönt, sie nimmt dadurch eine edle und friedliche Rache für die Verträge von 1815. Die Republik liegt dem Wesen nach in der durch das souveräne Volk übertragenen Kaiserwürde, und der große Schatten in den Wolken schaut befriedigt der Erhebung des Neffen zu! —

Unter dem Schutze des neuen Thrones entfalten sich gewaltig alle Mächte der Arbeit und des Schwindels; tiefe Stille lagert über dem geistigen und politischen Leben. Die Meinung der Völker haßt den Kaiser als den Hort der europäischen Reaktion, der überall bis in die Asyle freier Länder die Kämpfer der Republik verfolgt; sie zittert vor der Stunde, da er unfehlbar in die Wege des Oheims einlenken wird. Die Höfe schwanken zwischen dem Widerwillen gegen den Emporkömmling und der Verehrung für den Retter der Gesellschaft. Rußland giebt den Ausschlag in den europäischen Händeln, und gerade dieser Hof steht dem Napoleoniden, sobald er Kaiser geworden, mit starrem legitimistischen Hochmuth gegenüber. Da bieten die orientalischen Wirren den Anlaß, Frankreichs Macht und das Talent seines Führers zu erproben. Es erfolgt eine durchgreifende Verschiebung der Allianzen und Machtverhältnisse, die lebhaft an jene glänzende Zeit des Consulats erinnert, da Bonaparte, kaum erst von einer übermächtigen Coalition bedroht, nach wenigen Monaten die Staaten des Südens und des Nordens zum Bunde gegen das englische Seerecht vereinigte. Zwar die Ergebnisse des Krimfeldzuges für die orientalische Welt mußten dürftig, fast nichtig bleiben; aber der Waffenruhm der kaiserlichen Adler wurde bewährt; die Hülfsquellen des Landes schienen unerschöpflich, da die Hauptstadt mitten im Kriege das neu-napoleonische Prasserleben weiter führte und dem Gewerbfleiße Europa's eine prunkende Ausstellung bereitete. Dem Napoleoniden ward die Genugthuung, daß am Jahrestage der Eroberung von Paris ein europäischer Congreß an der Seine unter dem Vorsitze des französischen Gesandten den Friedensschluß unterzeichnete.

Rußlands Uebergewicht war gebrochen. Frankreich nannte sich wieder die große Nation. Bald darauf wurde der kaiserliche Prinz geboren; im Oriente feierten französische, englische, italienische, türkische und russische Truppen zugleich die Geburt des Thronerben. Das nationale System war verewigt, wie die Behörden im Stile des ersten Kaiserreichs sagten. Im Februar 1857 konnte der Kaiser den ergebenen gesetzgebenden Körper entlassen mit der Zuversicht, bald werde man von dem zweiten Kaiserreiche sprechen wie einst von dem Consulate: „die Befriedigung war überall, und wer nicht schlechte Leidenschaften im Herzen hegte, freute sich an dem Glücke des Landes.“

Dann trat ein kurzer Rückschlag ein: das Attentat Orsini's brachte Napoleon III. für eine Weile außer Fassung, das kaum erst gemilderte System der Bedrückung ward durch das Sicherheitsgesetz auf's Neue angespannt. Die überschwänglichen Glückwünsche aber, welche dem Kaiser nach seiner Errettung zuströmten, bewiesen der Welt, wie sehr die Massen dieses Mannes bedurften; aus ihnen redete unzweifelhaft ein eben solches Gemisch von ehrlichen Empfindungen und Liebedienerei, wie aus jener Ode divis orte bonis, die einst Horaz in verwandter Zeit dem Augustus zusang. Den idealen Grund solcher Anhänglichkeit hat Niemand so treffend bezeichnet, wie das enfant terrible der Bonapartisten, der Marquis von Boissy, mit den Worten: „wir lieben alle den Kaiser; denn Jeder sagt sich: in welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon stürbe!“ Eben in diesen Tagen, da die liberale öffentliche Meinung an dem Kaiser wieder irre ward, traf er zu Plombieres mit Cavour zusammen, brachte den kühnsten und segensreichsten Gedanken seiner europäischen Politik zur Reife. Denn was auch der Kaiser später an Italien gesündigt hat, und wie sehr auch der Verlauf der Bewegung den Erwartungen des Napoleoniden widersprechen mochte — der Ruhm wird dem dritten Napoleon bleiben, daß ohne seine Hilfe die Erhebung Italiens vielleicht nie begonnen, sicherlich niemals triumphirt hätte. In jenen Stunden, da der Kaiser unter dem jubelnden Zurufe der Arbeiter von Paris sich in das Feldlager begab, galt er wirklich als ein volksthümlicher Herrscher, als der Vertreter der Revolution. Nach dem Siege von Solferino schien Frankreichs Hegemonie unter den romanischen Völkern gesichert. Auch besonnene Liberale beugten sich vor dem Befreier Italiens, in weiten Kreisen wiederholte man das überschwängliche Lob: Napoleon der Kleine ruht bei den Invaliden, der große Napoleon herrscht in den

Tuilerien. Es war die Zeit, da der Welttheil an jedem Neujahrsfeste mit der Angst des gebrannten Kindes nach Paris hinüber horchte. Im Bewußtsein seiner Macht wagt jetzt der Kaiser die große handelspolitische Reform; der stolze Gedanke, ganz Westeuropa zu einem freien Marktgebiete zu vereinigen, geht der Erfüllung entgegen.

Doch schon war die gute Zeit des Kaiserreichs vorüber. Das Sinken begann, seit die Geschichte überall neue Verwickelungen hervorrief, welche dem Anspruche Frankreichs, der Lehrmeister aller Welt zu sein, schlechterdings nicht entsprachen. Bereits die Gründung des Königreichs Italien war dem Ansehen der napoleonischen Krone zum Mindesten nicht förderlich. Dann bewies die unvermeidliche Unthätigkeit des Cabinets während des polnischen Aufstandes, daß Frankreich nicht stark genug war seine sogenannten Alliirten zu schützen. Vergeblich versuchte der Kaiser nochmals als der Schirmherr des europäischen Friedens aufzutreten; er lud die Großmächte in fast drohender Sprache zu einem Congresse: jede Weigerung verrathe geheime Pläne, welche das Licht des Tages scheuten! Gerade als diese hochtrabenden Worte in die Welt hinausgingen, begann der schleswig-holsteinische Krieg und mit ihm der große Gang der deutschen Politik. Die Zurückhaltung des Kaisers während der Kämpfe um Düppel und Alsen erwarb ihm bei den Deutschen Anerkennung und oftmals Ueberschätzung, bei seinem Volke nur Spott und Tadel. Inzwischen hatte das zweite Kaiserreich in Mexico sein Spanien gefunden. Eine Kette grober Fehlgriffe, ein unbegreifliches Verkennen der Lebenskraft der Vereinigten Staaten führte zu beschämenden Niederlagen, gefährdete die Würde und den Ruf der Krone, zerrüttete Finanzen und Heer dergestalt, daß der Staat beim Ausbruch des großen deutschen Krieges zum bewaffneten Eintreten nicht im Stande war. So vollzog sich die Gründung des norddeutschen Staates, ein furchtbarer Schlag für alle theuersten Vorurtheile unserer Nachbarn, und zugleich wurde die von Frankreich begonnene Einigung Italiens durch Preußens Siege weiter geführt.

Unterdessen war der Kaiser gealtert, und von den kräftigen Gehilfen, die seine Krone stützten, Einer nach dem Andern dahingegangen: St. Arnaud und Magnan, Pietri und Mocquart, Fould, Pelissier und Walewski, dazu jene drei Unersetzlichen, welche vor Allen mit staatsmännischem Ernst an der dauerhaften Begründung des Kaiserreichs arbeiteten: Billault, Thouvenel und jener Morny, der dem zaudernden Despoten so oft die frische Kraft des schneidigen Entschlusses lieh. Der

Despotismus aber hatte sich hier wie überall unfähig erwiesen neue staatsmännische Talente großzuziehen. Der Widerstand der gebildeten Klassen war zu neuem Eifer erwacht, das Frondiren wieder eine modische Kunst geworden, und seit dem Rückzuge aus Mexico ertönte unter den Gegnern immer zuversichtlicher der Ruf: l'empire est défait. Durch den Bankbruch des Credit-Mobilier und die fortschreitende Ueberschuldung der Staatsfinanzen, durch die Entvölkerung des flachen Landes und den Umbau der Städte wurde der Zweifel an der Gesundheit der neuen wirthschaftlichen Blüthe erregt, durch den Tag von Königgrätz der Blick geschärft für die Schäden des heimischen Staates. Auch das Vertrauen der Nachbarvölker war seit dem häßlichen Luxemburger Handel und der Wiederbesetzung Roms bis auf den Grund zerstört. Also bedrängt von innen und außen ging Napoleon, nach wiederholten Anläufen und Rückfällen, endlich vorwärts auf der Bahn der Verfassungsreformen, die er mit dem Decrete vom 24. November 1860 eröffnet hatte. Aber die Mahnung „Krieg oder Freiheit," die aus den Reihen der Opposition erklang, gab ein trauriges Zeugniß zugleich für jenen Uebermuth, der das Recht der Nachbarn mit Füßen zu treten gewohnt ist, wie für die Verzweiflung einer Nation, welche die Unwürdigkeit ihrer Lage empfindet, ohne die nachhaltige Kraft zur Erhebung in sich zu fühlen. Die knechtische Haltung des Volkes bei den Wahlen von 1869 bewies, daß die politische Thatkraft in Wahrheit völlig verflogen war. Nicht ein fester, sicherer Volkswille, sondern lediglich die unklar launische Unzufriedenheit der höheren Stände bestimmte den Despoten, den wieder auftauchenden constitutionellen Ideen Schritt für Schritt nachzugeben. Endlich ward durch das Ministerium Ollivier der Versuch gewagt, die demokratische Tyrannis mit dem Parlamentarismus zu versöhnen — ein Versuch, der an seinem eigenen Widersinne scheitern mußte. Der Groll der Besiegten vom zweiten December war durch das constitutionelle Gaukelspiel ebenso wenig beschwichtigt wie die frevelhafte Kriegslust der Nation. Durch eine Appellation an das Volk, sodann durch einen von der Nation heiß ersehnten Krieg suchte sich der Kaiser aus seiner unhaltbaren Lage zu befreien. Da schlug unser gutes Schwert seinen Thron in Trümmer; und treulos, würdelos wie die Nation sich einst dem Staatsstreiche gebeugt hatte, so verließ sie jetzt den „Retter der Gesellschaft", weil er auf dem Schlachtfelde nicht glücklich gewesen. —

Die wiederholten gewaltsamen Thronwechsel der neuen französischen Geschichte, die rücksichtslose Selbstsucht, womit dort jede herrschende Klasse ihre Gewalt ausbeutete, haben schließlich die Monarchie in dem alten, einfachen Sinne des Worts vernichtet. Der innere Widerspruch dieses Staatslebens läßt sich kurz in dem Satze zusammenfassen: Frankreich kann einer starken, in einer Hand vereinigten Staatsgewalt nicht entbehren und hat doch die Sitten und Ueberlieferungen der gesetzlichen Monarchie gänzlich verloren. Das neue bonapartistische System war weder ein aufgeklärter Despotismus im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, noch schlechtweg eine Erneuerung des napoleonischen Soldatenkaiserthums, sondern eine selbständige, durchaus moderne Staatsform: eine persönliche Tyrannis, gewählt durch die Massen und regierend zum Besten dieses zu seinem Selbstbewußtsein gelangten vierten Standes. Während in dem gesetzlichen Königthume, auch unter einer absoluten Krone, alle Institutionen und Staatssitten darauf ausgehen, die Person des Monarchen dem Kampfe der Parteien zu entziehen und selbst unter einem unfähigen Fürsten den geregelten Gang des Gemeinwesens zu sichern, trug umgekehrt in dem bonapartistischen Frankreich die Person des Monarchen grundsätzlich die Verantwortung für das Schicksal des Staates. Sogar ein genialer Minister wäre unter einem talentlosen oder verhaßten Kaiser nicht im Stande gewesen, das System auf die Dauer zu erhalten. Der Doctrinär des zweiten Kaiserreichs, der Herzog von Persigny, pflegte den Erwählten des Volkes den **homme-peuple** zu nennen; der Ausdruck enthielt in schmeichlerischer Wendung den richtigen Sinn, daß dies Kaiserthum eine höchstpersönliche Würde war, die durch täglich erneute Sorge für das Wohl der Vielen behauptet werden mußte. Es ist wahr, die Mehrzahl der Wähler hatte den dritten Napoleon erhoben um seines Namens willen; aber kein Unbefangener konnte aus dieser Macht der napoleonischen Erinnerungen den Schluß ziehen, daß die Masse der Franzosen mit derselben Treue an den Bonapartes hänge wie die Preußen an den legitimen Hohenzollern oder weiland die Holländer an dem Tyrannenhause der Oranier. Jedes Band der Pietät zwischen Volk und Fürstenhaus ist in Frankreich durch die Stürme zweier Menschenalter zerstört. Das Interesse bildet hier die einzig mögliche Verbindung der Regierenden mit den Regierten, und in der That hat kein Staat der neuesten Geschichte so unbefangen wie das zweite Kaiserreich die Selbstsucht seiner Bürger verwerthet. Der neue Bonapartismus war wirklich, wie

Freund und Feind ihn oftmals nannten, ein gouvernement indiscutable: nicht blos wegen seines unheimlichen Ursprunges, sondern vornehmlich, weil der Geist dieses Systemes roh materialistisch war, also rückhaltslose Prüfung nicht vertrug.

Es leuchtet ein, daß das Oberhaupt eines solchen Gemeinwesens verantwortlich sein und bleiben mußte. Wenn Laboulaye und die anderen Doctrinäre des empire libéral gegen diese Thatsache zu Felde zogen mit den bekannten constitutionellen Sätzen, daß Regieren und Verantwortlichsein, gleichzeitig gedacht, einen Widerspruch bildet, und mithin seit der Einführung des Erbkaiserthums die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes hinweggefallen sei, so schlugen sie in die leere Luft. Die Rechtslehren des parlamentarischen Königthums lassen sich auf eine demokratische Tyrannis nicht anwenden. Die Gründung des Kaiserthums war lediglich ein Namenwechsel, der an der rechtlichen Natur der Präsidentenwürde nichts Wesentliches änderte. Die Erblichkeit dieser Krone blieb immer nur eine unsichere Anweisung auf die Zukunft, die Verantwortlichkeit des Kaisers dagegen ein Grundsatz, dessen unwandelbare Fortdauer von den Würdenträgern des Kaiserreichs Rouher und Troplong jederzeit behauptet wurde und dessen praktische Durchführung durch die Verfassung selber ermöglicht war. Glaubte der Kaiser der Massen sicher zu sein, so durfte er nach Artikel 5 an das souveräne Volk appelliren — eine gewaltige Waffe des Despotismus, welche, zur rechten Stunde und mit napoleonischer Sittlichkeit gebraucht, die Vollgewalt der Krone jederzeit vermehren konnte und in Wahrheit jede Hoffnung auf ein ehrlich parlamentarisches Regiment ausschloß.

Fanden dagegen die Massen, daß der Erwählte ihre Interessen nicht mehr vertrete, so wies das Vorwort der Verfassung den Weg, um den Kaiser zur Verantwortung zu ziehen. Ein französisches Staatsoberhaupt für unverantwortlich erklären, heißt es dort, „das bedeutet: das öffentliche Gefühl belügen, das bedeutet: eine Fiction aufstellen, welche dreimal unter dem Lärm der Revolutionen zerstoben ist." Deutlicher ließ sich doch nicht sagen, daß der Kaiser seine Krone trug und tragen wollte auf die Gefahr hin durch eine vierte Revolution vertrieben zu werden. Dahin also war es mit dem stolzen Frankreich gekommen, daß das Grundgesetz einer gesitteten Nation mit cynischer Unbefangenheit gestand: unser Regiment ist ein va-banque-Spiel, jede Sicherheit des öffentlichen Rechts ist ein Schein, jede Verfassung nur ein

Nothbehelf! Die napoleonische Krone besaß nicht die Sicherheit des Erbkönigthums, eben darum war sie ausgerüstet mit einer Machtfülle, welche ein legitimer Monarch nie erreicht: „da das Staatsoberhaupt verantwortlich ist, sagt jenes Vorwort, so muß seine Thätigkeit frei und ohne Hemmnisse sein.“

Kein Zweifel, der neue Bonapartismus hegte die Absicht, gleich dem ersten Kaiserreiche, einen neutralen Boden zu bilden, darauf die Trümmer der alten Parteien sich zusammenfinden sollten. Er kümmerte sich nicht um die Vergangenheit seiner Helfer und nahm Alle in seinen Dienst, welche die neue Ordnung anerkannten. Er hat nach einigen Jahren des Druckes jedem verbannten Gegner, der sich zum Gehorsam verpflichtete, die Rückkehr gestattet, er kam immer wieder zurück auf die Mahnung, die Größe des Vaterlandes über die Parteien zu stellen. Wer kennt nicht jenes pathetisch-großherzige Schreiben des Kaisers, das die Freilassung des gefährlichen Verschwörers Barbès befahl, weil dieser seine patriotische Begeisterung für den Krimkrieg ausgesprochen hatte? Das Kaiserthum wollte auch nicht einem Stande allein dienen; es wußte den Ehrgeiz und die Erwerbslust der Bourgeoisie zu befriedigen und hat sogar den Adel hergestellt — ein vortreffliches Mittel, tausend Familien durch den gemeinen Ehrgeiz sowie durch die Angst vor der Beseitigung erschlichener Adelstitel an die Krone zu binden, aber auch ein Beweis, daß man Neigungen und Vorurtheile der höheren Stände schonen wollte. Ja, der Erwählte des Volkes trug sich eine Zeit lang sogar mit dem Plane, einen neuen napoleonischen Adel zu dem alten hinzuzufügen. Herr v. Persigny pries in Tischreden und Proclamationen als den eigenthümlichen Vorzug, „den eminent socialen Gedanken“ des neuen Systemes, daß jede frühere Regierung nur eine der drei Klassen der Gesellschaft vertreten habe, das Kaiserreich dagegen alle zugleich. Solches Selbstlob trug einigen Anschein der Wahrheit. Der vierte Stand beherrschte allerdings das Gemeinwesen nicht mehr durch Straßentumulte, wie in den ersten Tagen der Republik: er ist überhaupt in geordneten Zuständen niemals im Stande sich so unmittelbar der Staatsgewalt zu bemächtigen, wie dies einst der Adel und die Bourgeoisie vermochten, und er hatte unter dem zweiten Kaiserreiche scheinbar gleich den anderen Ständen lediglich die Aufgabe zu gehorchen und zu arbeiten.

Nichtsdestoweniger bildete der vierte Stand die politische Klasse in Frankreich und wurde von dem Beamtenthume mit unablässigen

Schmeichelreden verherrlicht. „Dieser zahlreichsten und interessantesten Klasse der Gesellschaft hat Gott zuerst den Retter offenbart," so versicherten die Rundschreiben der Präfekten; und vor den Wahlen von 1857 erklärte der Minister Billault amtlich: „die Feldarbeiter und Handwerker haben das Kaiserthum geschaffen, jene Massen fleißiger Menschen, welche die breite Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes bilden." Darum ermahnte Herr von Morny die Wähler, statt der sogenannten politischen Männer Geschäftsleute aus dem Kreise ihres eigenen Gewerbes in den gesetzgebenden Körper zu senden; und noch derber versicherte Herr Granier aus Cassagnac: die Bauerschaft, der Kern der Nation, fragt bereits: warum regiert der Kaiser nicht allein? Napoleon III. selber bezeichnete sein System stets als das **gouvernement du grand nombre**, und wenn er in einem oft wiederholten Ausspruche erklärte, seine Regierung ruhe „auf dem Volke, dem Quell aller Staatsgewalt, auf dem Heere, dem Quell aller Macht, und auf der Religion, dem Quell aller Gerechtigkeit," so sagte er in dreifacher Umschreibung lediglich das Eine, daß dieses Regiment des vierten Standes sich wesentlich auf jene Mächte stützte, welche die Haltung der Massen bestimmen. Daher erscheint auch die seltsam gemischte Gesellschaft des napoleonischen Hofes, dies harmlose Nebeneinander von Hofpfaffen, Hofdemagogen und Hofsoldaten, durchaus zweckmäßig. Erwägen wir die Entstehung des Systemes sowie sein langjähriges Dasein, das ungleich friedlicher verlief als die rastlos angefeindete Regierung der Bourbonen und der Orleans und schließlich nur durch die Waffen des Auslands zerstört wurde, so läßt sich nicht verkennen, daß diese Staatsform sich nothwendig aus den socialen Zuständen des Landes entwickelt hatte. Die zur Herrschaft gelangte Masse, empfänglich für die einfachen allgemeinen Ideen der Gleichheit und der einen, allmächtigen Staatsgewalt, neigt jederzeit zur gleichmäßigen Unterwerfung Aller unter einen volksthümlichen Tyrannen. Selbst in den ungleich gesünderen Verhältnissen Nordamerika's ist, zur Zeit Jackson's und Abraham Lincoln's, dem souveränen Volke diese Versuchung nahe getreten. Vollends die der Selbstregierung ungewohnte Masse in Frankreich besitzt, nach dem Geständnisse des Socialisten Duveyrier, „im höchsten Grade das Gefühl der Hierarchie," sie hat über dem Fanatismus der Gleichheit das Verstädniß der Freiheit so vollständig verloren, daß Tausende lange in gutem Glauben jenem bis zum Ekel wiederholten Selbstlobe des Bonapartismus beistimmten: „der dritte Napoleon

ist der wahre Gründer der Freiheit, denn seit dem zweiten Kaiserreiche giebt es keine politischen Heloten mehr."

Das allgemeine Stimmrecht bestand, nicht mehr abgeschwächt durch Listenwahlen, wie unter dem ersten Napoleon, sondern vollständig und in regelmäßiger Wirksamkeit. Die einst von dem Arbeiterparlamente im Luxemburgpalaste ausgesprochene Forderung, daß die Ueberlegenheit der Bildung fortan ebenso wenig ein Recht begründen sollte wie die Ueberlegenheit der Muskelkraft, war in Erfüllung gegangen. Das **suffrage universel** bildete die Grundlage des neuen Staatsrechts, es trat in Kraft bei jeder Wahl, bei jeder Aenderung der Hauptgrundsätze der Verfassung, und hat in kurzer Zeit so feste Wurzeln geschlagen, daß keine Partei mehr ernstlich an seine Beseitigung denkt. An den Wahlen des Jahres 1863 betheiligten sich 73,9 %, an den Plebisciten, welche die Verfassung und das Kaiserthum gründeten, sogar 75 bis 84 % aller erwachsenen männlichen Franzosen. Aus solchen Thatsachen zogen gewandte Werkzeuge der Regierung, wie Thuillier, den Schluß: „das Kaiserreich ist die größte, die glücklichste Demokratie, welche die Welt, von dem Ruhme und der Freiheit gekrönt, je gesehen hat;" der Historiker aber erblickt gerade in dieser massenhaften Betheiligung des Volkes den Beweis für die schrankenlose Gewalt des demokratischen Despotismus.

Die Geschichte der meisten Staaten hat in den Tagen des Ueberganges vom Mittelalter zur neuen Zeit „Könige der armen Leute" gesehen, welche, wie der erste Tudor in England, gestützt auf die Massen, den Trotz der kleinen Herren brachen. Von anderem Schlage war der neufranzösische Despotismus. Er fand das gemeine Recht längst gesichert vor und fühlte sich berufen, den großen Interessenkampf der modernen Volkswirthschaft durch positive Leistungen einer allmächtigen Staatsgewalt auszugleichen. Er wollte, wie Napoleon III. sagt, „die Thätigkeit dieser athemlosen, unruhigen, heischenden Gesellschaft, welche Alles von der Regierung erwartet, nähren und befriedigen" — mit anderen Worten, das System war ein monarchischer Socialismus. Sehr treffend faßte einst St. Beuve im Senate die Aufgabe des **socialisme autoritaire**, dessen Spuren wir schon in den ersten Schriften Ludwig Bonaparte's erkannt haben, dahin zusammen: „er will das Gute aus den socialistischen Ideen nehmen, um es der Revolution zu entziehen und in die regelmäßige Ordnung der Gesellschaft einzufügen." Nicht blos die allen Socialisten eigenthümliche Gleich-

giltigkeit gegen Verfassungsfragen, sondern das Bewußtsein der Wahlverwandtschaft hat Viele, die einst den Schulen der Socialisten nahe standen, die Vixio, Chevalier, Duveyrier in das Lager der Bonapartes geführt. Auch jene Socialisten, welche jahrelang die Börsenwelt des Bonapartismus beherrschten, die beiden Pereire und ihre Genossen, hatten keineswegs ihren Glauben abgeschworen.

Jedes despotische Regiment ist mit einem mystischen Zuge behaftet: der Mysticismus des zweiten Kaiserreichs offenbarte sich in der religiösen Andacht, womit die Majestät des Volkswillens, die Weihe des homme-peuple verherrlicht wurde. Daß diese Weihe augenblicklich hinfällig wird, sobald der Volkswille sich ändert, durfte natürlich nicht gesagt werden. Sicherlich, der Bonapartismus hegte keine Vorurtheile, er wollte nicht, wie einst die Bourbonen, die Vergangenheit streichen, sondern erkannte sich als solidarisch verbunden mit allen früheren Regierungen; er pries die Ideen von 89 als die Grundlage, die Lebensflamme seiner Verfassung und bekannte sich mit beredtem Munde zu den Grundsätzen der Freiheit, auch wenn er sie durch die That unterdrückte. Der Kaiser versicherte: „ich betrachte, treu meinem Ursprunge, die Prärogative der Krone weder als ein geheiligtes unantastbares Pfand, noch als ein Erbe meiner Väter, das ich vor Allem unversehrt meinem Sohne übergeben müßte.“ Aber wenn legitimistische Grillen den Bonapartismus nicht berühren konnten, so krankte er dafür an dem Erbleiden der Tyrannis, an dem Hasse gegen jede feste gesetzliche Beschränkung der Staatsgewalt.

Der Kaiser mochte dem Liberalismus Zugeständnisse gewähren, doch der Erwählte des Volkes konnte nie eine wahrhafte Gegenseitigkeit der Rechte und Pflichten zwischen sich und dem gesetzgebenden Körper, nie eine wirkliche Verfassung anerkennen. Ein Gesetz durfte freilich nur durch die Uebereinstimmung des Kaisers, des Senates und des gesetzgebenden Körpers zu Stande kommen; indeß der Kaiser allein erließ die zur Ausführung der Gesetze nöthigen Decrete, und jene weise Verfügung des ersten Napoleon, welche dem Senate die Regelung aller in der Verfassung nicht vorgesehenen Verhältnisse übertrug, war auch auf das zweite Kaiserreich übergegangen. Da außer dem Despoten keine Gewalt bestand, welche diese schwierigen staatsrechtlichen Begriffe auseinanderzuhalten vermochte, so sind thatsächlich alle großen gesetzgeberischen Acte des Kaiserreichs allein von dem Kaiser ausgegangen. Ein kaiserliches Decret ordnete die Thronfolge; ein Decret gründete

im Jahre 1858 den geheimen Rath — ein Collegium von persönlichen Vertrauten, dem der Monarch Alles was ihm beliebte zur Berathung vorlegte — und doch sollte der mit der Vorberathung aller Gesetzentwürfe beauftragte Staatsrath nach dem Staatsgrundgesetze „das wichtigste Rad unserer neuen Organisation“ bilden. Ein kaiserliches Decret gab dem gesetzgebenden Körper das Recht der Adreßberathung, ein anderes Decret nahm dies Recht wieder und gewährte als Ersatz die Erlaubniß, die Regierung zu interpelliren. Der Kaiser durfte jederzeit den Belagerungszustand verhängen und war nur verpflichtet, nachträglich die Genehmigung des Senates einzuholen. Kurz, das furchtbare napoleonische Schlagwort le pouvoir reprend ses droits konnte jeden Augenblick in Kraft treten; an jedem nächsten Tage konnten abermals wie im Jahre 1858 durch ein Sicherheitsgesetz ganze Klassen von Staatsbürgern außerhalb des Gesetzes gestellt werden.

Die eiserne Hand im weißen Handschuh, jenes beliebte Heilmittel der Absolutisten für unsere kranke Zeit, war dem neuen Frankreich in der That zu Theil geworden. Nur fünf Hauptgrundlagen der Verfassung durften allein mit Zustimmung des souveränen Volkes beseitigt werden: das verantwortliche Staatsoberhaupt, die von dem Kaiser allein abhängigen Minister, der vorberathende Staatsrath, der die Gesetze beschließende gesetzgebende Körper und der Senat als pouvoir pondérateur. Zu deutsch: die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt, der Uebergang zum parlamentarischen System war ohne die Genehmigung der Nation unmöglich; dagegen stand dem Kaiser ohne Weiteres frei seine Macht auszudehnen, nur durfte er nicht den gesetzgebenden Körper selber aufheben. Wie einst der erste Napoleon sagte: „der Verfassungsplan von Sieyes enthielt nur Schatten, wir brauchen aber eine Substanz, und ich habe diese Substanz in die Regierung gelegt“ — so durfte auch der neue Bonapartismus sich rühmen, daß die executive Gewalt die einzige lebendige Kraft seines Staatsrechtes bildete. Gewiß, die Verfassung von 1852 hat nicht gleich der Consularverfassung zu immer gewaltsamerer Steigerung des Despotismus geführt. Der Kaiser hat das Bedürfniß freierer Zustände oft anerkannt. Er beklagte, nach der Versicherung des Herzogs von Morny, im Jahre 1861 vor dem Geheimen Rathe den Mangel an Oeffentlichkeit und Controle als den Krebsschaden des Systemes, er erklärte im Februar 1866 dem Senate: „meine Regierung ist nicht stationär, sie schreitet fort, sie will fortschreiten.“ Er ließ im Jahre 1865 die wichtigsten Kundgebungen

seiner Regierung in dem Sammelwerke **la politique impériale** dem Publikum vorlegen, in der sicheren Erwartung, daß das öffentliche Urtheil die Verdienste des Regiments nicht verkennen werde. Aber die erste Vorbedingung der politischen Freiheit, die Sicherheit des öffentlichen Rechtes, welche mehr bedeutet als einzelne Zugeständnisse an den Liberalismus, war in dem kaiserlichen Frankreich ein- für allemal unmöglich.

Das zweite Kaiserreich blieb bis zu seinem Untergange eine Gewaltherrschaft, und Napoleon III. hat den letzten Grund dieses rechtlosen Zustandes aufgedeckt in den allbekannten Worten seiner Thronrede vom 14. Februar 1853: „die Freiheit hat nie geholfen ein dauerhaftes politisches Gebäude zu gründen, aber sie krönt es, wenn die Zeit es befestigt hat.“ Spotte man immerhin über die flache, geistlose Auffassung des Wesens der Freiheit, die sich in dieser echt napoleonischen Halbwahrheit verräth; ganz unsinnig ist die berüchtigte Theorie von der Krönung des Gebäudes mit nichten. Das von den Bonapartisten tausendmal angeführte Beispiel des englischen Staates läßt sich nicht abweisen. Auch England trat erst dann in den vollen Genuß der parlamentarischen Freiheit, als die Stuart'schen Prätendenten nicht mehr gefährlich waren, und doch wurde das Haus Hannover nur in einzelnen Theilen des Reiches ernstlich bedroht. In Frankreich dagegen lagen regelmäßig drei Viertheile der Volkskraft für die Staatsgewalt brach, da drei Parteien stets die vierte herrschende bekämpften. Die Regierung mußte, wie im Grunde alle ihre Vorgänger seit 1815, täglich um ihr Dasein kämpfen, und sie hatte das lebendige Bewußtsein ihrer Lage, sie glaubte selber nicht an die baldige Erfüllung jener pomphaften Prophezeiung ihrer Thronreden: „die feindseligen Leidenschaften, das einzige Hinderniß der Ausdehnung unserer Freiheiten, werden untergehen in der Unermeßlichkeit des allgemeinen Stimmrechts.“ Weit klarer war des Kaisers wirkliche Meinung ausgesprochen in dem Satze der Vie de César: „die politischen Parteien entwaffnen niemals, nicht einmal vor dem nationalen Ruhme.“ Darum fiel das Kaiserthum immer auf's Neue in die Angstlehren der Tyrannis zurück: hatte das Land im Sinne der Regierung gewählt, so war die Nation befriedigt und bedurfte keiner Reformen; fielen die Wahlen zu Gunsten der Opposition aus, so lebten die alten Parteien noch, und jedes Zugeständniß brachte Gefahr. Die Regierung besorgte nach ihrem eigenen Geständniß mehr Unheil von dem Mißbrauch der Freiheit, als von dem

Mißbrauch der Staatsgewalt, sie gab nie ein Recht endgiltig aus der Hand.

Durch die Massen erhoben fürchtete der Kaiser auch nichts mehr als die Unzufriedenheit der Massen. Der Ruf: **silence aux pauvres!** den einst Lammennais als das Feldgeschrei der Bourgeoisie bezeichnete, galt auch unter Napoleon III., aber in einem neuen Sinne: man durfte in dem neuen Frankreich Alles sagen, nur nicht zu dem Volke. Daher die furchtbare, selbst von dem ersten Kaiser kaum überbotene Knebelung des Gedankens, welche von den Massen selber nicht unmittelbar als ein Druck empfunden und doch nur um ihretwillen aufrecht erhalten wurde. Von „jenem schuldvollen und unvorsichtigen Gehenlassen, das man manchmal mit dem Namen der Freiheit ziert," hat sich der Bonapartismus unleugbar fern gehalten. Seiner väterlichen Sorgfalt bot der Bücherhausirhandel ein dankbares Feld: schon in den ersten zwei Jahren des Kaiserreichs wurden 6000 Schriften als unsittlich von den Listen der Hausirer gestrichen. Selbst das bescheidenste der politischen Rechte, das Recht der Bitte, war verkümmert. Petitionen durften nur an den Senat gerichtet werden, der sie nach Belieben unerörtert ließ; zwischen dem gesetzgebenden Körper und den Massen sollte schlechthin keine Beziehung bestehen. Daß das Recht der politischen Versammlungen, das zu der allgemeinen Abstimmung gehört wie der Anker zum Schiff, durch das Kaiserreich geradezu vernichtet wurde, mag befremdlich erscheinen, wenn wir erwägen, wie rasch und unfehlbar, bei dem Zusammenströmen aller Talente in der Hauptstadt, neue oppositionelle Gedanken durch die freie Unterhaltung sich in der gesammten gebildeten Gesellschaft verbreiten. Aber die Stimmung der Gebildeten kam für den Bonapartismus wenig in Betracht. Auch die Arbeiter mochten unter sich ihre socialen Wünsche besprechen. Nur die politische Einwirkung der Gebildeten auf die Massen mußte verhindert werden, die tiefe Unzufriedenheit der Denkenden durfte nimmermehr in den vierten Stand hinüberdringen. Daher die von dem Minister Pinard aufgestellte tiefsinnige Unterscheidung zwischen dem angebornen Geselligkeitstriebe und dem blos relativen Versammlungsrechte. Daher bildete der deutsche Turnverein zu Paris, Dank der Gunst des Hauses Rothschild, lange den einzigen Verein in Frankreich, der politischen Gedanken nicht ganz fremd war, und die stolze Nation, welche das Versammlungsrecht dem Festlande erobert hat, war um das Jahr 1866 in ihren Hoffnungen so tief gesunken, daß selbst Liberale sich nur bis zu dem

Wunsche erhoben, es möchten öffentliche Versammlungen mindestens in den letzten zwanzig Tagen vor den Wahlen gestattet sein! Daß in der Stille kein Unheil gebrütet werde, dafür sorgte die geheime Polizei, die pflichteifrige Schülerin der Maupas, Pietri, Lespinasse. Auch ein schwarzes Cabinet bestand, soweit der ungeheure Aufschwung des modernen Briefverkehrs die armseligen Künste einer überwundenen Epoche noch gestattete. Napoleon III. beim Einzuge in Mailand, mit Jubel begrüßt von einem Volke, dem er die Freiheit bringt, und auf Schritt und Tritt verfolgt von einer Wolke von Mouchards, deren wohlbekannte italienische Banditengesichter das Lächeln der Wälschen erregen — das ist eine Scene, die den Charakter dieser popularen Tyrannis im vollen Lichte erscheinen läßt.

Aus ähnlichen Gründen erklärt sich auch, daß die Ungleichheit des Rechtes für die dauernden und für die flüchtigen Erzeugnisse der Presse, welche in einem unfertigen Staate allerdings unvermeidlich ist, in dem Kaiserreiche über jedes Maß hinaus gesteigert wurde. Die Ideen von 89 begründen nach Herrn Rouher nur ein Recht des Einzelnen seine Meinung zu veröffentlichen, nicht aber ein Recht zu collectiver Mittheilung. Bücher, die der kleine Mann nicht liest, genossen einer fast vollständigen Preßfreiheit. Prevost-Paradol pflegte, wie einst unsere Liberalen unter der Karlsbader Censur, nachträglich in seinen Büchern jene Aeußerungen bekannt zu machen, welche die Polizei seiner Zeitschrift nicht gestatten wollte. Für die Zeitungen galt der Orakelspruch Granier's aus Cassagnac: die Presse verbittert die Streitfragen, ohne sie zu lösen, die Regierung löst sie, ohne sie zu verbittern. Ein Rüstzeug weitaus genügend zur Zähmung der Presse lag bereits in den Gesetzen der Republik vor; das Kaiserreich fügte im Februar 1852 noch die polizeilichen Verwarnungen hinzu. Durch einundneunzig Verwarnungen, die binnen fünfzehn Monaten auf die längst eingeschüchterten Zeitungen herabregneten, schuf Herr v. Persigny in der öffentlichen Discussion „jene gemäßigte Temperatur, in welcher allein die Freiheit gedeiht." Wichtiger für das System war der hohe Zeitungsstempel; er verwickelte viele Blätter in Geldverlegenheiten, brachte sie in unsaubere Beziehungen zu den Mächten der Börse, und vor Allem, er verschloß die gebildete Presse den Massen. Der kleine Mann mochte sich aus dem billigen kleinen Moniteur von dem Glanze des Kaiserreichs überzeugen oder an der vollendeten Albernheit und den Zoten des Petit journal und verwandter Klatschblätter seine sittliche Bildung

kräftigen. Die auswärtige Presse unterlag nach wie vor einer schlechthin russischen Brutalität; nicht einmal auf Umwegen sollte dem Volke die Kunde werden, daß irgendwo Thoren lebten, welche das Kaiserreich nicht für den freiesten und glücklichsten Staat der Welt hielten. Nehmen wir hinzu eine Theatercensur, deren hochkomische Seelenangst oft an die Zeiten des alten Kaisers Franz erinnerte, so müssen wir gestehen, daß die Gewalt für die politische Unschuld der Massen gethan hatte was die Gewalt vermag.

Zu diesem jede ernstliche Aenderung des Systemes verhindernden Gefühle der Unsicherheit gesellte sich noch der sittliche Makel, der an dem Staatsstreiche haftete und wohl vergessen, doch nicht verziehen werden konnte. Napoleon III. bekennt in dem Leben Cäsar's, die schwerste Aufgabe einer durch Gewalt entstandenen Regierung sei: die ehrlichen Männer zu versöhnen. Auch der 2. December brachte freilich wieder nur eine Thronrevolution, er änderte nur Weniges an den wichtigsten Institutionen der Verwaltung, desto mehr an ihrem Geiste: für den gebildeten Mann, der ohne die Freiheit des Gedankens nicht wahrhaft zu leben vermag, begann mit jenem Tage in Wahrheit ein neues Zeitalter. Deshalb konnte selbst der maßvolle Tocqueville sich nie entschließen, dem Kaiserthum den Eid zu leisten. Für den tiefen sittlichen Ekel des geistigen Adels der Nation bot die Ergebenheit gewandter Geister keinen Ersatz. Wenn der alte Dupin ein hohes Amt des Bonapartismus übernahm, weil der Unglückliche bereits dahin gelangt war, „die Zinsen seines Vermögens angreifen zu müssen," wenn der Prinz Napoleon, den am 2. December Niemand finden konnte, nach dem Siege in das Lager seines glücklichen Vetters eilte, und so weiter in's Unendliche — so mochten diese Männer sich selber mit dem hehren Worte Dupin's trösten: „ich habe immer Frankreich angehört, niemals einer Partei." Dem klugen Selbstherrscher aber stieg sicherlich oft der Zweifel auf, ob dies die sittlichen Kräfte seien, worauf ein Reich sich stützen kann. Ein Würdenträger des Kaiserreichs predigte einst: „Für die Massen wie für die Einzelnen gilt die Regel, daß wer Gunst erbittet und erhält, sich dem Gewährenden zu Dank verpflichtet. Also will es das öffentliche Schamgefühl." Die Wahrheit dieser Worte, deren erhabener Tugendstolz an Guizot erinnert, muß jedem Unbefangenen einleuchten, aber schwerlich einem Beamtenthume, das schon so viele Throne fallen sah. Und diese Bureaukratie hegte bei aller Dienstbeflissenheit doch eine sehr bestimmte Standesgesinnung; sie war emporgekommen im Namen der

„Ordnung", sie wollte der herrschende Stand bleiben und dachte darum, vom Präfekten bis zum Flurschützen herab, reaktionär. Auch die Regierungspartei, welche durch die sanfte Beihülfe dieser Präfekten in den gesetzgebenden Körper gelangte, bestand aus Fanatikern der Ordnung. Der Kaiser war der freieste Kopf seiner Regierung, und dennoch, so lange die Dynastie von den Liberalen nicht rückhaltslos anerkannt wurde, sah er sich gezwungen seine Reformen durchzuführen durch Männer, welche jeden Fortschritt verabscheuten. So gelangen wir von allen Seiten her zu dem Ergebniß, daß das Kaiserreich ein demokratischer Despotismus sein und bleiben mußte.

Auf den ersten Blick scheint die Consequenz dieser Staatsform unzweifelhaft. Die Pyramide der alt-napoleonischen Verwaltung, durch und für den Despotismus geschaffen, gegründet auf den Gedanken der Allmacht des Staats, hat ihre naturgemäße Spitze gefunden in dem erwählten Selbstherrscher, der die Staatsgewalt zum Besten der Massen verwendet und im äußersten Falle der Revolution gewärtig ist. Auch der Staatsrath, dessen Mitgliederzahl namhaft verstärkt wurde, bildet wieder wie unter dem ersten Kaiser das Haupt und die hohe Schule der Verwaltung. Er schützt die Beamten vor gerichtlicher Verfolgung und verhandelt so förmlich und umständlich über die Gesetzentwürfe, daß eine weitere Berathung in einem Parlamente dem großen Haufen als überflüssig erscheint. Das Beamtenthum ist durch die massenhafte Vermehrung der Aemter und die Erhöhung der Gehälter an das System gebunden, die Entfernung unbequemer Charaktere ohne viele Umstände durch die neu errichteten cadres de non-activité erleichtert. Auch die Unabhängigkeit des Richterstandes erscheint kaum noch als eine Schutzwehr gegen den Absolutismus. Beförderungen der Richter erfolgen grundsätzlich nur zur Belohnung dynastischer Gesinnung; die Einweisung der Mitglieder der Gerichtshöfe in die Gerichtscommissionen geschieht nicht mehr wie sonst durch den Gerichtspräsidenten und die ältesten Räthe, sondern durch den Präsidenten und den Generalprocurator. Neben dieser Hierarchie der Autorität steht als ein kluges Zugeständniß an die Ideen vergangener Tage das **système consultatif**, die von Persigny so genannte Hierarchie der Freiheit — der gesetzgebende Körper, die General-, Bezirks- und Gemeinderäthe — ohne wirklichen Antheil an der Staatsgewalt, aber berechtigt der Bureaukratie zu Zeiten im Namen der Besitzenden Rath zu ertheilen. Gelänge es nun, das Heer durch kurze glückliche Kriege, die Massen durch Spiele

und öffentliche Arbeiten in guter Stimmung zu erhalten, die Gebildeten ganz und gar mit dem strebsamen Knechtssinne der fonctionnomanie und der Lust am Golde zu erfüllen, so bestände ein Gemeinwesen, allerdings ohne sittlichen Inhalt, aber sehr wohl fähig die Ordnung und die Arbeit im Innern, die Staatsmacht nach außen aufrecht zu erhalten — ein modernes Gegenbild des byzantinischen Reichs. Auch dort konnte der Kaiser, einmal von den Parteien der Rennbahn anerkannt, auf eine leidlich ruhige Regierung zählen. Eine stramme Bureaukratie zog alle Talente an sich, sicherte dem Staate ein tausendjähriges Dasein, der Gesellschaft schwunghaften Verkehr. Ein technisch vortreffliches Heer errang die Jahrhunderte hindurch Triumphe über Ostgothen und Vandalen, Kreter und Syrer, Armenier und Bulgaren — und wenn wir Carlyle und anderen starken Geistern der Gegenwart glauben, so sind die Freiheitsideale unseres Jahrhunderts überhaupt nur als eine Art Hautkrankheit der Neuzeit zu betrachten.

In den zuversichtlichen Jahren seiner Herrschaft hat Napoleon III. auch sicherlich an die Unwandelbarkeit der Grundgedanken seiner neuen Consularverfassung geglaubt und von dem parlamentarischen Systeme sich nichts träumen lassen; denn gerade dieser Staatsform galten die gehässigsten Angriffe seiner älteren Schriften, und noch auf dem Throne sprach er gern seine Verachtung aus über diese „absonderlichen Doctrinen der Theoretiker, diese übergeistreichen Systeme, diese leeren Abstractionen“. Vollends die Werkzeuge des Kaisers befleißigten sich in ihren Reden eine grenzenlose Verachtung gegen den Parlamentarismus zur Schau zu tragen. Da eifert St. Arnaud über die alten kothigen Geleise, darin man erbärmlich fällt, Baroche wider die pedantischen Skrupel der constitutionellen Juristen, Troplong wider das hemmende und verwirrende Räderwerk der parlamentarischen Maschine. Persigny und der Prinz Napoleon kommen unaufhörlich auf den alten Glaubenssatz des Bonapartismus zurück, daß das parlamentarische System oligarchisch sei, dem Wohl der Vielen verderblich, nur schmeichelhaft für die Eitelkeit Einzelner. Ja Herr v. Morny beklagt sogar das theatralische Wesen parlamentarischer Verhandlungen — ein seltener Vorwurf im Munde des Bonapartismus, der in den Künsten der Marktschreierei niemals seinen Meister fand. Solcher Widerwille, dem Instincte des Despotismus entsprungen, wurde genährt durch die aufregende Erinnerung an die Orleans. Sie waren dem zweiten Kaiser was die Bourbonen dem ersten, ein Gegenstand unablässiger Sorge und Ver-

folgung. Wir verweisen nicht auf die berufene Einziehung der Güter des Hauses, denn der Kenner der französischen Domänengeschichte darf nicht leugnen, daß diese That, wie gehässig sie scheinen mag, den Traditionen der Krone vollständig entsprach. Wohl aber bezeugen die boshaften Ausfälle und Seitenhiebe gegen das Julikönigthum, die in den kaiserlichen Reden immer wiederkehrten, den unversöhnlichen Groll des Gefangenen von Ham. Wie unfürstlich war jene Rede des Präsidenten im Schlosse von Amboise, da er den gefangenen Abdelkader entließ und die Großmuth seiner eigenen mit dem Kleinsinne der gestürzten Regierung verglich! Sogar das Anstandsgefühl kam dem nachtragenden Manne abhanden, wenn er der Orleans gedachte: als er den hohen Staatskörperschaften seine Verlobung anzeigte, versagte er sich's nicht über die kleine mecklenburgische Prinzessin, mit welcher der Thronerbe Ludwig Philipp's sich begnügen mußte, zu spotten. Und als der Herzog von Aumale den Prinzen Napoleon durch seinen anzüglichen Brief über die Geschichte Frankreichs geärgert hatte, da erging ein allgemeines Verbot wider alle Schriften der verbannten Dynastie — von demselben Fürsten, der einst im Kerker des Julikönigthums vollständige Preßfreiheit genossen hatte.

Von diesem Hasse gegen das Julikönigthum giebt auch die Verfassung des Kaiserreichs ein Zeugniß; die Begriffe der parlamentarischen Zeit sind hier bis auf die letzte Spur zerstört, von einer Volksvertretung kann nur in figürlichem Sinne geredet werden. Auch wir Deutschen kennen den Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Parlamentswahlen; immerhin dürfen wir dreist behaupten, daß die schimpflichsten Fälle deutscher Wahlcorruption, wegen der Unabhängigkeit unserer Gemeinden, der Bildung unserer Massen, kaum an die Beispiele der Tage Guizot's heranreichen. Dem Bonapartismus blieb vorbehalten, alle seine Vorgänger zu verdunkeln und die zweischneidige Wirkung des allgemeinen Stimmrechts der Demokratie so furchtbar deutlich zu machen, daß der republikanische Minister Carnot gestehen mußte: „die allgemeine Abstimmung ist ohne Volksbildung eine Gefahr, ohne Freiheit eine Lüge." Das Lob der Offenheit, das die satisfaits dem Wahlsysteme des Bonapartismus zu spenden liebten, ist in der That wohl begründet. „Die Zeit der kleinen, der geheimen Mittel ist vorüber," sagte der Minister Persigny in seinem ersten Wahlrundschreiben vom Februar 1852. „Welche Verlegenheit für die Wähler, wenn die Regierung nicht selber die Männer ihres Vertrauens be-

zeichnete!“ — und, fügten dienstwillige Präfekten hinzu, „da es der Würde der Regierung nicht entspricht etwas halb zu thun, so wird sie die Gegencandidaten bekämpfen.“ In jedem Bezirke wird ein officieller Candidat aufgestellt. Jeder andere Candidat ist désavoué d'avance. Denn entweder er ist ein Gegner, dann wäre es eine thörichte Hoffnung, jetzt noch, unter dem verantwortlichen Kaiser, regierungsfeindliche Tendenzen durchsetzen zu wollen; oder er ist ein Freund, dann soll nicht um eines kleinlichen persönlichen Interesses willen das öffentliche Wohl gefährdet werden! Man ging so weit selbst bonapartistische Candidaten zu bekämpfen, wenn sie sich nicht um den Schutz des Präfekten bewarben; wer seinen Sitz allein sich selber verdankt, kann ja dem Laster der Unabhängigkeit verfallen. Die Kriecherei der also gebildeten Regierungspartei ward allmählich so bedenklich, daß Herr Rouher ihr einst herablassend erklären mußte: „wir gestehen der Regierungspartei das Recht zu unsere Fehler zu verbessern, wenn wir Unrecht haben.“

Auch die Heimlichkeit gewährte keine Bürgschaft für die Freiheit der Wahlen. Die Abstimmung erfolgte gemeindeweise, und die kleinen Communen des flachen Landes gehorchten unfehlbar dem Befehle ihrer Maires, deren Amtseifer sich noch gehoben hatte, seit Herr v. Persigny auf den glücklichen Einfall kam, auch dem Dorfschulzen die ihm bisher verschlossene Aussicht auf das rothe Band zu eröffnen. In den ersten Jahren baute der Kaiser so fest auf das Ansehen seiner Beamten, daß der Minister Billault den Maires verbot persönlich bei den Gemeindewahlen zu erscheinen. Die Wahlbezirke wurden von der Regierung nach Belieben verändert; bei der Bildung der Wählerlisten verfuhr das Beamtenthum mit souveräner Freiheit, dergestalt, daß die unermeßlich gestiegene Bevölkerung von Paris im Jahre 1863 weniger Wähler zählte als sechs Jahre früher. Seit bei den zweiten Wahlen des Kaiserreichs einzelne Eidverweigerer sich wählen ließen, mußte jeder Candidat im Voraus den Eid auf die Verfassung leisten. Wahlcomité's fielen unter das Verbot des code Napoléon; die Freiheit der Wahl erfordert — so erklärte Herr Thullier amtlich im Jahre 1865 — daß die Wähler nicht durch Ausschüsse terrorisirt werden. Ein gütiger Zufall fügte es gemeinhin, daß am Morgen des Wahltages Plakate an den Straßenecken von neuen Eisenbahnen und Canälen, die der Staat dem Departement schenken wolle, erzählten. Mit dieser Wahlcorruption von oben hat sich allmählich ein System der privaten Bestechung ver-

bunden, gleich als gälte es alle Sünden des englischen und des altfranzösischen Parlamentarismus in das Kaiserreich aufzunehmen. Die Kosten der Wahl — ohnehin, bei der großen Ausdehnung der ländlichen Bezirke, sehr erheblich selbst für den offiziellen Candidaten, dem der Staat einen Theil der Ausgaben abnahm — wurden dem Unbemittelten fast unerschwinglich, seit die Candidaten sich gewöhnten der Wählerschaft gemeinnützige Stiftungen zu versprechen, Denkmäler und Brunnen zu bauen u. s. f.

Ein gesetzgebender Körper von solchem Ursprunge darf folgerecht nicht Herr sein im eigenen Hause. Der Kaiser ernannte die Präsidenten und Quästoren, und da in Frankreich bekanntlich selbst der Gerichtspräsident sich verpflichtet glaubt Partei zu ergreifen, so übten vollends die Vorsitzenden des kaiserlichen Parlaments einen schamlosen Terrorismus wider ihre politischen Gegner. Ein Meisterstück des demokratischen Despotismus war auch die hohe Besoldung der Abgeordneten. Frankreich besaß die kostspieligste Volksvertretung in Europa; das Budget für beide Häuser, das unter Ludwig Philipp 2,2 Millionen betrug, stellte sich in dem Kaiserreich auf 12 Millionen Francs. Diese Einrichtung, die dem Nachdenken unserer deutschen Diätenschwärmer entgangen zu sein scheint, entspricht, wie das Gesetz sagt, „der demokratischen Grundlage unserer Verfassung", sie nährt jene Abneigung gegen den unentgeltlichen Bürgerdienst, welche der bureaukratische Staat begünstigen muß, und sie schmälert unzweifelhaft das sittliche Ansehen der Volksvertretung. Die Nichtwählbarkeit der Beamten schien ein Zugeständniß an den Liberalismus, da sich von einem napoleonischen Beamten eine halbwegs unabhängige Haltung im gesetzgebenden Körper nicht erwarten ließ; aber in diesem bureaukratischen Gemeinwesen wird mit dem Beamtenthum auch die Sachkenntniß dem Parlamente entzogen: die große Mehrheit des Hauses bestand aus Dilettanten. Der folgenreichste Satz der Verfassung über den gesetzgebenden Körper war jedoch die Vorschrift, daß die Presse nur eine amtliche Inhaltsübersicht über den Verlauf der Sitzungen veröffentlichen dürfe. Damit war der Sache nach die Heimlichkeit des Parlaments und der Wille der Regierung, diese Versammlung niemals erstarken zu lassen, unzweideutig ausgesprochen. Der gesetzgebende Körper genehmigt oder verwirft die Gesetzentwürfe im Ganzen; über Verbesserungsanträge, „welche so oft die Oekonomie eines Gesetzes stören", darf nur berathen werden, wenn der Staatsrath sie im Voraus für zulässig erklärt hat. Der Grundsatz

der Abhängigkeit der Minister von dem Kaiser allein war in der Verfassung so hartnäckig festgehalten, daß nur Mitglieder des Staatsrathes, nicht die Minister als solche, vor dem gesetzgebenden Körper die Regierung vertreten durften. Der Vorschlag einer Dotation für den berüchtigten Grafen Palikao — welche in anderer Form doch durchgesetzt wurde — und der unsinnige Plan einer umfassenden Entwaldung blieben während langer Jahre die beiden einzigen namhaften Gesetzentwürfe, die vor dem Widerspruche der Abgeordneten zurückgezogen wurden. In zweifelhaften Fällen sprach die rechtliche Vermuthung natürlich gegen den gesetzgebenden Körper; da der Kaiser allein berechtigt war Handelsverträge zu schließen, so wurde auch die durchgreifende Umgestaltung des Zolltarifs allein durch die Krone vollzogen.

Nicht minder kläglich stand es um die finanziellen Rechte des Hauses. Jene Tage der Siegesgewißheit gingen freilich bald vorüber da der Minister Vineau die harmlose Theorie aufstellen konnte: die Volksvertretung bestimmt, welche Summe für die Staatsverwaltung ausgegeben werden soll, über die Verwendung im Einzelnen entscheidet die Regierung allein. Aber auch nachdem die Rechte des gesetzgebenden Körpers etwas erweitert worden, bestanden noch fünf Budgets, das budget général, extraordinaire, supplémentaire, rectificatif und das budget de l'amortissement, welche sämmtlich in provisorischer oder definitiver Form erscheinen konnten. Die provisorischen Budgets brauchten oft drei, ja fünf Jahre, bis sie ihre definitive Gestalt erlangten. Stets lagen drei oder vier Jahresbudgets gleichzeitig unabgeschlossen vor. Die Regierung behielt die rücksichtslos mißbrauchte Befugniß der virements, des beliebigen Uebertragens der bewilligten Gelder auf andere Posten, innerhalb der 59 Sectionen des Budgets. Kurz, vor einem so chaotischen Finanzwesen, dessen wirkliche Lage selbst dem Kennerblicke Achille Fould's selten klar wurde, mußte jede wirksame parlamentarische Controle verstummen.

Noch nichtiger sogar als der gesetzgebende Körper war der napoleonische Senat. Ein Oberhaus, welches Sachkunde und Unabhängigkeit in sich vereinigte, läßt sich in dieser demokratischen Gesellschaft wohl nur durch Wahlen aus den Generalräthen der Departements bilden — ein Gedanke, der in liberalen Kreisen viel besprochen wurde. Der Kaiser zog die ausschließliche Ernennung durch die Krone vor. Der Senat bildete den Sammelplatz für die Würdenträger und Vertrauten des Kaiserreichs, doch vornehmlich die Versorgungsanstalt für alle ver-

brauchten Werkzeuge, welche der Kaiser zur Seite warf. Die Verhandlungen des Senats waren allerdings, nach dem Wunsche des Gründers, nicht mehr wie jene der orleanistischen Pairskammer „blos ein schwacher Widerschein der Debatten der zweiten Kammer;" sie bedeuteten einfach nichts und erregten nur dann und wann eine flüchtige Aufmerksamkeit, sobald der Fanatismus der Ordnung unter diesen Glückskindern des Kaiserreichs in drastischen Auftritten sich entlud. Der Senat war „der Hüter des Grundvertrages der Nation" und wachte nach unten eifersüchtig über seinen Rechten. Er wies eine Zuschrift, welche die Einreichung von Petitionen auch bei dem gesetzgebenden Körper erbat, mit Entrüstung zurück und verbot noch im Jahre 1865 jede Discussion außerhalb des Senats, welche die Veränderung oder die Kritik der Verfassung bezwecke. Geduldiger zeigte er sich nach oben. Gegen das Sicherheitsgesetz von 1858 erhob sich die Stimme Eines Senators, des Marschalls Mac Mahon. Die kaiserlichen Decrete, welche die Verfassung umgestalteten, nahm der Hüter des Grundvertrages stets kummervoll aber gefaßt entgegen, ohne zu protestiren. Von seinem Rechte der Initiative hat der Senat unseres Wissens nur zweimal Gebrauch gemacht: als er einen Bericht über die Findelkinder erstattete und das erste Buch eines code rural berieth. Solche Bescheidenheit entsprach den bureaukratischen Staatssitten, sie fand auch ihren Lohn: nach der Verfassung stand dem Staatsoberhaupte frei einzelne Senatoren für ihr Wohlverhalten zu belohnen, einige Jahre darauf wurden alle Senatoren besoldet.

Die parlamentarischen Schöpfungen des Bonapartismus waren mit umsichtiger Berechnung darauf eingerichtet, daß sie niemals eine Macht werden sollten; und doch war die eiserne Consequenz dieses Staatsbaues nur ein Schein. Der tiefe innere Widerspruch, der den französischen Staat seit zwei Menschenaltern erfüllt, war auch durch das Kaiserreich keineswegs gelöst. Wenn die Habgier und Herrschsucht der Franzosen den demokratischen Despotismus begünstigten, so blieben doch in dem hochbegabten Volke selbst während dieser Epoche der Ermattung ideale Kräfte lebendig, die nach freieren Staatsformen drängten. Die Nation fühlte noch immer das Bedürfniß von einer starken Gewalt regiert zu werden und dann die Regierung anzugreifen. Wenn das parlamentarische System auf diesem Boden eine Unwahrheit war und den Verwaltungsdespotismus für die Zwecke der Parteien mißbrauchte, so war doch das Kaiserthum nicht minder eine Unwahrheit. Die

Erinnerungen an die großen Tage der Revolution und an jene Zeit, da der Welttheil auf die Rednerbühne des palais Bourbon lauschte, lebten unausrottbar fort; die Macht dieser Traditionen verhinderte, daß die verspottete „Hierarchie der Freiheit" zu einem unschädlichen Beiwerke des Staates wurde. Die Nothwendigkeit constitutioneller Ordnungen wurde um das Jahr 1860 leise anklopfend sogar in Rußland hörbar; die Sünden der europäischen Reaktion hatten das Gefühl der Gemeinsamkeit unter den Völkern gekräftigt. Die Gesittung des Jahrhunderts zwang dem Despotismus überall eine liberale Maske auf, sie nöthigte die Bonapartisten, den Soldatenkaiser als einen Helden der Freiheit und des Friedens zu feiern. Sie gab sogar dem traurigen gesetzgebenden Körper des Kaiserreichs eine wachsende Bedeutung.

Auf die Todtenstille der Wahlen von 1852 folgte der heftige Wahlkampf von 1857. Vergeblich prahlte die Thronrede, nur einige örtliche Meinungsverschiedenheiten hätten die allgemeine Befriedigung gestört. Vergeblich suchte die officielle Presse die fünf muthigen Männer, welche jetzt sechs Jahre lang allein im gesetzgebenden Körper der Regierung zu widersprechen wagten, als Verräther und Verschwörer anzuschwärzen. Die geschlossene Schaar der ergebenen Abgeordneten blieb allerdings noch von jeder Ansteckung frei. „Sprechen Sie draußen mit mir, Morny sieht auf uns" — sagte ein gesinnungstüchtiger Deputirter ängstlich zu Ollivier, als dieser, einer der Fünf, ihn im Sitzungssaale anredete. Die gebildete Gesellschaft aber begann den Reden der Fünf Beifall zu klatschen; das Frondiren und Widersprechen ward wieder zur Mode. Der Kaiser und sein Morny folgten vorsichtig den Wandlungen der Zeitstimmung; sie dachten die erwachende Opposition durch rechtzeitige Gewährungen im Zaum zu halten und freilich kein wesentliches Recht des homme-peuple aufzugeben. Nachdem schon nach dem Italienischen Feldzuge eine umfassende Amnestie erlassen worden, erschien plötzlich, gänzlich unerwartet, in Wahrheit nicht ertrotzt durch eine übermächtige Bewegung des nationalen Geistes, sondern frei hervorgegangen aus dem selbständigen Entschlusse des Kaisers, das Decret vom 24. November 1860, von dem Marquis von Boissy le décret sauveur genannt, das die Veröffentlichung der Kammerdebatten gestattete. Dadurch war mit einem Schlage das Wesen des gesetzgebenden Körpers geändert, aus einem großen Generalrathe eine Art von Volksvertretung geworden. Das neu erworbene Recht der Adreßberathung offenbarte aber auch sofort die Unhaltbarkeit eines Parlamentes,

das die Nation befriedigen sollte ohne die Regierung zu beschränken. Die Adreßdebatten erregten das Volk durch eine heiße und im Grunde ziellose Rhetorik, quälten den denkenden Hörer durch die ewige Wiederholung der längstbekannten Elementarbegriffe der constitutionellen Doctrin; ihr praktisches Ergebniß war lediglich die Verzögerung der Geschäfte um einige Monate.

Mit jenem Novemberdecrete war für den Staat Napoleon's III. der Augenblick eingetreten, der für jede unsichere Regierung der gefährlichste ist: der Zeitpunkt, da sie sich zu reformiren beginnt. Dieser Zeitpunkt aber währte, da die politische Kraft der Nation fast erstorben war, volle zehn Jahre. Die Opposition erstarkte langsam; sie errang bei den Wahlen von 1863 und mehr noch bei den Nachwahlen sowie bei der Wiederbesetzung der Gemeinderäthe einige Erfolge; in der mächtigen Hauptstadt entschied eine bedeutende Mehrheit gegen die Regierung. Ein neues Geschlecht, das die Schrecken der Februartage nicht mit Bewußtsein durchlebt, war herangewachsen; und dem Despoten mochte oft die Sorge aufsteigen: wie nun, wenn die Massen, gewöhnt, jedes Unheil, auch Mißwachs und Hungersnoth, dem Kaiser zu Last zur legen, in einem Augenblicke wirthschaftlicher Noth sich mit den längst grollenden Gebildeten verbinden? Er fing an, wie Morny, die Annäherung an das parlamentarische System für unvermeidlich zu halten. Jedes Jahr brachte dem gesetzgebenden Körper neue Rechte — die Einsicht in die Actenstücke der Diplomatie, die Genehmigung der Supplementarcredite u. dgl. — bis endlich sogar die Rednerbühne, ein Gräuelbild für den correcten Bonapartismus, in dem schönen Halbrunde des Palastes Bourbon wieder aufgestellt wurde. Jeder dieser tastenden Versuche ward für die erwachende öffentliche Meinung nur ein Hebel, um neue Forderungen zu stellen und schließlich rund und nett den „englischen" Parlamentarismus zu verlangen. Bedarf es heute noch des Beweises, daß die gebildeten Klassen in einem ungeheuerlichen Irrthume befangen waren? Ein einziger Blick auf die Bedeutung der Massen lehrt, daß jene doctrinären Wünsche den faulen Fleck in dem neufranzösischen Staate gar nicht berührten, ja daß ihre Erfüllung den politisch einflußreichsten Stand ganz gewiß nicht befriedigen konnte. Was dieser Staat bedurfte war Beschränkung der Staatsgewalt durch gründliche Umbildung der Verwaltung. Erst auf diesem neuen Unterbau konnte sich vielleicht im Lauf der Jahre eine parlamentarische Regierung erheben. Statt dessen sang die Presse wieder das alte Lied von der

Theilung der Gewalten; sie verlangte, ohne es sich selber ehrlich einzugestehen, einfach die Rückkehr eines durch eigene Schuld gefallenen Systemes, die Rückkehr jenes bureaukratisch-parlamentarischen Parteidespotismus, der so lange Frankreichs Unheil gewesen. Alles was die Doctrinäre des empire libéral forderten, hatte Frankreich bereits besessen in der Zusatzakte der hundert Tage; und unter dem zweiten Kaiserreiche blieb es ebenso undenkbar wie unter dem ersten, daß der Erwählte des Volkes, der unumschränkte Beherrscher der Verwaltung und des Heeres, der die Gesammtheit der Nation vertrat, einer Parlamentsmehrheit, die nur einen Theil des Volkes hinter sich hatte, ehrlich gehorchen sollte. Wer aber damals, wie der Schreiber dieser Zeilen, die ketzerische Behauptung aufstellte „der parlamentarische Bonapartismus wäre die Lüge aller Lügen“, der wurde von den Liberalen vornehm abgefertigt mit der Versicherung: wenn nur erst der Parlamentarismus besteht, so wird sich die Selstverwaltung von selber finden! So blind glaubte man noch an die Wunderkräfte der alten constitutionellen Schablone!

Und hatte sich denn in dem Parteileben eine heilsame Klärung vollzogen, die zu der Erwartung berechtigte, die Nation werde den ungeheuren Widerspruch despotischer Verwaltung und constitutioneller Verfassung glücklicher als vor Jahren ertragen? Die Antwort lautet tief beschämend. Die alten Parteien waren vernutzt, neue nicht entstanden. Die Monarchie der Bourbonen und der Orleans bildete Republikaner, die Republik erzog ein Geschlecht von Reaktionären, unter dem Kaiserreiche schuf der Geist des Widerspruches zwar der Unzufriedenen viele, doch nicht eine starke liberale Partei mit festen Zielen. Die Herrschaft der Legitimisten war in dem neuen Frankreich unmöglich — wenn anders wir das gefährliche Wort auf die unberechenbaren Zustände dieses Reiches anwenden dürfen. Die Orleanisten hatten wenig gelernt. Nicht blos ihre Flüchtlinge verzehrten sich in unfruchtbarem Hasse — wie jener einst so besonnene Dunoyer, der in seinem Werke über das zweite Kaiserreich nur sinnlose Zornreden und das ewige 'quiconque est loup agisse en loup zu sagen wußte. Auch die daheim geblieben, waren den Ideen verschollener Tage nicht entwachsen: verantwortliche Minister und eine feindselige Haltung gegen Deutschland bildeten die Kernsätze ihres politischen Glaubens. Die gemäßigten Republikaner zählten noch immer wie vor zwanzig Jahren viele hochachtbare mannhafte Namen, aber die Masse stand nicht hinter ihnen, und auch sie lebten weniger in neuen Gedanken als in dem Hasse gegen den zweiten

December, „der kein Datum, sondern ein Verbrechen ist.“ Von den Radikalen waren die Einen übergelaufen zu dem rothen Prinzen, die Anderen berauschten sich an Traumbildern, die jeden Staat, jede Ordnung der Gesellschaft zerstören mußten. Welch ein Abgrund gotteslästerlicher Zuchtlosigkeit that sich auf, als auf dem Lütticher Studentencongresse der Löwe des lateinischen Viertels brüllte! Und welch eine tobende schäumende Wuth in den Flugschriften jener Flüchtlingsliteratur, welche die Fenster der Buchläden von Genf und Brüssel bedeckte! Die Pamphlete der Rothen über Cäsar's Frau zeigten die alte unheimliche Verwandtschaft der Blutleckerei und der Wollust. Die Drohungen der Boichot und Pyat gegen den weißen Soulouque, der einst im Jardin des Plantes neben den wilden Thieren in einen Käfig gesperrt werden muß — die unflätigen Schimpfreden der Flüchtlinge wider die Königin von England als die Verbündete Napoleon's — das Alles zeigte die ungeschwächte Fortdauer uralten gräßlichen Parteihasses, der die ehrliche Versöhnung der besonnenen Elemente verhindern mußte. Wohin wir schauen — nirgends ein erreichbares Ziel, nirgends auch nur ein falsches neues Ideal, das von einer mächtigen selbstbewußten Partei erstrebt wurde. Ueberall ein dumpfer unklarer Mißmuth, der den traurigsten Klopffechtern, einem Rogeard und Rochefort, erlaubte eine Rolle zu spielen, wenn sie nur boshaft und frech zu schreiben wußten.

Nach und nach schaarte sich unter Ollivier's Führung eine neue Mittelpartei, liberal und dynastisch zugleich, der tiers parti zusammen; wer den gewandten Schwätzer kannte, der mußte ernstlich zweifeln, ob hier die sittliche Kraft zu finden sei, die einen kranken Staat verjüngen sollte. — Die herbe Geringschätzung des Selbstherrschers gegen seine Feinde, gegen den Schaumwein der Oppositionsreden war nur zu begreiflich. Die dreistündigen Prunkreden, womit der alte Thiers den gesetzgebenden Körper zu entzücken pflegte, trafen wohl mit manchem scharfen boshaften Hiebe die Schwächen und Sünden des Bonapartismus; doch sie verriethen überall die geistige Unfruchtbarkeit eines in rechthaberischer Eitelkeit verkommenen Greises. Die Liberalen hatten sich endlich bekehrt zu der hausbackenen Klugheitsregel, daß die beste Verfassung die bestehende ist — wenn man sie nur zu benutzen weiß; sie waren seit dem Jahre 1863 wieder eingetreten in den Ringplatz der praktischen Politik, und ein Theil ihrer Publicisten verfocht bereits die zukunftsreichen Gedanken der Selbstverwaltung. Doch noch waren diese Ideen bei weitem nicht ein Gemeingut der Partei, nicht in ihrer

wahren Bedeutung erkannt. Prevost-Paradol's France nouvelle, das gefeierte Programm des Liberalismus, enthielt kein Capitel über das Gemeindewesen. Neue Ideen wurden in jenem jammervollen Parlamente fast allein auf der Ministerbank ausgesprochen; neben den Freihandelslehren des mächtigen „Vicekaisers“ Rouher erschienen die Helden der Opposition zumeist als Reactionäre. Und wie hatte die Nation in den langen stillen Jahren der Selbstbesinnung doch so gar nichts gelernt von den Tugenden parlamentarischer Mannszucht, ruhiger Selbstbeherrschung, männlicher Haltung! Noch immer die alte knabenhafte Lust an theatralischen Effekten, die alte grimmige Wildheit des Parteihasses. Keine Sitzung des gesetzgebenden Körpers befriedigte die blasirten Pariser, wenn sie nicht durch ein incident, einen Auftritt schmähsüchtiger Parteiwuth, gewürzt wurde. Hatten dann die Gesetzgeber mit flammendem Gesicht und wilder Armbewegung eine Zeit lang ihre Schimpfreden ausgetauscht, so pflegte der Präsident sich weihevoll zu erheben und jenes tragikomische Wort zu sprechen, das, undenkbar in dem englischen oder dem deutschen Parlamente, in dem französischen gradezu ein technischer Ausdruck wurde: „meine Herrn, der Zwischenfall ist geschlossen!“ Bald sollte sich erweisen, ob pikante Zwischenfälle ein Geschlecht parlamentarischer Staatsmänner erziehen können!

Woher, im Grunde, entsprang die liberale Umstimmung, welche nach und nach die bisher befriedigten besitzenden Klassen dem demokratischen Despotismus entfremdete? Aus drei Quellen. Aus ehrenwerthem Unwillen über die Unfreiheit des Staates; aus unstäter Neuerungslust; endlich und vornehmlich aus jener Eifersucht gegen Deutschland, die sich gleich einem rothen Faden durch alle Schwankungen des öffentlichen Geistes hindurchzog. Erst seit der norddeutsche Staat gegründet war, seit das Götzenbild des französischen prestige in's Wanken kam, begann die Mehrheit der Nation die Schmach des Despotismus lebhaft zu empfinden; und eben weil die neue liberale Gesinnung nicht in schwerer Arbeit errungen und erkämpft war, darum hat sie sich nicht als dauernd und probehaltig erwiesen. Erst nach der Schlacht von Königgrätz sah sich der Kaiser zu einer zweiten einschneidenden Reform genöthigt. Er schrieb am 19. Januar 1867 jenen theatralischen Brief an Rouher, der die „Krönung des Gebäudes“ feierlich ankündigte. Die Adreßdebatte wurde, auf den Wunsch des sterbenden Morny, durch das Recht der Interpellation ersetzt. Doch auch diese verständige Neuerung enthüllte abermals nur den Widersinn des Systemes. Der Staats-

minister, der seit dem November-Decrete für seine schweigenden Collegen als platonischer Vertheidiger gesprochen hatte, war jetzt in Wahrheit der Chef des Ministeriums. Der Vicekaiser Rouher vertrat die Regierungspolitik im Ganzen, jeder Fachminister vertheidigte kraft besonderen Auftrags die Verwaltung seines Departements. Daraus ergab sich unabweisbar die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Politik des Ministeriums, wenn nicht die schon mehrmals eingetretenen Fälle schreienden Widerspruchs zwischen den Ministern noch häßlicher sich erneuern sollten. Und doch mußte der selber verantwortliche demokratische Despot jede Solidarität zwischen den Ministern beharrlich zurückweisen. Noch mehr, je reicher an Inhalt und Leben die Debatten wurden, um so empfindlicher stellte sich heraus, daß die constitutionelle Fiction der königlichen Unfehlbarkeit nichts Anderes ist, als eine Umschreibung des Begriffes: Herrschaft des Gesetzes. Weil die Aufforderung zur Empörung in einem Parlamente gar nicht gedacht werden darf, darum müssen verantwortliche Beamte auf jede Beschwerde Rede stehen. Darum war die verantwortliche Tyrannis mit der Redefreiheit einer ernsthaften parlamentarischen Verhandlung unvereinbar; jeder Vorwurf traf hier den Kaiser, erschütterte das Ansehen der Krone oder — wurde von der Präsidentenglocke übertäubt.

Noch wehrte sich der alternde Despot; er erinnerte die Nation noch einmal an „die Rechtstitel der Bonapartes“, zählte ihr noch einmal die gewaltigen Stimmenmassen auf, welche in sechs großen Abstimmungen die Macht seines Hauses gegründet hatten. Aber der Glaube an die Zukunft der Bonapartes war tief gesunken, seit der Kaiser sich abermals anklammerte an jene herrschsüchtige Kirche, welche sehr wohl wußte, daß der Bonapartismus ihrer Hilfe mehr bedurfte als sie seines Schutzes. Noch sprachen die Bonapartisten mit Zuversicht, ja sie versuchten sogar oft den gemüthlichen Ton des partriarchalischen Königthums anzuschlagen. Aus Veron's Memoiren, aus Guettrot's **Annales de la paix** und ähnlichen Producten redete eine kindische Ergebenheit, die an das „Büchlein vom König Johann von Sachsen“ und verwandte Werke deutscher kleinstaatlicher Servilität erinnerte. Aber der Ton war gesucht und erkünstelt; die einst modische Parallele zwischen Augustus und dem dritten Napoleon begann in der Welt ausgepfiffen zu werden. Immer zuversichtlicher erklärte die Presse, unter dem Beifall des Auslands, nur der Parlamentarismus, der ganze und wahre, könne das sinkende Kaiserhaus erretten. Immer lauter erklang das alte Schlag-

wort la France est centre gauche — während eine nahe Zukunft offenbaren sollte, daß der Rausch kriegerischer Erfolge diesem Volke noch immer theurer war als irgend ein politisches Ideal. Der Kaiser konnte die Zügel des Regiments, die er einmal gelockert, nicht wieder mit fester Hand ergreifen. Ein reiches Zugeständniß folgte dem andern. Im März 1868 erschien das neue Preßgesetz. Das Urtheil der Zuchtpolizeigerichte trat an die Stelle der Willkür polizeilicher Verwarnungen; die großen Blätter erhielten durch die Erniedrigung des Stempels die Möglichkeit finanzieller Ordnung und Unabhängigkeit. Freilich, das Eindringen der gebildeten Presse in den vierten Stand, worauf Alles ankam, war durch die geringe Ermäßigung des Stempels nicht erleichtert. Die Gebildeten verschmähten die Gründung von unabhängigen Lokalblättern, welche das Treiben der allmächtigen Präfekten an Ort und Stelle beaufsichtigen konnten; die schillernde Rhetorik der großen Pariser Blätter schien diesem Liberalismus wichtiger als eine bescheidene aber wirksame Provinzialpresse. Im selben Monat kam das Vereinsgesetz zu Stande, das allerdings von dem wachen Mißtrauen des Despotismus Kunde gab: keine Versammlung, wenn nicht alle Theilnehmer zuvor über Person, Stand, Wohnsitz sich ausgewiesen haben; für den Präfekten unbedingte Befugniß zur Vertagung, sobald er Gefahr für die öffentliche Ruhe fürchtet. Doch selbst diese beschränkte Vereinsfreiheit war in Wahrheit zu groß für eine Nation, die das Versammlungsrecht von je her mißbraucht hatte zu dem Unwesen der Clubs und Verschwörungen. Janzé und die anderen Vertrauensseligen des tiers-parti jubelten, nun sei von der Verfassung von 1852 beinahe nichts mehr übrig.

Wir aber fragen: wie hat Frankreich seine neue Freiheit gebraucht? Die Antwort lautet abermals tief traurig. Jetzt erst zeigte sich, welche ungeheure Gefahr darin lag, daß ein leidenschaftliches geistreiches Volk sich seit zwei Jahrzehnten des öffentlichen Lebens gänzlich entwöhnt hatte. Wenn wir gedenken, welcher Wahnsinn nach den Februarstürmen zu Tage kam, nachdem die Nation doch während eines Menschenalters aus einer freien Presse Belehrung geschöpft hatte, so nimmt es uns nicht Wunder, daß ein Geschlecht, welches die Mannszucht der Freiheit nicht mehr geübt und von den Geschäften des Staates keine Kenntniß hatte, Radicalismus und Freisinn nicht zu unterscheiden wußte und sich führerlos dem Toben der Leidenschaften überließ.

All jener ekelhafte Schmutz, der sich einst in die Spalten der Flüchtlingspresse versteckt, wurde jetzt auf den Boulevards der Hauptstadt

feilgeboten; die überreizten Gaumen verschlangen gierig Rochefort's Lanterne, unzweifelhaft das gemeinste und gedankenloseste Schandblatt, das je in einer gesitteten Nation erschien. In den Pariser Clubs heulte die thierische Wildheit eines zuchtlosen Pöbels; von Zeit zu Zeit führten die Demagogen das souveräne Volk zu einer journée, einem unfläthigen Straßenumfug spazieren. Was Wunder, daß die ängstlichen Philister sich bereits bei Rouher beklagten, man fühle die Hand der Regierung nicht mehr! Nun kam der Tag der Prüfung, die Wahl vom 23. Mai 1869. Die Frage wurde an Frankreich gestellt, ob denn hinter diesem ungeheuren radikalen Geschrei irgend eine sittliche Kraft sich verberge. Die Probe wurde schimpflich bestanden. Bei den Wahlen von 1852 hatte die Regierung 5 Millionen Stimmen erhalten gegen 872,000 der Opposition, 1857 gar 6 Millionen gegen 840,000; 1863 stieg die Stimmenzahl der Opposition auf 1,8 gegen 5,36, 1869 auf 3,31 gegen 4,66 Millionen. Auf den ersten Blick erscheinen diese Zahlen als ein klarer Beweis für das stätige Anschwellen der Opposition. Doch in Wahrheit stand es anders. Jene drei ersten Wahlergebnisse waren der getreue Ausdruck, das letzte war eine Verfälschung der Stimmung des Landes. Die ungeheure Mehrheit der Nation hatte sich jetzt wirklich den liberalen Ideen so sehr befreundet, daß Emil Girardin, der Augur der Revolutionen, bereits den Anfang des Endes zu sehen glaubte; und trotzdem fand sie nicht den Muth, jenen schlechten Künsten napoleonischer Wahlbedrückung, die Rouher noch einmal spielen ließ, Widerstand zu leisten.

Es war eine feierliche Bankrotterklärung der Nation, und zudem wußte Jedermann, daß der eingeschüchterte, entmuthigte Despotismus gar nicht mehr im Stande war die alten Gewaltmittel rücksichtslos zu gebrauchen. Nach diesem Probstück der nationalen Charakterfestigkeit war leicht vorherzusehen, daß auch der große Fortschritt der politischen Einsicht, den die letzten Jahre gebracht haben sollten, sich als ein Schein erweisen würde. 40 Radikale, 60 Mitglieder des neuen tiers parti und 200 Mameluken und Arkadier, Rouher's getreue Phalanx, bildeten die neue Kammer. Aber noch einmal erwies sich die sogenannte öffentliche Meinung als eine unwiderstehliche Macht. Erschreckt durch den Lärm der Presse und der Clubs, schwenkte ein Theil der Bonapartisten plötzlich linksum, und so kam, durch einen Act vollendeter Gesinnungslosigkeit, der Antrag der 116 zu Stande, der neue constitutionelle Rechte forderte. Rouher wurde entlassen; der Kaiser aber lag, als der hundertjährige Geburtstag seines Ahnherrn gefeiert wurde,

auf den Tod darnieder, und alle Welt fühlte, daß die Dynastie gerichtet sei, sobald diese beiden Augen sich schlössen. Nach seiner Genesung ließ der geängstete Despot das Senatusconsult vom 6. September erscheinen, das den Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit verkündigte. Am 2. Januar ward endlich das Ministerium Ollivier berufen, die Aera des parlamentarischen Bonapartismus förmlich eingeweiht.

Der Kaiser verglich sich selber nicht unwahr einem müden Reisenden, der einen Theil seiner Bürde ablege, um fortan leichter seines Weges zu gehen; er erfüllte getreulich alle Pflichten einer correcten constitutionellen Fürstenpuppe, verzichtete auf das Recht mit seinen Gesandten diplomatischen Briefwechsel zu führen, und entließ sogar den getreuen Seinepräfekten Haußmann. Ollivier aber verkündete, strahlend in Weisheit, Salbung und Tugend, daß die Regierung fortan keine officiellen Wahlcandidaten ernennen werde. Die liberale Welt frohlockte, jetzt endlich ziehe Frankreich die toga virilis an, jetzt endlich sei durch eine neue vierte Augustnacht die Regierung übergegangen von den Advokaten und Bureaukraten in die Hand der unabhängigen Besitzenden. Das ruhige Journal des débats weissagte, bald werde man in Preußen „die Freiheit wie in Frankreich" ersehnen. Die Times sah die Zeit kommen, da das tugendhafte Beispiel der bürgerlich einfachen Frau Ollivier die Sitten des Tuilerienhofes veredeln werde. In der That besaß Frankreich jetzt die „freieste" Verfassung seiner Geschichte, ein Grundgesetz, das alle Glaubenssätze des rechtgläubigen Liberalismus noch weit vollständiger enthielt, als weiland die Zusatzacte Napoleon's I. Doch in Wahrheit hatte sich an dem alten Präfektendespotismus nicht das Mindeste geändert; soeben wurden unter dem Schutze der neuen Freiheit 450 französische Bürger verhaftet, zum Theil durch lettres de cachet — weil die geheime Polizei eine Verschwörung entdeckt haben wollte. Der unerhörte Umschwung, der den Welttheil in Athem hielt, war einfach — die plumpe Wiederholung eines Schauspieles, das die Franzosen schon bis zum Ekel genossen hatten. Der Despotismus der einen Partei verdrängte den der anderen; s'emparer du pouvoir war wieder die Losung des Tages.

Das neue Cabinet bestand aus Mitgliedern der sämmtlichen vier gemäßigten alten Parteien, aus Männern, deren unbescholtener Ruf von der anrüchigen Umgebung des Kaisers vortheilhaft abstach. Doch augenblicklich krochen alle die alten Constitutionellen, die das Kaiserreich bisher auf Tod und Leben bekämpft, aus ihren Schmollwinkeln hervor

und heischten schamlos Aemter und Pfründen — Niemand dreister als die Orleanisten, die noch immer den alten begehrlichen Cliquengeist der goldenen Tage der Bourgeoisie bewahrt hatten. War es nicht menschlich, daß die lebenslustige Kaiserin scheelen Auges auf den Tugendspeculanten Ollivier schaute, wie er einherprunkte in seiner Bürgerreinheit und dabei aller Vettern und Vettersvettern so gar zärtlich sich annahm und selbst um die Freundschaft des alten Finanzmannes Magne buhlte, damit die Rente nur nicht um einen Franken sinke? War es dem Kaiser zu verargen, wenn er des Mißtrauens gegen seine neuen orleanistischen Freunde sich nicht erwehren konnte? Auf Treue hatte der Cyniker nie gerechnet, indeß die alten harten Bonapartisten, wie Jerome David und Genossen, waren mit dem Hause der Napoleons doch durch ungleich festere Interessen verknüpft, als der alte Guizot und die anderen orleanistischen Ueberläufer. — Im März ließ Ollivier die neuen Freiheitsrechte in einem Grundgesetze — dem zwölften seit 1789 — zusammenstellen. Aber von jenen bescheidenen Reformen der Verwaltung, welche allein der Verfassung Kraft und Leben bringen konnten, stand kein Wort darin. Der Maire wurde nach wie vor von der Regierung ernannt, der Beamte blieb vor allen Anklagen durch die Bürger gesichert. Die Kammer, deren Mehrheit der Stimmung des Landes nicht entsprach, wurde nicht aufgelöst, die alten ergebenen Werkzeuge des Despotismus behielten die Präfektenstellen; die neuen parlamentarischen Commissionen, die man zur Neubildung aller Zweige des Staatslebens berufen hatte, leisteten gar nichts.

Und jetzt trat endlich die entscheidende Frage hervor, die früher oder später aufgeworfen werden mußte. Der Kaiser war noch immer der verantwortliche Erwählte des Volks. Er verlangte jetzt auf Grund der alten Verfassung, daß das neue Grundgesetz von dem souveränen Volke durch ein Plebiscit angenommen werde. Mit dieser Forderung war freilich ausgesprochen, daß Napoleon sich noch als den homme-peuple fühle und daher niemals ein ehrliches parlamentarisches Regiment führen könne; aber das positive Recht stand unzweifelhaft auf der Seite des Kaisers. Noch mehr, das Plebiscit war eine politische Nothwendigkeit. Die Radikalen schmähten bereits wider die neue Verfassung, die nur das Machwerk einiger knechtischer Senatoren sei; sie hätten, da in diesem Lande Jedermann vor dem allgemeinen Stimmrechte sich demüthig beugte, den Kaiser über lang oder kurz unfehlbar gezwungen Berufung an das Volk einzulegen. Die Liberalen

Frankreichs aber bewiesen nochmals, daß ihnen die erste Tugend des freien Bürgers, der Rechtssinn, fehlte. Von der Rechtsfrage ward kaum gesprochen; man schalt nur auf den Despoten, der die kaum gegründete parlamentarische Herrlichkeit sofort untergrabe. Der Kaiser blieb diesmal fest. Am 8. Mai genehmigte die Nation mit sieben gegen anderthalb Millionen Stimmen das parlamentarische Kaiserreich. Napoleon wußte jetzt, daß er an den ergebenen Massen noch einen Rückhalt besaß wider die parlamentarischen Wortführer; zugleich quälte ihn die Sorge um die Stimmung des Heeres, das 47000 Stimmen gegen das Kaiserreich abgegeben hatte. Immer ungestümer ward der kriegerische Eifer der alten Bonapartisten, die ihre Aemter an Ollivier's begehrliche Genossen zu verlieren fürchteten; verlockender immer erklang ihre Mahnung durch einen volksthümlichen Krieg das gesunkene Ansehen der Krone herzustellen. So ging denn, unter dem Jubel der verblendeten Nation, unter dem gellenden Kriegslärm eines ruchlosen Beutezuges der parlamentarische Bonapartismus spurlos zu Grunde. Unter fünf verschiedenen Systemen hatte die Nation seit dem 18. Brumaire nach der Freiheit gesucht. Den Mißerfolg des ersten Kaiserreichs schob man auf die europäischen Kriege; den der Restauration auf die Legitimisten; den des Julikönigthums auf die Bourgeoisie; den der Republik auf die hauptstädtischen Arbeiter. Diesmal war keine äußere Entschuldigung zu finden, keine Partei zu nennen, die man als Sündenbock schlachten konnte. Die Nation, die gesammte Nation hatte durch eine lange Reihe von Thorheiten und Sünden bewiesen, daß sie für jetzt und noch auf lange hinaus nicht fähig war die Freiheit zu ertragen. —

Es ist wahr, die Heilung eines siechenden Staates kann von unten wie von oben, bei der Verwaltung wie bei der Verfassung begonnen werden. In Frankreich indeß waren alle erdenklichen Verfassungsexperimente längst vernutzt. Die Hoffnung auf eine neue Revolution, wie sie sich aussprach in dem landläufigen Worte: „Frankreich hat die Freiheit weggeborgt,“ war ein Trost für Kinder. Die Reform der Verwaltung blieb der einzige noch offene Weg zur politischen Freiheit. So lange die Gemeinden nicht in einiger Selbständigkeit der Bureaukratie gegenüberstehen, führt die Freiheit der Presse und der Vereine unfehlbar zur Anarchie, die Erweiterung der Rechte der Volksvertretung

zum Parteidespotismus. Nur eine freiere Stellung der Gemeinden — dergestalt, daß ihnen zum allermindesten ihre Bürgermeister nicht mehr aufgezwungen wurden — konnte vielleicht die besitzenden Klassen dahin führen, die Ehrenämter der Communen als eine Ehre zu betrachten. Nur die thätige Theilnahme der Gebildeten an den Arbeiten der Verwaltung konnten dereinst die Bureaukratie zwingen, die Rathschläge der Presse nicht mehr als eine Anmaßung der hommes sans mandat zu mißachten. Und vor Allem, nur ein lebendiges Gemeindewesen konnte vielleicht die in den Stürmen der Parteikämpfe fast erstorbenen Tugenden politischer Zucht und Pflichttreue wieder erwecken, die ungeheure Macht der gedankenlosen Routine und Schablone, welche das gesammte Volksthum beherrschte, in etwas erschüttern. Welch ein unheimlicher Anblick, die Vernichtung des öffentlichen Lebens in den ersten zehn Jahren des Kaiserreichs. War doch selbst der fröhliche Straßenlärm des Faschings unter der napoleonischen Polizei fast verschwunden. Und welch ein Erwachen mußte diesem bleiernen Schlummer folgen!

Angesichts solcher Zustände reifte die Einsicht, daß der Staat sich bisher im Kreise bewegt und die Reform von unten zu beginnen habe: Tocqueville's Lehre von der Selbstverwaltung war nach dem Tode des Meisters eine Macht geworden unter den Denkenden. Der Gedanke der Selbstverwaltung wurde noch unter dem Julikönigthum als eine Chimäre verlacht, unter Napoleon III. bildete die Decentralisation das Schlagwort einer großen Publicistenschule. Odilon Barrot und Laboulaye, Raudot und Desmarets, Regnault und der Bonapartist Baudrillart, Männer der verschiedensten Richtungen, schufen über diese Frage eine Literatur, welche durch sittlichen Ernst und freudigen Glauben an die Zukunft die Fortdauer des alten schönen Idealismus der Franzosen bekundete, während ihre liebenswürdige Frische bewies, wie neu solche Gedanken auf Frankreichs Boden waren. Man begann die unhistorische geistlose Willkür der Departementseintheilung einzusehen. Derweil in der Bretagne, der Normandie, unter Basken und Gascognern das alte provinzielle Selbstgefühl noch immer bestand — allerdings ein Provinzialstolz ohne politische Kraft — und der Elsasser bei allem Patriotismus auf die „wälschen Franzosen“ wie auf ein halbfremdes Volk herabschaute, waren die Departements reine Verwaltungskörper geblieben. Es blieb unmöglich, daß Orte wie Epinal und Vesoul zu Mittelpunkten eines eigenthümlichen Provinzialgeistes werden sollten wie Bordeaux oder Lyon. Die Departements konnten noch immer

mit Nummern bezeichnet werden, wie einst Sieyes in seinem Hasse gegen alle historische Bildung vorschlug; so schablonenhaft und farblos erschienen sie nach siebzigjährigem Bestande. Die alten Uebelstände der Präfektenregierung wurden unleidlicher denn je, seit die neuen Generalinspectoren der Polizei als Sittenwächter hinter den Präfekten standen und seit die grundsätzlich raschen Versetzungen alle Beamten gewöhnten, sich als heimathlose Menschen zu betrachten. Die Generalräthe wurden jetzt freilich durch allgemeine Abstimmung gewählt, doch ihr Wirkungskreis blieb unverändert; ja, mancher unabhängige Mann zog sich von ihnen zurück, nachdem die Regierung das Recht erlangt hatte, die Präsidenten und Secretäre zu ernennen und die Wahlen allein zu prüfen. So gewiß ein Kreis nur das selber verwalten kann, was er selber bezahlt — ebenso gewiß war die Selbstverwaltung erstorben in diesem Staate, dessen Generalräthe seit dem ersten Kaiser nur das kümmerliche Recht hatten, 4 % für die Zwecke des Departements zu den Staatssteuern hinzuzuschlagen. Ein großer Theil dieser 4 centimes facultatifs ward überdies für allgemeine Staatszwecke, für die Unterhaltung der Präfekturgebäude u. dergl. verwendet. Noch härter lauteten die Anklagen gegen die Arrondissements; Napoleon III. selbst gestand in seinem Briefe über Algerien, die Beseitigung der überflüssigen Unterpräfekten sei ein fast allgemeiner Wunsch.

Die Stellung der Gemeinden war durch den Art. 57 der Verfassung von 1852 noch abhängiger geworden, da die Regierung den Maire nach Belieben aus den Gliedern des Gemeinderathes ernennen oder auch einen der Gemeindeverwaltung ganz fremden Einwohner zu der herrschenden Stelle berufen durfte. Jener Art. 57 galt mit Recht als einer der wichtigsten der Verfassung, da die Maires den Ausfall der Wahlen auf dem flachen Lande bestimmten. Der Gemeinderath tagte geheim, durfte von der Regierung jederzeit aufgelöst oder suspendirt werden. Die stolzesten Communen standen nicht selbständiger als jene winzigen, zu jedem eigenthümlichen Leben unfähigen Gemeinden, welche auf dem flachen Lande in Frankreich die Regel bilden. Ja die beiden größten Städte Paris und Lyon waren sogar der Wohlthat des Gesetzes beraubt; ihr Gemeinderath wurde aller fünf Jahre vom Kaiser ernannt und entbehrte darum jedes Ansehens — trotz der Lobeserhebungen, welche Napoleon III. bei der Eröffnung des boulevard de Sébastopol und oftmals später seinem getreuen Haußmann gespendet hat. Schon im Jahre 1857 wurden von 2379 Mill. Staatseinnahmen

877 Mill. im Departement der Seine ausgegeben. Die Bevorzugung der Hauptstadt machte sich längst selbst in den Geschäften des täglichen Lebens sichtbar; war doch das gesammte Eisenbahnnetz des Reiches wesentlich für Paris geschaffen. Die Vorstellung, es könne Jemand nicht von oder nach Paris fahren, schien dieser Bureaukratie ganz unfaßbar; das weiß Jeder, der einmal versucht hat von Lyon nach Bordeaux zu reisen.

Die erstaunlichsten Proben von seiner Unfähigkeit zu schöpferischem Wirken hat das System der bureaukratischen Centralisation in Algier abgelegt. Diese Colonie, die nur durch freieste Entfaltung der persönlichen Kräfte erstarken kann, war das gelobte Land der bureaukratischen Experimente, die Caricatur der heimischen Verwaltung geworden. Hier winkte dem Beamten das Glück einer zweifachen Centralisation, da alle Geschäfte zuerst in der Colonialhauptstadt, sodann in Paris entschieden wurden. Fünfzehn Systeme der Organisation wurden in einem Menschenalter versucht und verworfen. 192,000 Europäer in 71 Gemeinden (die Hälfte der Durchschnittsbevölkerung eines Departements) lebten hier unter 3 Präfekten, 13 Unterpräfekten und 15 Civilcommissären, und selbstverständlich blieb die Regierung von Paris ohne jede Kenntniß von den wirklichen Zuständen Algeriens, trotz der unendlichen Berichte, welche dies Beamtenheer schrieb. Der Kaiser hatte befohlen die einheimischen Gerichte, Medjlehs, aufrechtzuerhalten, den Eingeborenen zwischen den arabischen und den französischen Gerichtshöfen die Wahl zu lassen. Alle Behörden meldeten, daß die Araber, beseelt von einem wunderbaren Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Franken, die fremden Gerichtshöfe stets den heimischen vorzögen — und als der Kaiser die Colonie besuchte, stellte es sich heraus, daß die Medjlehs gar nicht vorhanden waren! Die Einwanderung stockte, da ein unsicheres Dasein unter dem Segen bureaukratischer Maßregelung keinen kräftigen Mann reizen kann. Ein Heer von 76,000 Mann genügte kaum, die Colonisten zu behüten. Die zum Schutze der Eingeborenen bestimmen arabischen Bureaux erwiesen sich unfähig, fremdes Volksthum zu verstehen. Napoleon III. sprach in seinem Briefe an den Marschall Mac Mahon die Hoffnung aus, Frankreich möge durch eine Musterverwaltung in Afrika ein Uebergewicht erlangen unter allen Völkern bis zum Euphrat, und aus der Befreundung der Eingeborenen mit französischer Sitte werde eine neue „mächtige Individualität“, ein gallisirtes Semitenthum hervorgehen. Aber dieser Wunsch mußte an der

Zähigkeit orientalischer Religion und Sitte, jener an der gedankenlosen Starrheit der französischen Bureaukratie zu Schanden werden.

Der Brief über Algerien bewies, daß der Kaiser seiner alten Vorliebe für die Selbstverwaltung keineswegs entsagt hatte. Das Schlagwort **favoriser l'initiative individuelle** kehrt in seinen Reden fast so häufig wieder wie einst in den Schriften Cavour's. Er mußte wünschen, die Bauerschaft der Provinzen, die Stütze seiner Herrschaft, von dem Einflusse der feindlichen Hauptstadt zu befreien. Er wußte ebensowohl wie sein Freund Persigny, daß die Centralisation das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung in den Beamten zuletzt ersticken muß; er ahnte, wie viel köstliche Kräfte, die jetzt der politischen Opposition dienten, durch ein freies Gemeindeleben in minder gefährliche Bahnen geleitet werden könnten. Aber die eigenthümliche Halbheit seines Denkens, die Furcht vor jeder Schwächung der Staatsgewalt und die Rücksicht auf den bureaukratischen Kastengeist hielten solcher Einsicht die Wage; daher blieben die vielgerühmten Decentralisationsversuche des Kaisers allesammt inhaltslos, sie trafen nur die Form, nicht das Wesen der Verwaltung. Schon am 25. März 1852 legte ein Decret eine Reihe von Geschäften, die bisher dem Minister oblagen, in die Hände der Präfekten; denn „man kann wohl aus der Ferne regieren, aber nur aus der Nähe verwalten." Natürlich berichtete später der Minister, welche herrliche Früchte dies Decret getragen habe. Minder leichtblütig als seine Räthe beauftragte der Kaiser am 24. Juni 1863 den Staatsrath, abermals Bericht zu erstatten über die Vereinfachung des Geschäftsganges: welche Verzögerung, wenn die einfachsten Verwaltungsfragen durch elf Instanzen zu gehen haben! Auch wünschte er die Generaleinnehmer zu beseitigen, die Steuereinnehmer der Departements in directe Verbindung mit der Hauptstaatskasse zu setzen. Man sieht, durch solche Reformen gewinnt wohl die Verwaltung an Zeit, doch nicht das Volk an Freiheit. So wenig spruchreif aber sind diese Fragen für die romanischen Völker, daß selbst La Farina jene nichtigen Verwaltungsreformen Napoleon's III. aufrichtig bewundern konnte. Nur einmal hat das Kaiserreich einen Versuch zur Begründung wirklicher Selbstverwaltung gewagt: als Persigny im Jahre 1852 den Gemeinden und Departements das Recht zugestand, sich ohne Staatsgenehmigung einige Zuschlagscentimen aufzulegen; aber die Reform ward schon nach einem Jahre durch den Widerstand der Präfekten hinfällig.

Derber gingen die Parteien dem Wesen der Streitfrage zu Leibe.

Das Programm von Nancy vom Jahre 1865 faßte die dringendsten Wünsche der Anhänger der Selbstverwaltung in folgenden Sätzen zusammen: die Generalräthe erwählen ihre Präsidenten selbst; der Maire wird allein aus den Mitgliedern des Gemeinderathes ernannt (eine Erwählung der Maires wagte man nicht zu fordern); dem Präfekten steht ein bleibender Ausschuß des Generalrathes zur Seite. Die Frucht eines Compromisses zwischen Liberalen und Legitimisten ist dieser unreife und unklare Plan dennoch ein Prüfstein geworden für die Parteien. An dem gehässigen Widerspruche, welchen das Siècle und die Opinion nationale gegen die Männer von Nancy erhoben, ließ sich der despotische Terrorismus der unbelehrbaren alten Demokratie, der démocratie autoritaire, an der beredten Vertheidigung im Temps und im Journal des débats die reifere Einsicht des gebildeten Liberalismus erkennen. Leider fehlte viel daran, daß diese Ideen durch die Presse wahrhaft geklärt und gesichtet, zu einem Vorurtheil der Denkenden geworden wären. Unter den Wortführern der Selbstverwaltung wurden oft staatsfeindliche Ansichten laut: aus Haß gegen die Bureaukratie bekämpfte man den Staat. Wir reden nicht von dem frivolen Emil Girardin, der abwechslungshalber einmal den Etat fédéré vertheidigte und dem Staate die Aufgabe einer Versicherungsanstalt zuwies. Aber auch bessere Männer wie Ch. Dollfus fielen in die flachen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts zurück, indem sie die Regierung auffaßten als ein System von Garantien für die Freiheit der Personen. Wenn die Decentralisationskämpen des Temps in der deutschen Kleinstaaterei ein Ideal sahen, so konnten solche Verirrungen das Selbstgefühl der Bureaukratie nur kräftigen. Laboulaye wünschte sogar Beseitigung der Verwaltungsjustiz, und doch bildet diese für alle Staaten des Festlandes ein unentbehrliches Glied, ihre großartige technische Ausbildung einen Ruhm für Frankreich. Wenn er vollends um die Unabhängigkeit der Richter zu sichern ihnen das Avancement verschließen wollte, so verkannte er gänzlich das Wesen einer demokratischen Gesellschaft.

Nüchterne Prüfung führt zu der Einsicht, daß die Selbstverwaltung in Frankreich nur sehr bescheidene Ansprüche erheben durfte. Die Centralisation ist mit dem innersten Wesen dieses Volksthums verwachsen. Nur die Uebermacht ihrer Hauptstadt hat den Franzosen ermöglicht, mit mäßigen geistigen Arbeitskräften dennoch eine ehrenvolle Stellung in der Gesittung des Welttheils zu behaupten; heute, seit die

Sünden der Pariser Commune jenen beherrschenden Einfluß der Hauptstadt fast gebrochen haben, scheint ein tiefes Sinken der Bildung, wo nicht gar ein Rückfall in die Barbarei unvermeidlich. Eine besoldete Bureaukratie mit dem Beirath gewählter Collegien — das blieb noch auf lange hinaus die nationale Form der Verwaltung. Es konnte sich vorderhand nur darum handeln, die Befugnisse dieser Collegien zu erweitern, ferner jenes alte Versprechen der Liberalen endlich einzulösen und dem Bürger außer der Beschwerde an den Staatsrath auch den Rechtsweg gegen Beamtenwillkür zu eröffnen. Nicht als wollten wir dem Charakter der Franzosen die Fähigkeit zu freiem Gemeindeleben schlechthin absprechen. Haben doch die nächsten Blutsverwandten gerade der kriegslustigsten Stämme des Landes, Wallonen und Waadtländer, die Selbstverwaltung mit großer Begabung bei sich ausgebildet; haben doch die französischen Generalräthe selbst — mindestens in der Zeit, da sie ihre Präsidenten noch wählen durften — oftmals rühmliche Proben werkthätigen Gemeinsinnes gegeben. Aber bureaukratische Gewohnheiten und Vorstellungen sind durch eine uralte politische Verbildung und vornehmlich seit der Revolution so tief in das Volk eingedrungen, daß eine gänzliche Umkehr nicht möglich scheint. Das glänzende Beispiel der ständischen Selbstverwaltung in der alten Provinz Languedoc beweist gar nichts; denn jene Zeiten sind gewesen.

Man mag den geistlosen Mechanismus der Departementaleintheilung beklagen; ihn zu beseitigen war offenbar unthunlich. Jeder Versuch die alten Provinzen und ihre Stände herzustellen mußte, wie einst unter der Restauration, den Haß des Beamtenthums und der Masse gegen das alte Regime, die unauslöschliche Angst des Haufens vor der Wiederkehr der Zehnten und Frohnden wachrufen. Der Gedanke, mehrere Departements zu einer Region mit einer beherrschenden großen Stadt zu verbinden, fand einzelne beredte Fürsprecher. Wir aber fragen: war es wirklich noch an der Zeit, jenen uralten historischen Werdegang, welcher das Mark des Landes in Paris vereinigt hatte, rückgängig zu machen? und wie viele selbständige geistige Kräfte besaß denn Lyon, außer den Standesinteressen seiner Clerisei und seiner Handelswelt? In den Departements konnte sich schon deshalb eine kräftige Selbstverwaltung nicht entwickeln, weil diese Amtskörper kein namhaftes eigenes Vermögen besaßen. So bedeutende lokale Stiftungen, wie die Kreisarmenhäuser und Provinzial-Irrenanstalten in Preußen oder die unzähligen Grafschaftsstiftungen in England, sind nur ausnahmsweise

möglich in einem Lande, wo zehn Revolutionen allen alten Corporationsbesitz vernichtet haben. Auch bestand wenig Hoffnung solche lokale Vermögen neu zu bilden. Die natürlichste der Communalsteuern bleibt in alle Wege die Grundsteuer; die Erhöhung dieser Abgabe aber mußte bei dem überschuldeten Landvolke auf unbesieglichen Widerstand stoßen. Herr Thiers liebte mit der neuen Aristokratie zu prahlen, welche, nach der Revolution erwachsen, ein Unterpfand sei für die Zukunft der Freiheit — als ob nicht eine sociale Aristokratie in jeder hochentwickelten Volkswirthschaft nothwendig entstehen müßte! Solchen Sophistereien zum Trotz bleibt die Thatsache aufrecht, daß eine politische Aristokratie von festem Ansehen im Volke nicht vorhanden war. In der Mehrzahl der Mittelklassen lebte kein ernsthafter Wille für die Selbstverwaltung. Man berufe sich nicht auf die zahlreichen industriellen Associationen, worin die Selbstthätigkeit dieser Stände sich glänzend bewährt hat. Solche Unternehmungen, welche dem Beutel der Unternehmer direct oder indirect zu gute kommen, beweisen nichts für die Kraft des politischen Gemeingeistes. Ist doch die englische Manchesterschule, Meisterin in allen wirthschaftlichen Genossenschaften, zugleich die erklärte Feindin der „Arbeitsverschwendung" des selfgovernment. In dem französischen Mittelstande, dessen Hand für barmherzige Werke immer offen ist, drängte sich dennoch Alles um die Ehrenlegion und die besoldeten Staatsämter, Alles floh vor dem Ehrendienste des Schwurgerichts, der Nationalgarde, der Gemeinden. Die Denunciation galt als eine Schande, wie bei allen Völkern von mangelhaft entwickeltem Rechtsgefühle; und doch erhob sich bei jeder Gefahr, jeder Rechtsverletzung alsbald der Angstruf nach der Polizei.

Das allerstärkste Hinderniß für die Selbstverwaltung lag jedoch in der Herrschaft des vierten Standes. Demokratisirte Massen zeigen selten viel Verständniß für den Werth einer Gemeindefreiheit, an welcher sie sich doch nur vorübergehend, zur Zeit der Wahlen, betheiligen können; ja sie gehorchen gemeinhin lieber einem Soldbeamten, der außerhalb der ständischen Gegensätze zu stehen scheint, als einem Ehrenbeamten aus den besitzenden Klassen. Die Begründung einer wahrhaften Selbstverwaltung setzt eine seltene Kraft der Entsagung auf Seiten der Staatsgewalt voraus; aber ließ sich solche Selbstverleugnung von dem Absolutismus erwarten, wenn nicht eine furchtbare Katastrophe, wie der Friede von Tilsit, sie ihm aufzwang? Jede Selbstverwaltung belastet den Besitzenden mit schweren Opfern, sie kann also nur eingeführt wer-

den durch Zwang und Befehl der Staatsgewalt. Doch was die legitime Monarchie in Preußen 1808 einem ruhigen, an strengen Gehorsam gewöhnten Volke auferlegen konnte, das durfte die demokratische Tyrannis nicht wagen gegenüber einer aufgeregten Nation, welche sich berechtigt meint vom Staate das Größte zu fordern und das Mindeste für ihn zu leisten.

Darum stand die Vernichtung des bureaukratischen Verwaltungssystems nicht zu hoffen; nur eine Ermäßigung seiner Allgewalt blieb denkbar. Von dem Gelingen dieser bescheidenen Reform hing die Zukunft der politischen Freiheit vornehmlich ab. Die Liberalen aber, kaum an's Ruder gelangt, folgten dem Beispiel aller früheren Regierungen. Ollivier schob die Selbstverwaltungswünsche, die er einst selber vertreten, gleichgiltig zur Seite. Und so blieb denn die Bestimmung, daß der Maire nur aus der Mitte des Gemeinderaths ernannt werden dürfe, fast der einzige nennenswerthe Fortschritt, den das Gemeindeleben unter dem zweiten Kaiserreiche erlangte.

Daß diese Unterlassungssünde dem Wesen des Bonapartismus entsprang, erhellt rasch, sobald wir die Leistungen des zweiten Kaiserreichs betrachten und alsbald entdecken: es war der Staat und immer nur der Staat, der die großen socialen Umgestaltungen der jüngsten zwei Jahrzehnte geleitet und vollendet hat. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete lagen die größten Verdienste des neuen Bonapartismus, hier auch die schwersten Gefahren für die Sicherheit des Staats. Gewiß, nur die Liebedienerei konnte den Kaiser kurzweg als den Schöpfer der neuen Volkswirthschaft betrachten. Lesen wir die Hymnen der Präfekten auf die baguette magique des Bonapartismus, so scheint es fast, der Kaiser habe nur an seinem Zauberringe gedreht, und alsbald sei der schwunghafte Verkehr erwacht — ganz wie einst die deutschen Hofblätter der fünfziger Jahre das naturgemäße Anwachsen unseres Handels und Wandels aus der unergründlichen Weisheit der Bruck und Beust herleiteten. Indeß Napoleon III. durfte allerdings sich rühmen, daß unter keiner früheren Regierung der Wohlstand der Nation einen so großartigen Aufschwung genommen hatte. Er wußte zudem, daß bei der Selbstsucht der Reichen, dem Groll und Neide der Leidenden das System des Gehenlassens nicht ausreichte, daß unmittelbare

Staatshilfe für die Hebung des vierten Standes unumgänglich war. Durch die Verwöhnung dieser achtzehn Jahre sind die Ansprüche der arbeitenden Klassen an den Staat unermeßlich gesteigert worden, und in Zukunft wird keine französische Regierung den monarchischen Socialismus entbehren können. Der Ursprung der neuen Staatsgewalt, das Bedürfniß der Sicherheit, die Tyrannenlust an prahlerischem Glanze und nicht am wenigsten der gutmüthige, menschenfreundliche Sinn des Kaisers, dem das Helfen eine Freude war, haben zusammengewirkt, um dem zweiten Kaiserreich die Ideen der socialistischen **fraternité** aufzuprägen. Nicht umsonst stand über dem Thore des neuen Louvrepalastes die Bildsäule der Arbeit mit dem Füllhorn, nicht umsonst ward in allen napoleonischen Manifesten die Ordnung als die erste Quelle der Arbeit gepriesen. Das Ideal des Kaisers war, den Sieg der Demokratie in der Gesellschaft zu vollenden durch die Beseitigung der Massenarmuth, durch die Wohlthaten der Erziehung, des Credits und der öffentlichen Arbeiten. „Ich will, sagte er einst, für die Religion, die Sittlichkeit, den Wohlstand jenen noch so zahlreichen Theil der Bevölkerung erobern, der kaum den Namen Christi kennt, kaum die nothwendigen Lebensbedürfnisse genießen kann."

Wir Deutschen bekennen uns zu der altväterischen Meinung, daß die brüderliche Thätigkeit des Staates nur aushelfend und ausnahmsweise in das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte eingreifen dürfe. Der Staatsgewalt Frankreichs sind nach dem Verlaufe ihrer Geschichte weitere Grenzen gesteckt, und unleugbar hat der monarchische Socialismus neben vielen hastigen unreifen Experimenten auch manche Werke von dauerhaftem Segen geschaffen. Die **sociétés de secours mutuel** fesselten Tausende an das System. Eine solche Sparkasse wurde gebildet in jeder Gemeinde, wo der Präfekt es für nöthig hielt; den Präsidenten ernannte der Kaiser. Ihre Zahl wuchs von 2000 im Jahre 1852 binnen 7 Jahren auf 4118 mit 534,233 Mitgliedern und 23 Millionen Franken Vermögen. Ihr Vermögen mußte, wie die Capitalien aller Gemeinden und Corporationen, bei den Staatsbehörden niedergelegt werden — ein Schritt weiter auf der Bahn des monarchischen Socialismus. Die alten Wohlthätigkeitsanstalten, von jeher zahlreich in dem katholischen Lande, sind unter Napoleon III. fast durchgängig neu geordnet; sie wurden unter Staatsaufsicht verwaltet von Commissionen, die der Präfekt ernannte. Dazu eine Unmasse neuer Stiftungen: Krippen für die Arbeiterkinder; neue Hospitäler und

Anstalten zur Verpflegung der Kranken im Hause; Asyle für die verstümmelten und genesenden Arbeiter, „damit die Invaliden der Werkstatt den Invaliden des Schlachtfeldes gleichgestellt werden.“ Die fourneaux des kaiserlichen Prinzen gewährten dem Arbeiter billiges Essen; die Handwerkerkassen sollten „das Vorurtheil widerlegen, als ob nur dem Reichen geliehen werde, und die Wahrheit erhärten, daß ein guter Ruf ein wirkliches Eigenthum ist.“ Die Hauptstadt bot unentgeltliche Bäder, die Gemeinden der Departements erhielten Staatszuschüsse, um dem Arbeiter wohlfeile Waschungen zu ermöglichen. Für bequemen Einkauf der Lebensmittel sorgten die großen Pariser Markthallen. Die Bäckerkasse von Paris erhob einen Centime von jedem Kilogramm Getreide und gab den Bäckern Zuschüsse, sobald der Preis des Kilogramms Brot unter den unüberschreitbaren Satz von 50 Centimes gesunken war; so erhielt der Arbeiter billiges Brot, und der Bäcker speculirte auf niedrige Preise. Auch die Freigebung des Bäcker- und Schlächtergewerbes sollte den Verzehrern aus dem vierten Stande zu gute kommen, nur daß sie bei dem Widerstande der Privilegirten fast wirkungslos blieb. Selbst baares Geld wurde in den Tagen der Noth, wie zur Zeit des amerikanischen Krieges, von Staatswegen unter die Arbeiter vertheilt. Zuletzt entwarf der Kaiser den umfassenden Plan einer großen Staatsversicherungskasse für die Arbeiter — offenbar eine rein socialistische Idee. Bei allen solchen Wohlthaten blieb die persönliche Verbindung des Kaiserhauses mit den Arbeitern ein wesentlicher Zweck. Napoleon III. erklärte am Tage nach seiner Krönung: „mein erster Besuch als Kaiser soll den Leidenden gelten,“ und seitdem wurden fast alle Vereine zum Besten der arbeitenden Klassen unter das Protectorat des Kaisers, der Kaiserin oder des Kronprinzen gestellt.

Schon als Präsident ließ Napoleon III. das Buch von Henry Roberts über die Arbeiterwohnungen übersetzen, er selber entwarf Modelle für die Häuser der cités ouvrières. Den Deutschen überkam wohl eine bittere Empfindung, wenn er in jenen Jahren den schönen Sundgau, der uns für immer verloren schien, durchwanderte und dann Abends aus den Thoren von Mühlhausen die dichten Schaaren kräftiger Männer hinausströmen sah nach den sauberen Gartenhäuschen der Arbeiterstadt — es waren ja zumeist unsere Landsleute, die dort dem deutschen Leben verloren gingen. Das hat die deutschen Volkswirthe nicht gehindert, die menschenfreundlichen Verdienste der société industrielle de Mulhouse anzuerkennen, ihre lehrreichen Bulletins dank-

bar zu lesen. Hier in der That war eine sociale Reform, die in die Tiefe grub; der Arbeiter, der in jenen freundlichen Wohnungen an häusliche Sitten sich gewöhnt und durch mäßige Rentenzahlungen binnen weniger Jahre das Eigenthum seines Hauses erwirbt, wird nicht blos wirthschaftlich gehoben, sondern sittlich gebildet. Während dort sowie in dem benachbarten Gebweiler und Beaucourt der alte reichsstädtische Geist, die Thatkraft trefflicher deutscher Bürger wie J. Dollfus das gute Werk leitete und der Staat nur mäßige Zuschüsse gewährte, wurden dagegen andere Arbeiterstädte allein oder überwiegend aus Staatsmitteln erbaut: so die 9000 Einwohner zählende **cité Napoléon** in Lille und die neuen Arbeiterwohnungen in der Pariser Antonsvorstadt. Von den unter der Republik gestifteten Arbeitergenossenschaften hatten sich wenige erhalten; radikalen Bestrebungen entsprungen mußten sie mit dem Unwillen der Regierung kämpfen, sie waren zudem meist Productiv-Associationen, bewegten sich mithin auf dem schwierigsten und undankbarsten Gebiete des genossenschaftlichen Lebens. In den letzten Jahren des Kaiserreichs wendete sich auch diesen Arbeitervereinen die Gunst des Staates zu. Das gute Recht der Arbeitseinstellung wurde endlich anerkannt, das wichtige Gesetz vom 25. Mai 1864 gab den Arbeitergenossenschaften volle Freiheit.

War dergestalt für das Brot des vierten Standes gesorgt, so durften auch die Cirkusspiele nicht fehlen: Paraden und Ausstellungen das ganze Jahr hindurch, Spektakelstücke jeder Art unter dem Segen der neuen Theaterfreiheit, Illuminationen und Freibühnen am Napoleonstage. Am Martinsthore, wo die alten Boulevards an die Arbeiterviertel grenzen, ließ der Kaiser das **grand café Parisien** errichten, wo der Ouvrier für wenige Sous unter strahlenden Kronleuchtern auf sammtenem Divan sein **petit verre** trinken mochte. Desgleichen der Segnungen der Staatsschuld sollte der vierte Stand theilhaftig werden, auch sein Beutel sollte mit haften für den Kaiserthron. Nachdem die Appoints der Staatsrentenbriefe auf eine ganz geringe Summe herabgesetzt wurden, stieg die Zahl der Rentenbesitzer von 292,000 (1848) auf 1,095,683 (1867) Daß diese Demokratisirung der Rente dem Systeme einige Anhänger warb, ist freilich klar, noch klarer aber die schädliche Einwirkung auf die Sicherheit des Staatscredits, da der kleine Mann für panischen Schrecken besonders empfänglich zu sein pflegt. Seit der Rentenconversion, die Villele unter den Bourbonen unternahm, und seit der Wiederholung dieser Maßregel durch Bineau

und Fould bildeten die dreiprocentigen Papiere die Regel in der französischen, wie in der englischen Staatsschuld. Von 341 Millionen Renten waren 303 Millionen dreiprocentig; sie blieben die Lieblinge der Speculanten, da ihre niedrige Verzinsung zwar Sicherheit gegen weitere Zinsreduction gewährte, aber dem Geschäftsmanne nicht genügen konnte. Wie furchtbar wurde die Spielwuth genährt, die Festigkeit des Wohlstandes gefährdet durch die massenhafte Verbreitung solcher Papiere, die in den Kämpfen der Börse unablässig auf und niedergeschleudert wurden! Der Franzose besitzt bei großem Fleiße wenig Arbeitsfreudigkeit; er schafft unermüdlich zwanzig Jahre lang um sich dann zeitig einen bequemen Lebensabend einzurichten. Auf diese nationale Schwäche war die Demokratisirung der Rente berechnet, wie vor der Revolution die unwirthschaftliche Sitte der Tontinen. Die Zahl der kleinen Rentner, die sich mit vierzig, fünfzig Jahren zur Ruhe setzen, wuchs unter dem Kaiser erheblich an: in diesen Kreisen fand der Bonapartismus eine starke Schaar eifriger Anhänger, prahlsüchtiger Chauvinisten. — Mustern wir nochmals dies vielgestaltige Rüstzeug der demokratischen Tyrannis, so müssen wir gestehen. daß eine so unmittelbare Verbindung der niederen Stände mit der Person des Staatsoberhauptes höchstens in dem römischen Imperatorenreiche, in der neueren Geschichte niemals bestanden hat.

Eines der wichtigsten unter jenen socialistischen Machtmitteln, welche die Arbeiter zugleich bändigen und befriedigen sollten, war der berufene Umbau der Städte. Der Kaiser wollte sich in den Stand setzen jeden Straßenaufruhr niederzukartätschen — und er erfüllte nur seine monarchische Pflicht, wenn er der Wiederkehr so unseliger Ueberraschungen, wie die Februarrevolution gewesen, vorzubeugen versuchte. Die breite Rivolistraße verband die Tuilerien mit dem Stadthause, dem alten Mittelpunkte des Aufruhrs; der Boulevard von Sebastopol wurde mitten hineingelegt zwischen die Straßen von St. Martin und St. Denys, die Schauplätze so vieler Kämpfe unter dem Bourgeoisregimente. Die Macadamisirung der Boulevards entzog den Barrikadenhelden den gewohnten Baustoff. Das Kaiserschloß bildete mit dem Louvre eine kleine Feste, die durch die mächtigen Gitterthore des Carrousselplatzes rasch abgeschlossen werden konnte. Gewaltige unterirdische Gänge dienten zur Ableitung des Unrathes wie zur unvermutheten Beförderung der Truppen an bedrohte Punkte. Feste Kasernen an allen strategisch wichtigen Stellen; grüne Squares an den Knotenpunkten der

Straßen — dem Auge und den Lungen erfreulich, aber auch leicht abzusperren beim Ausbruche der Straßenschlacht. Kurz, gegen einen rohen Handstreich schien das Kaiserthum leidlich gesichert. Als wieder einmal eine Kartätschenstraße durch ein unruhiges Arbeiterviertel gezogen wurde, da wies der Kaiser den vorgeschlagenen Namen boulevard de la reine Hortense mit rührenden Worten zurück und wählte den Namen des durch eigene Kraft zum Reichthum aufgestiegenen Arbeiters Richard Lenoir; er wollte dem Adel der Arbeit seine Hochachtung aussprechen und — nebenbei den Ouvrier daran erinnern, daß das Kaiserreich die Peitsche wie das Zuckerbrot zu handhaben wisse.

Nicht blos für die Sicherheit, auch für die Schönheit und Gesundheit der Städte, für die Erleichterung des Verkehres gedachte der Staat zu sorgen. Wer Rouen um das Jahr 1865 gesehen hat, als die neuen sauberen Straßenlinien soeben durch das dumpfige alte Gassengewirr hindurchbrachen, der wird zugeben, daß manchen Städten allerdings Luft und Licht und freier Athem fehlten. Aber die Unternehmung, wohlberechtigt in ihren Anfängen, wuchs bald über alle Grenzen der Vernunft hinaus, sie wurde zu einer gewaltsamen socialen Umwälzung, welche so nur in unfreien Staaten möglich ist. Das Colossale ist ein Vorrecht der Despoten; die riesigen Demolirungen und Neubauten des Bonapartismus gemahnen in Wahrheit an jene grandiosen Bauwerke des Morgenlandes, welche Kunde geben nicht von der Größe des Volkes, das sie schuf, sondern lediglich von der Tiefe seiner Knechtschaft, von der Macht seiner Zwingherren. Paris und Lyon, Bordeaux und Marseille, alle großen und schließlich auch viele Mittelstädte des Reiches wetteiferten in solcher Bauwuth. Straßen und Wasserleitungen, Kathedralen und Börsenpaläste wuchsen aus der Erde; neben dem mächtigen Kriegshafen von Cherbourg, der Lieblingsschöpfung des ersten Kaisers, die der Neffe natürlich in großem Stile zu Ende führte, entstanden in allen Seeplätzen neue Docks und Häfen. Ein kaiserliches Decret gewährte den Gemeinden das Recht der Expropriation, und der autoritäre Socialismus wüthete mit erstaunlicher Unbefangenheit gegen das Privateigenthum, ließ auch bei der Entschädigungsfrage die politische Gesinnung der vertriebenen Eigenthümer nicht ganz außer Acht. Die solidesten Haushaltungen wurden also dem Glücksspiele preisgegeben: Ledru-Rollin gewann durch einen kaiserlichen Boulevard sein halbverlorenes Vermögen wieder, hundert Andere beklagten den Untergang ihrer Habe. In Paris, wo der Seinepräfekt Haußmann sich selber zur

Expropriation ermächtigen durfte, brachte jeder Sommer neue Wunder. 1222 Millionen waren bereits im Januar 1865 binnen zwölf Jahren, 1500 Millionen im Jahre 1869 für die Neugestaltung der Hauptstadt verwendet. Kleinigkeiten wie jene zwölf prächtigen Boulevards, die gleich den Strahlen eines Sternes von dem Arc de l'étoile ausgehen, fanden kaum noch Beachtung. Die schrankenlose Gewalt jenes einen Mannes in der stolzen Hauptstadt stand einzig da in der modernen Geschichte. Wo war es jemals gehört worden, daß einer mächtigen Commune von Amtswegen erklärt wurde, ihre Einwohner seien Nomaden, sie gehöre nicht sich selber an, sondern dem Staate?

Für die Beschaffung der Mittel bot zunächst die ungesunde Steuerverfassung der Städte eine bequeme Handhabe. Da die wichtigste Einnahmequelle der Städte aus den Octrois fließt, so entschließt sich hier ein Gemeinderath weit leichter zur Verschwendung als in Ländern, wo die Gemeindeausgaben durch Grund- und Miethsteuern bestritten werden. Als auch dies Mittel nicht mehr ausreichte, da wurde jene alte Irrlehre, daß es möglich sei die Lasten der Gegenwart den Schultern der Zukunft aufzubürden — jene Theorie, die einst von Gentz mit so viel unfruchtbarem Scharfsinn vertheidigt ward und in dem neuen Kaiserreiche amtliches Ansehen genoß — auch auf die Gemeinden angewendet. Ein kaiserliches Decret genügte, um die Gemeinden zu Anleihen zu ermächtigen. Die Kasse der Depots gewährte Credit für lange Perioden und zu niedrigen Zinsen: noch williger zeigte sich der mit Herrn Haußmann befreundete Crédit foncier, der die schwebende Schuld von Paris consolidirte. Wo es gelang die aufgewendeten Werthe wirklich in werbende fixe Capitalien zu verwandeln, da mochte selbst eine so krampfhaft gesteigerte Speculation heilsam wirken: in Lyon stieg die Schuldenlast in 9 Jahren (1854—63) von 10 auf 54 Mill., aber bei der mächtigen Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes hoben sich gleichzeitig die für Schuldentilgung und außerordentlichen Aufwand bestimmten Einnahme-Ueberschüsse von 620,000 Franken auf $3\frac{1}{2}$ Mill. — offenbar ein günstiges Ergebniß. Zu Marseille stiegen dagegen in 18 Jahren (1847—65) die Schulden von 17 auf 91 Mill., die Einnahmen nur von $5\frac{1}{2}$ auf $20{,}9$ Mill. Vollends in Paris hatte sich die Schuldenlast seit 1859 in acht Jahren verzwanzigfacht (sie stieg von 49 auf 984 Mill.), das Ausgabebudget für 1868 stellte sich auf 245 Mill. — um die Hälfte mehr als das Königreich Belgien für seinen Staatshaushalt braucht! Solchen Zahlen gegenüber konnte man

in der That nur dann eine Beruhigung finden, wenn man sich erhob zu der von den bonapartistischen Blättern mit gerechtem Selbstgefühle verkündigten Lehre: ein Staat, eine Gemeinde ist um so reicher, je schwerer ihre Schuldenlast. Auch darin lag wenig Trost, daß der Seinepräfekt jene ungeheuren Summen nicht blos für die orientalische Pracht seiner Stadthausfeste, sondern auch für nützliche Zwecke verwendete, und die Ausgaben der Hauptstadt für den Volksunterricht von $1{,}1$ Mill. (1847) auf $6{,}3$ Mill. (1867) stiegen.

Die Hoffnung des Kaisers, der Anblick der städtischen Prachtbauten werde den Schönheitssinn der Provinzbewohner wecken, mußte schon an der fieberischen Hast der Unternehmung zu Schanden werden. Hat der Fremde den ersten blendenden Eindruck überwunden — und namentlich auf einzelnen neuen Plätzen in Lyon ist der Anblick der prächtigen Springbrunnen unter grünen Büschen mitten im Marktgewühle wahrhaft bezaubernd: — hat das Auge des Nordländers sich erst gewöhnt an den schönen hellen Haustein, der in der milden Luft des Landes sich so klar und rein erhält, so empfinden wir bald die geistlose Armseligkeit des neuen Baustiles. Kahle Kasernenbauten, mit einigen anspruchsvollen Rococoschnörkeln überhangen, das ist Alles — das Ganze ein getreues Abbild dieser Epoche der Mathematik und des höfischen Prunkes, der Centralisation und militärischen Uniformirung. Widerwärtig berührt vornehmlich die knechtische Nachahmung der Pariser Bauten; es ist, als ob den Provinzen jeder selbständige Gedanke abhanden gekommen sei. Jedermann kennt den Pont neuf mit dem Standbilde Heinrich's IV. auf der Seine-Insel; Jedermann den alten Thurm St. Jacques de la Boucherie, welcher als ein Markstein des alten Paris, eingefriedigt von einem grünen Square, in die neuen geradlinigen Prachtstraßen hineinschaut — eines der anmuthigsten Effectstücke der modernen Bauzauberei. Auf der Brücke von Rouen begegnet uns genau auf derselben Stelle die Bildsäule Corneille's; und der Gemeinderath der Normannenstadt ruhte nicht, bis ein alter stumpfer gothischer Thurm aufgetrieben war, der, genau wie St. Jacques, von Buschwerk umgeben, die Grenze des alten und des neuen Rouen bezeichnet u. s. w. Was Wunder, daß dies ewige Einerlei die Gebildeten ermüdete, daß heftige Klagen laut wurden über den lieblosen Neuerungsgeist, der die ehrwürdigsten historischen Denkmäler der alten Städte vernichtete und selbst vor dem Frieden des Mont-

martre-Kirchhofes, vor den herrlichen Baumgängen des Luxemburg-Gartens nicht zurückschrak.

Schwerer als das Murren der Kunstfreunde und Historiker wogen die Bedenken der Volkswirthe. Ein wesentlicher Zweck dieser Massenbauten war, den Arbeitern Beschäftigung und reichlichen Verdienst zu gewähren. In der That strömten Hunderttausende von Arbeitern den Städten zu. Ihre Lage war vorderhand erfreulich, da der Arbeitslohn hoch stand, die schweren Octrois für den Arbeiter durch den niedrigen Brotpreis ausgeglichen wurden, und Wohnungen, welche nicht über 250 Francs Miethe abwarfen, keine Miethsteuer bezahlten. Aber es bleibt das Verhängniß des monarchischen Socialismus, daß er neue Bewegungen in der Gesellschaft wohl zu beginnen, anzuregen, nicht sie auf die Dauer zu erhalten vermag. Einmal mußte diese krankhafte Bauwuth doch ihr Ziel erreichen. Die rohe, unserer banausischen Zeit längst geläufige Ansicht, daß der Staat die Kunst fördern müsse um den Künstlern Brot zu geben, wirkte auf das zweite Kaiserreich mit der ganzen Wucht eines socialen Problems. Ein Heer von Unternehmern und Gehilfen verlangte dauernde Beschäftigung von dem Staate, der sie von Beruf und Heimath hinweggelockt hatte — denn es war der Staat, der die Städte durch Befehl und Gunst zu dem Umbau verführte. Dergestalt wurden die öffentlichen Arbeiten des Kaiserreichs nach und nach zu Nationalwerkstätten im Sinne der Februarrevolution: man baute um zu bauen, und Niemand wußte, was aus dieser Schraube ohne Ende werden solle. Der Arbeiter vom Lande ward in den großen Städten keineswegs zufriedener; er sah sich umwogt und umrauscht von glänzender Pracht, neben der ihm sein ansehnlicher Arbeitslohn wie ein elendes Gnadenbrod erschien.

Bei so unmäßiger Begünstigung der städtischen Arbeiter nahm die Entvölkerung des flachen Landes in hochbedenklicher Weise zu. Der Kaiser sagte einst zu den von der Londoner Ausstellung heimkehrenden Gewerbtreibenden, sie hätten sich um Frankreich wohl verdient gemacht, denn jede glänzende wirthschaftliche Leistung eines Volkes lasse die Höhe seiner gesammten Civilisation erkennen. Dies prahlerische „tous les progrès marchent de front“ war nur eine der vielen Selbsttäuschungen der Staatskunst des Materialismus. Der ernste Historiker wird gerade durch die Geschichte des zweiten Kaiserreichs abermals die triviale Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, bestätigt finden. Ja, er soll dies Sprichwort vertiefen und erkennen: einem

Gemeinwesen, das nur nach materiellen Gütern trachtet, kommt schließlich mit dem sittlichen Ernst auch die Kraft des wirthschaftlichen Fortschrittes abhanden. Der Kaiser hoffte, die aus den Städten heimkehrenden Bauernsöhne würden daheim die Gewohnheit kräftiger Fleischnahrung verbreiten; aber Niemand kehrte zurück. Die fleißigen Landschaften der Creuse, der Marche, des Limousin schickten auch vormals ihre jungen Männer als Maurer auf die Wanderschaft; jetzt begannen sie zu veröden, da der Arbeiter sich nicht mehr von den Genüssen der großen Städte trennen wollte. Während der Jahre 1851—1856 verminderte sich die Bevölkerung von 20 Departements, in dem Departement der oberen Saone sogar um ein volles Zehntel; die Einwohnerzahl des ganzen Reiches nahm nur um 256,000 Köpfe zu, die der Hauptstadt um 305,000. Die folgenden Jahre zeigten zwar eine etwas raschere Zunahme, aber selbst officiöse Schriften wußten diese krankhaften Zustände nur mit dem wohllautenden Ausdrucke: „die Bevölkerung bleibt stationär“ zu bezeichnen.

Die Volkszahl des Reiches wuchs in den ersten 60 Jahren des Jahrhunderts um 0,57% jährlich, sie braucht mithin, um sich zu verdoppeln, 150 Jahre — Deutschland nach den bisherigen Erfahrungen etwa 55 Jahre. Jenen Mammonspriestern, die in einer zahlreichen Kinderschaar nur unnütze Consumenten erblicken, geben wir zu erwägen, welche Verschiebung der Machtverhältnisse durch die geringe Fruchtbarkeit der Bevölkerung Frankreichs herbeigeführt wurde. Im Jahre 1816 lebten in Frankreich auf der Geviertmeile 500 Menschen mehr als in Deutschland (ohne Oesterreich), im Jahre 1861 war umgekehrt die Geviertmeile in Deutschland um 300 Köpfe dichter bevölkert, und beim Beginne des deutschen Krieges wurde Frankreich bereits an absoluter Volkszahl von Preußen und den verbündeten Staaten Nord- und Süddeutschlands übertroffen! Zwar daß die kleinen Städte unter 3000 Einwohnern in dem neuen napoleonischen Zeitalter um 12—14% herabgekommen sind, wird keinen Kundigen befremden; ähnliche Erscheinungen hat die Epoche des centralisirenden Eisenbahnverkehrs überall in Europa gesehen. Aber das anhaltende Sinken der Bauerschaft, derweil Paris und Lille, St. Etienne und andere Fabrikplätze unaufhaltsam wuchsen, war unleugbar ein Zeichen socialer Krankheit. Wir beklagen auch nicht, gleich vielen patriotischen Franzosen, daß die gallische Rasse nicht mehr dieselbe Fruchtbarkeit zeigt wie im siebzehnten Jahrhundert oder noch heute in Canada; langsamere

Volksvermehrung, Erschwerung der Ehen pflegt ja in der Regel mit hochgesteigerter Cultur Hand in Hand zu gehen. Erwägen wir aber, daß Frankreich — Dank seiner Niederlassungsfreiheit und trotz des Zwangs-Coelibates seiner Soldaten sowie der 45,000 Weltgeistlichen — weniger Hagestolze zählt als irgend ein europäisches Land, so erscheint das Stillstehen der Bevölkerung in einem sehr trüben Lichte. Die anhaltende Abnahme der Zahl der Kinder (deren unter dem ersten Kaiser $4,_{1}$, unter dem zweiten $3,_{14}$ auf eine Ehe kamen) läßt sich, bei der nervösen Sinnlichkeit der modernen Menschen, im Durchschnitte schlechterdings nicht aus besonnener Klugheit erklären. Sie hängt zusammen entweder mit der sittlichen Verwüstung des Lasters oder mit der körperlichen Schwäche — und in der That hat die Ehelosigkeit des Heeres, die abermalige Vernichtung von 200,000 kräftigen Männerleben durch die Kriege des zweiten Kaiserreichs den Krüppeln und Schwächlingen die Eheschließung wesentlich erleichtert. Auch das Verbot der Vaterschaftsklage, das der rohe Lanzknechtsgeist des ersten Napoleon erließ, hat freilich die Zahl der unehelichen Geburten verringert und darum oft den Beifall der Manchestermänner gefunden; ernsteren Männern regt sich heute doch die Frage, ob nicht jenes drakonische Gesetz Verirrungen gefördert hat, welche der Leibeskraft und Sittlichkeit ungleich verderblicher sind?

Die französische Nation war nicht mehr in der Lage, sich als die unbestritten erste Macht des Festlandes zu gebährden, sie mußte sich wohl oder übel in den Zustand eines ernsthaft gemeinten europäischen Gleichgewichts finden. Wenn diese Thatsache der friedlichen Gesittung der Welt auf die Dauer nur zum Segen gereichen kann, so erregt dagegen eine andere Folge der stockenden Volksvermehrung Frankreichs die Trauer jedes Denkenden. Die europäische Geschichte hebt an mit der Massenaristokratie der hellenischen Bürger, sie wird dereinst ihren Höhepunkt erreichen, wenn die Massenaristokratie der weißen Rasse die Länder jenseits des Weltmeeres beherrscht. In dem grandiosen Wettkampfe, der um diese schicksalsschweren Fragen sich erhebt, ist dem angelsächsischen Stamme das glücklichste Loos gefallen. Auch der Deutsche soll mit stolzem Vertrauen in diese große Zukunft blicken. Dafür ist längst gesorgt, daß deutscher Fleiß und deutsche Thatkraft am Mississippi und Yangtsekiang, in Chili wie in Japan würdige Vertreter finden; und seit dem Tage von Königgrätz dürfen wir auch hoffen, daß Deutschlands Volksthum und Sprache in den transatlantischen Län-

dern aufrecht bleiben werden. Der Franzose aber wird an diesem Wettstreite nur einen sehr untergeordneten Antheil nehmen. Frankreich kennt keine Auswanderung. 200,000 Köpfe, die binnen 10 Jahren das Land verließen, bedeuten wenig; sie bedeuten fast nichts, wenn wir bedenken, daß die guten Köpfe der Mittelklassen sich schier sämmtlich zu den Beamtenstellen drängen, und Frankreich nicht wie Deutschland oder England gesunde Jünglingskräfte, sondern zumeist verdorbene Subjecte in die Contore der transatlantischen Häfen schickt. Wer den vielgestaltigen Reichthum der europäischen Gesittung vollauf zu schätzen weiß, der wird schmerzlich beklagen, daß dies Versiegen der französischen Volkskraft eine unausfüllbare Lücke in der Cultur der Welt zu reißen droht. Aber die Würfel liegen bereits, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so muß Frankreich eine europäische Macht bleiben in jener gewaltigen Zukunft, da es eine Weltgeschichte geben wird, da Deutsche und Russen, Engländer und Nordamerikaner dem Welthandel neue Bahnen, der Menschenbildung neue Formen finden werden.

Hatte jene Verwöhnung der städtischen Arbeiter, die das Gleichgewicht der wirthschaftlichen Kräfte so schwer gefährdete, dem Kaiserthume mindestens die treue Anhänglichkeit der vorgezogenen Kinder erworben? Die Erhebung der Pariser Commune giebt darauf eine niederschmetternde Antwort. Die Vortheile, welche das Kaiserreich den Ouvriers gewährte, ließen sich doch nicht vergleichen mit jener Erlösung aus namenlosem Drucke, die einst die Cäsaren Roms den Provinzbewohnern brachten. Der Arbeiter stand dem Bonapartismus minder feindlich gegenüber als weiland den Bourgeois und den Legitimisten, sein alter Haß gegen die Transporteurs des parlamentarischen Systemes war noch nicht ganz verflogen. Auch das von den Radikalen gepriesene Ziel der directen Volksherrschaft fand wenig Anhänger; für Theorien und Ideale war in dieser Welt der business überhaupt kein Boden mehr. Ein Theil der Arbeiter begriff wirklich, was die Bonapartisten ihnen unablässig einschärften, „daß allein eine starke und feste Regierung ihnen die Verbesserungen bringen kann, welche die Wühler vergeblich versprechen.“ Aber von herzlicher Dankbarkeit gegen den kaiserlichen Wohlthäter war nichts zu spüren. Wenn die Gewaltigen des Kaiserreichs die schwieligen Fäuste liebkosten, wenn der bonapartistische Poet Mery den Arbeitern der Centralbuchdruckerei der Eisenbahnen zusang:

sachez bien que le jour viendra où de vos mains
jaillira la lumière —

so zog der vierte Stand daraus die Lehre, daß er das Kaiserreich regierte, daß der Hof ihn fürchtete. Wahrhaftig, es führt nur ein kurzer Weg von solchen Schmeichelreden bis zu jenem gräßlichen Liede, das nach der Februarrevolution auf allen Gassen der Hauptstadt gebrüllt wurde:

un jour viendra que le riche éclairé
donn'ra sa fille au forçat libéré!

Wenige Monate nachdem Jules Favre prahlerisch versichert hatte, es gebe keinen Pöbel in Paris, bereiteten die Petroleusen der Commune die gräßliche Todtenfeier! Die Verhandlungen des Genfer Arbeitercongresses vom Jahre 1866 gaben ein lehrreiches Bild von der veränderten Gesinnung dieser Klassen. Keine Rede mehr von der communistischen Schwärmerei vergangener Tage. Geschäftsmäßig, mit praktischem Geschick und drohendem Ernste wurde verhandelt; die Arbeiter wollen selber Capitalisten werden, sie betrachten die Armuth und den Arbeitslohn als eine Schande und verlangen zum allermindesten die Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden — während die Massen in der Februarrevolution noch zehn Stunden bewilligten. Später, auf dem Arbeitercongresse zu Brüssel wurde sogar die Ausgleichung der Bildung (égaliser les intelligences) gefordert, wenn die Welt zur wahren Gleichheit gelangen wolle. — Wenn die demi-monde von den Rennen von Vincennes nach dem eleganten Viertel von Notre Dame de Lorette heimkehrte — ein glänzendes Durcheinander von Cabs und Broughams und Chaisen, von englischen Rassepferden und schweren Percherons, von Livreedienern und grünen Postillonen — dann bildete das Sonntagspublikum Spalier die breiten Boulevards entlang, warf drohende Blicke und Schimpfreden auf den Zug, und es geschah wohl, daß einzelne Blusenmänner durch die Reihen brachen, um eine geputzte Dame aus dem Wagen zu reißen. Wer eine solche Scene gesehen, der mußte sehr kindlich sein um zu wähnen, das Gewissen des Volkes erhebe sich gegen das prahlende Laster. Es war die alte unsterbliche Scheelsucht gegen den Reichthum, und auch der Prunk des Hofes entging diesem Neide nicht. „Ich will mit Euren Händen arbeiten und Ihr sollt mit meinem Magen verdauen“ — so lautet nach den Propos de Labiénus der Grundvertrag, den Napoleon III. mit seinem Volke geschlossen, und Tausende theilten Rogeard's Mei-

nung. Die politische Haltung dieser ungebildeten trotzigen Masse, die nicht durch Auswanderungen von ihren meisterlosen Elementen gesäubert wurde, blieb schlechterdings unberechenbar. Auch die Junischlacht von 1848 hatte die Plünderungswuth der Communisten nur auf Augenblicke niedergeschlagen. Einer geheimen Gesellschaft anzuhören war nach wie vor selbstverständliche Ehrenpflicht für jeden Arbeiter, der lesen und schreiben konnte; der Bund der Internationale, dessen Anfänge vermuthlich bis in die Tage der Februarrevolution zurückreichen, warb in der Stille zahllose Anhänger. Das neue Recht der Arbeitseinstellung wurde fort und fort zu rohen, sinnlosen Strikes gemißbraucht. Vor den Gemeindewahlen in Marseille drohten einst die officiösen Blätter: wenn die Wahl gegen die Regierung ausfiele, so würden die öffentlichen Bauten der Stadt, die gegen 50,000 Menschen beschäftigten, aufhören — ein Versprechen, zu dessen Bewährung nachher natürlich der Muth fehlte. Die Arbeiter stimmten trotzdem für die Opposition, nicht weil sie die Rhetoren der parlamentarischen Partei liebten, sondern weil ihnen die Regierung noch immer nicht genug gethan hatte. Kurz, Arbeit und Capital zu versöhnen, war auch den Zauberkünsten des monarchischen Socialismus nicht gelungen. —

Die Bevorzugung der städtischen Arbeiter vor dem Landvolke scheint auf den ersten Blick räthselhaft, da ja der Kaiser seinen Thron der Bauerschaft verdankte. Er nannte sich oft mit Stolz einen Bauernkaiser, versicherte oft, daß er, gerechter als das Julikönigthum, die Hebung des Ackerbaues vollführen wolle vor der Reform der Handelspolitik. Er erklärte die Besserung der Landwirthschaft für wichtiger als den Umbau der Städte und verlangte von seinen Präfecten, daß sie dem Landbau „den ihm gebührenden Rang unter den großen Interessen des Landes wieder verschaffen,“ worauf die Minister — da ein kaiserlicher Befehl bekanntlich immer ausgeführt wurde — pflichtschuldigst betheuerten, die erleuchteten Absichten Seiner Majestät seien längst erfüllt, die Landwirthschaft sei nie populärer und geachteter gewesen denn heute. Der Herzog v. Persigny pflegte diese bukolischen Neigungen des Kaiserreichs mit besonderem Eifer; regelmäßig erschien er auf den landwirthschaftlichen Festen seiner Heimath, in der Landschaft Forez, um die Unschuld, die Treue, die Genügsamkeit der Bauern zu preisen gegenüber der Unruhe und dem Ständehasse der Städte. Auch die Präfecten lernten rasch die Weisen dieses bonapartischen Theokrit nachzusingen. Warum ist dennoch der Landbau das Stiefkind des Kaiserreichs ge-

blieben? Seit den Tagen der gallo-römischen Bagauden war der französische Landmann in Wahrheit niemals glücklich; warum hat sich dies alte traurige Gesetz der französischen Geschichte unter dem Bauernkaiser nicht geändert? Die Bauern bildeten die sicherste Stütze des Kaiserthums, ihre bonapartistische Gesinnung war so leidenschaftlich, daß sich im Nothfalle gerade in den rohesten Strichen des Reiches eine Jacquerie für den Kaiser hätte hervorrufen lassen. Eben darum durften die Bauern leichter vernachlässigt werden als die Ouvriers, von denen eine unmittelbare Gefahr drohte. Auch bot die Bescheidenheit und Langsamkeit der ländlichen Arbeit wenig Raum für jene glänzenden Paradestücke, deren die Tyrannis bedurfte. Die Landwirthschaft ist das freieste Gewerbe, sie kann ohne einige Selbständigkeit der Landgemeinden nie zu nachhaltiger Blüthe gelangen und leidet daher unter dem instinctiven Widerwillen der Bureaukratie. Das Beamtenthum, durch und durch städtisch gebildet, stand dem Ackerbau von jeher mit vollendeter Unwissenheit gegenüber. Seit unvordenklicher Zeit gab es keinen Präfekten, der selbstthätiger Landwirth war; jene Verbindung der Verwaltungsstellen mit dem großen Grundbesitze, die in dem preußischen Landrathsamte sich so trefflich bewährt, war bei den socialen Verhältnissen Frankreichs undenkbar. Seit der Julirevolution stand der große Grundbesitz in dem Verdachte legitimistischer Gesinnung; das Bürgerkönigthum erwies dem Centralcongresse der Ackerbauer, welchem der alte bourbonische Minister Decazes vorstand, ein unverhohlenes Mißwollen, das sich seitdem in der Bureaukratie erhalten hat. Da überdies dem großen Grundeigenthum ein aristokratischer Zug anhaftet und namhafte technische Fortschritte des Landbaues in der Regel von diesen ländlichen Aristokraten ausgehen müssen, so gewährte auch die Presse in ihrem Gleichheitseifer den Reformbestrebungen der Landwirthschaft nur geringe Unterstützung.

In solcher Lage konnten die Beglückungsversuche des Kaisers nur geringen Erfolg haben, obgleich Napoleon III. für den Landbau immerhin tausendmal mehr geleistet hat als das Julikönigthum. Eine Menge landwirthschaftlicher Vereine wurden gegründet, zahllose Ausstellungen veranstaltet, wobei der Präfekt dem strebsamen Bauersmanne Ehrenzeichen mit blauen Bändchen anheftete, auch wohl in feierlichen Augenblicken männlicher Rührung einen keuschen Kuß auf die Lippen einer musterhaften Kuhmagd drückte. Großartige Creditanstalten sollten dem Capitalmangel der Bauern abhelfen, seit 1859 bestand auch eine reich ausgestattete Versicherungsanstalt für das flache Land. Den Elementar-

schulen wurde die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse zur Pflicht gemacht, im Jahre 1866 unter großem Lärmen eine Staatsuntersuchung über alle erdenklichen Verhältnisse des Landbaues veranstaltet. Die öden Landes des Südwestens hat der Staat mit ungeheuren Kosten urbar gemacht und an kleine Besitzer ausgetheilt, dergestalt, daß die Gascogne heute nur noch 9500 Hectaren unbebauten Landes (i. J. 1857 : 283,000) besitzt. In den verwahrlosten Strichen der Sologne und des Berry legte der Kaiser selbst Mustergüter an, deren mit unverhältnißmäßigem Aufwande erzielte technische Erfolge freilich dem armen Bauer kein Vorbild gaben. Das größte Verdienst indessen, das sich der Kaiser um die Landwirthschaft erwarb, lag in seiner Handelspolitik. Als Napoleon III. unter dem gehässigen Widerstreben der Grundbesitzer zuerst den Zoll auf Leinwand und Vieh herabsetzte, dann alle landwirthschaftlichen Schutzzölle aufhob und die Wandelscala gänzlich beseitigte, da vollführte er eine heilsame Reform, die ein unbefangeneres Geschlecht dereinst anerkennen wird.

Doch leider wurden die wohlmeinenden Absichten des Monarchen stets durch bureaukratische Afterweisheit durchkreuzt. Die landwirthschaftlichen Vereine standen unter der Aufsicht der Präfekten und gediehen darum nur kümmerlich. Ihre Vereinigung unter einem gemeinsamen Mittelpunkte galt für gefährlich; noch in der letzten liberaleren Zeit des Kaiserreichs wurde ein Congreß der Weinbauer verboten. Während der Handelsstand seine Handelskammern selbst wählte, ernannte der Präfekt das conseil, das ihm in landwirthschaftlichen Fragen technische Gutachten gab. So fügte es sich oft, daß in dem landwirthschaftlichen Rathe kein einziger großer Grundbesitzer tagte. Der Präfekt führte den Vorsitz und ernannte den Secretär. Die bureaukratische Allwissenheit erdreistete sich nicht selten die Ernte zu verbieten, wenn das Getreide nach der Ansicht des Präfekten noch nicht reif war, sie verbot das Aufharken des Strohes, weil die socialistische Tyrannis auch für die Aehrenleser sorgen mußte — und was der Abderitenstreiche mehr sind, die Herr von Esterno in seiner einseitigen aber lehrreichen Schrift les privilégiés de l'ancien régime et les privilégiés du nouveau geschildert hat. Wenn das System der Vicinalwege, allen Mahnungen des Kaisers zum Trotz, sich nicht entwickeln wollte, und einige Striche von Mittelfrankreich an das römische Gallien erinnerten, da prächtige Kaiserstraßen durch ein unwegsames Land zogen, so liegt die Schuld wiederum an der bureaukratischen Verwaltung. Nur selb-

ständige Gemeinden schaffen Vicinalwege; desgleichen nur selbständige Gemeinden gewähren Abhilfe für den Mißstand, daß der Bauerbursch die elementaren Begriffe der Theorie seines Gewerbes niemals kennen lernt.

Die mit so vielem Pomp in Scene gesetzten Creditanstalten sind, ergriffen von dem Schwindelgeiste der Epoche, dem anspruchslosen Gewerbe des Landmannes fast gar nicht zu gute gekommen. Die Gesellschaft des Crédit foncier verwendete in 13 Jahren (1852—65) 714 Millionen, die Hälfte davon für den Umbau von Paris, für das flache Land nur die lächerlich geringe Summe von 57 Millionen. Auch die cités ouvrières haben bald auf den Beistand dieser Gesellschaft verzichtet, da ein wahrhaft gemeinnütziges Unternehmen die hohen Zinsen, welche der Speculant verlangt, nicht erschwingen kann. Ebenso unfruchtbar für den Landbau blieb der sogenannte Crédit agricole. Noch mehr: die Steuereinnehmer, die amtlichen Agenten des Crédit foncier, erhielten Prämien für jedes Capital, das sie der Gesellschaft zuführten, sie bemühten sich also, die Ersparnisse des Bauern nach Paris zu locken, statt die Capitalien der Hauptstadt im Landbau anzulegen. Bedeutende landwirthschaftliche Genossenschaften zum Schutze gegen Hochwasser u. dgl. waren nirgends vorhanden; das Börsenspiel, die hohe Dividende der Pariser Creditgesellschaften erschien lockender. Sobald aber der Bauer der Speculation verfällt, entfremdet er sich seinem bescheidenen Gewerbe. So litt der Landmann zwiefach unter dem monarchischen Socialismus: die Capitalien des flachen Landes flossen nach der Hauptstadt, und zugleich stieg der ländliche Arbeitslohn, da der Umbau der Städte die Tagelöhner hinwegführte.

Der bureaukratische Schlendrian hat selbst dies ruhelose Regiment verhindert, an die alten fehlerhaften Gesetze, die den Landmann drücken, die bessernde Hand zu legen. Der Code rural, daran seit dem Jahre 1808 fünf Systeme arbeiteten, wurde nie vollendet. Der segensreiche Grundsatz der freien Theilbarkeit des Bodens wirkt offenbar verderblich, wenn nicht die Zusammenlegung der Grundstücke erleichtert wird. Aber die hohe Besteuerung der Aeckervertauschung, welche die Bourbonen nach dem Muster Preußens und Englands abschafften, wurde durch die Orleans wieder eingeführt und bestand auch unter dem Kaiserreiche fort, dergestalt daß Zusammenlegungen der weit zerstreuten Parcellen kaum jemals vorkamen. Die Abgaben für den Verkauf von Grundstücken und die damit verbundenen Gerichtskosten beliefen sich auf 10 % des Werthes:

im Jahre 1862 wurden für 2 Milliarden Grundstücke verkauft mit einem Aufwande von 214 Millionen an Kosten und Steuern. Nicht minder lästig wirkte die noch immer unveränderte Hypothekenordnung mit ihren leidigen Kosten und Förmlichkeiten. Nicht die directen Steuern erdrückten den Bauer, wie die Oppositionsredner behaupteten; auch nicht die unvernünftige Thür- und Fenstersteuer — denn jene fensterlosen Höhlen, welche dem Nordländer so widerwärtig in die Augen stechen, sind bei den Lebensgewohnheiten der Südländer keineswegs unerträglich. Aber die Creditlosigkeit, gefördert durch eine unter der Herrschaft des städtischen Mittelstandes zu Stande gekommene Agrargesetzgebung und durch die Speculationswuth des Kaiserreichs, lastete schwer auf dem Landmanne. Von $7_{,846}$ Millionen Grundeigenthümern waren im Jahre 1850 drei Millionen steuerfrei wegen Zahlungsunfähigkeit. Die Unterwerfung des flachen Landes unter die Macht des städtischen Capitals, dies alte Leiden Italiens, begann auch in Frankreich einzureißen; sehr häufig wurde der kleine Bauer in den parcellirten Küstenstrichen des Canals durch die Fabrikanten von Rouen und Elbeuf ausgekauft. Selbst für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums auf dem Lande war nicht genugsam gesorgt. Solche Ungleichheit wurde schwer empfunden in einem Volke, das mit allen Privilegien gebrochen hat.

Das wunderbar reiche Land, dessen unermeßliche Hilfsmittel nicht leicht überschätzt werden können, hat im Anfange des Kaiserreichs drei Mißernten hintereinander, die Cholera, wiederholte Kriege und Ueberschwemmungen ohne sonderliche Beschwerden überstanden. Der Landbau zog, wie billig, von dem neu erwachten volkswirthschaftlichen Eifer einigen Vortheil. Wir erinnern nur an die Zucht der Pferde, deren Zahl und Werth trotz der Eisenbahnen sich namhaft hob. Die Ausfuhr der Percherons nahm jährlich zu, französische Renner schlugen wiederholt auf den Bahnen von Baden und Paris deutsche und englische Rosse aus dem Felde. Auch sind wir keineswegs der Ansicht vieler conservativer Politiker, daß der Uebergang zum englischen Pachtsysteme dem französischen Landbau noth thue. Hier handelt es sich um feststehende sittliche Begriffe der Nation, welche mächtiger sind als Parteidoctrinen. Mag der englische Pächter technisch glänzendere Erfolge erzielen — in seinen Millionen freier Bauern besitzt Frankreich einen sittlichen Schatz, dessen politischer Werth leicht bei einem europäischen Kriege den Zweiflern sich erhärten kann. Aber die goldenen Berge, welche das Kaiserreich den Bauern versprach, sind doch ein

Traum geblieben. Noch immer kennt der unwissende capitallose kleine Landwirth die Düngerbenutzung sehr wenig, die Drainage fast gar nicht, noch immer ertönt die alte Klage der Fachmänner, daß die Landwirthschaft sich einseitig auf den Getreidebau richte, Viehzucht und Wiesenbau vernachlässige. Der Landbau blieb auch unter dem Bauernkaiser das unscheinbarste Gewerbe, unvergleichlich weniger ehrenvoll und einträglich als Beamtenthum und Barreau, Industrie und Börse. —

Während die Landwirthschaft ihr altes Siechthum nicht verwinden konnte, ward dagegen für den Handel und Gewerbfleiß eine neue glücklichere Zeit heraufgeführt durch eine That des Kaisers, welche, schon halb vergessen von den undankbaren Zeitgenossen, allein genügt dem Namen Napoleon's III. unvergängliche Dauer zu sichern. Um die Freiheit des Handels zu gründen, mußte der Kaiser brechen mit einigen Glaubenssätzen der napoleonischen Religion, mit den bureaukratischen Gewohnheiten und volksthümlichen Vorurtheilen, ja geradezu mit der historischen Ueberlieferung seines Staates. Er hatte einst die schutzzöllnerischen Gedanken des Oheims gläubig verehrt, dann war er ein Augenzeuge der kühnen Schwenkung Robert Peel's und lernte später von Cavour, von Michel Chevalier und jenen Fortschrittsconservativen des Julikönigthums, den Morny und Girardin, welch längst durch ihre freihändlerischen Wünsche die Bourgeoisie erbittert hatten. Aber selbst Girardin erwartete erst in einer fernen Zukunft den Abfall der Regierung von der uralten Gewohnheit des Prohibitivsystems. Der Kaiser hatte inzwischen die veränderten Lebensbedingungen des Welthandels erkannt; und daß er es wagte sich in die hohe Fluth des modernen Verkehrslebens zu stürzen, daß er zu lernen vermochte von der wachsenden Zeit, daß er einmal doch der Selbstsucht der Stände eine monarchische That gleichaustheilender Gerechtigkeit entgegenstellte, darin liegt der beste Ruhm seiner Regierung. Er sah voraus, daß eine Reform der unhaltbaren Tarife von Frankreich und England unvermeidlich bevorstand, eine Reform, welche ohne gegenseitige Verständigung die Gewerbsinteressen beider Länder zu verwirren drohte. Er benutzte nun den günstigen Zeitpunkt, da das Ansehen des Kaiserreichs nach den italienischen Erfolgen auf der Höhe stand, um mit Fachmännern beider Staaten, vornehmlich mit Cobden und Chevalier, die bei der großen Verschiedenheit der zwei Tarife überaus schwierige Ausgleichung der gegenseitigen Ansprüche zu versuchen. Am 23. Januar 1860 wurde dann der Handelsvertrag geschlossen. Mit Fug und Recht stand bald

nachher die Bildsäule Richard Cobden's im Schlosse von Versailles unter Frankreichs Größen. Wenn die Summe der gesammten Aus- und Einfuhr des Staates im Jahre 1850 nur 2500, 1865 aber 7614 Millionen Franken betrug, wenn die Ausfuhr, namentlich der **articles de Paris** und jener feineren Waaren, an denen der geschmackvolle Schönheitssinn der Franzosen zur Geltung gelangt, ganz unverhältnißmäßig stieg: so mußten solche Zahlen jedem Unbefangenen den Segen des freien Handels erhärten — trotz der anerkannten Kunstfertigkeit der kaiserlichen Statistik, welche stets bewies, was sie beweisen wollte.

Politische und wirthschaftliche Rücksichten zwangen den Kaiser, die Handelsfreiheit auf dem Wege der Differentialzölle und Handelsverträge zu erstreben. Es galt die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers zu umgehen, welche bei einer allgemeinen gesetzlichen Tarifveränderung sich nicht vermeiden ließ. Es galt ferner die anderen Nachbarstaaten durch die Furcht vor dem Verlust des französischen Marktes gleichfalls in die Bahn des freien Handels zu treiben und doch dem Gewerbfleiße Frankreichs einige Entschädigung zu sichern. Vornehmlich lag dem Erwählten des Volkes am Herzen, als der Friedensbringer und Bahnbrecher eines europäischen Fortschrittes zu erscheinen. Er mußte zu der Handelskammer von Lyon sagen können: „Frankreich giebt in Europa den Anstoß zu allen großen und hochherzigen Gedanken," und dergestalt durch die Beschwichtigung der nationalen Eitelkeit viele verletzte Klasseninteressen versöhnen. Nun drängten sich in rascher Folge die Verhandlungen mit Belgien, Italien, Deutschland. Die Diplomatie schien, gemäß dem holden Traume der Friedensapostel, gänzlich in der Handelspolitik aufzugehen, und es entstand jene neue menschlichste Form der Handelsverträge, welche nicht mehr danach trachtet den Verhandelnden Vorzugsrechte zu sichern, sondern lediglich verhindern will, daß Dritten ein Vorrecht eingeräumt werde. Durch diese Kette von Handelsverträgen, durch den Paßvertrag mit England u. s. w. wurde der freie Markt Westeuropa's gegründet, das von dem Oheim mit arglistiger Herrschsucht erstrebte europäische Föderativsystem in einem gerechten und verständigen Sinne verwirklicht. Mit Genugthuung konnte der Kaiser verkünden: „da ist sie endlich vollzogen, jene so lange vorhergesagte schreckliche Invasion auf den englischen Boden" — und seine Nation auffordern „muthig ein neues Zeitalter des Friedens einzuweihen."

Wohl erregt solche despotische Völkerbeglückung nicht eine so ungetrübte Befriedigung wie einst jenes erhebende Schauspiel der Klärung der Geister im freien Kampfe, welches der Abschaffung der englischen Korngesetze vorausging. Frankreichs Freihändler klagten vormals, daß ihnen die Verbreitung ihrer Grundsätze durch das freie Wort versagt sei, jetzt aber nahmen sie den coup d'autorité mit Freude, ja mit Stolz hin. Sicherlich ein trauriger Beweis für die Unfertigkeit der politischen Bildung. Doch das harte Wort muß gesagt werden, ohne jenen kaiserlichen Machtbefehl hätte Frankreich noch jahrzehntelang der Segnungen der Handelsfreiheit entbehrt. Die erschreckende Unwissenheit und Selbstsucht der meisten Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, die in tausend Gewerbs- und Schwindelgeschäfte verflochten waren, gestattet daran keinen Zweifel, daß eine parlamentarische Reform der Handelspolitik unmöglich war. Der monarchische Wille hatte in diesem einen Falle nicht blos die Gesetze verbessert, sondern auch die Erziehung der Nation zur Freiheit gefördert — soweit in diesem Lande Freiheit möglich war. Der politisch günstige Zeitpunkt der Reform war volkswirthschaftlich sehr unglücklich gewählt. Das Land litt unter der Mißernte von 1861, das Baumwollengeschäft unter dem amerikanischen Kriege; einzelne Zweige der Industrie waren der englischen Concurrenz in der That nicht gewachsen. Dennoch gewann die freihändlerische Gesinnung des Südens und Westens langsam das Uebergewicht über die schutzzöllnerische Seelenangst des Nordens. Wenn in Frankreich im vergangenen Jahrzehnt nur 10 Pfd. Kaffee und 3 Pfd. Zucker, in dem von der Natur ungleich weniger begünstigten Zollvereine 10½ Pfd. Kaffee und 4 Pfd. Zucker auf den Kopf der Bevölkerung verzehrt wurden, so mag man immerhin die verschiedenen Consumtionsgewohnheiten der Nordländer und der Südländer berücksichtigen; so viel erhellt doch aus diesen und ähnlichen Zahlen, daß die Volkswirthschaft des gesegneten Landes noch nicht leistete was sie vermochte. In der Presse vornehmlich wurde die Ueberzeugung immer lebendiger, daß nur die Entfesselung der wirthschaftlichen Kräfte die Machtmittel des Landes ganz verwerthen könne; blieb der Frieden erhalten, so schien ein Rückfall in das Prohibitivsystem nach der praktischen Schule der letzten Jahre unmöglich. Der freie Handel aber giebt dem modernen Menschen erst das volle Bewußtsein seiner persönlichen Kraft. Seltsam genug, ein Gewaltstreich der bureaukratischen Regierung hat die erste breite Bresche in das System bureaukratischer Bevormundung gelegt.

Das Wort Napoleon's III.: „je reicher und glücklicher ein Volk ist, desto mehr trägt es bei zu dem Reichthum und dem Glücke der anderen," war allmählich zu einem Gemeinplatze in Frankreich geworden. Es stand zu hoffen, daß man lernen werde diese humane Grundwahrheit der modernen Staatskunst auch auf das Verhältniß der Stände und auf die auswärtige Politik anzuwenden. Seitdem hat der deutsche Krieg und die dritte Republik auf diesem wie auf allen anderen Gebieten des Staatslebens eine rohe Reaction herbeigeführt; der handelspolitische Aberwitz des großen Bürgers Thiers sollte der Welt abermals beweisen, daß die médiocrité méconnue Ludwig Napoleon's mit allen ihren Sünden klüger und freisinniger war als irgend ein Staatsmann des jüngsten französischen Geschlechts.

Der berufene Ausspruch: „Frankreich ist reich genug seinen Ruhm zu bezahlen" entbehrt nicht jedes Grundes; die ungeheure Kraft der Arbeit und des Sparens in der modernen Volkswirthschaft übertrifft jede Voraussicht. Vielleicht niemals hat das Festland ein so gewaltiges wirthschaftliches Schaffen gesehen, wie in den beiden großen Speculationsepochen des Kaiserreichs, nach dem Staatsstreiche und nach dem Krimkriege. Es war die Zeit, da Girardin sagte: il n'y a plus rien à faire aujourd'hui que de se faire millionaire. Selbst dies unermüdliche kaiserliche Regiment vermochte den colossalen Fortschritten des Verkehres nicht zu folgen. Die Postreform, die Ausdehnung der Telegraphenlinien, nach dem Staatsstreiche vielbewundert, genügten längst nicht mehr; bald blieb die französische Post hinter den Nachbarlanden zurück. Zu dem alten Eisenbahnnetze der sechs großen Gesellschaften trat ein zweites hinzu, neuerdings noch ein drittes; während im Jahre 1857 1330 Kilometer Eisenbahnen bestanden, waren elf Jahre später 21,050 Kilometer fertig oder im Bau, und jeder Tag brachte neue Baupläne. Die Leistungen des Kaiserthums auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik stellten die Thaten der Bourbonen und Orleans gänzlich in Schatten; doch sie krankten vornehmlich an zwei Gebrechen, welche wiederum auf die politischen Grundschäden des Systemes zurückführen. Die überspannte Centralisation lastete auch auf dem Verkehre; das Monopol der Bank stand noch immer aufrecht, ja die Bank von Frankreich war thatsächlich nur die Bank von Paris, ihr Credit kam überwiegend der Hauptstadt zu gute. Und jener Geist prahlerischen Schwindels, der im Wesen der demokratischen Tyrannis liegt, erreichte gerade in dem industriellen Leben eine furcht-

bare Höhe: ein goldener Regen sollte die um ihre idealen Güter betrogene Bourgeoisie trösten. Das Börsenspiel ist freilich alt auf dem Boden von Paris, ja es wirkte in einer Zeit unentwickelter Volkswirthschaft, in den Tagen Law's, offenbar weit verderblicher als heute, da ein Theil der Börsenspeculanten doch das Amt der Pioniere versieht für ernste Geschäfte. Aber jene 9928 Millionen fremder Anleihen, welche in den zehn Jahren nach 1855 an der Pariser Börse negocirt wurden (im Jahre 1863 allein 1205 Millionen), deuten doch auf einen Zustand des Fiebers, um so mehr, da die schwindelhaften Anleihen der allerverrufensten Staaten, Oesterreichs und Mexico's, Italiens und Spaniens, Rußlands und der Türkei, sich der absonderlichen Gunst der Pariser Börsengrößen erfreuten. Wenn schwermüthige Gelehrte die Schlemmer des zweiten Kaiserreiches an das alte Rom erinnerten, so lautete die Antwort: der moderne Reichthum ist erarbeitet, der der Römer war zusammengeraubt. Indeß Angesichts der Firmen Mirès und Solar, Pereire u. Co. und so vieler anderer neu entstandener schimpflicher Vermögen erscheint auch dieser letzte Trost von zweifelhafter Kraft.

Die Regierung selber litt unter der künstlich aufgeschwellten Uebermacht der Börse, sie sah sich gezwungen in ihren politischen Plänen eine höchst unziemliche Rücksicht auf die Baisse zu nehmen — und sie erntete damit nur die Früchte ihres Thuns. Die Staatsgewalt des Bonapartismus wähnte sich verpflichtet, auch dem Capitale der Nation seine Wege zu zeigen. Sie verleitete die Besitzenden, Milliarden in Italien, Mexico, Oesterreich anzulegen; und Jedermann weiß, wie viel parteiische Gunst der Staat den neuen Creditanstalten schenkte, wie schamlos die Gesellschaft des Credit Mobilier die wichtigsten Verkehrsinteressen des Landes zur Bereicherung ihrer leitenden Firmen ausbeuten durfte. Der Gedanke einer Creditgesellschaft, welche nur dazu dienen soll, neue Anlageplätze für das Capital zu finden, neue Actienunternehmungen hervorzurufen, entspricht offenbar dem Charakter eines bureaukratischen Staates, wo Jedermann gewöhnt ist dem Antriebe von oben zu folgen; er hat darum in den Ländern selbständigster Geschäftsübung, in England und Nordamerika, niemals ernsthaften Anklang gefunden. Die Gesellschaft erlebte einige Jahre blendenden Glanzes, welche selbst den Londoner Economist zu vorzeitigem Lobe verführten; nachher in jener Epoche des Mißtrauens, die seit dem Jahre 1864 auf dem Verkehre lastete, ward offenbar, daß die Ver-

einigung so massenhafter und grundverschiedener Unternehmungen in Einer Hand über das Maß menschlicher Geisteskraft hinausgeht. Die glänzende Unternehmung eilte dem Untergange entgegen; das System wußte auch hier nur Kräfte zu wecken, nicht sie fortzuleiten und zu erhalten. Erwägen wir solche Erfahrungen, so wird verständlich, warum einer unserer ersten deutschen Geschäftsmänner, ein rechter Vertreter des alten Bürgerthums, traurig zu sagen pflegte: „solche Zeiten wie unter Ludwig Philipp werden wir doch nie wiedersehen!“ Die Ausdehnung der Geschäfte war unermeßlich gestiegen seit dem Bürgerkönigthum, aber die fieberische Vielgeschäftigkeit des socialistischen Staates, die rohe Genußsucht der Epoche ließen auch die wirthschaftliche Thätigkeit wie ein Abenteuer, ein vermessenes Spiel erscheinen. Zudem wurde die Capitalbildung immer von Neuem durch Hofprunk und Kriege, durch die unerhörte Leichtfertigkeit der Finanzverwaltung gestört. —

Wenn irgend eine der Versprechungen des Prätendenten nicht erfüllt ward, so sind es sicher die Verheißungen napoleonischer Sparsamkeit, welche in den Schriften Ludwig Bonaparte's, unter heftigen Ausfällen gegen die Verschwendung des Parlamentarismus, immer wiederkehrten. Der Neffe konnte weder wie der Oheim durch die Tribute unterjochter Länder den eigenen Staat entlasten, noch besaß er das finanzielle Talent, den soldatischen Ordnungssinn des Ahnherrn. Das beliebte Schlagwort der Unzufriedenen „Freiheit oder Bankrott“ war freilich eine Phrase, genau so leer und frivol wie die andere „Freiheit oder Krieg.“ Die Finanzen des Kaiserreichs standen noch im Frühjahr 1870 keineswegs so rettungslos, wie einst das Budget des alten Regimes vor der Revolution; wir können auch mit nichten zugeben, daß der Staatshaushalt in der parlamentarischen Epoche sich durch Ordnung und Sparsamkeit ausgezeichnet habe. Nur die Restauration hat die Finanzen musterhaft verwaltet — durch Bureaukraten wie Villele und Louis, welche der constitutionellen Doctrin keineswegs nahe standen. In der Blüthezeit des Parlamentarismus dagegen stieg die Verschuldung des Staates unaufhaltsam, obgleich das Julikönigthum für das Wohlsein der Vielen und die Macht des Reiches nur Geringes leistete. Auch die Unklarheit und Unsicherheit des Budgets ist ein Vermächtniß der parlamentarischen Zeit. Schon im Januar 1848 erhob Lasteyrie die berechtigte Klage: „das Schaugerüste unseres Budgets ist angefüllt mit Täuschungen und Fictionen.“ Die letzte Anleihe des

Julikönigthums, 1847, wurde abgeschlossen zu dem Curse von 75 Francs 15 Centimes; aber die Renten wurden sofort in das große Buch eingetragen, während das Capital erst in zwei Jahren allmählich eingezahlt wurde; daraus ergiebt sich ein Curs, nur wenig günstiger als jener, den das Kaiserreich i. J. 1868, nach ungleich größeren Leistungen für das Gemeinwohl, zu erreichen vermochte. Der bekannte kurz vor dem Februar geschriebene Brief des Herzogs von Joinville giebt über die Bedrängniß der Staatswirthschaft der Bourgeoisie unzweideutigen Aufschluß.

Die socialistische Tyrannis wollte Großes schaffen und durfte darum vor erhöhten Ausgaben und erneuten Schulden nicht zurückschrecken; sie hat sogar die Amortisation der Schuld mehrmals ausgesetzt oder beschränkt, und allerdings mußte schon unter dem Julikönigthum der verständige Zweifel laut werden: wozu dies verlustvolle Amortisiren, wenn gleichzeitig neue größere Schulden aufgenommen werden? Das Kaiserreich wollte die nothwendig steigenden Staatsausgaben durch ein noch rascheres Fortschreiten der Volkswirthschaft ausgleichen. Ein solches System wird nicht verurtheilt durch die Aufführung einiger großer Zahlen. Wir müssen vielmehr fragen: ist der Volkswohlstand wirklich schneller gewachsen als die Belastung des Staates? und sind die ungeheuren Staatsausgaben in Wahrheit productiv gewesen? Die erste Frage darf man bejahen, auf die zweite kann nur ein bestimmtes Nein erwidert werden.

Die Schuldenlast war an sich mit nichten unerschwinglich; wenn Großbritannien seine 19 Milliarden mit Leichtigkeit ertrug, so konnte Frankreich unter einer Last von 12 Milliarden und 133 Millionen nicht verbluten. Auch an Steuern vermochte das reiche Land bei einem rationellen Steuersysteme noch weit mehr aufzubringen als unter Napoleon III. — sicherlich $2^1/_2$ Milliarden. Die Behauptung des verdienten Statistikers Horn, daß jeder Franzose ein Viertel seines Einkommens an den Staat entrichte, mußte Unbefangenen sofort als eine Uebertreibung des Parteihasses erscheinen. Aber die mangelhafte Vertheilung der Steuerlast, die durch den Staat selbst verschuldete Bedrängniß des Landmannes machten eine Erhöhung der directen Steuern unausführbar; der Staat sah sich bei jedem neuen Bedarf auf die indirecten Abgaben und auf Anleihen angewiesen. Und in welcher rasenden Steigerung wuchsen Ausgaben und Schulden! Das Ausgabebudget hatte längst die dritte Milliarde angebrochen und konnte selbstverständlich nie

wieder auf 2 Milliarden herabgehen; sehr treffend rief einst Thiers, als das Budget über die erste Milliarde hinausschritt: saluez ce milliard, vous ne le reverrez plus! Das Kaiserreich verzehrte im Jahre durchschnittlich 800 Millionen mehr als das Bürgerkönigthum. Die Verwaltung der consolidirten Staatsschuld hatte im Frühjahr 1870 364 Millionen an jährlichen Renten zu bezahlen; davon waren 54 Millionen unter der Republik, 133 unter dem Kaiserreiche neu hinzugekommen. Die Schuld hatte sich mithin verdoppelt in 22 Jahren, während deren nie ein feindlicher Soldat den Boden Frankreichs betreten hatte. Außerdem war durch die Gemeinden und Departements ein Schuldcapital von 2 Milliarden neu aufgenommen; und die schwebende Schuld des Staats erreichte zuletzt die schwindelnde Höhe von 923 Millionen. Der Leichtsinn einer solchen Finanzwirthschaft ist unverkennbar. Doch in derselben Zeit verzwölffachte sich der Güterverkehr auf den Eisenbahnen, die Zahl der Dampfmaschinen stieg von 7779 auf 25,027, die Kohlengruben lieferten eine Ausbeute von 11 Millionen Tonnen i. J. 1864 — erheblich mehr als der Betrag der gesammten europäischen Kohlenproduction, den Villefosse für das Jahr 1808 berechnete — und nachdem die jüngsten Anleihen der dritten Republik nach so schweren Kriegsleiden ein so glänzendes Ergebniß geliefert haben, läßt sich immerhin behaupten, daß unter Napoleon III. der Volkswohlstand mit den gewaltigen Sprüngen des Budgets jedenfalls gleichen Schritt gehalten hat.

Aber wozu wurden jene colossalen Summen verwendet? Wir sahen oben, daß von den für öffentliche Arbeiten verbrauchten Capitalien ein Theil, aber auch nur ein Theil als productiv gelten kann. Auch die 1348 Millionen, welche der Krimkrieg verschlang, und die Kosten des italienischen Feldzugs muß der Politiker als productiv ansehen — die Manchesterschule mag uns solche Ketzerei verzeihen. Doch wie furchtbar war die alte Verschwendung und Unredlichkeit der Bureaukratie unter der materialistischen Geistlosigkeit dieses Systemes gestiegen! Wie viele Millionen wanderten bei jeder großen Staatsunternehmung in die Taschen unsauberer Bauherren und Börsenschwindler! Der Hof, die Kammern und die höchsten Staatsbehörden verlangten unter Ludwig Philipp 31,8 Millionen jährlich; das Kaiserreich mußte seinen Getreuen anderen Lohn bieten und bedurfte für diese Zwecke 58,8 Millionen, für den Hof allein 26,5 Millionen, während der Bürgerkönig sich mit 13,3 Millionen begnügte. Selbst diese Ausgaben rechnete die Hofpresse dem

Kaiser zum Ruhme an; sie stellte wie eine neue wissenschaftliche Entdeckung den Satz auf, daß der Luxus, der doch nur als ein Symptom gesteigerten Volkswohlstandes berechtigt und erfreulich ist, geradezu neue Werthe schaffe — jene alte Lehre vom „Geld unter die Leute bringen," welche einst in Deutschland zur Zeit der polnischen Auguste und der schwäbischen Karle von ergebenen Federn gepredigt ward. Aber konnte ein Ammenmärchen, das vor hundert Jahren selbst die geduldigen Völkchen am Nesenbach und an der Oberelbe kaum beschwichtigte, in unseren Tagen bei einer stolzen unbotmäßigen Nation auf die Dauer Glauben finden?

Um das Jahr 1860 wähnte der Bonapartismus das Mittel zu kostenfreier Befriedigung der nationalen Ruhmsucht gefunden: überseeische Heerfahrten in halbbarbarische Länder sollten durch Beute und Tribute ihre Auslagen selber decken. Doch schon die Züge nach China und Cochinchina brachten ein zweifelhaftes finanzielles Ergebniß; dann beschwerte vollends die unbegreifliche Thorheit der mexicanischen Expedition den Staat zwecklos und ruhmlos mit der Last einer neuen Milliarde, und seitdem stiegen die Heeresausgaben — la grosse affaire du budget — mit erschreckender Schnelligkeit. Es war nur der natürliche Gang der Politik, wenn der Staat jetzt alte Unterlassungssünden sühnte und auf den Ruhm der ersten Militärmacht nicht verzichten wollte. Frankreich verbrauchte in den letzten Jahren vor dem deutschen Kriege 449 Millionen Franken jährlich für Heer und Flotte, also volle 100 Millionen mehr als der norddeutsche Bund, der mit 91½ Millionen Thaler auskam; dazu die neuen Anleihen, die fast ausschließlich für militärische Zwecke bestimmt waren, i. J. 1868 allein eine Anleihe von 440 Millionen. Das Kaiserreich stand den Zornreden der Opposition mit schlechtem Gewissen gegenüber; denn allein seine eigene Schuld, das unselige Unternehmen gegen Mexico, hatte die neuen Rüstungen zur Nothwendigkeit gemacht. Und wie sündlich jene ungeheuren Rüstungsgelder vergeudet wurden, das sollte erst der deutsche Krieg offenbaren. Der tüchtigste Finanzmann des Bonapartismus, Fould, erschöpfte sich in Warnungen und Mahnungen; seit seinem Tode besaß das Kaiserreich nur zwei Männer, welche einiges Ansehen an der Börse genossen, Germiny und Buitry. Die Staatsgläubiger, längst besorgt, verlangten um ihrer Sicherheit willen schärfere parlamentarische Controle über die Finanzen. Die bedeutenden Zeichnungen für die Anleihe von 1868 konnten keineswegs als ein Anzeichen festen Staatscredits gelten, da

die Handelsstockung zahlreiche unbeschäftigte Capitalien auf den Markt warf und der Speculant nach bösen Erfahrungen sich vor anderen Börsenpapieren fürchtete. Der ernste Politiker aber darf sich nicht begnügen mit dem Witzworte des Herrn Thiers: „wenn es gefährlich ist, wie man sagt, die Freiheit zu besitzen, so ist es doch sehr kostspielig, sie zu entbehren;" er soll vielmehr den schweren principiellen Widerspruch in diesem seltsamen Staatshaushalt erkennen. Die Staatsausgaben waren durch den monarchischen Socialismus von Grund aus verändert worden, aber das System der Staatseinnahmen hatte sich, wenn wir von der Zollreform absehen, nicht wesentlich umgestaltet; ein schöpferischer staatswirthschaftlicher Gedanke, der die Mittel der Nation für die Politik der Volksbeglückung von oben flüssig machte, war nirgends aufgetaucht. Frankreich litt unter dem unmöglichen Versuche, alle Ueppigkeit des Friedens und zu gleicher Zeit das furchtbare Rüstzeug der Eroberungspolitik aufrecht zu erhalten. Früher oder später mußte die Stunde kommen, da ein unglücklicher Krieg das Kartenhaus dieses schwindelhaften Staatshaushalts über den Haufen warf. —

Wie oft ward in der allgemeinen Verdummung der Gesellschaft unter der Republik die Sehnsucht ausgesprochen: gewährt uns das Recht auf Ruhe, und der französische Genius wird sich zu neuem Fluge erheben! Die Ruhe kam, Ruhe im Ueberschwang, doch die ersehnte Blüthe des geistigen Lebens blieb aus; sie mußte ausbleiben, bewies doch jene Klage selber, daß die Welt sich gewöhnt hatte das Denken als einen Luxus, als eine Beschäftigung für Mußestunden zu betrachten. Das aristokratische Königthum der alten Zeit mochte in den bevorzugten Ständen bedeutende Persönlichkeiten ertragen; unter einem Despotismus, der sich auf der vollendeten socialen Gleichheit auferbaute, konnte die Kraft der Geister und der Herzen nicht hoch stehen. Mochte der Bonapartismus immerhin die Trachten und Ceremonien von Versailles sich zum Vorbilde wählen — die Tage Racine's und Moliere's waren dahin, und auch die feine Sitte Ludwig's XIV. kehrte nicht wieder.

Der neue Hof blieb doch eine Gesellschaft von Emporkömmlingen und Abenteurern; die Morny, Walewski und Prosper Merimee wurden durch ihre sonderbaren Beziehungen zu dem Kaiserhause noch nicht zu vornehmen Männern. Eine Frau von mehr denn zweideutiger Vergan-

genheit stand an der Spitze und die Moden, die dies geschäftige Köpfchen in raschem Wechsel der Welt dictirte, waren den Dirnen der Hauptstadt abgesehen. Der Kaiser, der im persönlichen Verkehre nicht gesuchte Herablassung, sondern die natürliche Einfachheit des verständigen, im Leben geschulten Mannes zeigte, wollte doch an seinem Hofe den geschmacklosen Prunk der Glücksritter nicht entbehren. Ein cynischer Menschenverächter, wie er von jeher war, hatte er es nie der Mühe werth gehalten, die Männer seiner Umgebung ernstlich zu prüfen, obgleich der persönliche Verkehr des Monarchen in einem absoluten Staate verhängnißvolle politische Folgen nach sich ziehen kann. Und so drängte sich denn um den Herrscher eine männliche und weibliche Halbwelt des verworfensten Schlages. Die Enthüllungen aus den Tuilerien, wodurch die Tugendhelden der dritten Republik den Ruf des zweiten Kaiserreichs zu vernichten wähnten, erzählten allerdings nichts Aergeres als was Jedermann schon wußte. Aber ein ekelhafter Anblick bleibt es doch — dieser gedankenlose, zwischen Unzucht und Köhlerglauben einhertaumelnde Hof, diese abenteuernden kaiserlichen Verwandten, die den glücklichen Vetter mit unverschämten Bettelbriefen bestürmten, dieser Erwählte des Volks, der an die albernen Hexereien des Geistersehers Home alles Ernstes glaubte! Nicht nur die Charaktere waren selten in solchem Gewirr des Spieles und des Scheines, darin der tadellose Patriotismus Thouvenel's sehr einsam stand; auch der Glaube an die selbstlose Treue, an das gute Gewissen der Mächtigen war fast verschwunden. Schamloser noch als unter dem Bürgerkönige wurde dem Mammon geopfert; die Gier nach Gold und Genuß, die Furcht, lächerlich zu erscheinen durch irgend welche idealistische Schwachheit, bildeten die herrschende Gesinnung in weiten Kreisen der blasirten Jugend. Als einmal ein vom Hofe geschätzter Speculant nach unglücklichem Börsenspiele sich erhenkte, da ging den Zeitungen die Weisung zu, man solle die Familie schonen, den Vermögensverlust verschweigen und andeuten, daß der Mann wegen der Untreue seiner Frau seinem Leben ein Ende gemacht habe. Solche kleine Züge offenbaren deutlicher als lange Schilderungen, mit welchem Maße diese Gesellschaft die Güter des Lebens maß.

Paris bildete wieder wie unter der Regentschaft die hohe Schule für das Laster aller Welt; Frankreichs Civilisation — jenes der ersten Revolution noch unbekannte Zauberwort, das jetzt die Köpfe der Franzosen berauschte — zeigte sich vornehmlich in der Propaganda der Unsittlichkeit. Längst leiteten denkende Engländer die unweibliche Keck-

heit, die zunehmende Roheit ihrer Damen von dem Pariser Muster her; und wir Deutschen machten in jenen Spielhöllen, die von unserer kleinbürgerlichen Schwachherzigkeit den Fremden geöffnet und darum von dem echten Pariser zu Frankreich gerechnet wurden, alltäglich die Erfahrung, daß die vollendete Frechheit von selber nach der französischen Sprache greift: dann erregt sie keinen Anstoß mehr. Die Grisette des Quartier Latin, das bei allem Leichtsinn doch naiv liebenswürdige Geschöpf, das einst Beranger besang, war längst ausgestorben. Es folgte die herzlos rechnende Lorette, und weiter in absteigender Linie die Biche, die Cocotte, zuletzt — die Petroleuse! Und mit dem Schlamm dieser Unzucht vermengte sich die literarische Gemeinheit der petite Bohème, jener verdorbenen Schriftsteller, die in den cafés litéraires ihre wuthschnaubenden Reden hielten gegen jede heilige Ordnung des Menschenlebens. Wir überlassen den Philistern sich zu ereifern über jene wüsten Orgien, wo der Cancan, ermäßigt durch den Stadtsergeanten, die Herrschaft behauptete; solcher Schmutz wird von den bewegten Wellen des großstädtischen Lebens überall emporgewirbelt. Die eigenthümliche Fäulniß der Pariser Sitten lag vielmehr darin, daß die Grenzen zwischen der guten und der verworfenen Gesellschaft sich mehr und mehr vermischten, daß Niemand mehr zu sagen wußte, wo der Kreis der Tuilerien anfing und jener der Cora Pearl aufhörte. Die geistreich spielende Unterhaltung der alten Salons war verschwunden — ein unschätzbarer Verlust für die Gesittung des ganzen Welttheils. Für die wenigen wahrhaften Edelleute, die noch übrig waren aus besseren Tagen, für die Tocqueville und Circourt, bot die neue Gesellschaft keinen Raum. Die schamlose und doch affectirte Tracht der demi-monde, ihre männische Frechheit, ihr Rauchen und Fluchen, das Rothwälsch ihrer langue verte bürgerte sich ein in den höchsten Ständen. Die Heldin der cafés chantants Theresa fand mit ihren unfläthigen Liedern Gehör beim Kaiser und in der Fürstin Metternich eine begabte Schülerin; in den Gemächern der Prinzessin Mathilde spielte man Lanzknecht und betitelte sich mit dem vertraulichen Schmeichelnamen animal. Die leichte Anmuth der altfranzösischen Galanterie verflog; denn wer mochte von Liebe reden zu einer femme entretenue und wer fände die Zeit dazu in dieser athemlosen Welt, welcher Ponsard also den Spiegel vorhielt:

cette aimable jeunesse
donne aux femmes le temps que la Bourse lui laisse!

Nur wenige gebildete Familien blieben dem rohen Prasserleben fern, hüteten am stillen Herde die gute Sitte. Die Zahl der Mütter, die ihres Berufes warteten, war gering. Die Erziehung der Kinder außer dem Hause bildete unter den Reichen durchaus die Regel. In den Pensionaten lernte die künftige Bureaukratie von Kindesbeinen an die schwere Kunst nach oben zu bucken, nach unten zu drucken. Der Frau ward jede Freiheit gestattet, das Mädchen wuchs auf in klösterlicher Strenge.

Einer solchen Welt des Genusses und der Habgier hatte die Kunst längst den Rücken gewendet. Es ist herzzerreißend in den Briefen Tocqueville's zu lesen, wie der geistvolle Mann sich in der Heimath fremder fühlt als im Auslande, wie er sein Vaterland zu überleben meint und vergeblich nach Worten sucht, um die Kellerfinsterniß der verödeten Provinzen zu schildern. Noch immer besaß der französische Dichter vor dem deutschen ein köstliches Gut voraus: ein wirkliches Publikum, das jedem Talente gewaltige Wirkung erlaubte und noch jüngst durch die Sammlung für Lamartine seine Dankbarkeit gegen die nationale Dichtung bewährte. Noch war die alte Schaulust so lebendig, daß in diesem Lande der Bureaukratie die volle Hälfte der 297 Theater durch die Stadtgemeinden unterhalten wurde. Doch leider, welche Kost wird in diesen Tempeln geboten! Wo sind sie hin jene bacchantischen Klänge gallischer Lebenslust, die einst Rabelais zu Ehren der Dame Bouteille ertönen ließ? Wo jener köstliche Uebermuth, der in jedem Worte von Moliere's Celimene lacht? Wo auch nur jene letzten Funken des Schönheitssinnes, die noch aus den wollüstigen Gedichten der Tage Ludwig Philipp's hervorsprühen? Wer singt noch einmal: ah qu'elle est belle en son désordre quand elle tombe les seins nus? Es gab eine Zeit, da die Buhlerin, welche liebt oder Liebe heuchelt, schon als eine bedenkliche Heldin der Poesie galt. Jetzt wurde die Dirne, die nie geliebt hat und gelassen ihre Rechnung macht, ungescheut auf die Bühne geführt. Die liederlichen Söhne strenger Väter — dies uralte natürliche Lustspielmotiv — galten für vernutzt; der moderne Poet zeichnete mit Vorliebe tugendhafte Söhne lasterhafter Väter — einen schlechthin ekelhaften Stoff, der nicht einmal mehr das traurige Verdienst besaß, im prosaischen Sinne wahr zu sein. Nun schuf gar Feydeau das Meisterstück dieser verkommenen Dichtung, die Fanny. Welch ein Kitzel für stumpfe Seelen, statt des verbrauchten eifersüchtigen Gatten den eifersüchtigen Liebhaber zu bewundern, der die ehelichen Umarmungen seiner

Geliebten durch das Fenster belauscht! Was ist entsetzlicher an diesem Schmutz, die Frechheit oder die Dummheit? Von selbst versteht sich, daß die Dichter einer solchen Epoche ihre Kunst als eine industrielle Speculation betrieben. Regelmäßig ließ der Romanschreiber sein Werk noch einmal als Drama erscheinen, um das doppelte Honorar nicht zu verlieren. Man vergleiche die nüchterne Langeweile der Dramen des jüngeren Dumas, welcher der Unzucht auch den letzten Schimmer einer Illusion zu rauben weiß, mit den Romanen Dumas' des Vaters, die doch noch unterhalten — es ist ein furchtbarer Verfall. Auch in den ungleich lustigeren und lebensvolleren bouffes von Offenbach tritt uns nicht mehr das Kokettiren des Lasters, die Niedlichkeit der Sünde — diese alte französische Unart — entgegen, die Unsittlichkeit erscheint anmaßend mit einer unerhört schamlosen Frechheit. Daneben wurde der patriotische Stolz der Hörer befriedigt durch eine Unzahl kriegerischer Spektakelstücke, die den chic exquis des Zuaven und des Turcos im heiteren Wechsel glücklicher Abenteuer zeigten; die elektrische Sonne von Austerlitz und eine angemessene Abwechslung der Reime Français — succès, laurier — guerrier, gloire — victoire mußte das Beste dabei thun. Vollends bis zu dem Aberwitze der Puppencomödie sanken die beliebten Feenmärchen herab: decolletirte Radieschen und Mohrrüben in Tricots schlugen ihre Pirouetten, jedes ästhetische Gefühl erstickte in einem Schwalle schlechter Musik und pomphafter Tableaux. Die alte Herrschaft fester akademischer Regeln war der zerfahrenen Unsicherheit des Geschmacks gewichen; der blasirte Weltmann und der naive kleine Bourgeois erbauten sich einträchtig an der obscönen Gemeinheit.

Nach meinem Gefühle zeigt sich dies allmähliche Vertrocknen des Volksgemüthes am Widerwärtigsten gerade in jenen Büchern, welche einen sittlichen Zweck verfolgen. Michelet wollte mit seiner Schrift l'amour die Nation wieder an die Heiligkeit der Ehe erinnern; und doch, welcher Mann, der das rechtschaffene Glück einer deutschen Ehe genossen, kann diese lendenlahmen sentimentalen Phrasen ohne Mitleid lesen? Das so wundervolle und doch so einfache Räthsel des Frauenherzens weiß sich der unglückliche Philosoph schließlich nur dadurch zu erklären, daß er alle Frauen für körperlich krank ausgiebt! Wer kennt nicht Monsieur, Madame et Bébé von Gustav Droz, das wunderliche Buch, das in mehr denn dreißig Auflagen verbreitet, die durchschnittlichen Erfahrungen des französischen Gatten mit photographischer Genauigkeit wiedergiebt? Gewiß, es steckt Gemüth und Herzlichkeit und sogar etwas wie Religion

in diesen Blättern. Aber auch wie viel trivialer Sinnenkitzel, wie viel hohle Eleganz! Wenn der arme Mann die Freuden seiner Liebe schildert, da entzückt ihn nichts so sehr wie der durchdringende Wohlgeruch der Haare der Geliebten — und der Leser schlägt unwillkürlich das Buch zu, um auf der Rückseite des Titels nachzusehen, ob diese wunderbare pommade philocome bei Pinaud et Co., bei der Société hygiénique oder bei irgend einem andern ami de la tête zu kaufen ist. Ich konnte mich bei diesen moralischen Schriften der neueren Franzosen niemals des Gedankens erwehren: unglückliche Nation, die gar nicht mehr zu unterscheiden weiß zwischen dem Flittertand der Pariser Modewaarenläden und den ewigen Gütern des Lebens!

Napoleon III. erkannte trotz seiner prosaischen Nüchternheit mit dem Instinkte des Staatsmannes, welche Gefahr für die Gesellschaft in einer so verwilderten Kunst lag. Er schrieb Preise aus für moralische Dramen, welche tugendhafte Beispiele und „gesunde Ideen" dem Volke vorführen sollten, er begünstigte jenes hausbackene Ponsard'sche Schauspiel „die Börse", das der Welt die geistreiche Wahrheit zurief:

l'argent est un bonheur, mais ce n'est pas un titre.

Er mußte jedoch erfahren, daß die künstlerische Begeisterung ein Kind ihrer Zeit ist: so wenig unter Alexander ein Sophokles erstehen konnte, ebensowenig vermag in der unreinen Luft des neuen Paris eine sittliche Dramatik zu gedeihen. Einige feine Lustspiele von Augier, einige Werke von Ponsard — so vornehmlich das von einem edlen und tapferen vaterländischen Geiste durchwehte Schwanenlied dieses Poeten, le lion amoureux — ragten einsam aus dem allgemeinen Schwachsinne der neuesten Dichtung empor. Auch in den bildenden Künsten — welch ein Sinken in jenen kurzen Jahrzehnten, seit Paul Delaroche die herrliche Rotunde in der Ecole des beaux arts malte! Noch schenkte der Pariser wie in besseren Tagen der Kunstausstellung des Salons eifrige Theilnahme, noch war das technische Geschick virtuoser Farbengebung der Malerei unverloren, noch wußten einzelne Künstler, wie Gerome in seinem Gladiatorenbilde, auch häßlichen Stoffen eine packende Wirkung zu geben. Aber der geistige Gehalt der Kunst war im Versiegen, und dem Betrachter der neuesten historischen Malerei drängte sich stets die Frage auf, ob nackte Weiber und rothhosige Soldaten wirklich den ganzen Tiefsinn des Menschenlebens darstellen. Der echte Künstlerfleiß erlag fast unter dem Ueberwuchern der Dilettanten, die an dem Direktor der

kaiserlichen Museen, dem Grafen Nieuwekerke, einen Genossen und natürlichen Beschützer fanden.

Wer solche unzweideutige Zeichen des künstlerischen Verfalls betrachtet, ist gemeinhin rasch bei der Hand mit der Behauptung, der Bonapartismus habe unter dem Neffen wie unter dem Oheim den Geist erstickt. Dem ruhigen Urtheile offenbart sich jedoch auch auf diesem Gebiete der weite Abstand zwischen dem zweiten und dem ersten Kaiserreiche. Die Kunst bildet in unserem prosaischen Jahrhundert nicht mehr einen untrüglichen Maßstab für das geistige Leben. Das Italien Cavour's und Manin's verwahrt sich mit Recht dagegen, daß man seine Geisteskraft nach den Opern Verdi's schätze, und auch wir Deutschen — wie viele dramatische Dichter, die sich neben Ponsard und Augier stellen durften, besaßen wir denn in jenen für unsere Entwickelung so fruchtbaren fünfziger Jahren?. Am wenigsten kann heute die dramatische Kunst als ein getreuer Spiegel der Volksbildung gelten. Der aufgespeicherte Schatz älterer Dramen befreit die Bühne von der schrankenlosen Herrschaft der neuesten Poesie: während die zeitgenössische Bühnendichtung verfiel, führte das Théâtre français, noch immer das erste Theater der Welt, in meisterhafter Darstellung die Gestalten Corneille's und Moliere's über die Bretter. Die Wissenschaft gewährt einen festeren Anhalt zur Schätzung der modernen Cultur, und schauen wir hierhin, so erscheint nicht nur jeder Vergleich des zweiten Kaiserreichs mit dem geistigen Tode des ersten als lächerlich, sondern es erhebt sich sogar die Frage, ob nicht die bescheidene Tüchtigkeit der neuesten französischen Wissenschaft der Welt mehr gesunde und dauernde Gedanken geschenkt hat, als weiland die anmaßlich lärmende Literatur des Julikönigthums.

Auf den 2. December folgte eine trostlose Zeit der Erstarrung, da nach Tocqueville's Schilderung die Künste des Lesens und Schreibens fast verloren schienen. Aber bald wurden gerade durch die freche Prahlerei der Sünde ernstere Geister zur Einkehr in sich selbst getrieben. Es entstand in den politischen und socialen Wissenschaften eine neue Literatur, arm an Werken ersten Ranges, desto reicher an sachlicher Forschung und ernstem sittlichen Sinne. Der unästhetische Geschäftsmann Napoleon III. war freilich für das Medicäerthum verdorben. Doch das Verständniß für den Werth strenger Wissenschaft fehlte ihm keineswegs. Die Archive wurden wie unter Ludwig Philipp mit Einsicht und einer uns Preußen beschämenden Freigebigkeit gepflegt.

Mehrere namhafte wissenschaftliche Werke sind auf die Anregung des Kaisers entstanden, so der schöne Katalog der Pariser historischen Bibliothek, die Sammlungen der napoleonischen Briefe und Commentarien, die Geschichte des Wiener Congresses von dem Grafen Angerberg; viele Gelehrte erhielten vom Staate Unterstützung für ihre Arbeiten, so Baschet für sein Sammelwerk zur Geschichte der venetianischen Diplomatie. Nach Aegypten, Syrien, Kleinasien, Mesopotamien wurden kostspielige und ergebnißreiche wissenschaftliche Expeditionen unternommen. Auch die Naturwissenschaften mußten die offene Hand Napoleon's loben; sie wiesen noch immer bedeutende Leistungen auf, obgleich das Wort des Elsassers Würtz: la chimie est une science toute française allerdings nur eine chauvinistische Prahlerei war.

Je schwerer der Druck des Despotismus auf der Tagespresse lastete, je seltener bedeutende Köpfe sich jenen Zeitungen zuwandten, die nicht mehr wie unter Ludwig Philipp den Weg zur Macht erschlossen, um so lieber las man am Hofe ernste Werke über socialpolitische Probleme, um so mehr war der Gelehrte gezwungen seine Gedanken ausführlich zu entwickeln, nicht mehr wie unter dem Julikönigthume sie in Leitartikeln und Feuilletons zu zerstreuen. Von der talentreichen liberalen Publicistenschule, die Tocqueville's Spuren folgte und in Laboulaye ihre geistreichste Feder fand, bis hinüber zu dem hochconservativen gedankenvollen Werke Le Play's über die sociale Reform blieb kaum eine Parteifärbung unvertreten in der neuen Staatswissenschaft. Die italienische Frage rief publicistische Arbeiten hervor, wie die trefflichen Schriften R. Rey's über Italien, deren gründliche Sorgfalt in der politischen Literatur des Julikönigthums nirgends ihres Gleichen findet. Ein oppositioneller Geist waltete wie billig auch in der Mehrzahl dieser Werke, aber keineswegs eine systematische Opposition: sie verlangten zumeist nur Ausbildung der bestehenden Institutionen, Verwendung der Staatsgewalt für die Veredlung der Massen. Solche männliche Resignation steht sittlich und politisch höher als jener grillige Trotz, den die vierzig Unsterblichen der Akademie dem Kaiserreich erwiesen. Nach einem thörichten Versuche, die Unabhängigkeit der Akademie zu brechen, gewöhnte sich der Kaiser die alten Herren in den palmengestickten Fracks gewähren zu lassen. Mochten sie immerhin die Helden der weißen und der rothen Opposition in ihren Kreis aufnehmen — akademische Prunkscenen und geistreiche Revue-Artikel konnten den Kai-

serthron nicht umwerfen, und die Klage Guizot's: „wir stehen unter lauter Ruinen," war nur der Stoßseufzer eines Greises, der die Welt versinken sieht, weil *seine* Welt vergeht.

Zum ersten male seit Jahrzehnten griff die deutsche Wissenschaft tief ein in das französische Leben. Dollfus und Taine, Renan und Laboulaye traten auf als Apostel des germanischen Geistes. Das Elsaß spielte eine Zeit lang mit Glück die Rolle des Vermittlers zwischen den beiden großen Völkern; das will sagen: seine Gelehrten brachten den Franzosen die Ergebnisse deutscher Wissenschaft, ohne uns eine ebenbürtige Gegenleistung zu bieten. Leider beruhte diese Annäherung, die in der Revue germanique ein Organ fand, auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Deutschen sich immerdar mit dem Reiche des Gedankens begnügen würden; sie gerieth daher alsbald in's Stocken, seit wir einen Staat mit selbständigem Willen besaßen. Die Revue germanique ging ein, und die neue Revue contemporaine, worin Herr v. Calonne deutsche Ideen vertrat, fand so wenig Anklang bei dem wieder erwachten Nationalhasse, daß sie kaum noch als ein französisches Blatt gelten konnte.

Immerhin hatten die böhmischen Schlachten die alte Selbstgefälligkeit unserer Nachbarn ein wenig erschüttert. Noch im Jahre 1864 erregte J. Simon im gesetzgebenden Körper allgemeines Hohngelächter, als er an das preußische Schulwesen erinnerte; „nichts, gar nichts haben wir von Preußen zu lernen," tönte es von allen Seiten. In späteren Jahren fanden die Versuche des Kaisers und seines trefflichen*) Ministers Duruy, die Volksbildung nach deutschem Muster zu heben, weithin verdiente Anerkennung. Gerade auf diesem Gebiete hat Napoleon III. unter schweren Kämpfen sehr Tüchtiges geschaffen; hier hielt der Fürst, was der Prätendent versprach. In diesen wie in den volkswirthschaftlichen Fragen übersah er weit die Durchschnittsmeinung der Nation; er wünschte den preußischen Schulzwang, doch

*) In den früheren Abdrücken stand hier das Wort „protestantischen". Dies eine Wort hat Herrn H. B. Oppenheim veranlaßt (in seinen Vermischten politischen Schriften) mich mit einer Fluth anmuthiger Redensarten zu überschütten. Er sagt, das sei „ein possirlicher Irrthum;" ich müsse „Frankreich sehr wenig kennen" um dergleichen zu schreiben; „selbst unter Ludwig Philipp wäre ein protestantischer Unterrichtsminister kaum möglich gewesen" u. s. f. — Nun, der Irrthum war diesmal freilich auf meiner Seite, doch die Possirlichkeit ganz auf der Seite des belehrenden Kritikers. Herr Duruy ist allerdings Katholik; aber wer war denn der bedeutendste Unterrichtsminister, den Frankreich je gehabt? Wer anders als Guizot, der Protestant?

unter allen seinen Staatsmännern wagte allein Duruy diesen ketzerischen Gedanken zu unterstützen. Bei der Conscription von 1857 stellte sich heraus, daß ein volles Drittel der Rekruten nicht zu lesen verstand; nur in 11 Departements — zumeist in den halbdeutschen Ostprovinzen — sank die Zahl der gänzlich ohne Schulbildung Aufgewachsenen auf 2 — 6 %, in den meisten anderen stieg sie weit höher, in einigen Strichen des Inneren und der Bretagne sogar auf 58—65 %. So ernste Wahrnehmungen zwangen den Staat, durch Prämien und directes Eingreifen überall im Lande Schulen für Erwachsene hervorzurufen: bereits im Winter 1865 / 66 ertheilten 30,000 Lehrer Unterricht an 600,000 Erwachsene. Die conférences, freie wissenschaftliche Vorträge, früher in Paris verboten wegen der Concurrenz mit der Universität, erfreuten sich in den letzten Jahren des Kaiserreichs amtlicher Begünstigung und zahlreichen Besuchs; den Professoren der collèges war anbefohlen, in den benachbarten Provinzialstädten Vorlesungen zu halten. Dann wurden auch Realschulen gegründet, die für die exacten Wissenschaften leisten sollten, was die Lyceen für die classische Bildung. Dazu jene Volksbibliotheken, welche die Gemeinden im Elsaß mit rühmlicher Sorgfalt pflegten. Ueberall eine höchst ehrenwerthe Thätigkeit, die mit französischer Energie fortgeführt, schon bei den letzten Conscriptionen leidliche Ergebnisse lieferte und für die Zukunft noch reichere Früchte zu versprechen schien.

Die Schwäche dieser Bewegung lag nur darin, daß dem Despotismus jener sittliche Ernst gänzlich fehlte, der allein die Bildung fruchtbar macht. Vollends das Hinüberwirken der Wissenschaft auf den Staat konnte in diesem Reiche nicht geduldet werden. Während die eine Hand dem Arbeiter die Elemente der Bildung reichte, ertödete ihm die andere die sittliche Spannkraft durch die obscöne Niedertracht jener halbamtlichen Winkelpresse, darin die haute bicherie ihr Wesen trieb. Volksunterricht auf der einen Seite; auf der anderen Herr Trimm mit seinem Petit journal, die Zoten der Pariser Witzblätter und die himmelschreiende Dummheit der Provinzialpresse, die von Arles bis Metz, von dem Forum bis zum Courier de la Moselle, fast überall dieselbe Nichtigkeit zeigte — wahrhaftig der Contrast wäre lustig, wenn er nicht so traurig wäre! Hier vornehmlich zeigte sich die innere Unwahrheit eines Systemes, das beständig seine eigenen Werke zerstören mußte. Kein Zweifel, Napoleon wünschte aufrichtig den Aufschwung der Volksbildung, und doch untergrub sein Regiment die Grundlagen aller Gesittung.

Die tiefe Stille der ersten Jahre des Kaiserthums gab allen geschlagenen Parteien den Anlaß, die Summe ihres Wirkens zu ziehen. Duvergier de Hauranne begann die Geschichte der parlamentarischen Zeit, Guizot schrieb seine Memoiren, Garnier-Pagès, Louis Blanc und Andere Beiträge zur Geschichte der Februar-Revolution. Wenngleich diese Werke die Einseitigkeit der Parteigesinnung nicht verleugneten, so wird doch ihr Werth dem Deutschen sehr fühlbar, wenn wir die Gleichgiltigkeit unseres eigenen Volkes gegen seine jüngste Geschichte daneben halten: noch ist bei uns nicht einmal eine tüchtige Parteischrift über die deutsche Revolution erschienen.

Als die amtliche Welt sich in den Staub warf vor dem Abgott des Bonapartismus, als der Imperator wieder im kaiserlichen Prachtgewande, wie er gewünscht, auf der Vendomesäule erschien, da fiel der Liberalismus wie Ein Mann von dem napoleonischen Glauben ab, und selbst Thiers begann in den letzten Bänden seines Werkes mit gedämpfter Stimme zu reden. Beranger's Kränze verwelkten. Seit das Kaiserreich den nationalen Poeten mit amtlichen Ehren bestattete, verschwanden seine Gedichte aus der guten Gesellschaft. Eine ernsthafte historische Kritik warf sich auf das napoleonische Zeitalter; sie schlug oftmals über den Strang und brachte den Deutschen zuweilen in die seltsame Lage, unseren großen Feind vertheidigen zu müssen gegen die Charras, Barni, Chauffour-Kestner. Gegen das Ende der neu-napoleonischen Tage begann sodann Lanfrey seine Geschichte Napoleon's I., ein Buch von mäßiger wissenschaftlicher Bedeutung, aber von höchster Wahrhaftigkeit. Von breiterer Wirkung als diese ernsten Schriften waren die „nationalen Romane“ des Elsassers Erckmann und des Lothringers Chatrian — freilich eine poetische Zwittergattung im Stile der Mühlbach'schen Producte, doch mit ungleich größerem Talente, stellenweise mit echter poetischer Kraft geschrieben, noch keineswegs frei von Vorurtheilen — denn natürlich können erst fünf Preußen einen Franzosen bezwingen — aber durchweht von dem humanen Geiste gesunder Bildung, eine drastische Schilderung der Leiden und Frevel ungerechter Kriege, eine Friedenspredigt von hohem Werthe für das kriegslustigste der Völker. Sogar die vergötterte große Revolution wurde in dieser Epoche der Selbstbesinnung von der nüchternen Kritik ereilt. Das Buch von Edgar Quinet über die Revolution bleibt weit zurück hinter der glänzenden Arbeit Tocqueville's über das alte Regime; aber welch' ein Fortschritt der wissenschaftlichen und

mehr noch der sittlichen Bildung seit Lamartine's Geschichte der Gironde! Es stand doch nicht ganz so traurig, wie der schwarzsichtige Renan annahm: die Nation wurde nicht schlechthin nichtig und gemein, wenn man sie zur Mittelmäßigkeit zwingen wollte. Jene schlichten Werke voll sachlichen Wahrheitssinnes mit ihrem herzhaften Hasse gegen jeden, auch den jacobinischen, Despotismus begannen in der Stille die schwere Arbeit der Sammlung und Selbstprüfung, die einem unfreien Volke heilsamer ist als eine classische Literatur. Freilich, dies Erstarken edlerer Bildung bedurfte der Jahrzehnte um Früchte zu tragen und — die politische Klasse des Bonapartismus wurde von der Wiedergeburt der Wissenschaft kaum berührt.

Napoleon III. selbst hat einmal wider Willen das Erwachen der historischen Kritik gefördert durch seine Geschichte Cäsar's. Lohnt es heute, da die Neugierde längst verflogen, noch der Mühe ein Wort zu verlieren über dies wunderliche Buch, dem die Nachrede gebührt, daß niemals mit größeren Kosten geringere wissenschaftliche Ergebnisse erzielt worden sind? Wenn es erstaunlich bleibt, wie der Kaiser Arbeitskraft und Muße für solche Thätigkeit fand, so ist doch noch räthselhafter, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, jenen heißen Boden der Geschichte wieder zu betreten, der schon dem Prätendenten wenig freundlich war. Nur ein Pedant wird sich verwundern über die mangelhafte Forschung des kaiserlichen Dilettanten: neben sorgfältigen Untersuchungen ungenannter Genossen über die Lage von Bibracte, neben fleißigen Mittheilungen aus den Arbeiten deutscher Wissenschaft, sogar aus der Metrologie unseres emsigen Hultsch, geht eine unschuldige Kritik einher, welche mit voller Unbefangenheit die von Sallust gedichteten Reden des Cäsar und Memmius als Geschichtsquellen benutzt. Der Eindruck wird vollends hochkomisch, wenn der Verfasser sich an die schwierigste Aufgabe des Geschichtschreibers wagt und eine ganze Culturwelt in zusammenfassender Uebersicht zu schildern versucht: hier gilt es sehr viel zu wissen, um sehr wenig zu sagen, hier kann auch der andächtigste Leser die heitere Erinnerung an die goldenen Tage der Untertertia nicht bewältigen, wenn ihm erzählt wird, daß Athen eine sehr schöne Stadt war mit einem Hafen des Namens Piräeus, mit einer Bildsäule der Pallas aus Gold und Elfenbein. Ueberraschender als solche unvermeidliche Schwächen des Dilettantismus erscheint die namenlose Flachheit des historischen wie des politischen Urtheils, dies Schwelgen in nichtigen Gemeinplätzen. Ueberall ein seichter Pragmatismus,

eine willkürliche Weise die Thatsachen zu construiren, welche durch die Futuralformen der französischen Sprache — durch dies ewige ainsi tomberont, les Romains tourneront — auch noch die feierliche Gespreiztheit des Orakeltones empfängt. Jener Fatalismus, welcher den Kaiser im Leben zu den höchsten Wagnissen befähigte, erscheint in der Wissenschaft weder klar noch tiefsinnig, er ist im Grunde nur die blinde Unterwerfung unter den Erfolg: der Werth einer Institution gilt als erwiesen durch ihre Dauer. Und der Mann, der selber die Kunst des Herrschers versteht, sinkt vor seinem Helden geblendet nieder wie nur ein verschüchterter Stubengelehrter vor einem grimmigen Kriegsmanne. Alles, Alles wird an Cäsar bewundert, sogar seine Verse; es ist eine plumpe Parteilichkeit der Vertheidigung, wofür unsere ehrliche Sprache den Namen Weißbrennen gebraucht.

Da nur wenige Leser die weite Kluft zwischen dem Worte und der That ganz ermessen, so mußte eine so verfehlte Schrift das Urtheil der Welt über die geistigen Kräfte des Verfassers verwirren. Wenn der Held des zweiten Decembers heroische Heilmittel und einen Retter für Roms krankende Gesellschaft verlangt, wenn er den Geist des Vertrauens preist, der die Vollgewalt des Imperiums gründete, und scheele Blicke wirft auf den Sinn des Mißtrauens in unseren constitutionellen Gewohnheiten — so erscheint der Staatsstreich nicht mehr als eine Thatsache, sondern als ein Princip der Rechtsverletzung. Der Widerspruch aller freien Köpfe, der schon nach den Cäsarenreden des getreuen Troplong nicht geschwiegen, war jetzt gewaltsam herausgefordert, um so mehr, da das kaiserliche Geschichtswerk von unterthänigen Beamten in die Schulen eingeführt wurde. Die Opposition ergriff mit Eifer die bequeme Gelegenheit durch Angriffe auf Cäsar und Augustus ihrem Grolle wider den Bonapartismus Luft zu machen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser opposition d'allusion blieben dürftig; der heilige Ernst der Geschichte straft grausam jeden tendenziösen Mißbrauch. Immerhin schien es ein Fortschritt, daß jetzt zum ersten male nach langer Zeit das Idol des die Nation personificirenden Heroenthums in Trümmer geschlagen, die tiefe Unsittlichkeit der Gewaltherrschaft, die Nothwendigkeit fester rechtlicher Schranken für jede Staatsgewalt mit leidenschaftlicher Beredsamkeit geschildert wurde.

Wer freilich die Franzosen in der Nähe beobachtete, dem konnte nicht entgehen, daß doch nur ein kleiner Kreis tief und ernstlich von diesen neuen Gedanken berührt wurde. In derselben Zeit, da die historische

Kritik den Soldatenkaiser schonungslos verdammte, wälzte sich, immer von Neuem ansetzend, immer stärker anschwellend, das Kriegsgeschrei über das Land. Der nationale Hochmuth wuchs, nach einem ewig wiederkehrenden historischen Gesetze, um so maßloser, da die Franzosen ihre glänzende Machtstellung nicht sich selber, sondern dem Glück und Geschick ihres Herrschers verdankten. In den ersten erregten Tagen des deutsch-französischen Krieges wurde, meines Wissens zuerst von W. Wehrenpfennig, dieser Uebermuth als Größenwahnsinn bezeichnet. Der Ausdruck machte rasch die Runde durch die deutschen Blätter, da er den Nagel auf den Kopf traf. Es war wirklich eine epidemische Krankheit der Geister. Während die Historiker die napoleonische Legende gewissenhaft zergliederten und widerlegten, nistete sich ein neues Märchen wunderbar schnell in allen Köpfen ein, die Bismarck'sche Legende. Kein Urtheil, keine Bildung hielt Stand vor der ansteckenden Kraft dieser Lüge, bis endlich die Nation kaum noch fähig war, Schein und Wahrheit zu unterscheiden. —

Das allmählich wieder erwachende wissenschaftliche Leben fand überdies einen furchtbaren Feind in der ultramontanen Partei. Napoleon III. bekannte sich zu der Lehre von der Solidarität der conservativen Interessen, er sah in der Kirche eine Stütze der Tyrannis und zugleich die einzige ideale Macht, welche die bildungslose Masse vor der Unzucht materialistischer Begehrlichkeit bewahren kann. „Meine Regierung — so sprach er im September 1852, als er den Grundstein legte zu der Kathedrale von Marseille — meine Regierung, ich sage es mit Stolz, ist vielleicht die einzige, welche die Religion um ihrer selbst willen unterstützt hat; sie hält sie aufrecht nicht als ein politisches Werkzeug, nicht um einer Partei zu gefallen, sondern allein aus Ueberzeugung.“ Ein feierliches Tedeum ward am Neujahrstage nach dem Staatsstreiche zum Dank für die Rettung der Gesellschaft abgehalten, das Pantheon wieder als Genovevenkirche dem Cultus zurückgegeben, die Bildung neuer Frauenorden durch einfachen Regierungsbefehl sogleich gestattet. Noch fester schloß sich in den ersten Jahren des Kaiserreichs der Bund zwischen dem weltlichen und geistlichen Despotismus. Der Clerus huldigte „dem Abgesandten des Herrn, dem Erwählten seiner Gnade, dem Werkzeuge der göttlichen Rathschläge“ mit Schmeichelreden, die so knechtisch kaum unter dem ersten Kaiser erklangen. Die Wahlverwandtschaft der streitbaren Kirche und des ruhmreichen Heeres, jener beiden großen Körper, die von dem Geiste der Ordnung und des

Gehorsams beseelt sind, bildete ein Lieblingsthema unterwürfiger Kanzelreden. Der ganze Zorn des Mannes und des Christen über solche Entwürdigung des Heiligsten liegt ausgesprochen in einem schönen Briefe, den damals Tocqueville an einen jener ergebenen Bischöfe richtete. Als die orientalischen Wirren begannen und fanatische Popen die rechtgläubigen Russen zum Kriege gegen den Halbmond entflammten, da feierten französische Priester den Kampf der katholischen Kirche gegen die schismatischen Moskowiter, und ein Kürassierregiment stieg auf dem Durchmarsche durch Lyon zu der Bergkirche Notre Dame de Fourvières empor, um den Segen der Kirche in den heiligen Krieg mitzunehmen.

Wie die Gunst der Regierung, so bot auch die Stimmung der besitzenden Klassen einen dankbaren Boden für die Macht der Kirche. Die religiöse Gleichgiltigkeit der Franzosen hat die Herrschaft der Ultramontanen begründet. Jener protestantische Gewissensernst, der die Glaubenswahrheiten durch schwere Erfahrungen, durch Seelenkämpfe erringt und erlebt, fand in dieser weltlichen Bildung selten eine Stätte. Die Religion galt den Meisten nur als ein Faktor in der politischen Rechnung, ein Religionswechsel um des Gewissens willen als eine Narrheit. Der ungläubige Adel der Bourbonen ward durch die politischen Erfahrungen der Revolutionszeit zu der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Aus den Aengsten der Februartage, aus dem wüthenden Religionshasse der Radikalen schöpfte die Bourgeoisie die politische Ueberzeugung, daß die Kirche für die Ruhe der Gesellschaft unentbehrlich sei. Einzelne tiefere Gemüther mögen in jenen Tagen des Sturmes sich wirklich zu dem alten Glauben bekehrt haben: die große Mehrheit der gebildeten Bourgeois hatte im vertrauten Kreise dessen gar kein Hehl, daß man die Kirche ehre wegen der Frauen und Kinder, doch vornehmlich wegen der Massen und des socialen Friedens. Während die liberale Presse von dem Papstthume wegwerfend redete wie von einer Macht, die gewesen, übergab der liberale Durchschnittsmensch, auf den Wunsch der von dem Beichtvater geleiteten Frau, seine Kinder den clericalen Schulen, und jene mochten heranwachsend denselben Kreislauf wie die Väter beginnen. Kurz, man spottete und unterwarf sich, gleich den Italienern des Zeitalters der Renaissance. Dies beharrliche Absinken des sittlichen Muthes läßt sich schrittweis verfolgen: zur Zeit der Julirevolution forderte der gesammte Liberalismus einstimmig die Freiheit der Ehescheidung zurück, nachher mäßigte sich der Eifer, und heute ist von der Frage kaum noch die Rede.

Eine solche aus wirthschaftlicher Angst und Denkfaulheit entsprungene Kirchlichkeit der Gebildeten muß in einem Gemeinwesen, das auf den blindgläubigen Massen ruht, unfehlbar jener Partei in die Hände arbeiten, welche das Wesen der Kirche in ihrer Herrschaft sucht.

Wir sahen früher, wie die voltairianischen Aengsterlinge mit den Clericalen vereint das ultramontane Unterrichtsgesetz von 1850 schufen; seitdem ist die Macht der Kirche im unaufhaltsamen Anschwellen geblieben. Die Zahl der Weltgeistlichen, die unter der Restauration und dem Julikönigthum mit der langsam wachsenden Bevölkerung nicht gleichen Schritt hielt, stieg in 14 Jahren (1847—61) von 37,600 auf 44,600, die ihnen vom Staate gezahlte Dotation von 36 auf 45 Mill. — wobei 2 Mill. für die Herstellung kirchlicher Gebäude nicht mitgerechnet sind. Noch weit rascher hob sich der Reichthum der todten Hand: überall entstanden neue Kirchen, Klöster, geistliche Schulen. Die Kirche war auf dem sicheren Wege, um in wenigen Jahrzehnten jene sämmtlichen Güter zurück zu gewinnen, welche sie einst in ebenso viel Jahrhunderten erwarb. In allen Ländern französischer Zunge vollzog sich diese mächtige Restauration: schon längst war Genf, das calvinistische Rom, eine überwiegend katholische Stadt, Belgien das gelobte Land der Clerisei. Das Mönchthum aber bildete den herrschenden Stand der wiederhergestellten Hierarchie; in der Unfreiheit des Klosterlebens wird der Geist des neuen Roms am getreuesten gehütet. Unzählige alte und neue Orden haben unter dem Kaiserreiche wieder festen Fuß gefaßt — nicht blos die wackeren und gelehrten Väter des Oratoriums, sondern auch andere von zweifelhaftem sittlichen Werthe. Der Staat kam ihnen willig entgegen und fiel nur selten in die alten Gewohnheiten des bureaukratischen Mißtrauens zurück, so um das Jahr 1867, da er den Generalrath der Conferenzen von St. Vincent de Paula unterdrückte. Selbst der Herzog von Persigny bemerkte mit Befremden, wie der römische Stuhl die Ordensgeistlichen auszeichnete und sie bereits in päpstlichen Rundschreiben über die Weltgeistlichen stellte; von Lacordaire wird versichert, daß er Mönch ward, um freier und einflußreicher dazustehen denn als einfacher Cleriker.

Demselben Geiste entsprang der neu erwachte Eifer für den Bilder- und Reliquiendienst, für alle jene Dogmen und Ceremonien, welche dem Protestantismus am schroffsten gegenüberstehen. Der Mariencultus wurde in dem kaiserlichen Frankreich gepflegt mit einer weichlichen Sentimentalität, die oft sogar unter deutschen Ultramontanen herz-

haften Unwillen erregte. Das ganze Rhonethal, die alte gesegnete Heimath der französischen Ketzerei, ist heute der Madonna geweiht. Notre Dame de Fourvières über Lyon beginnt, Notre Dame de la Garde über dem Hafen von Marseille schließt den Reihen: fast in jeder Rhonestadt, in Vienne, Avignon, Viviers steht auf beherrschender Höhe das Thal überschauend ein mächtiges Marienbild, sie alle unter dem zweiten Kaiserreiche gegründet. Noch prahlerischer erscheint die colossale Madonnenstatue auf der steilen Wand inmitten des Kessels von le Puy. Eine ähnliche Ostentation des Katholicismus ist mir auf deutschem Boden nur einmal begegnet: auf den rothen Felsen an der Mosel, dem heiligen Trier gegenüber. Die absolute Gewalt des Papstthums erschien so gesichert, die Centralisation so scharf durchgeführt in der modernen Kirche, daß eine ernste Kirchenspaltung in dem nächsten Menschenalter höchstens für den Fall einer streitigen Papstwahl Erfolg versprach. Der Clerus gehorcht den Bischöfen so unbedingt wie die Soldaten den Offizieren — mit diesen Worten bezeichnete Cardinal Bonnechose im Senate den verwandelten Geist der Religion der Liebe. Das römische Wesen triumphirte überall, selbst in unwesentlichen Förmlichkeiten: das breviarinm Romanum, die römischen Meßgewänder verdrängten den alten örtlichen Kirchenbrauch. Der Papst schuf durch die Bulle Ineffabilis deus eigenmächtig das neue Dogma der unbefleckten Empfängniß, und dieser in der älteren Kirchengeschichte unerhörte Gewaltstreich ward von der katholischen Welt ohne nennenswerthen Widerstand, von der Mehrheit des französischen Clerus mit Jubel aufgenommen. Die Unveräußerlichkeit des Kirchenstaats wurde von allen Kanzeln mit heiligem Eifer wie ein Dogma vertheidigt; erklärte doch selbst der Voltairianer Thiers die weltliche Souveränität des Papstes in Rom für einen Grundgedanken des Katholicismus. Die gallikanischen Ideen des Episcopalsystems fanden nur noch in wenigen Blättern muthige Vertheidiger, während die Ultramontanen fast in jeder größeren Provinzialstadt eine Zeitung besaßen. Die herrschsüchtige Roheit der Schriften Veuillot's wäre noch unter der Restauration unmöglich gewesen. Die Etudes réligieuses, das Organ der französischen Jesuiten, vertraten zwar eine etwas mildere Richtung als die Civiltà cattolica oder die Stimmen aus Maria-Laach; doch wie hätten sie das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit nachhaltig bekämpfen sollen? Als endlich das vaticanische Concil zusammentrat und jenes gotteslästerliche Dogma wirklich verkündet wurde, da stand die

große Mehrheit der französischen Prälaten fest zu dem unfehlbaren Papste.

Der ultramontane Eifer trat um so gehässiger auf, je lebhafter man empfand, daß die neue Macht der Kirche keineswegs auf einer Erstarkung des Glaubens beruhte. Daher die ängstlichen Versuche, die Werke Voltaire's und Rousseau's den Volksbibliotheken zu rauben, daher die schreckhafte Wirkung jenes Buches von Renan, das mit all seinen wissenschaftlichen Schwächen doch einem tief religiösen Geiste entsprungen war. In dem Senate des ersten Kaisers saßen Laplace und Volney, Cabanis, Tracy und Sieyes; in dem neuen Senate wagte der einzige St. Beuve das Recht der freien Forschung zu verfechten. Mit welcher Wuth stürzten sich die Maupas, Canrobert, Segur auf den Vertheidiger Renan's, und wie unbefangen bekannte Graf Chapuis-Montlaville die weltlichen Gründe dieses Glaubenseifers: „es ist hier nicht erlaubt, diese Menschen zu vertheidigen, welche den Feuerbrand in die Gesellschaft tragen!“ Wie weit die ultramontane Richtung in den niederen Clerus eingedrungen, ist schwer nachzuweisen. Aber in dem Episcopate herrschte durchaus der Geist der Dupanloup und Bonnechose; und dies genügte. Denn da die 18 Erzbischöfe und 67 Bischöfe die Pfarrer ernannten und nach Belieben innerhalb der Diöcese versetzten, so vermochte der nationale Geist, welcher vielen Pfarrern noch den Glauben vergiftete, sich nicht zu äußern. Ueberdies fanden die Ansprüche des neuen Papstthums am Hofe selbst eine mächtige Stütze. Der Kaiser sagte einst zu dem Cardinal Bonnechose über seine Gemahlin: „es ist das glückliche Vorrecht der Frau, der Staatsraison und den kalten Rechnungen der Politik fremd zu bleiben und sich allein den hochherzigen Eingebungen des Gemüthes zu überlassen.“ Er sollte inzwischen an seiner Eugenie erfahren, daß jene hochherzigen Inspirationen der Frauenseele auch in die kalten Rechnungen der Politik eingreifen können. Hispanische Tendenzen, hochfahrend und herrisch, Ideen, welche seit der Medicäerin Katharina sich nicht mehr auf dem französischen Throne behaupten konnten, beherrschten die Umgebung der Kaiserin; schwesterliche Freundschaft verband die Tuilerien mit jenem bornirtesten der Höfe, der sich um die Königin Isabella und die Nonne Patrocinio schaarte.

Die spanische Partei errieth mit feiner Witterung, daß der Charakter der modernen Volksbildung am letzten Ende durch die hohen Schulen bestimmt wird. Die kaiserlichen Lyceen erscheinen ungefährlich, so lange die Kirche sich mit dem Staate in die Oberaufsicht theilt und

in ihnen selber der Geist der priesterlich-militärischen Uniformirung so fröhlich waltet, daß in Perpignan und Lille zur selben Stunde dieselben Fragen gestellt werden. Bedenklicher schon ist der von dem rastlosen Minister Duruy erstrebte obligatorische Elementarunterricht. Da die Kirche sich ihrer alten Güter wieder erfreut, so würde sie nichts einwenden, wenn der Staat auch fürderhin 450 Millionen für das Heer und 23—29 Millionen für den Unterricht ausgäbe. Indeß auch der Schulzwang ließe sich ertragen, da der Pfarrer die Volksschule sorgsam behütet. Aber schlechthin verderblich wirkt die der Kirche gänzlich entzogene akademische Bildung. Es genügt nicht, daß bereits neben jeder theologischen Facultät des Staates ein Priesterseminar besteht; in den anderen Facultäten treiben die geborenen Feinde des Wunderglaubens, Historiker und Naturforscher, ungestört ihr Unwesen. Die Besetzung der Lehrstellen durch Concurs erschwert freilich das Emporkommen erklärter Ketzer; dennoch bleibt bei einem neuen Aufschwunge der weltlichen Wissenschaft die unheilvolle Wendung möglich, daß die Vorträge der Sorbonne wieder so stark und aufregend wirken könnten, wie zur Zeit Cousin's und Guizot's, daß die herrlichen Codices der kaiserlichen Bibliothek auch von französischen, nicht wie jetzt fast nur von fremden Gelehrten durchforscht würden. — Daher erhob sich plötzlich, auf eine Weisung aus Rom, ringsum im clericalen Lager die Forderung, daß auch der höchste Unterricht der Kirche unterstellt werde; im Hintergrunde stand dann die Hoffnung auf eine sogenannte freie katholische Universität wie die Löwener. Dieser centralisirte Beamtenstaat war aber nicht in der Lage, gleich der neutralen Provinz Belgien, den unablässigen Kampf zweier gleich starker Parteien um die Grundlagen des socialen Lebens zu ertragen; seine weltliche Wissenschaft ist nicht wahrhaft frei und kann nicht frei werden, so lange die bureaukratische Centralisation dauert. Eine katholische Universität Toulouse fände also gar keine lebendige Gegenkraft vor; die Träume der Clericalen konnten nur dann in's Leben treten, wenn Staat und Kirche der Bildung sich unterwarfen. Wenn die Kirche bescheiden dem Berufe der Seelsorge lebte, so könnte sie in dieser Epoche des Mammonsdienstes und der Sinnenlust für tausend gedrückte Gemüther ein Quell des Heiles werden; und wirklich bildete sie noch immer in manchen verwahrlosten Departements die einzige Hüterin des Idealismus, sie besaß noch immer einzelne treffliche Priesterseminarien, die durch wissenschaftlichen Eifer und Sittenstrenge ihren alten Ruhm zu behaupten wußten — so die Schule zu St. Sul-

pice. Aber ihre leitenden Gewalten sind dem Jesuitismus verfallen, sie sind, trotz aller modischen Askese, verweltlicht im ärgsten Sinne, sie bekämpfen auf den Tod jede freie Sittlichkeit, jeden Grundgedanken des modernen Lebens.

Wir zählen uns nicht zu jenen Kleingläubigen, welche, erschreckt durch dies gewaltige Anschwellen der ultramontanen Mächte, an der Zukunft der freien Menschenbildung verzweifeln. Wir wissen wohl, die Kirche der Autorität wird nicht allein durch die Waffen des Geistes geschlagen. Wir bauen darum nicht allzu fest auf die Erfahrung, daß diese Kirche an den befreienden Thaten der modernen Gesittung, vornehmlich an der Emancipation der niederen Stände, gar kein Verdienst hat und noch immer über ungleich geringere geistige Kräfte gebietet als der Staat oder die Wissenschaft. Aber auch die materielle Macht des Protestantismus ist der römischen Kirche ebenbürtig. Die neue Welt gehört dem evangelischen Glauben. Wo immer ein Squatter Axt und Büchse in den Urwald trägt, da ist es in neun Fällen unter zehn ein Protestant, der die Wildniß der Gesittung erschließt. Und vor der majestätischen Aussicht, welche sich dem Protestantismus dort im Westen eröffnet, schrumpfen die europäischen Triumphe der alten Kirche Gott sei Dank zusammen.

Selbst in Frankreich war der Sieg der spanisch-römischen Partei noch keineswegs gesichert. Wir legen geringen Werth auf den Anklang, den die Schriften Renan's und anderer Freidenker in weiten Kreisen fanden; solche oppositionelle Stimmungen, die in der guten Gesellschaft Frankreichs niemals fehlten, führen noch nicht zur Befreiung der Geister. Auch der Protestantismus bildet auf französischem Boden kein genügendes Gegengewicht den ultramontanen Mächten gegenüber. Wohl kann ein Protestant nur mit herzlicher Freude betrachten, wie diese glorreiche Märtyrerkirche des evangelischen Glaubens in den letzten Jahrzehnten zu neuem Leben erwachte. Sie stiftete unter dem Drucke der Restauration ihre Bibelgesellschaften und hat seitdem mit rüstigem Eifer an allen Kämpfen der deutschen Theologie theilgenommen. Es waren die freiesten, die gesundesten Lehren des modernen Protestantismus, welche in den selbständigen Gemeinden des evangelischen Frankreichs die Oberhand behaupteten; jene kryptokatholischen Bestrebungen einer geistlosen Orthodoxie, die der alte Guizot mit gewohnter Unfehlbarkeit vertrat, fanden wenig Genossen. Die rechtliche Stellung der evangelischen Gemeinden blieb ungesichert; das empörende Decret vom 25. März 1852 stellte ihre Versammlungen unter die Strafbestimmungen des Code pé-

nal, also daß die freie Predigt, der Kirchenbesuch der Frauen und Kinder lediglich von der Willkür der Beamten abhing. Die Kirche hielt tapfer aus, und dies kräftige evangelische Kirchenleben diente zugleich als die letzte Stütze deutscher Sprache und Sitte im Elsaß. Doch weil der Protestantismus in Frankreich sich wesentlich aus deutschen Quellen nährte, ebendeshalb konnte er stets nur eine provinzielle Bedeutung behaupten, ebendeshalb galten die elsasser Protestanten — nach dem Urtheile entschiedener Chauvinisten wie General Ducrot — nicht als wahre Franzosen. Die Hoffnung einzelner Heißsporne, es werde gelingen d'évangéliser la France, erscheint jedem Nüchternen als ein Traum, und sie ist vollends hinfällig geworden, seit das Elsaß wieder zu seinem Vaterlande zurückgekehrt. Politische Gründe hatten das Wiederaufleben des ultramontanen Priesterthums verschuldet, und politische Verhältnisse bildeten bisher auch die Schranken seiner Herrschaft.

Selbst das gläubige Landvolk wurde durch politische Erinnerungen verhindert, sich der Kirche gänzlich zu unterwerfen. Der Bauer folgte dem Priester, doch er hatte die argen Tage des Kirchenzehnten und der Herrenlasten noch nicht vergessen: sobald die geistliche Herrschsucht die Grenzen der Vorsicht überschritt, konnte die Gluth von 89, der alte Todhaß gegen die Priester und Edelleute, leicht wieder aufflammen. Vollends in den gebildeten Klassen wurde die Angst vor den glaubensfeindlichen Rothen reichlich aufgewogen durch die Macht der revolutionären Traditionen. Der vaterländische Stolz, die energische Staatsgesinnung der denkenden Franzosen hat bisher noch niemals eine Unterwerfung des Staates unter die Kirche geduldet. Die weltliche Bildung des Jahrhunderts scheut zurück vor jeder extremen religiösen Richtung, wie vor jeder einschneidenden Lösung kirchlicher Fragen. Die Mehrzahl der Franzosen wollte nicht, daß der Papst die Herrschaft über Rom verliere, aber sie wollte noch weniger, daß er Frankreich beherrsche.

Hier, in dieser halben, unsicheren Stimmung der Nation, in ihrer Unfähigkeit, religiöse Fragen nach religiösen Gesichtspunkten zu beurtheilen, liegt der Schlüssel für die schwankende Kirchenpolitik des Kaiserreichs. Napoleon III. hat die Kirche mit Gunst überhäuft, wie kein anderer französischer Monarch, doch er mußte bald die Gefahren eines Weges erkennen, dessen Klippen von dem Scharfblicke Cavour's schon im Jahre 1852 aus der Ferne bemerkt wurden. Der Kaiser fühlte, wie die ultramontane Herrschsucht ihm über den Kopf wuchs, er warnte die Prälaten oftmals: seit Ludwig dem Heiligen habe der Staat nie auf

sein Recht der Oberaufsicht verzichtet. Da ward endlich durch den italienischen Krieg der Gegensatz der ultramontanen und der nationalen Interessen offenbar. Abermals bewährte sich die alte Erfahrung, daß die Kirche im Leiden am furchtbarsten ist. Mit einer Kühnheit, die der offenen Auflehnung sehr nahe kam, erhoben die Bischöfe ihre Stimme für die weltliche Herrschaft des Papstes — so bei der Rückkehr der Prälaten von der pomphaften Heiligsprechung der japanischen Märtyrer, so nochmals nach der Septemberconvention. Sie entsannen sich wieder, daß ein Napoleonide nie ein zuverlässiger Sohn der Kirche sein kann. Seitdem schwankte der Hof haltlos zwischen seinen revolutionären Ueberlieferungen und den neuen spanischen Tendenzen — gleichwie das Pantheon, dem Kirchendienste zurückgegeben, doch noch immer die weltliche Inschrift trug: aux grands hommes la patrie reconnaissante.

In den letzten Jahren des alternden Kaisers gewann die spanische Partei die Oberhand am Hofe. Napoleon konnte, er allein in Europa, das Dogma der Unfehlbarkeit verhindern; doch dem müden Manne fehlte die Kraft, der Gemahlin in's Angesicht zu trotzen. Seine Truppen behüteten Rom noch während das vaticanische Concil tagte; dieselbe Schlacht, die ihn vom Thron stürzte, schenkte den Italienern die ewige Stadt. Die Kirchenpolitik des neuen Bonapartismus hat an der Bildung des Landes, die der Kaiser doch fördern wollte, unvergeßlich gefrevelt, sie hat zu der furchtbaren Corruption der Sitten noch die Laster der Heuchelei und des pfäffischen Hochmuths hinzugebracht und mit alledem dennoch das Ziel nicht erreicht, dem Hause der Napoleons in dem Clerus eine feste Stütze zu schaffen. Vielmehr, die Jesuiten halfen, dem Kaiserthrone das Grab zu graben. Sie bedurften einer europäischen Verwicklung, um ihr neues Dogma halb unbemerkt von den großen Mächten durchzusetzen; darum hetzten und drängten sie zu dem Kriege, der Napoleon zerschmettern sollte. So ward auch dem zweiten Kaiserreiche, wie einst den Spaniern und den Polen, die Erfahrung, daß jedes Reich unfehlbar untergeht, das sich auf die Gesellschaft Jesu stützt. —

Für die ausgreifenden Pläne auswärtiger Politik, die Jedermann dem Napoleoniden zutraute, fand der neue Herrscher ein treffliches Werkzeug vor, das beste Erbstück aus dem Nachlasse des Julikönigthums. Der Armee waren die afrikanischen Siege zugleich eine Schule und ein

Stachel der Ruhmsucht geworden. Die gesammte Organisation des Heeres war auf den Angriffskrieg berechnet. In diesen heimathlosen Regimentern, die aus allen Provinzen zusammengewürfelt, von unverheiratheten Officieren geführt, häufig ihre Garnison wechselten, konnte jener Lanzknechtsgeist niemals aussterben, der sich schlagen will um zu sehen wer der Stärkere sei. In keinem anderen Heere hätte ein General zu seinem Kriegsherrn sagen dürfen, was Marschall Castellane dem Kaiser zurief: „Sire, die Armee langweilt sich; will man sich schlagen, so muß man zu zweit sein; auf wen sollen wir loshauen?“ Der Kaiser hütete sorgsam diese Säule seiner Herrschaft, er sah wie der Oheim in der Armee „den wahren Adel unseres Volkes,“ in ihrer Geschichte seine eigene. Jedermann weiß, wie Bedeutendes in den ersten Jahren des Kaiserreichs geschah, um die Schlagkraft des Heeres zu erhöhen, welches Aufsehen die neuen gezogenen Kanonen auf den Schlachtfeldern der Lombardei erregten, wie das Lager von Mourmelon lange als die hohe Schule der Taktik bewundert wurde, wie der Kaiser selbst das Stiefkind dieser Armee, die Reiterei, durch die Einführung der kleinen feurigen Hengste aus Algier zu heben verstand. Zu den verstärkten Zuavenregimentern trat die neue Barbarentruppe der Turcos hinzu, und die unsicheren völkerrechtlichen Begriffe der Gegenwart erlaubten dem Kaiser, diese Wilden gegen europäische Soldaten zu verwenden. Auch die Flotte kam endlich nach ungeheuren Anstrengungen in der Zahl der Schiffe und Geschütze der englischen gleich, obschon sie niemals wie in England eine nationale, stets zu neuer Verstärkung fähige Waffe werden konnte.

Die vielverspottete Versicherung Napoleon's III: l'empire c'est la paix war keineswegs schlechthin eine Lüge, sondern nur abermals eine jener Halbwahrheiten, worin der innere Widerspruch des Bonapartismus sich zeigte. Alle Schöpfungen des monarchischen Socialismus, der despotischen Massenbeglückung konnten ja nur im Frieden gedeihen. Der Neffe war kein Feldherr; nicht rohe Schlagluft bestimmte die Pläne seiner europäischen Staatskunst. Und doch bedurfte er der freudigen Hingebung seiner Soldaten, und doch verdankte das Kaiserreich dem Cultus des Kriegsruhmes sein Dasein. Man pflegte von Amtswegen die chauvinistischen Gedanken. In allen bedenklichen Zeiten mußten die halbamtlichen Blätter die Rheinfrage anregen, um die unruhigen Köpfe in Volk und Heer zu beschäftigen — so unmittelbar nach dem Staatsstreiche, so nach dem Tage von Königgrätz. In der Militärschule von St. Cyr trug Herr Lavallee die Lehre von den

natürlichen Grenzen mit erstaunlicher Plumpheit vor; das schlechte Buch, das er über dies Thema schrieb, wurde von der Akademie gekrönt. Sogar Duruy, der Beschützer der friedlichen Aufklärung, kommt in seiner Einleitung zur französischen Geschichte immer wieder mit leidenschaftlicher Entrüstung zurück auf „jene ungeheure Lücke in unseren Grenzen," die sich von Lauterburg bis Dünkirchen ausdehnt. Die deutsche Sprache im Elsaß ist ihm nur ein unberechtigtes rohes Patois; und allein dem persönlichen Billigkeitsgefühle des Kaisers verdankten die Elsasser, daß ihre Sprache aus den Schulen nicht gänzlich verschwand.

Die militärischen Spektakelstücke des Kaiserreichs wurden aufgeführt mit einer theatralischen Prahlerei, einer Roheit des Gefühles, die an das alte Rom erinnert. Als die von Sebastopol heimkehrenden Truppen an der Vendomesäule vorbei defilirten, da schritten die barmherzigen Schwestern, die Jammergestalten der Verwundeten vor den Regimentern einher; die Soldaten alle im schmutzigen Feldanzuge, auf daß die wilde Majestät des Krieges, die Glorie des Soldatenstandes den blasirten Hauptstädtern recht anschaulich werde. Auch das Seiltänzerkostüm der Zuaven und Turcos war mehr auf die Schaulust der Pariser als auf den Schrecken der Feinde berechnet. Mit besserem Erfolge als das Julikönigthum wußte das Kaiserreich den dynastischen Sinn im Heere zu pflegen. Die wenigen liberalen Offiziere, welche einst um die afrikanischen Generale sich schaarten, wurden rasch beseitigt oder bekehrt. Ein Gardecorps von 50,000 Mann, wohl gedrillt und hoch besoldet, trug die Uniform der alten Kaisergarde, lebte und webte in napoleonischen Erinnerungen; in den Reihen der Kinder der Garde exercirte der kaiserliche Prinz. Der ausgezeichneten Offiziere wartete eine glänzende Stellung; die Besoldung der Generalität beanspruchte die ungeheure Summe von 21 Millionen jährlich. Das Kreuz der Ehrenlegion war auch dem gemeinen Soldaten erreichbar, geringe Verdienste wurden durch die neue Militärmedaille belohnt. Für jeden Feldzug ward eine Denkmünze gestiftet, auch an die militärische Promenade nach Peking erinnerte die Medaille mit dem Drachenbilde.

Vor allem galt es einen Stamm von alten Berufssoldaten zu bilden, denen die Fahne Haus und Heimath sei. Die Exonerationskasse wurde gegründet, sie verlockte durch hohe Einstandsgelder und Pensionen die ausgedienten Soldaten, als Capitulanten weiter zu dienen; selbst der Gemeine erhielt die Aussicht, nach fünfundzwanzigjährigem Dienste 500 Franken jährlich, und war er decorirt noch weit

mehr, zu beziehen. So entstand rasch eine Kerntruppe von 170,000 Berufssoldaten. Daß der Betrag der Militärpensionen in 10 Jahren um 20 Millionen sich vermehrte, kam für die kaiserliche Finanzwirthschaft nicht in Betracht. Auch die Landsknechtsroheit der alten Soldaten, die Völlerei der vieux grognards, die in vielen von der Presse verschwiegenen Excessen sich äußerte, erregte wenig Anstoß; schien doch die napoleonische Gesinnung der Prätorianer gesichert. Erst der italienische Krieg offenbarte die Schattenseiten dieses Verfahrens. Je stärker der Stamm der Berufssoldaten anwuchs, desto weniger junge Mannschaften wurden ausgehoben — zuletzt wohl nur gegen 23,000 Mann im Jahre — desto geringer also war die Zahl der ausgebildeten Reservetruppen. Man versuchte zu helfen, indem man einen Theil der Rekruten nothdürftig als Krümper auserercirte. Nun zwang der mexicanische Krieg zu unerwarteten schweren Opfern; die Effectivstärke der Truppen im Lande ward verringert, die Vorräthe, die Bespannung vernachlässigt, und als jetzt mitten in solche Verwirrung die Königgrätzer Schreckenskunde hereinschmetterte, Aller Blicke auf das Heer wendete, da mußte die Regierung die Verkehrtheit ihrer Militärpolitik einsehen. Sie lenkte ein auf den entgegengesetzten Weg und wagte den Vorschlag der allgemeinen Wehrpflicht.

Warum stieß dieser Gedanke auf so heftigen Widerspruch in einem Lande, wo die Gleichheit vergöttert wird und der vierte Stand herrscht? Die Heeresverfassung ändern heißt die Grundlagen der Staatsverfassung umgestalten. Die allgemeine Wehrpflicht ist unmöglich in einem bureaukratischen Gemeinwesen; ihr Gedeihen allein schon beweist, wie tief die Staatssitten der Selbstverwaltung in Preußen eingewurzelt sind. In Frankreich haßte nicht blos der Reiche die persönliche Dienstleistung für den Staat; auch die Arbeiter, die loyalen Bauern wurden aufsässig, als der Ruf il n'y aura plus de bons numéros! durch das Land ging. Niemand wollte verzichten auf die Hoffnung, durch das Glück des Looses seiner Bürgerpflicht enthoben zu werden. Die allgemeine Wehrpflicht ist unausführbar ohne Provinzial-Armeecorps; sie wird zur unerträglichen Härte, sobald man die Gebildeten zwingt, auch zu Friedenszeiten fern von der Heimath in nomadischen Regimentern zu dienen. Da der Bonapartismus die Mittel besaß jederzeit eine sogenannte öffentliche Meinung zu schaffen, den Anschein eines allgemeinen kriegerischen Enthusiasmus zu erwecken, so konnte das System Scharnhorst's in Frankreich nicht jene segensreich friedliche Bedeutung

entfalten wie bei uns. Die allgemeine Wehrpflicht wäre hier nur ein Werkzeug der Knechtschaft, sie würde alle jugendlichen Köpfe der Kasernenzucht unterwerfen, alle Kräfte der Nation einer unberechenbaren auswärtigen Politik verpfänden. Darum wurden die ersten Pläne des Marschalls Niel fast allein in dem kriegslustigen Lothringen mit Freuden aufgenommen, überall sonst mit Schrecken.

Bei den Debatten des gesetzgebenden Körpers über das Wehrgesetz bewährte sich abermals der oberflächliche Dilettantismus der Opposition. Dieselben Rhetoren, welche dem Kaiser seine Nachgiebigkeit gegen Preußen vorwarfen, feierten in hohlen Prunkreden das unsittliche und unmögliche Ideal des allgemeinen Friedens, priesen das schweizerische Milizsystem, dem in Frankreich jeder Boden fehlt, versicherten, nur die Freiheit mache die Heere unüberwindlich. Das Compromiß, das die Regierung endlich mit der Selbstsucht der Besitzenden abschloß, änderte nichts an den Grundlagen des alt-napoleonischen Heerwesens. Nur die jährliche Aushebung wurde verstärkt, eine gewaltige Reservearmee auf dem Papiere gebildet, die Ausrüstung des Heeres verbessert. Aber es blieb die Stellvertretung, wenngleich verkürzt auf zehn Jahre, es blieb die lange Dienstzeit und die Zertheilung der Armee in vereinzelte heimathlose Regimenter — kurz die Organisation des Heeres für den Angriff. Der Geist der Truppen wurde nach wie vor bestimmt durch die Berufssoldaten, deren Gesinnung General Changarnier drastisch aussprach in seinem wegwerfenden Urtheile über die preußischen Milizen. Nach wie vor betrat der französische Rekrut mit Schreck und Zagen die Kaserne, um unter der Fahne rasch den rastlosen militärischen Ehrgeiz der Veteranen sich anzueignen. In diesem Heere und in dem Geiste der Nation — hierin allein lag die von den französischen Friedensaposteln so rührend beklagte Gefährdung des Weltfriedens.

Auch in seinen militärischen Reformen zeigte sich der Despotismus unfähig die sittlichen Kräfte des Völkerlebens zu würdigen. Ludwig Napoleon hatte als Prätendent Worte der Bewunderung über das preußische Heerwesen geschrieben, er erhielt jetzt von Oberst Stoffel verständige unbefangene Berichte über das deutsche Heer. Doch die Briefe blieben unbeachtet, bald ungelesen. Die militärische Camarilla wollte nicht sehen, daß jeder deutsche Reservist und Landwehrmann im stehenden Heere die Schule der Mannszucht und technischen Uebung durchlaufen hatte, und eben hierin die unvergleichliche Kraft des deutschen Heeres lag; sie hegte nur den einen Gedanken, durch eine ungeheure Kopfzahl

den Nebenbuhler zu überbieten. So schuf man die ungeschulte, werthlose Masse der Mobilgarde, und beharrte in verblendetem Dünkel bei dem Wahne, daß die preußische Landwehr um nichts besser sei, während doch ein flüchtiger Blick auf die norddeutschen Militärgesetze das Gegentheil zeigen mußte. Man prahlte mit den neuen Waffen der Chassepots und Mitrailleusen und haftete doch in gedankenloser Routine an einer längst veralteten Taktik, drillte die Truppen nach einem Reglement v. J. 1791, fertigte die Warner ab mit der zuversichtlichen Phrase: unser Herr besitzt die Tradition des Sieges! Der Despot konnte nicht wünschen, daß ein ehrgeiziger General sich einen festen Anhang unter seinen Truppen schaffe; er theilte darum das Land in große Commandos, denen die einzelnen Regimenter in raschem Wechsel zugewiesen wurden; er beachtete nicht, daß eine solche Zerbröckelung des Heeres den Gemeingeist der Truppen schädigte und beim Ausbruch eines Krieges zu einer ganz neuen Formation der Armee nöthigen, also die rasche Schlagkraft des Staates verringern mußte. Die sittliche Fäulniß dieses Volkslebens fraß furchtbar um sich auch im Heere. Schon während des italienischen Kriegs schrieb ein scharfblickender englischer Diplomat, der die Sieger von Solferino in der Nähe gesehen, seinem Hofe: dies Heer sei rettungslos verloren sobald ihm eine Armee mit fester Mannszucht gegenübertrete. Seitdem waren die Truppen auf den chinesischen und mexikanischen Plünderungszügen noch mehr verwildert. Ein schamloser Nepotismus, von den Damen des Hofes gepflegt, lockerte das ohnehin lose Band der Kameradschaft zwischen den Offizieren; die Mannschaft sah ohne Achtung auf die Führer, die ihre Zeit zumeist zwischen leerer Prahlerei, mäßiger Arbeit und reichlichem Nichtsthun theilten.

Indeß Frankreich glaubte an sein unbesiegbares Heer, und da Ludwig Napoleon, mindestens in den ersten Jahren seiner Herrschaft, diesen Glauben theilte, so ist unleugbar, daß er lange Zeit einen maßvollen Gebrauch machte von der gewaltigen Angriffswaffe, die er in seinen Händen zu halten wähnte. Er war seit Heinrich IV. der erste Regent Frankreichs, der die europäischen Fragen mit verständiger Sorge für das Wohl des Welttheils, nicht allein mit den Vorurtheilen französischer oder persönlicher Herrschsucht behandelte. Er hat in seinen kräftigen Jahren durch bedeutende europäische Gedanken die orleanistische Politik des Neides verdrängt. Dieselben Höfe, welche den Staatsstreich mit Freude begrüßten, sahen nach der Errichtung des Kaiserthrones der europäischen Politik des neuen Gewalthabers mit begreif-

lichem Mißtrauen entgegen. Der Kaisername konnte für einen französischen Herrscher niemals ein so harmloser Schmuck sein wie der Titel **imperial crown** für die Krone von Großbritannien. Der Name Napoleon der Dritte klang wie eine Rückforderung der alten Grenzen des Weltreichs, denen der Oheim niemals förmlich entsagt hatte. Der Neffe gab freilich beruhigende Versicherungen; aber die Sorge der Höfe währte fort. Ein geheimes Protokoll, von den Gesandten der vier großen Mächte am 2. December 1852 in London unterzeichnet, sprach den Grundsatz der Nichteinmischung aus, in der Voraussetzung, daß die Gründung des Kaiserthums lediglich eine innere französische Staatsveränderung sei. Preußen, als die zunächst bedrohte, die einzige an Frankreich grenzende Großmacht, nahm einfach Act von dem Geschehenen, mit der ausdrücklichen Erklärung, man wolle damit weder eine Meinung aussprechen noch etwaige Folgerungen anerkennen. Czar Nicolaus verweigerte dem Emporkömmling den Titel „lieber Bruder."

Die unruhige Vielgeschäftigkeit, welche sich zunächst in den Tuilerien zeigte, der an den Höfen umhergetragene Plan eines großen Zollvereins der romanischen Völker, die gehässigen Händel, die Frankreich mit Belgien und der Schweiz begann, konnten das Mißtrauen der Höfe nicht verringern. Der Napoleonide war der geborene Feind jener Verträge von 1815, welche, da und dort zerstört, im Wesentlichen noch immer die Gestalt der Landkarte Mitteleuropa's bestimmten. Er durfte sein Reich nicht in der bescheidenen Stellung belassen, die ihm seit dem Wiener Congresse zugetheilt war. Die Stiftung der Helenamedaille — wahrlich eine unverschämte Herausforderung — bewies, daß der Neffe die militärischen Ueberlieferungen seines Hauses nicht vergessen hatte. Auf persönliches Vertrauen konnte der Mann nicht zählen, der durch verschlagenes Ränkespiel den Thron erobert hatte. Napoleon lügt immer, und wenn er schweigt, so verschwört er sich — also bezeichnete später Lord Cowley die damals an den Höfen vorherrschende Ansicht. In der That war die Lust an Schlichen und Seitenwegen dem Kaiser in einem abenteuerlichen Leben zur anderen Natur geworden. Er liebte stets mindestens zwei Thüren sich offen zu halten, folgte treulich dem Grundsatze, den die französische Politik seit drei Jahrhunderten nie verleugnet hat, dem nationalen Sprichwort: **promettre ça n'engage à rien.** Er pflegte auch solche Pläne, welche das Licht des Tages nicht zu scheuen hatten, tiefgeheim wie ein Verschwörer vorzubereiten und dann plötzlich aus dem Dunkel hervorzubrechen. Zwei ent-

gegengesetzte Versuchungen lagen dem Napoleoniden nahe. Er mochte entweder auftreten als der Erbe des Oheims und jenen Rachekrieg gegen England unternehmen, den vorlaute Prahler tausendmal begehrt hatten. Bei der kunstvollen Ausbildung des englischen Creditwesens, dessen Fäden alle in der Hauptstadt zusammenlaufen, schien es keineswegs undenkbar, daß eine kurze Herrschaft fremder Truppen in London das gesammte Reich verwirren und das überraschte unkriegerische Handelsvolk zu einem demüthigenden Frieden bestimmen könne. Oder der Kaiser mochte den Plänen des rothen Bonapartismus sich hingeben, den tollkühnen Gedanken, welche der Prinz Napoleon durch die Opinion nationale vertheidigen ließ und dann selber im Mai 1865 in seiner berüchtigten Rede zu Ajaccio ganz unverblümt aussprach. Der Prinz geht aus von dem demagogischen Kraftworte des Gefangenen von St. Helena: „mein Name wird für die Völker immer der Polarstern ihrer Rechte sein.“ Er verlangt eine Tendenzpolitik des Radikalismus, die ihren Träger — nach der Weissagung des Oheims — an die Spitze Europa's stellen wird, er will die Wiederherstellung Polens, Kampf gegen das reactionäre Oesterreich u. s. f.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Kaisers, daß solche frivole Pläne die Nüchternheit seines Urtheils selten beirrten, daß er den Haß und das Nachtragen stets verworfen hat als „Empfindungen, die nicht mehr in unsere Zeit passen.“ Er griff zurück zu der alten nationalen Politik der großen bourbonischen Zeit. Er wollte Frankreich wieder zur leitenden Macht des Festlandes erheben und dies Uebergewicht stützen auf die romanischen Völker. Aber das alte Ziel sollte erreicht werden durch moderne Mittel. Napoleon III. erkannte, wie Persigny und Cavour, in dem festen Bunde der beiden Westmächte die Gewähr der europäischen Gesittung. Dieser alte Palmerston'sche Gedanke, wie verletzend auch für den deutschen Stolz, büßte zwar mit jedem neuen Tage etwas von seiner Berechtigung ein, doch er war noch immer nicht ganz ungegründet in jenen Jahren, da Rußlands Einfluß auf unserem Vaterlande lastete. Mochte der Neffe glauben oder nur zu glauben vorgeben, daß der Welteroberer überall „die Keime neuer Nationalitäten“ ausgestreut habe — gleichviel, er selber würdigte die beherrschende Bedeutung der nationalen Ideen für unser Jahrhundert. Er sah voraus, die Wiener Verträge würden an dem erwachenden Gemeingefühle willkürlich zertheilter Völker ihren furchtbarsten Feind finden, und er wollte das Nothwendige fördern. Er schätzte den Ein-

fluß der öffentlichen Meinung, er erkannte, daß sie heute durch den Liberalismus bestimmt wird, pries sie oft als die sechste Großmacht, die in unseren Tagen allein dauernde Erfolge verleihe, und war entschlossen, kein großes Unternehmen zu beginnen ohne den Beistand der liberalen Ideen. Solche verständige moderne Gedanken lagen der auswärtigen Politik der ersten Jahre des Kaiserreichs zu Grunde. Das Verdienst dieser Staatskunst ist um so höher anzuschlagen, da sie uralten Ueberlieferungen und Vorurtheilen des französischen Staates und Volkes widersprach. Die Durchschnittsmeinung der Franzosen war enthalten in dem Ausspruch von Thiers: **rien de plus déplorable que les nationalités** — zu deutsch: Frankreich allein ist berechtigt einen starken nationalen Staat zu bilden.

Freilich zeigte sich auch in der europäischen Politik Napoleon's die seltsame Halbheit dieses Kopfes, der in langen Flüchtlingsjahren, in ewigem Brüten und Träumen ganz verlernt hatte bei der Stange zu bleiben, einen Plan mit tiefem Ernst unwandelbar festzuhalten. Cavour meinte in einer Stunde des Zornes, nach dem Frieden von Villafranca, in Napoleon's Kopfe lägen viele politische Gedanken, doch keiner reif und fertig, daher entschließe er sich leicht das Begonnene fallen zu lassen. In ruhigen Tagen hat der große Italiener milder geurtheilt; wir aber, die wir jetzt die Politik des Bonapartismus bis zu ihrer Selbstvernichtung übersehen, müssen jenes Zornwort Cavour's aufrecht erhalten. Grübelnd saß der Napoleonide über der Karte Europa's, immer berechnend, ob sich im Norden oder Süden eine Grenze verschieben lasse — ein rastloser Pläneschmied, und doch keine elastische Natur, sondern ein langsamer Phlegmatiker, der sich in veränderter Lage schwer zurecht fand. Immer wieder unterlag er der inneren Unwahrheit des demokratischen Despotismus. Die nationalen Ideen des Jahrhunderts sollten sich verwirklichen, doch nur durch ein künstliches System von Allianzen, nur mit Frankreichs Hilfe, und die völkerbeglückende, führende Nation mußte ihren Lohn in Land und Leuten erhalten. Das **révendiquer**, das Zurückfordern altnapoleonischen Landes erschien dieser Politik ebenso unerläßlich wie die Bildung nationaler Staaten, und doch schloß der eine Gedanke den anderen aus.

Die Gunst des Glückes warf den Kaiser in eine reiche Zeit, da die Zustände Europa's reif wurden für große Entscheidungen; dann pflegte er jedesmal als ein systematischer Kopf die auftauchende „Frage“ umsichtig zu ergründen und durfte mit Recht sagen: **étudier une question**

n'est pas la créer. Er hatte so lange die Politik als Journalist getrieben; als Herrscher behielt er die alte Gewohnheit bei. Ohne feierliche Programme, ohne das Geklapper pathetischer Phrasen wurde kein Akt der neu-napoleonischen Staatskunst in Scene gesetzt. Die Zeit sollte kommen, da ein größerer Mann die Kleinheit solcher Mittel beschämend aufdeckte. Graf Bismarck bewies der Welt, daß eine wahrhaft moderne Politik glänzende Erfolge nur durch mündige, allein der eigenen Kraft vertrauende Völker erreicht; er bewies zudem, daß die gedankenreichste Staatskunst sich stets in den einfachsten geschäftlichen Formen bewegt. — Die Halbheit, der Mißerfolg vieler Unternehmungen des Kaisers erklärt sich einfach aus der widerspruchsvollen Stellung eines Mannes, der zugleich ein Despot war und ein Erbe der Revolution, zugleich ein Staatsmann von europäischen Ideen und der Beherrscher der eitelsten Nation.

Der neue Gewalthaber vermochte anfangs nicht der Schwachheit der Emporkömmlinge zu widerstehen: er versuchte in den Familienkreis der legitimen Höfe einzutreten. Als sein Verlangen abgewiesen ward, schloß er rasch eine unebenbürtige Ehe und erklärte pathetisch: ich trage mit Stolz den glorreichen Titel des Emporkömmlings. Bald sollte sich ihm die Gelegenheit bieten Vergeltung zu üben an der übermüthigsten der legitimen Dynastien. Wir dürfen heute als unzweifelhaft ansehen, daß Czar Nicolaus nicht als ein Eroberer auf türkischem Gebiete schalten wollte; aber er erstrebte die Schirmherrschaft über die gesammte orthodoxe Kirche — oder, wie sein Cabinet bezeichnend sagte, über den griechisch-russischen Cultus. Das hieß die Oberhoheit Rußlands über die Rajah begründen, die orientalische Frage zu Gunsten Rußlands entscheiden. Auch wer nicht den Ideen David Urquhart's huldigt, muß heute dankbar anerkennen, wie scharf und sicher Napoleon III., früher als England, den Sinn der russischen Pläne zu würdigen wußte. Der Pariser Hof war anfangs weit entfernt von übermüthiger Kriegslust; der Kaiser hat auch während des Kampfes eine kluge Mäßigung bewahrt, die selbst einen Guizot zur Anerkennung zwang. Er trat zwar zunächst, um den Ultramontanen zu schmeicheln, in dem Streite über die heiligen Stätten ziemlich herausfordernd auf, doch lenkte er bald ein — in der Ahnung, daß der kranke türkische Staat eine kriegerische Erschütterung kaum noch ertragen könne. Erst als der Czar, mit gewohntem Hochmuthe gegen die öffentliche Meinung, die Pläne seiner Herrschsucht rücksichtslos enthüllte, da erst erkannte man in den Tuilerien, daß die Zeit gekommen sei nicht blos die Türkei aufrecht zu er-

halten, sondern die Uebermacht Rußlands zu brechen. Die von dem Pariser Cabinet veröffentlichten Actenstücke gaben der Welt zuerst das Bewußtsein von dem schweren Ernste der Lage. Im Verlaufe des Krieges stiegen dann dem geschäftigen Abenteurer allerhand weitaussehende Gedanken auf. Er gestand dem piemontesischen General Partonneux: Polen wiederhergestellt, Finnland an Schweden, die Krim an die Türken, dazu ein Umschwung in Italien — das wäre die glücklichste Lösung! Doch er lernte sich bescheiden, als der Siegeszug seiner Adler nur langsam vorrückte.

Der Augenblick der Entscheidung schien für Rußland sehr glücklich gewählt. Der Czar hatte ein Menschenalter hindurch mit Erfolg die Maske des großen Mannes getragen, er trat den unsicheren Höfen des Westens überwältigend entgegen mit jener zweifellosen Sicherheit, welche bei einem Gustav Adolf oder Friedrich ein Vorrecht des Genius, bei ihm nur ein Zeichen der Gedankenarmuth und Beschränktheit war. Kein Fürst Europa's, der sich ihm nicht gebeugt hätte. Die deutschen und italienischen Höfe schmeichelten dem Feinde der Revolution, Oesterreich schien für immer verpflichtet durch die Unterwerfung Ungarns. Die beiden Westmächte waren einander entfremdet durch die losen Reden der Chauvinisten und durch den Streit über die Flüchtlinge. So laut und drohend erklang in dem englischen Parlamente die Sprache des Hasses gegen Frankreich, daß im März 1853 fünfzehnhundert Londoner Firmen für nöthig hielten, dem Kaiser ihre Anhänglichkeit zu versichern. Der Wetteifer des Handels und Wandels nahm hier im Westen die Geister so gänzlich in Anspruch, daß ein populärer Krieg kaum noch möglich schien. Die französische Nation ging in den orientalischen Krieg mit demselben Widerwillen wie einst die Engländer in die napoleonischen Kämpfe: erst während des Krieges gewann der militärische Ehrgeiz die Oberhand über die Friedensliebe einer industriellen Epoche. Kurz, der Czar durfte hoffen, im Frieden die Herrschaft über die orientalischen Christen zu erlangen. Es war Napoleon III., der die Schwäche der russischen Macht und die Hohlheit der persönlichen Größe des Czaren zuerst durchschaute. Er schloß den vortheilhaften Bund mit England. Verbrüderungsfeste und höfische Besuche besiegelten das neue herzliche Einverständniß, zum ersten Male in der Geschichte nahm eine englische Flotte französische Truppen an Bord.

Mit lärmender Prahlerei feierten sich die beiden Westmächte gegenseitig als die Wächter der Civilisation. Der Kaiser fand, sie seien „noch stärker durch die Ideen, die sie vertreten, als durch die Macht ihrer

Schiffe und Bataillone.“ Drouyn de Lhuys und Moustier erregten durch den anmaßenden Schulmeisterton, den sie gegen Deutschland anschlugen, den stolzen Widerspruch des Herrn v. Bismarck. Napoleon III. selber erlaubte sich in seiner Thronrede vom Jahre 1854 die unverschämte Bemerkung: „Deutschland, das vielleicht zu viele Beweise von unterthäniger Nachgiebigkeit (déférence) gegen Rußland gegeben hat, gewinnt die Unabhängigkeit seiner Haltung wieder.“ Kein Deutscher kann heute ohne Scham gedenken, wie gelassen die gegen Rußland erbitterte liberale Presse Deutschlands solche Hoffahrt des Westens ertrug. Auch die gehässigen Vorwürfe, welche damals die liberale Welt gegen die Neutralitätspolitik Preußens erhob, sind längst einem ruhigeren Urtheile gewichen. Es war nicht an Preußen, den Westmächten Dienste zu leisten, die zuletzt allein für Oesterreich Früchte tragen konnten; und nur das Eine bleibt zu beklagen, daß man in Berlin den Muth nicht fand, die orientalischen Wirren für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu verwerthen. Und doch entsprang die leidenschaftliche Parteinahme der liberalen Welt für die Westmächte einem gesunden Instincte. Es war die Zeit, da die reactionäre Partei in Preußen den weißen Czaren als den zweiten Vater unseres Staates verherrlichte. Diese Herrscherstellung des halbasiatischen Reiches lastete so drückend auf dem deutschen Leben, sie widersprach so sehr dem Wesen unserer Gesittung, daß jede Veränderung der europäischen Machtverhältnisse als ein Fortschritt erscheinen mußte.

Der Kaiser erkannte in dem alten Herrschersitze des Pontus die einzige verwundbare Stelle des russischen Reiches, da ein Einfall in Bessarabien ohne Oesterreichs Hilfe nicht möglich war; aber schon jetzt in seinen kräftigsten Tagen zeigte er, wie seitdem oftmals, ein unberechenbares Schwanken zwischen eigener Einsicht und fremden Einflüsterungen. Er wollte zuerst die Verbindung zwischen der Krim und dem Festlande unterbrechen, dann gab er nach und gestattete jene seltsame Belagerung einer Festung, die aus dem Hinterlande stets neue Kräfte an sich zog. Dem Despoten wurde die Genugthuung, daß sein Heer sich trefflich bewährte, während an der englischen Armee alle Gebrechen parlamentarischer Heeresverwaltung sich offenbarten. Als die siegreichen Truppen heimkehrten, durfte er ihnen nachrühmen, sie hätten ihrem Lande den gebührenden Rang in Europa wiedererobert, und Troplong jubelte: Europa erkennt den Namen der großen Nation wieder an. Frankreich erschien im Krieg und Frieden als die leitende

Macht Europa's. Der Kaiser zog bereits nach der Weise des ersten Consuls die Mittelstaaten des Südens und des Nordens in die große Allianz, er betonte geflissentlich den liberalen Charakter seiner auswärtigen Politik und forderte noch im November 1855 die öffentliche Meinung auf, einen Druck zu üben auf die Cabinette.

Gewiß, die von den Federn des Bonapartismus verkündete Lösung der orientalischen Frage ist durch den Pariser Frieden mit nichten erreicht worden. Von den Donaumündungen vertrieben hat Rußland inzwischen die Unterwerfung des Kaukasus, die Umklammerung des schwarzen Meeres vollendet; ungeheure Eroberungen in Innerasien bereiteten neue Katastrophen am Bosporus vor, und kaum fünfzehn Jahre nach dem Pariser Frieden sagt Rußland sich förmlich los von jener unnatürlichen Vertragsbestimmung, welche die Gewässer des Pontus für neutral erklärte. Die Westmächte selber mußten gestehen, daß der Friede nur ein Waffenstillstand sei; sie verbürgten noch nach dem Frieden durch einen Vertrag mit Oesterreich die Unabhängigkeit der Pforte. Die Türkei gewann durch den Krimmkrieg nur Eine neue Sicherung: ein verstärktes Vertrauen auf ihr tapferes Heer. Die Reform des Staates, die jetzt unter französischem Schutze begann, ist im Sande verlaufen. Nur Kinder bewundern das türkische Toleranzedict, den Hat-Humayun, dies glänzende Schaustück napoleonisch-ottomanischer Civilisation. Nicht durch abendländische Rechtsbegriffe kann ein orientalisches Reich gesunden. Nach dem Staatsrechte des Islam darf wohl der Gläubige Duldung gewähren, doch nie der Ungläubige Duldung fordern. Ist die Verjüngung des Staates überhaupt noch möglich, so wird sie nur erfolgen, wenn jede Nation und jede Kirche der Balkanhalbinsel als ein selbständiger Körper unter eigener Verwaltung organisirt ist; und für diese Ideen L. v. Ranke's und Lamarche's fehlt dem napoleonischen Neutürkenthume jedes Verständniß. Trotz alledem blieb es doch eine bedeutende That, daß endlich einmal jener Bann der Trägheit gebrochen war, der die Westmächte so lange gelähmt. Die Türkei wurde aufgenommen in die europäische Staatsgesellschaft, Rußland empfing die Lehre, daß der Welttheil eine einseitige Lösung der orientalischen Frage nicht dulden werde. Unterdessen wurden die ägyptischen Pläne des Oheims in humanem Sinne erneuert, das großartige Werk des Suez-Canales der Vollendung entgegengeführt.

Weit stärker als der Orient spürte Europa die Folgen des Krimmkrieges. Napoleon III. benutzte die neugewonnene Machtstellung, um einen

Lieblingsgedanken seines Ahnherrn zu verwirklichen. Auch er fühlte sich als den Beschützer der Freiheit des Meeres und der Marinen zweiten Ranges; er bewirkte, daß der Pariser Congreß die Grundsätze eines menschlicheren Seerechts verkündigte, — humane Rechtslehren, welche freilich, unter dem Beifall der Nation, von dem Bonapartismus mit Füßen getreten wurden, sobald sie dem Interesse Frankreichs zuwiderliefen. Gewaltig hob sich Frankreichs Macht neben Englands verbleichendem Gestirn. Dem Napoleoniden gelang, den Todhaß gegen das perfide Albion, der vierzig Jahre lang die Gemüther der Franzosen beherrscht hatte, gänzlich auszurotten. Freundnachbarlich blickte man jetzt über den Canal hinüber, denn man hatte England nicht mehr zu beneiden. Der Inselstaat schlummerte behaglich auf dem Lotterbette des Manchesterthums, und wenn er zuweilen krampfhaft auffuhr, um sein Panzergeschwader zu verstärken oder die Zahl der unbrauchbaren Freiwilligenregimenter zu erhöhen, dann fühlte die Welt, wie tief Englands Stolz gesunken war. Da die Bundesgenossenschaft dieses Staates nicht mehr schwer ins Gewicht fiel, so suchte Napoleon ein gutes Einvernehmen mit Rußland. Er kam auf dem Pariser Congresse den Gesandten des Czaren rücksichtsvoll entgegen, leistete in den Donauprovinzen den russischen Absichten Vorschub, half dort bei der Gründung des großrumänischen Staates und ließ einmal sogar eine Flotte in der Adria kreuzen, um gegebenen Falls die Montenegriner zu unterstützen. Zum ersten male seit den Wiener Verträgen war Frankreich in der Lage, positive Pläne der Neugestaltung Europa's zu verfolgen, und der italienische Krieg bewährte, daß ein kluger Wille den übermächtigen Staat leitete. —

Vollendete große Umwälzungen erscheinen dem Rückschauenden einfach und selbstverständlich, ihre dauernden Ergebnisse geringfügig neben den Hoffnungen für den nächsten Tag. Die Unbilligen, welche heute mit den Ideen von 1871 auf das gewaltige Jahr 1859 herabschauen, können nicht ernst genug daran erinnert werden, wie dankbar die weisesten und kundigsten Patrioten Italiens, die Cavour und Azeglio, das Verdienst Napoleon's III. um ihr Vaterland gewürdigt haben. Der Kaiser rühmte sich: „wenn es Männer giebt, welche ihre Zeit nicht verstehen, so gehöre ich nicht zu ihnen;“ er fand den seltenen Muth europäische Pläne zu verfolgen, welche der Mehrzahl der Zeitgenossen und fast allen Cabinetten als utopistisch galten. Die unerschütterliche Festigkeit des österreichischen Säbelregiments schien der öffentlichen Meinung ebenso zweifellos wie die politische Unfähigkeit der Italiener. Die große Mehrheit der Nation,

welche sich la nation initiatrice zu nennen liebte, hing an den alten Ideen des politischen Neides. Nicht blos die Ultramontanen fürchteten die Wiedergeburt Italiens als eine Gefahr für das Papstthum und sahen befriedigt, daß Frankreich seit der Eroberung Roms von der reactionären Partei der Halbinsel als eine feste Stütze betrachtet wurde. Auch die rothen Radikalen glaubten noch fest an den uralten Grundsatz der italienischen Politik der Franzosen: keine selbständige Macht, weder eine fremde, noch eine italienische, darf auf der Halbinsel geduldet werden. Die höheren Stände gewöhnten sich nur mit Widerstreben an den Gedanken, daß Frankreich für den König der Murmelthiere das Schwert ziehen solle. Selbst unter den höchsten Räthen des Kaisers standen mehrere der spanischen Damenpartei sehr nahe: den Grafen Walewski bezeichnete der neapolitanische Gesandte Carini zur Zeit des Pariser Congresses als den Besten „unter der Canaille, die den Kaiser umgiebt.“ Napoleon III. aber gelangte im Verkehre mit Cavour zu dem Entschlusse, das Princip der Nichtintervention, das unter Ludwig Philipp's schwachen Händen zur Fratze ward, mit thatkräftigem Geiste wieder aufzunehmen: er wollte Oesterreichs Herrschaft im Süden brechen, wie er die Uebermacht Rußlands im Osten zu zerstören versucht, und den Italienern freie Hand gewähren ihr Schicksal selber zu bestimmen — freilich unter Frankreichs Leitung und gegen ausgiebige Entschädigung.

Mögen die Geheimnißkrämer untersuchen, ob ein schwerer Eid den Carbonaro band: die leitenden Gedanken der napoleonischen Staatskunst sind aus einfacheren Beweggründen zu erklären. Der Bandenführer der Romagna hatte die Ideale seiner Jugend geläutert, nicht vergessen; das bewies sein Brief an Edgar Ney. Die alten Verbindungen seiner Dynastie mit den Patrioten Italiens währten fort: die Pepoli's waren mit den Murats verschwägert, Graf Arese befreundet mit dem piemontesischen und dem französischen Monarchen. Der Schwärmer für das liberale Papstthum Pater Ventura lebte als Beichtvater in den Tuilerien, Farini hatte in den Jahren des Exils dem Hause Jerome's nahe gestanden. Folgenreicher wurde die stille Thätigkeit des verbannten römischen Triumvirs Livio Mariani, der jahrelang nicht abließ, den Kaiser an seine Jugendträume zu erinnern. Der Neffe, wie er denn immer an die Ideen des Oheims anknüpfen mußte, sah in Piemont den natürlichen Erben des napoleonischen Königreichs Italien; in diesem Staate sollte die Neugestaltung der Halbinsel, aber auch der Einfluß Frankreichs

ihren Mittelpunkt finden. Der Despot erlaubte sich mehrmals hofmeisternde Einmischung in die inneren Verhältnisse des kleinen freien Königreichs, er unterstützte sogar eine Zeitlang die Turiner Clericalen gegen das liberale Cabinet; doch die Hoffnung auf ein gallo-sardisches Bündniß, die er schon nach der Schlacht von Novara gehegt, gab er niemals auf. „Das sind vorübergehende Wolken — sprach er tröstend zu dem Italiener Collegno alsbald nach der Gründung des Kaiserthrones — der Tag wird kommen, wo unsere Heere zusammen für die edle Sache Italiens kämpfen werden." Er kannte Italien; durch scharfe Beobachtung und zuverlässige Nachrichten bildete sich ihm die Ansicht, die er in seinem Kriegsmanifeste mit den Worten zusammenfaßte: „die Dinge sind durch Oesterreich so sehr auf die Spitze getrieben, daß Oesterreich entweder bis zu den Seealpen herrschen oder Italien bis zur Adria frei sein muß." Er kannte die enge Verwandtschaft der beiden Völker, er wußte, daß die Staatsmänner Piemonts durchaus erfüllt waren mit französischer Bildung und selbst Cäsar Balbo, der idealistische Patriot, zu versichern pflegte: „ich bin in erster Linie Italiener, in zweiter Franzose." Er sah voraus, die für hochherzige Impulse immer empfänglichen Massen Frankreichs würden dem Befreiungskriege für das stammverwandte Land zujubeln.

Schon vor dem Pariser Congresse trat ihm Cavour näher, der beredteste Anwalt seines mißhandelten Volkes, zugleich das Ideal eines „positiven Geistes", erfüllt von jenem sicheren Instincte für das Mögliche, den der Prätendent stets als die höchste Gabe des Staatsmannes gepriesen hatte. Der Italiener durfte unter stillschweigender Billigung des Kaisers die Klagen Italiens vor dem versammelten Europa aussprechen; Oesterreich, von allen Mächten verlassen, erntete jetzt die Früchte seines Hochmuths und jener Politik der Halbheit, welche Rußland tödlich beleidigte ohne den Westmächten zu genügen. Cavour kehrte heim mit dem festen Glauben, daß der Kaiser den Krieg wolle, und handelte fortan mit einer herausfordernden Kühnheit, welche die nicht eingeweihte Diplomatie des Kaisers selber erschreckte. Während die Westmächte in den nächsten Jahren die von dem Krimkriege geschlagenen Wunden ausheilten, bewiesen die Aufstände und Verschwörungen zu Genua und Livorno, in Neapel und Sicilien, wie richtig Cavour die unhaltbaren Zustände seines Vaterlandes geschildert hatte; dann mahnte das Attentat Orsini's furchtbar an die uneingelöste Schuld.

Noch immer hielt sich der Kaiser nach seiner vorsichtigen Weise

zwei Wege offen. Er traf mit dem Czaren in Stuttgart zusammen und gab gleichzeitig dem Wiener Hofe beruhigende Zusicherungen. Derweil er in Plombieres mit Cavour die große Verschwörung schürzte, sprachen seine Hofblätter mit eisiger Kälte über Italiens Hoffnungen. Napoleon III. selbst ward überrascht durch die Wirkung seines bitteren Neujahrsgrußes an den österreichischen Gesandten. Einige Wochen darauf wurde die Heirath des Prinzen Napoleon geschlossen, die dynastische Sorge des Emporkömmlings auch in diesen Tagen schöpferischer Entwürfe nicht vergessen. Im Februar verkündete die Thronrede, „daß Frankreichs Interesse überall ist, wo es einer Sache der Gerechtigkeit und der Civilisation zu helfen gilt.“ Zur selben Zeit erschien Laguerroniere's Flugschrift und erklärte: „Regieren heißt Voraussehen;“ der Systematiker auf dem Throne pflegte fortan immer die Thesen des politischen Kampfes der öffentlichen Meinung vorzulegen. Nun folgte jenes meisterhafte Spiel der gallo-sardischen Diplomatie, wodurch der Gegner in's Unrecht gesetzt ward, der Angegriffene als Angreifer erschien. Oesterreich taumelte in blindem Uebermuthe in den Krieg, die tollsten Träume der Restaurationspolitik waren erwacht an dem Wiener Hofe, als Napoleon III., zum zweiten Male von den Liberalen des Westens mit Beifall begrüßt, den Kampf aufnahm und die Fortdauer seiner Dynastie für die Sache Italiens einsetzte. Mit dem Waffenruhme der Tage von Lodi und Arcole durfte sich freilich dieser Feldzug nicht vergleichen, der nur Ein gelungenes großartiges Manöver, den verborgenen Linksabmarsch der französischen Armee in der Lomellina, aufzuweisen hatte. Nicht Napoleon diktirte dem Feinde das Gesetz des Krieges; wider die Erwartung beider Parteien entspannen sich zwei große Schlachten. Bei Magenta entschied die entschlossene Thatkraft Mac Mahon's, bei Solferino die Unfähigkeit der österreichischen Führung. Um so höher steht die politische Bedeutung des Kampfes. Es waren doch glorreiche Tage, da Napoleon den Italienern zurief: „seid heute Soldaten, wenn ihr morgen freie und unabhängige Bürger sein wollt“ — und bei dem Einzuge in das befreite Mailand die freudetrunkenen Massen sich um die Mähne des kaiserlichen Rosses drängten. Der italienische Feldzug eröffnete eine neue Epoche; der Kaiser legte unwissentlich den Grundstein für die Einheit Italiens — und Deutschlands.

Mit dem Frieden von Villafranca verflog jener Rausch der Dankbarkeit, das Bild Orsini's verdrängte wieder das Bild Napoleon's. „Bei einer Fortsetzung des Krieges hätte ich wagen müssen, was ein

Fürst nur für die Unabhängigkeit des eigenen Landes wagen darf" — so rechtfertigte der Kaiser den Friedensschluß vor seinem Senate, und das Urtheil der Nachwelt wird diesem durchschlagenden Worte dereinst nichts hinzuzufügen wissen. Nicht der gräßliche Anblick des Schlachtfeldes von Solferino, nicht die Furcht vor der Fieberluft der terra ferma, nicht das Drängen der kaiserlichen Umgebung zur Rückkehr entschied den Frieden, sondern die drohende Haltung Preußens, das, fortgerissen von der verblendeten Kriegswuth Süddeutschlands und beunruhigt durch Frankreichs wachsende Uebermacht, soeben im Begriff stand einen ungeheuren politischen Fehler zu begehen. Der Kaiser verstand, in raschem Zwiegespräche durch die Macht persönlicher Ueberlegenheit dem verwirrten Gegner den übereilten Friedensschluß abzudringen. Wenn die Zusammenkunft von Villafranca das Ansehen Napoleon's III. in der diplomatischen Welt erhöhte, den Ruf seiner undurchdringlichen Verschlagenheit abermals kräftigte, so war doch mit jenem Tage die Führerrolle Frankreichs ausgespielt.

Die Naturgewalten der nationalen Leidenschaft waren entfesselt, dämonische Mächte, jeder diplomatischen Kunst überlegen. Der Kaiser wollte Italien der Herrschaft Oesterreichs entreißen, nicht den Einheitsstaat gründen; stand doch selbst dem größeren Geiste Cavour's beim Beginne des Krieges der Einheitsstaat noch nicht als ein festes unverrückbares Ziel vor Augen. Er wünschte einen kräftigen Mittelstaat in Toscana als ein Gegengewicht gegen Piemont, und trotz der officiösen Ableugnungen der Italiener wie der Franzosen steht heute außer Zweifel, daß er insgeheim dem rothen Prinzen die etrurische Königskrone zudachte. Etwas offener unterstützte er die Umtriebe der Murats in Neapel, da er als echter Bonaparte an die unheilbare Erbärmlichkeit des Bourbonenblutes glaubte. Darum war in Plombieres über Toscana und Neapel nur obenhin gesprochen worden; Cavour durchschaute die Hintergedanken seines Verbündeten und hoffte sie zu durchkreuzen. Fest stand dem Kaiser die schon in Laguerroniere's Flugschrift deutlich ausgesprochene Idee eines italienischen Bundes, den ein starkes subalpinisches Königreich unter Frankreichs Vormundschaft leiten sollte. Sobald man den österreichischen Wolf wieder in den italienischen Schafstall einließ, sah sich Piemont abermals auf Frankreichs Gnade angewiesen. Der feine Plan war unmöglich. Der die nationalen Leidenschaften entbunden hatte, vermochte nicht die einfache Wahrheit zu begreifen, daß nur die volle Unabhängigkeit der ganzen Halbinsel diesem Volksgefühle

genügen konnte. Mit all seiner Kenntniß Italiens hatte der Despot doch keine Ahnung von der Kraft des italienischen Stolzes, von der Unversöhnlichkeit des Hasses gegen die alten Dynastien; entwachsen den engherzigen Traditionen seiner Krone konnte der Beherrscher Frankreichs sich doch nicht zu dem Gedanken erheben, daß ein durchaus selbständiger nationaler Staat am Mittelmeere begründet werde. Es war ihm Ernst, als er noch im Oktober Victor Emanuel ermahnte, alle Täuschungen aufzugeben und den italienischen Bund anzuerkennen, für welchen Frankreich sich verpflichtet habe.

Cavour hat vielleicht niemals Bedeutenderes geleistet, als in diesen Herbstmonaten, da er von seinem stillen Leri aus die föderalistischen Pläne der kaiserlichen Diplomatie durchkreuzte. Aber auch Napoleon III. fand bald den klaren Sinn des Staatsmannes wieder; er begriff, daß keine Macht der Welt die unitarische Bewegung in Mittelitalien zu hemmen vermöge — am wenigsten er selber, der soeben für den Grundsatz der Nichtintervention das Schwert gezogen hatte. Gegen den Ausgang des Jahres 1859 vollzog sich die entscheidende Wendung. Thouvenel, der hochherzige Freund Italiens, übernahm das auswärtige Amt, der Handelsvertrag mit England bewährte den Sieg der liberalen Ideen am Tuilerienhofe. Am 31. December 1859 schrieb der Kaiser den berühmten Brief an den Papst: „die Thatsachen haben eine unerbittliche Logik," die Abtretung der Legationen ist zur Nothwendigkeit geworden — und gleichzeitig erschien die Flugschrift: der Papst und der Congreß. Es war der zweite große Dienst, den Napoleon den Italienern erwies, nach Cavour's Urtheil ebenso bedeutsam wie die Schlacht von Solferino.

Der Brief berührte das schwerste Problem der italienischen Frage, jenen Punkt, wo die innere und die auswärtige Politik des Kaiserreichs sich mit einander verketteten. Drei Jahre zuvor hatte Pius IX. bei dem Kinde von Frankreich Pathenstelle versehen, und es war keineswegs die Meinung des ältesten Sohnes der Kirche, dies gute Einvernehmen mit dem Papste zu zerstören. Alle Briefe und Manifeste des Kaisers verkündeten die Absicht, Freiheit und Religion zu versöhnen, den heiligen Vater zu befreien von fremdem Druck, weder die Italiener dem Papste noch den Papst den Italienern zu opfern. Die Thatsachen lehrten, wie gern der Vatican jenen fremden Druck ertrug. Mit dem ganzen Ingrimm des pontificalen Fanatismus verwarf die Curie den für sie vortheilhaften Frieden von Villafranca. Der Sieger von Solferino wurde

daheim von einem Sturm ultramontaner Entrüstung empfangen und sah sich gezwungen dem Clerus von Bordeaux beschwichtigend zu erklären: „dereinst wird alle Welt meine Ueberzeugung theilen, daß die weltliche Gewalt des Papstes mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht unvereinbar ist.“ Dann schickte er sich an, in jener Flugschrift „als aufrichtiger Katholik die römische Frage zu studiren.“ Man mag nach Gebühr spotten über das idyllische Bild, das der kaiserliche Pamphletist von dem Kirchenstaate der Zukunft entwirft: über dies geduldige Volk unter einem frommen Vater, das nur der Gemeinde und seinen großen Erinnerungen, der Betrachtung und den Künsten, dem Cultus und dem Gebete leben soll. Ein Denkmal der Heuchelei, wie der erzürnte Papst sie nannte, war jene Flugschrift wahrhaftig nicht; sie verkündete unzweideutig den leitenden Gedanken der neuesten kaiserlichen Politik, die Absicht, die weltliche Gewalt des Papstes auf einem beschränkten Gebiete aufrechtzuerhalten. Napoleon durfte die gänzliche Vernichtung des Kirchenstaats nicht wünschen, wenn er nicht in Frankreich eine gefährliche ultramontane Bewegung entzünden und zugleich verzichten wollte auf den Gedanken der Hegemonie unter den romanischen Völkern. Denn Spanien, Mexico, Südamerika standen einhellig auf der Seite des Papstkönigs. Der dem Papste ertheilte Rath, die Legationen abzutreten, war das Größte, was Napoleon vorderhand für Italien thun konnte. Dieser Schritt brachte die in's Stocken gerathene italienische Bewegung wieder in Fluß, vollendete die Einheit Mittelitaliens.

Die Folgen der staatsmännischen That wurden aufgewogen durch einen plumpen Mißgriff: der Kaiser forderte Savoyen, den in Plombieres für die Freiheit der Adria ausbedungenen Preis, als Entschädigung für die Annexionen in Mittelitalien; außerdem noch Nizza. Das war allerdings kein willkürlicher Länderraub. Die Macht der französisch gesinnten ultramontanen Partei in Savoyen sowie die raschen Fortschritte französischer Sprache und Sitte in dem halbitalienischen Nizzardenlande beweisen, daß der Grundsatz der Nationalität hier nicht wesentlich verletzt ward. Für einen Bonaparte schien die Gelegenheit, zum mindesten die Grenzen von 1814 zurückzuerlangen, fast unabweisbar. Die Nation, die aus dem großmüthigen Rausche des Sommers 1859 längst wieder in die alte Selbstsucht zurückgesunken war, verlangte den Lohn für die Opfer des Krieges. Aber der Kaiser sollte jetzt selber die Wahrheit jenes Wortes erproben, das er einst als Triumphator in Mailand ausgesprochen: „heutzutage ist man stärker durch moralischen

Einfluß als durch unfruchtbare Eroberungen.“ Sein Verhältniß zu den Patrioten Italiens ward durch diese unedle Politik unheilbar verdorben, wie Cavour längst klarblickend voraussah; und zugleich erschien Napoleon, wie Cavour gleichfalls ahnte, vor den großen Mächten als ein Mitschuldiger an jedem künftigen Schritte der italienischen Revolution. Die Volksabstimmung in den neuen Provinzen gab der Welt noch einmal eine Probe von der furchtbaren Entsittlichung des Kaiserreichs. Die plumpe Unwahrheit der Versicherung, daß Frankreich der Abhänge der Alpen bedürfe um seine Grenzen zu sichern, der gewaltthätige Uebermuth, der sich bei der Einverleibung auch des neutralen Theiles von Savoyen bekundete, das verlogene Ränkespiel gegenüber der Eidgenossenschaft, welcher das Chablais und Faucigny förmlich versprochen und alsbald treulos vorenthalten wurde — alle diese Züge altnapoleonischer Gewaltpolitik brachten die diplomatische Welt in Bewegung. Preußens Versuch, eine Coalition gegen Frankreich zu bilden, scheiterte zwar an Englands Schwäche, aber das Mißtrauen der weiten Welt lastete wieder auf dem Kaiserhofe. War denn nicht unwiderleglich was Peel und Roebuck zornig weissagten: wenn Frankreich aus geographischen Gründen Nizza fordert, so kann es morgen aus gleichen Gründen den Rhein verlangen —?

Die Wogen der italienischen Revolution hatten den Kaiser, der ihnen die Schleusen geöffnet, längst zur Seite geworfen; und er trat vollends in den Hintergrund, als Garibaldi seinen kühnen Zug gen Süden unternahm. Wir wissen jetzt aus den Gesandtschaftsberichten des Neapolitaners Martino, wie schwer und widerstrebend der Kaiser den Fortschritten der Einheit Italiens folgte. Wie hätte er auch einen Garibaldi verstehen sollen — der Despot den Freischaarenführer, der Kaiser der Franzosen den Patrioten von Nizza? Die Feindschaft und die Schicksalsverwandtschaft der beiden Männer zählt zu den wunderbarsten Erscheinungen dieser reichen Epoche. Zu gleicher Zeit hatten Beide ihre Laufbahn mit einem knabenhaften Aufstandsversuche begonnen, Beide ein Asyl gefunden jenseits des Oceans, fast zur selben Stunde erlangten sie die Dictatur inmitten der Stürme der Revolution. Nun sollten sie fünfmal in unversöhnlichem Kampfe aufeinanderstoßen, die erhabene Kinderseele des Demagogen und der kalt rechnende Geist des Realpolitikers. Der Kaiser wünschte die Marken für den päpstlichen Stuhl zu retten, doch die Verblendung der Curie wies seine Hand zurück. Den Bourbonen zu Hilfe zu eilen war unmöglich; Napoleon III.

war nicht nur gebunden durch seine eigenen Thaten und durch die Sorge um die französischen Capitalien, die er selbst nach Italien hinübergelockt; er wußte auch, daß die Italiener ihn für gebunden hielten — „et voilà ma faiblesse!“ Dazu die Rücksicht auf England, das durch Cavour gänzlich für Italiens Einheit gewonnen war. Zögernd, nach wiederholten Rückfällen, ließ er endlich das Unabwendbare geschehen. So lange Cavour lebte, vermochte Napoleon nicht, sich der italienischen Sache gänzlich zu entfremden. Der gewaltige Mann verstand den Despoten immer von Neuem zu beschwichtigen; im Frühjahr 1861 war man bereits im Begriff, sich über die Zukunft Roms friedlich zu verständigen. Da starb der große Staatsmann, und alsbald trat Napoleon's verhaltener Unmuth mürrisch hervor. Erst im Januar 1862 wurde das Königreich Italien von Frankreich anerkannt. Erst durch den Brief vom 20. Mai 1862 begann der Kaiser sich der neuen Macht wieder zu nähern: er sprach die Erwartung aus, daß der Papst seinen Unterthanen municipale Freiheiten gewähren, Italien die Grenzen des Kirchenstaates anerkennen werde. Die schimpfliche Unterwürfigkeit des italienischen Cabinets, die Katastrophe von Aspromonte führten endlich zur Verständigung.

Wer um jene Zeit die liberale Presse Frankreichs musterte vom Journal des débats bis zum Siècle, dem mochte leicht der Wahn entstehen, die Nation wünsche die Vernichtung des Kirchenstaates. Der Kaiser würdigte besser die Stimmung seines Volkes. Während die Einheit Italiens bei den vormals feindlichen Nationen warme Anhänger fand, erstanden ihr in dem verbündeten Frankreich täglich neue Gegner; die Mehrzahl der Franzosen verlangte die Fortdauer der weltlichen Macht des Papstes, die Einen aus Eifersucht gegen Italien, die Anderen aus clericaler Gesinnung. Unterdessen begann man in Italien selbst zurückzukommen von überschwänglichen Hoffnungen, die unermeßliche Schwierigkeit der römischen Frage zu erkennen. Ein Brief von Massimo d'Azeglio legte dem Kaiser den Gedanken nahe, durch einen Vertrag, wie bereits Cavour versucht hatte, das Verhältniß zu Italien zu ordnen. Die Verhandlungen mit Menabrea in Vichy fanden ihren Abschluß in dem Septembervertrage, der die Räumung Roms versprach und den Italienern die Beschützung des päpstlichen Staates anvertraute. Dies Abkommen verschaffte den Italienern zum mindesten eine Frist, um die Einheit der Gesetzbung und Verwaltung ihres Gemeinwesens durchzuführen. Der Beherrscher Frankreichs durfte gegenüber

einem welthistorischen Probleme sich offenbar nicht begnügen mit der Versicherung kannegießender Nationalisten, das Papstthum habe sich überlebt — auch nicht mit dem gellenden Schlagworte des rothen Prinzen Napoleon, die letzte Festung des Mittelalters müsse fallen. Er mußte Rücksicht nehmen auf die Meinung seines Volkes und auf die Gefühle der katholischen Christenheit, die noch wenig vorbereitet war auf die Vernichtung der weltlichen Papstgewalt. So war die Meinung des Größten der Italiener. Darum lag der Gedanke nahe, den Papst dem italienischen Staate allein gegenüberzustellen, zu versuchen, ob Beide in Frieden neben einander leben könnten. Cavour selber hatte in diesem Sinne mit den Tuilerien verhandelt. Freilich, auch hier trat aber- und abermals der unheilvolle innere Widerspruch der napoleonischen Politik hervor. Es lag auf der Hand, daß eine soeben zu neuem Leben erwachende Nation nicht für immer verzichten konnte auf die herrlichste ihrer Städte, auf den Heerd ihres uralten Ruhmes. Ein wahrhaft großer Staatsmann, der die Macht der nationalen Leidenschaft verstand und doch die Gefühle der katholischen Welt schonen wollte, mußte also ausgehen von der Ueberzeugung, daß die weltliche Papstgewalt in einer nahen Zukunft zusammenbrechen, Rom den Italienern zufallen werde; er mußte lediglich zu verhindern suchen, daß Rom die Hauptstadt Italiens werde. Dieser unselige phantastische Plan, der den jungen Staat nur schädigen konnte, wurde damals von Azeglio und anderen redlichen Patrioten lebhaft bekämpft und ließ sich durch eine weise und hochherzige französische Politik vielleicht noch hintertreiben. Napoleon aber, unfähig die geistigen Kräfte dieser Revolution ganz zu verstehen, hoffte im Ernst, die Einheitsbewegung werde vor der weltlichen Papstgewalt ehrfurchtsvoll still stehen. Zudem zwang er die Regierung Victor Emanuel's, die Hauptstadt nach Florenz zu verlegen und erniedrigte also ihr Ansehen in den Augen der Italiener, während doch nur eine starke Regierung den Septembervertrag halten konnte.

Der Vertrag war nur ein Nothbehelf, da beide Theile sich freie Hand vorbehielten für den Fall einer Empörung der Römer; doch er war darauf berechnet, daß er dauere — und daß er gehalten werde. Darum ward er in Oberitalien mit Zorn und Entrüstung aufgenommen; dieser politisch bestgeschulte Theil der Italiener empfand, daß der Staat mit der Verlegung der Hauptstadt für immer oder für lange Zeit auf Rom verzichte. Nur die phantastische Unklarheit des Südens

jubelte laut; sie wähnte, der Vertrag sei nicht ernsthaft gemeint. Als nun der Radikalismus einen unreifen Eroberungszug gegen Rom begann und das Cabinet von Florenz seine Vertragspflicht mißachtete, da erhob die spanische Partei am Tuilerienhofe ihr Haupt, und der Hohepriester der Religion der Liebe ließ seine Heerde durch die Chassepots zusammenschießen. Bei solchem Anblicke wallt freilich jedes protestantische Herz hoch auf und überzeugt sich auf's Neue von der unsäglichen Nichtswürdigkeit jeder Theokratie. Aber nicht den Kaiser allein trifft die Schuld des greuelvollen Hergangs. War es verderblich für den Sieger von Solferino die Italiener zu bekämpfen, so blieb es doch auch unmöglich für den Kaiser der Franzosen, den offenbaren Bruch eines mit Frankreich geschlossenen Vertrages schweigend zu ertragen. Der letzte Grund dieses unhaltbaren Zustandes lag in den inneren Verhältnissen des Kaiserreichs: in jenem Bunde mit den Ultramontanen, der einmal geschlossen sich nicht wieder lösen ließ, und ebensosehr in der neidischen Herrschgier des französischen Volks. Die Franzosen begrüßten den Tag von Mentana mit einer höhnischen Freude, die ihnen zur Schmach gereicht. Der niederträchtige Jubelruf les chassepots ont fait merveille galt übrigens mehr noch den Deutschen als den Italienern. Denn bereits übertäubte der Haß gegen Deutschland jedes andere Gefühl; Frankreich frohlockte, daß seine neue Zauberwaffe dem deutschen Zündnadelgewehre überlegen sei.

So war die glanzvoll begonnene italienische Politik des Bonapartismus jämmerlich verlaufen. Der Befreier der Lombardei galt als der Todfeind der Italiener, und jetzt mit gutem Grunde; denn seine römische Garnison war der eiserne Keil, der das junge Reich zerspaltete. Napoleon wünschte noch immer die Befreiung Venedigs. Doch nur die entartete Consorteria Cavour's brachte ihm die alte Ehrerbietung entgegen. In der Nation stieg das Ansehen der Actionspartei, die einst Cavour's Herrscherhände niederhielten; sie predigte laut, die römische Frage sei nicht mehr durch moralische Mittel, nur durch einen Krieg gegen Frankreich zu lösen. Napoleon's Einmischungsversuche während des böhmischen Krieges begegneten bei der großen Mehrheit der Italiener kalter Abweisung; nicht aus seiner Hand wollte Italien das Festungsviereck empfangen. Dann zerriß der Tag von Mentana auch den letzten Vertrag zwischen ihm und der Heimath seines Hauses. Sein einziger Bundesgenosse war fortan der römische Stuhl, und ihm blieb nur die ungewisse Hoffnung, ob vielleicht einem Papste Bonaparte ge-

lingen werde, die Curie mit ihrer Zeit und ihrem Volke zu versöhnen. Der Sieger von Solferino war jetzt der Beschirmer des Papstes; der Kaiser fiel und riß den Papstkönig nach sich. —

Napoleon III. hatte einige bedeutende Ideen in die Wirren Italiens und des Orientes hineingeworfen; desgleichen in den überseeischen Expeditionen jener Zeit ist ein ernster Gedanke unverkennbar. Sie sollten nicht blos dem Heere bequeme und wohlfeile Triumphe bereiten, die Briten nochmals der Welt als Frankreichs Schleppträger zeigen, dem Kaiserreiche das Selbstlob gestatten, daß seine Armeen in vier Welttheilen gesiegt hätten, sondern auch dem Handel neue Bahnen erschließen. Die Häfen von China öffneten sich den Schiffen der rothhaarigen Barbaren, Gesandte von Siam und Japan bereisten die Höfe des Abendlandes. Ueber solchen Wohlthaten vergaß das nachsichtige Europa gern, daß die hunnischen Plünderer des großen Tempels der Chinesen ein neues Reis hinzugefügt hatten zu jenem Lorbeerkranze, dessen Blätter die Namen Speyer, Freiburg, Worms und Heidelberga deleta tragen. Der Kaiser war, so schien es, zu der Meinung Persigny's bekehrt: „die kriegerische Rolle Frankreichs in Europa ist ausgespielt;“ er hoffte durch die Segnungen friedlicher Handelsblüthe die Zukunft seines Hauses zu sichern.

Da trieb die gewaltige Zeit neue Bewegungen empor, welche der Leitung des Bonapartismus nicht gehorchten. Zuvörderst die polnische Empörung. Der überkluge Argwohn, als ob der Dictator Langiewicz im Dienste Napoleon's III. gestanden, ist heute längst dem verdienten Gelächter verfallen. „Ich mußte, sagte der Kaiser selbst, die Sache Polens für sehr volksthümlich in Frankreich halten, wenn ich um ihretwillen das gute Einvernehmen mit Rußland auf das Spiel setzte.“ Diese Freundschaft des Czarenreiches, auf dem Pariser Congresse gefestigt, gewährte in der That dem napoleonischen Staate den einzigen auswärtigen Beistand. Doch nachdem die Frage aufgeworfen, die phantastische Begeisterung der Nation für den alten Bundesgenossen der Bonapartes wieder erwacht war, konnte der Napoleonide zudringlicher Einmischung sich nicht enthalten. Er mußte die schnödeste Zurückweisung erfahren, die Vernichtung Polens erleben. Am 4. November 1863 versuchte er die Niederlage zu sühnen, indem er die Fürsten Europa's zu einem Congresse an die Seine berief. „Zwei Wege, rief er aus, stehen offen: der eine führt zum Fortschritt durch Versöhnung und Frieden, der andere führt unvermeidlich zum Kriege durch jenen

Eigensinn, der eine zusammenbrechende Vergangenheit aufrecht halten will." Wir glauben nicht, daß ein staatsmännischer Kopf im Ernst hoffen mochte, die furchtbaren ungelösten Fragen der europäischen Politik durch eine Diplomatenversammlung zu beseitigen. Ein Spektakelstück, ein glänzendes Gegenbild des Wiener Congresses sollte das erschütterte Ansehen des Kaiserreichs von Neuem befestigen. Aber nur starke Ueberschätzung der Macht Frankreichs konnte Napoleon zu dem Wahne verleiten, die großen Mächte würden an diesem Gaukelspiel gehorsam theilnehmen. Die Zurückweisung der Einladung wurde eine neue Niederlage des Bonapartismus.

Derweil der Kaiser also prahlerische Worte in die leere Luft hinaussprach, hatte er bereits das unbegreiflichste Unternehmen seines Lebens begonnen, den Zug gegen Mexico. Schon in einer dilettantischen Schrift des Prätendenten war die große Zukunft Mittelamerika's besprochen worden; nun ließ sich die zähe Natur des Mannes durch die Lügen mexicanischer Flüchtlinge und die Einflüsterungen der spanischen Hofpartei wieder zu den Träumen der Jugend zurückführen. Schlagender konnte nicht bewiesen werden, daß das kaiserliche Frankreich ein verfassungsloses Reich war. Während der Kaiser sonst für alle seine kriegerischen Unternehmungen sich des Beistandes des Liberalismus versicherte, entsprang diese allein dem persönlichen Herrscherwillen. Die Nation blieb anfangs kalt, dann sprach sie einstimmig ihr Verdammungsurtheil. Selbst die Armee verlangte nicht nach den Triumphen in dem Fieberlande; ja, man wollte den Ruf: „es lebe die Republik!" dann und wann unter den Mexicofahrern vernommen haben.

Der Despotismus darf leichter als ein Parlament begangene Fehler eingestehen und sühnen; hier aber bewies der Selbstherrscher eine unbelehrbare Hartnäckigkeit. Selbst nachdem im Mai 1863 die Ehre der französischen Fahnen hergestellt war, währte das aussichtslose Beginnen durch sechs Jahre fort bis zur vollständigen Niederlage. Die öffentliche Meinung in Deutschland, die sich in jener Zeit oftmals über auswärtige Verhältnisse gröblich täuschte, stand dem nordamerikanischen Kriege von Haus aus mit klarem Urtheile gegenüber: unser Idealismus wird niemals an die Lebenskraft civilisirter Sklavenstaaten glauben. Anders in England und Frankreich; man entsinnt sich noch der Standreden der englischen Presse wider „den blutigen Tyrannen Lincoln, der nicht einmal ein Gentleman ist," und der Klagerufe, welche der gesetzgebende Körper des Kaiserreichs über den Fall

von Richmond erschallen ließ. Es war das Verhängniß des Kaisers, daß er, der so oft mit seiner freieren Auffassung der großen Politik über seinem Volke gestanden hatte, diesmal die Durchschnittsmeinung theilte. Der Despot vermochte wieder die sittlichen Kräfte in dem ungeheuren Ringen nicht zu schätzen. Er glaubte an den Zerfall der Union, beleidigte den alten Bundesgenossen Frankreichs, ohne den Gegner wirksam zu unterstützen. Der Oheim hatte einst mit Monroe den Vertrag über Louisiana geschlossen; an dem Hofe des Neffen galt das stolze „Amerika für die Amerikaner“ als eine Phrase. Die Herrscherstellung unter den romanischen Stämmen, schon halb verscherzt in den italienischen Kämpfen, sollte in der neuen Welt wieder erobert werden. Die Union aber hielt mitten im Kriege die Monroe-Doctrin mit gewaltigen Armen aufrecht. Ein Erbkaiserthum und die wohlbekannte Hierarchie der Staatsräthe, Präfekten und Unterpräfekten sollte begründet werden inmitten jener Peonenwirthschaft der Tropen, für welche ein heiterer Wechsel von Anarchie und Dictatur vorderhand die einzig mögliche Staatsform bildet. Unbegreifliche politische Thorheiten, noch überboten durch die grundtiefe Unsittlichkeit des Unternehmens. Das erschütternde Trauerspiel, das unter den Cedern des Kaiserparkes von Chatapultepec begann und vor den Wällen von Queretaro endete, gemahnt an jene Tage von Bayonne, da der Oheim die teuflische Bosheit seiner treulosen Natur offenbarte. —

So flossen köstliche Kräfte des Heeres und der Finanzen für eine Despotenlaune dahin. Da begann die Erhebung Deutschlands — und traf die Lieblingsgedanken der Franzosen mitten in's Herz. Nur auf den Trümmern deutscher Macht hatte das Bourbonenreich seine herrische Stellung gegründet, nur wenn die Mitte des Festlandes gespalten blieb, konnte das unnatürliche Uebergewicht der Peripherie fortwähren. Daher waren alle Parteien, auch Persigny und die nächsten Vertrauten des Kaisers, darin einig, unser Genius sei der Einheit feindlich, die Zersplitterung, la belle variété der deutschen Staatengesellschaft sei die Bürgschaft für den Frieden der Welt. Das allgemeine Urtheil über Deutschland hatte sich in den dreißiger Jahren gebildet: Preußen galt als der despotische Militärstaat, die Glieder des Rheinbundes als die Heimath deutscher Freiheit. Die verwickelten Parteikämpfe der folgenden Epoche konnte der Fremde kaum verstehen — am wenigsten der liberale Franzose, denn er wollte die Uebermacht seiner Regierung beschränken, wir die Ohnmacht unseres Gemeinwesens durch eine starke

Centralgewalt heilen. Hüben wie drüben lebte die gereizte Stimmung alter Tage in einzelnen grillenhaften Naturen fort: wie wir Deutschen aus dem Munde eines geistreichen Aesthetikers die Versicherung, Frankreich habe keine wirkliche Sprache, und ähnlichen urteutonischen Unsinn hören mußten, so besaß auch Frankreich seine Deutschenfresser, die Desbarolles und Genossen. Doch blieb eine herablassende Freundlichkeit gegen Deutschland unter den gebildeten Franzosen vorherrschend: noch spendete Niemand unserer unergründlichen Schlauheit, der neu entdeckten prévoyance usuelle de l'Allemagne, sauersüße Lobsprüche. Auf Dubufe's glänzendem Bilde von dem Pariser Congresse stehen die Herren von Manteuffel und Hatzfeldt verdientermaßen armselig und gedrückt im Hintergrunde. Das war die Stellung, die, nach der Meinung der Franzosen, den Deutschen in der großen Politik geziemte.

Solcher Gesinnung der Nation entsprach die Haltung Napoleon's vom Anbeginn seiner Herrschaft. Wie für die italienische so auch für die deutsche Politik hatte sich der Neffe einige Ideen des Oheims zurechtgelegt. Preußen im Nordosten abzurunden, keiner der beiden großen Bundesmächte eine herrschende Stellung zu gestatten, die Kleinstaaten dem Einflusse Frankreichs zu unterwerfen und so viel als möglich vom deutschen Westen für das Reich der Napoleons zurückzufordern — dahin etwa mochten die stillen Hoffnungen des Napoleoniden gehen. Darum hatte er schon als Präsident mit wachsamem Eifer das Siebzigmillionenreich des Fürsten Schwarzenberg zu hintertreiben gesucht — eine Beflissenheit, die freilich bewies, wie wenig er die deutschen Dinge kannte; darum mußten seine Gesandten an allen kleinen deutschen Höfen die Eifersucht gegen die beiden führenden Bundesmächte unablässig aufstacheln. Die Geschichte der geheimen Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich liegt noch im Dunkel; doch so viel läßt sich aus den vernichtenden Enthüllungen, die der Berliner Hof im Juli 1870 in die Welt sandte, mit Sicherheit erkennen, daß Napoleon's Haltung gegen uns von jeher weit treuloser, weit nichtswürdiger war als wie Alle zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges glaubten. Gleich dem Oheim suchte der Neffe frühzeitig ein Verständniß mit Preußen. Der erste Blick auf die deutsche Landkarte lehrte ja, daß die Ländervertheilung des Wiener Congresses nicht dauern konnte, daß das fridericianische corriger la figure de la Prusse unfehlbar noch einmal versucht werden mußte; und von dem Ehrgeiz, der dem preußischen Staate durch seine Lage aufgezwungen wurde, ließ sich vielleicht für Frankreich Vortheil

ziehen. Aber der ehrenhafte Sinn Friedrich Wilhelm's IV., die Trägheit des Ministeriums Manteuffel bot solchen Plänen keine Handhabe.

Wenn wir dem Briefwechsel jenes Thomas Duncombe, der dem Napoleoniden immer nahe stand, glauben dürfen, so hat Napoleon bereits bei den Neuenburger Wirren versucht, ob er durch Begünstigung der Wünsche des Königs ein Stück rheinischen Landes erwerben könne. Preußen widerstand der Versuchung, und der Kaiser entschied den Handel zu unserem Nachtheil. Das Verhältniß ward nicht freundlicher als der neue Gesandte von Bismarck in Paris erschien. Die kühne und doch scharf berechnende Offenheit des großen Preußen galt der immerbar schleichenden und bohrenden napoleonischen Politik als burschikoser Leichtsinn, sein unbeugsamer deutscher Nationalstolz wurde in den Tuilerien, die von Preußens schlummernder Macht nichts ahnten, als hohle Prahlerei belächelt. Und diese Geringschätzung gegen Preußen ward auch von den guten Köpfen der Nation getheilt. Ich erinnere mich noch gern der Gespräche, die ich in jenen Jahren mit einem geistreichen Franzosen führte. Er kannte und liebte Deutschland, wir verständigten uns leicht fast über alle Fragen des deutschen Culturlebens; doch sobald die Rede kam auf „einen gewissen großen Staat, von dem Sie, mon ami, so viel erwarten", dann trat stets der Français né malin in boshaften Witzeleien hervor.

Welch' eine Entrüstung nun, als die schleswig-holsteinische Bewegung abermals begann! Die seit fünfzehn Jahren gehegten Gefühle des Mitleids für den alten Alliirten der Napoleons, le pauvre petit roi de Danemarc, erwachten von Neuem; es schien wie ein unerhörter Frevel, daß Deutschland den höhnischen Uebermuth eines ohnmächtigen Feindes nicht mehr dulden wollte. Die unbelehrbaren alten Parteien wußten sich die Zurückhaltung des Kaisers nur zu erklären aus der Stumpfheit des friedensseligen Alters oder aus der Rachsucht gegen jenes England, das in den polnischen Händeln dem Kaiser jede ernstliche Mithilfe verweigert hatte und jetzt durch rohes Kriegsgeschrei sein politisches Ansehen zu Grunde richtete. Der verwickelte Gang des Kampfes, der Wahnsinn des Preußenhasses in dem liberalen Lager der Deutschen selber war nicht geeignet, die voreingenommenen Nachbarn aufzuklären. Der preußische Minister, dessen Eintritt in's auswärtige Amt der Kaiser von vornherein ungern gesehen hatte, bewährte sofort seine diplomatische Meisterschaft, in der schwierigsten Lage vielleicht, die ihm je bereitet wurde. Er stellte sich fest auf den Boden der europäischen

Verträge, zwang also Oesterreich mit ihm zu gehen, die übrigen Großmächte thatlos zuzuschauen, während in Wahrheit ganz Europa gegen Preußen einig war. Napoleon aber wartete seiner Stunde; er sah voraus, daß die Sieger bald um den Siegespreis in Streit gerathen würden, und hoffte dann ohne schwere Opfer die ersehnte révendication zu erlangen. Die Stunde kam, da seine Hoffnung sich erfüllte. Der Kampf um die Herrschaft in Deutschland brach an.

Napoleon war nicht ohne gemüthliche Vorliebe für das Land seiner Kindheit, ma bonne vieille Allemagne; er achtete deutsche Tapferkeit und Treue und gab unbefangen unserer Wissenschaft den Preis vor der französischen. Aber von unserem politischen Talente dachte er sehr niedrig. Er sah, wie wenig nachhaltige populare Leidenschaft hinter den lärmenden Resolutionen und Null- und Nichtigkeitserklärungen unserer Volksversammlungen sich verbarg. Und so genau kannte er Deutschland doch nicht um zu ahnen, was damals selbst bei uns die Wenigsten erkannten — daß die bis in das Mark der Knochen verfaulte Kleinstaaterei, auch ohne ein Auflodern der Leidenschaft der Masse, beim ersten Stoße zusammenstürzen mußte. Der Feind des Parlamentarismus hat sich auch sicherlich niemals bekannt zu der liberalen Meinung, daß Preußen durch seinen Verfassungsstreit unheilbar erkrankt sei. Doch eine klare Vorstellung von Preußens wirklicher Macht besaß er nicht. Die Landwehr, die er selber so oft gepriesen, erschien ihm jetzt nach den Schilderungen seiner Hofstrategen als ein Haufe schlechter Milizen, Oesterreichs Ueberlegenheit als ganz unzweifelhaft. Wie unterthänig buhlte der Gesandte der stolzen Hofburg um Frankreichs Gunst, wie zuversichtlich sprach Fürst Metternich von dem Siege Oesterreichs. Napoleon wähnte, vor einem so ungleichen Kampfe werde Preußen bereit sein jeden Preis für Frankreichs Beistand zu zahlen. Er bot jetzt in Berlin mehrmals ein Bündniß an; er wollte sich mit 300,000 Mann, die er damals schwerlich unter den Fahnen hatte, auf Oesterreich stürzen — gegen eine gewaltige Entschädigung in Belgien und den rheinischen Landen. Erst als alle diese unsauberen Versuche an dem königlichen Sinne des preußischen Herrschers gescheitert waren, da erst schwenkten die Tuilerien um. Sie rechneten fortan auf Preußens Niederlage.

Napoleon wünschte, er ersehnte den Ausbruch des Krieges. Er war, wenn er Rom dem Papste erhalten wollte, gezwungen, mindestens Venetien den Italienern zu verschaffen. Darum drängte er den zögernden La Marmora den Kriegsbund mit Preußen abzuschließen.

Aber das preußisch-italienische Bündniß sollte nur als ein Hebel dienen, um den preußischen Hof, der in Turin und Paris noch immer als ein unentschlossener Zauderer galt, in den Krieg hineinzustoßen. War dies erreicht, konnte Preußen nicht mehr zurück, dann sollte Italien sich rasch aus der Allianz zurückziehen. Napoleon war Mitwisser des Geheimnisses, als Oesterreich kurz vor dem Ausbruche des Krieges durch das Anerbieten der Abtretung Venetiens den Bund der Gegner zu sprengen suchte. Er wollte nur die Ausführung dieses Planes bis nach dem Ausbruch des Krieges verschoben sehen. So ging denn der Turiner Hof von Haus aus ohne rechten Ernst in den Kampf; man war dort des Siegespreises unter allen Umständen sicher. Nach einigen Scheingefechten in Italien — so rechnete Napoleon — sollte Oesterreich Venetien abtreten und also seine Südarmee frei machen zum Kampfe gegen Preußen. Lag dann Preußen am Boden, so trat Frankreich dazwischen, sei es als Retter, sei es um den Gnadenstoß zu führen, jedenfalls mit der gewissen Aussicht auf leichte reiche Beute. — So im Wesentlichen Napoleon's Hoffnungen. Nicht die Verlogenheit dieser Pläne setzt in Erstaunen, sondern ihr kläglicher Schwachsinn. Der Despot war gealtert, verwöhnt vom Glücke, verwöhnt durch die Unterthänigkeit Englands und Italiens. Er wähnte die plumpen Preußen weit zu übersehen. Er wußte bereits nicht mehr, daß so glänzende Preise, wie er sie erhoffte, allein der schneidigen Thatkraft, dem Aufgebote der gesammten Staatskraft erreichbar sind. Er dachte bequem zu ärnten wo er nicht gesät.

Napoleon gab zuerst seiner nach Frieden rufenden Nation ein Probstück seiner Sanftmuth, er berief nach Paris eine Conferenz, an deren Erfolg er unmöglich glauben konnte. Am 11. Juni, als der Krieg entschieden war, verkündete ein Brief an den Minister des Auswärtigen die Hoffnungen des Kaisers für Deutschlands Zukunft. Er wünscht eine Gebietserweiterung nur, wenn die Karte Europa's zum ausschließlichen Vortheile Einer Macht geändert werden sollte. Der Napoleonide betont und behauptet Frankreichs Recht, die Pläne der deutschen Bundesreform zu prüfen — dies Recht, das Fürst Metternich in den von allen Bonapartes verfluchten Wiener Verträgen dem Auslande eingeräumt hatte! Aber er läßt das Recht vorderhand ruhen und begnügt sich zu wünschen: für die Mittelstaaten einen engeren Bund, eine festere Organisation und bedeutendere Rolle; für Preußen größere Gleichartigkeit und Macht im Norden; für Oesterreich die Erhaltung seiner großen Stellung in Deutschland.

War dieser Brief ein Gaukelspiel? Die überschlaue Unart hinter jedem Worte der Mächtigen Lügen zu wittern ist gerade gegenüber dem dritten Napoleon oft zu Schanden geworden. Zwecklose Unwahrheiten, dem diabolischen Wesen des Oheims geläufig, sind in dem Leben des Neffen nicht aufzuweisen. Und welcher denkbare Zweck konnte ihn verleiten, Meinungen die er nicht hegte öffentlich kundzugeben, in einem Zeitpunkte, da jeder nächste Tag sie widerlegen mochte? Die Absicht den gesetzgebenden Körper zu beschwichtigen ließ sich offenbar durch minder gefährliche Mittel erreichen. Nein, das Schreiben vom 11. Juni sagte die Wahrheit. Sein Verfasser sprach mit dürren Worten aus, daß er Preußens Feind sei. Er wünschte kurz und gut die Trias, das will sagen: den Rheinbund in moderner Gestalt und ein ostwärts zurückgeschobenes Preußen. Er wollte Oesterreichs Verbindung mit Deutschland nicht zerrissen sehen und dem Donaureiche dennoch nicht die Herrschaft über die Mittelstaaten gestatten. Wie ahnte der Franzose doch so gar nichts von dem großen Sinne dieses Kampfes, der nur enden konnte entweder mit der Ausstoßung Oesterreichs oder mit der Unterwerfung der deutschen Nation unter die Croaten und Jesuiten! Preußen mochte im Norden und Osten sein Gebiet erweitern, doch es sollte an „Gleichartigkeit“ gewinnen, und bekanntlich gilt das Rheinland in Frankreich nicht als ein gleichartiger Bestandtheil unseres Staates. Naiver ließ sich doch nicht aussprechen, daß der Beherrscher Frankreichs, der in der italienischen Frage so viele Beweise selbständigen Denkens gegeben, in seiner deutschen Politik sich nicht erhob über die armseligen Anschauungen des orleanistischen Neides, über die anmaßenden Vorurtheile des Durchschnittsfranzosen. Welch eine Aussicht: Deutschland am Rheine verstümmelt, die Mittelstaaten von Frankreich beherrscht und außerdem noch mit Preußen und Oesterreich durch einen Scheinbund zusammengekoppelt! Wie sicher mußte man sich in den Tuilerien fühlen, wenn man alle diese Herzensgeheimnisse gemüthlich ausplauderte! Indeß das stille Scharren und Wühlen der französischen Diplomatie, die thatenscheue Schlauheit in den Tuilerien fanden ihren Meister an der Thatkraft Preußens. Graf Bismarck hatte verstanden, durch seine unvergleichlichen „dilatorischen Verhandlungen“ den napoleonischen Hof bis zum Beginne des Krieges hinzuhalten. Unser Generalstab war von den Wirkungen des mexicanischen Zuges unterrichtet; man kannte in Berlin den verwahrlosten Zustand der französischen Militärmagazine. Man wußte, daß Frankreich nicht in der Lage war, wie der Prahler Girardin

verlangte, schon vor dem Kriege ein il faut en finir zu sprechen, und jedenfalls erst nach mehrwöchentlichen Rüstungen auf dem Kampfplatze erscheinen konnte. Dies genügte, da das preußische Cabinet auf rasche, durchschlagende Erfolge zählte; ohne ernstliche Sorge für die Sicherheit der Rheinlande wurde der kühne Zug auf Wien begonnen.

Augenblicklich nach der Königgrätzer Schlacht war Frankreich auf dem Platze mit einem Vermittelungsversuche, der sofort, unziemlich genug, an die Oeffentlichkeit gebracht ward. Paris jubelte, als das verzweifelnde Haus Lothringen seinen italienischen Besitz an Napoleon III. abtrat; Frankreich spielte wieder seine Rolle als pacificateur naturel de l'Europe. Unterdessen verfolgte Preußen seinen Sieg. Am 13. Juli, da die Hauptstadt des Feindes schon als sichere Beute vor unserem Heere lag, überreichte Frankreich seine Vorschläge für die Friedenspräliminarien: Oesterreich scheidet aus dem Bunde, Venedig fällt an die Italiener, Preußen erhält den militärischen Oberbefehl in einem norddeutschen Bunde, Ersatz für einen Theil der Kriegskosten und — Schleswig-Holstein ohne die nördlichen Bezirke. Dies sollte der Lohn sein für strahlende Siege, dies die Vergeltung an jenen unversöhnlichen Feinden, welche die Improvisation Friedrich's des Großen zu vernichten gedachten! Währenddem ermunterte Frankreich die Südstaaten unablässig zum Kampfe; noch als Herr v. Varnbüler auf dem Sprunge stand nach Nikolsburg zu reisen, konnte er seinen Kammern eine aufreizende französische Depesche mittheilen. Nach dem Mainfeldzuge flehten alle Höfe des Südens außer Baden um die Hülfe des Kaisers; er verwendete sich warm für die Nationen des Rheinbundes, zweimal für Baiern.

Preußen hatte auf jene Vorschläge vom 13. Juli nicht ablehnend geantwortet, doch gefordert, daß der Friede unter den kriegführenden Theilen allein verhandelt werde. Am 16. Juli meldete Benedetti aus dem Hauptquartiere, Preußen verlange von Oesterreich die Zusicherung „einiger" für den Zusammenhang seines Gebietes nothwendiger Landerwerbungen im Norden. Aus den folgenden Ereignissen läßt sich errathen, daß entweder der Botschafter selbst oder doch sicherlich der Tuilerienhof im Unklaren war über den Umfang dieser Gebietserweiterung. Man sah den alten Rheinbundsgenossen Sachsen gerettet, man hatte der nationalen Vorliebe für das arme kleine Dänemark Genüge geleistet und hoffte offenbar, Preußen werde sich mit einem Streifen Landes zwischen seinen sächsischen und westphälischen Grenzen begnügen. Als statt dessen die Einverleibung der Mittel-

staaten des Nordens erfolgte, da sendete Drouin de Lhuys einen Vertragsentwurf nach Berlin, welcher die Abtretung von Mainz ausbedang. Das Sündengeld, das Preußen für die angebotene französische Hilfe nicht hatte zahlen wollen, erfrechte man sich jetzt einzufordern von dem stolzen Sieger, der seine Triumphe allein sich selber verdankte! Die Antwort war — die schleunige Absendung unserer schweren Artillerie an den Rhein. Nun endlich begriff Napoleon, welchen ungeheuren Fehler er begangen. Er war verloren, wenn Preußens Heere sich jetzt auf sein ungerüstetes Land stürzten. Drouin de Lhuys wurde entlassen. Am 12. August schrieb Napoleon an Lavalette, er bedaure, daß jener Entwurf nicht geheim geblieben, daß übertriebene Gerüchte von den Entschädigungen, „worauf wir ein Recht haben können," auf den Markt gelangt seien; er sei durch Benedetti belehrt worden, daß Deutschland jede Abtretung verwerfe, und wolle uns fortan uneigennützig bei der Neugestaltung unseres Staates helfen.

Nach kurzer Frist übte die Logik der Thatsachen auch diesmal ihren Zauber auf den nüchternen Sinn des Staatsmannes. Er sah den neuen deutschen Staat stolz und sicher emporwachsen und ließ am 16. September das berühmte Rundschreiben Lavalette's ausgehen. Eine großartige Ansicht der Zukunft wurde hier entwickelt, segensreich für die Welt, wenn sie dauerte: Frankreich erkennt die Nothwendigkeit mächtiger nationaler Staaten, die dereinst den Riesenkörpern Rußlands und der Union die Stirn bieten sollen. Doch die Nation hatte die Erhebung Deutschlands wie einen Schlag in's eigene Angesicht empfunden. Sie war nicht beruhigt worden, als Lothringen während des Krieges sein Jubelfest feierte und pathetische Festreden das Glück der befriedeten französischen Provinz mit dem wirrenreichen Zustande Deutschlands verglichen. Auch manche fadenscheinige Beschwichtigungsgründe jener Denkschrift blieben wirkungslos. Niemand glaubte, daß der alte deutsche Bund mit seinen angeblichen 80 Millionen mächtiger gewesen als das neue Deutschland; Niemand, daß die Coalition der nordischen Mächte jetzt erst gesprengt sei. Stichhaltiger war der trostvolle Hinweis auf die neuen Seemächte zweiten Ranges, die in Deutschland und Italien entstanden; und eine ernste Lehre für den nationalen Uebermuth lag in den Worten„ der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Volkes von der Schwächung seiner Nachbarn abhänge, er sieht ein wirkliches europäisches Gleichgewicht nur in der Befriedigung der Wünsche der Völker."

Bitter genug mag Ludwig Napoleon die Schläge empfunden haben

die ihm Preußen in's Angesicht gegeben; dennoch steht wohl außer Zweifel, daß er nach dem Prager Frieden zuweilen ernstlich daran dachte den deutschen Staat gewähren zu lassen. Er hatte gehofft, einen halb zermalmten Feind in leichtem Kampfe zu besiegen; nun stand ihm das neue Deutschland gegenüber, starrend von Waffen. Ein Krieg gegen Preußen war jetzt ein Kampf um Sein und Nichtsein, und zu solchem Wagniß fühlte der Gealterte nicht mehr die Kraft. Seine Freunde wahrlich waren es nicht, die das Kriegsgeschrei am lautesten erhoben. Er hatte in den lombardischen Ebenen gelernt, daß ihm die Gaben des Feldherrn versagt waren und auch seine Leibeskraft für einen zweiten Feldzug schwerlich ausreichen würde. Für das Haus Bonaparte konnte ein vom Rheine siegreich heimkehrender französischer Marschall kaum minder gefährlich werden als ein zum dritten male in Paris einziehender preußischer Feldherr.

Aber im französischen Volke hatte sich inzwischen eine tiefe, folgenreiche Umstimmung vollzogen, die wir Deutschen arglos nicht genug beachteten. Dieselbe giftige Leidenschaft des Neides, die wir so oft in dem Ständehasse der älteren, in dem Gleichheitsfanatismus der neuen französischen Geschichte beobachtet haben, arbeitet auch von jeher in der auswärtigen Politik der Franzosen. Diesem Volke war immer Bedürfniß, irgend ein anderes Volk aus Herzensgrund zu hassen; und die Nation, welcher diese sanfte Empfindung gewidmet wird, ist stets von maßlosem Ehrgeize gepeinigt — wenn wir den französischen Historikern Glauben schenken. Der alte Haß gegen England, den das zweite Kaiserreich erstickt hatte, warf sich jetzt mit wildem keltischem Ungestüm auf unser Vaterland. Wie ein Blitzstrahl fuhr durch die Pariser Welt die Schreckenskunde: der glänzendste Sieg des Jahrhunderts nicht von Franzosen erfochten! Dieselben Oesterreicher, die wir mühselig kaum besiegten, jetzt durch die Preußen in einem fünftägigen Kriege auf's Haupt geschlagen! — Wie Schuppen fiel es den Parisern von den Augen. Sie entsannen sich wieder, daß ja doch Preußen der Schuldigste gewesen unter den Besiegern des ersten Napoleon: erst als die Flügelhörner von Bülow's Fußvolk hinter den Hecken von Planchenois erklangen, war der Tag von Belle-Alliance entschieden. Das alte Schlagwort: Rache für Waterloo! wich dem neuen Schlachtrufe: Rache für Sadowa! Jede Scham, jedes Rechtsgefühl ging in dem allgemeinen Taumel verloren. Ein ehrenhafter Mann wie Prevost-Paradol schrieb über das Thema: „sind wir bei Sadowa geschlagen worden?“ — und merkte gar nicht, welche Ironie schon in dem Titel seiner Arbeit lag. Wer

in den ersten Monaten des Jahres 1867 Frankreich bereist hat, der weiß auch, wie heftig in jedem Waggon, in jedem Cafehause über die insolence Prussienne geschmäht ward, wie auf jedem Jahrmarkt das fusil à aiguille en action für einige Sous zur Schau gestellt war. Nur das Wunder der Zündnadel konnte ja das Wunder der preußischen Siege erklären. Wie roh und wie kindisch zugleich war der Jubel der Franzosen, als die preußische Waffe durch das Chassepot überboten schien!

Neben diesem Erwachen aller schlechten Leidenschaften erwiesen sich die friedlichen Wahrheiten der neuen historisch-politischen Wissenschaft als leere Worte; der Einfluß deutscher Geistesarbeit kam fast augenblicklich in's Stocken. Wer möchte allzu hart tadeln, daß die stolze Nation mit Zorn und Scham ihren eigenen Waffenruhm durch die Siege ihrer alten Feinde verdunkelt sah? Aber wer darf darum das beispiellos freche und unwissende Geschrei entschuldigen, das alle Parteien gegen Deutschland wie gegen den Kaiser erhoben? La France de nouveau bismarquée! — klang es wehklagend, sobald der norddeutsche Bund einen neuen Schritt vorwärts that. Von seinen nächsten Freunden und Verwandten mußte Napoleon den groben Vorwurf hören, daß er das préstige Frankreichs vernichtet habe; jener in den Tuilerien aufgefundene Brief der Königin von Holland läßt an Deutlichkeit der Sprache sicherlich nichts zu wünschen übrig. Die Opposition ergriff mit Eifer die günstige Gelegenheit, ihre patriotischen Beklemmungen auszusprechen. Der alte Thiers war untröstlich über den Tag von Königgrätz; Jules Favre weinte dem Welfenkönige Thränen der Rührung nach; Prevost-Paradol erklärte, wenn die deutsche Einheit zu Stande komme, so sei für Frankreich nur ein Weg offen — im Kampfe mit dieser Einheit unterzugehen! Und alle diese Reaktionäre, welche die jungen Kräfte des Jahrhunderts mit den Anschauungen einer verlebten Cabinetspolitik bekämpften, brüsteten sich mit den landesüblichen dröhnenden Freiheitsphrasen. Kein Zweifel, selbst in seinen letzten schwächsten Jahren war Napoleon III. noch immer weiser, mäßiger als die ungeheure Mehrzahl seiner Landsleute; sein Minister Rouher erschien unter den Kriegsrhetoren des gesetzgebenden Körpers oft wie der einzige denkende Mann in einem Haufen Rasender.

Der Kaiser fühlte bereits den Boden unter seinen Füßen schwanken; er mußte versuchen die erregte Eifersucht der Nation zu befriedigen. Er ergriff die Geldverlegenheiten des niederländischen Hofs, um das Luxemburgische Land an Frankreich zu bringen. Die Wahl war

nicht unglücklich, da die preußische Besatzung in dem alten Felsenneste sich nicht mehr auf unzweifelhafte Rechtstitel berufen konnte. Rückten die Franzosen, mit Genehmigung des König-Großherzogs, plötzlich in das Land ein, so war es für Preußen nicht leicht, die vollendete Thatsache zu bekämpfen. Aber die wachsende Thatenscheu des Kaisers trieb ihn wieder, diplomatische Verhandlungen anzuknüpfen, die seinen Plan vereiteln mußten. Und mit welchem Cynismus ward der Handel betrieben! Was ist erstaunlicher, das schmutzige Geschäft mit dem entarteten Bankhause der Oranier selber — oder jene perfide französische Depesche vom 28. Februar 1867, welche harmlos meinte, Preußen werde sicherlich die Luxemburger Festung lieber an Frankreich als an die Niederlande abtreten? Die Wirren endeten — trotz der parteiischen Gunst, welche die Großmächte dem französischen Hochmuth erwiesen — mit einer neuen Niederlage des Kaisers, der abermals den Muth zum Schlagen nicht fand. Preußen verzichtete zwar auf sein Besatzungsrecht, doch Napoleon III. mußte die gehoffte Vergeltung für Königgrätz und seinen staatsmännischen Ruf dazu preisgeben.

Nach sechzehn Jahren ungeheurer Arbeit war er dahin gelangt, daß sein Regiment diesseits wie jenseits der Grenzen wieder einem ebenso allgemeinen Mißtrauen begegnete wie einst nach dem 2. December. Die Krankheit des französischen Staates hatte für den ganzen Welttheil einen Zustand banger Spannung geschaffen, der dieses hochgesitteten Jahrhunderts nicht würdig war. Napoleon — die bekannte, offenbar auf Wilhelmshöhe entstandene Schrift des Marquis von Gricourt gesteht es offen zu — war über Preußens Widerspruch auf's höchste erstaunt und verstimmt. Er hatte gehofft, durch eine möglichst bescheidene Eroberung den Frieden zwischen den beiden Nachbarvölkern zu erhalten; nun war auch dieser Plan durch Preußens Stolz zerstört! Selbst die mildesten und einsichtigsten Franzosen theilten diese Anschauung; das lehrt Renan's Brief an David Strauß. Mit Worten höchsten Zornes fragte Persigny im Senate, ob denn Luxemburg dem König von Preußen gehöre? Dieser Vorgang, so schloß er, hebt den Schleier von einer Zukunft, von der wir unsere Augen nicht mehr abwenden dürfen!

Seitdem hielt man den Krieg in den militärischen Kreisen Frankreichs für unvermeidlich. Oberst Stoffel faßte den Ernst der Lage in dem Satze zusammen: Preußen will seine Herrschaft über Süddeutschland ausdehnen; die Form ist gleichgiltig; Frankreich will dies verhindern;

darum muß der Krieg kommen. — Preußen hatte die Staaten des Südens nicht sogleich in den norddeutschen Bund aufgenommen, um ihnen noch einige Frist zur Sammlung und Besinnung zu gönnen. Den Franzosen aber galt die Mainlinie als eine unüberschreitbare Grenze; die **nation wurtembergeoise** und die anderen Kinder der Laune des ersten Napoleon mußten in ihrer Freiheit erhalten werden. Die deutsche Nation war ihnen ja doch nur ein Traumbild schwatzender Professoren, eine künstliche Erfindung preußischer Ländergier. Nach Allem was geschehen standen dem Napoleoniden noch zwei Wege offen, um die Herrschsucht seines Volkes zu befriedigen. Er mußte entweder Preußen zu vorzeitigem Vorgehen gegen den Süden verleiten; dann schien es, bei der schwankenden und zeitweise ganz bethörten Stimmung des süddeutschen Volkes, bei der vaterlandslosen Gesinnung der Höfe von Stuttgart und Darmstadt, keineswegs undenkbar, daß Frankreich, mit dem deutschen Süden verbündet, den norddeutschen Bund zerstörte. Doch dieser Weg war und blieb versperrt durch Preußens zurückhaltende Klugheit. Oder Napoleon mußte einsehen, daß die Vereinigung des gesammten Deutschlands nicht mehr zu hindern war, und versuchen, seinen Staat durch Belgien schadlos zu halten. Unablässig hatten sich seine begehrlichen Träume mit dieser Erwerbung beschäftigt. Belgien galt jedem Franzosen als eine natürliche Provinz Frankreichs, und die Rührigkeit der Wallonen, die Trägheit der Flamen hatte der Eroberung nur zu gründlich vorgearbeitet. Dieser Plan konnte nur gelingen durch Ueberraschung, durch die höchste Entschlossenheit. Wenn Napoleon seine Heere Belgien überfluthen ließ und dann erklärte: wir stellen uns auf den Boden des Rechts der Nationalitäten, wir erkennen Deutschlands Einheit an und fordern für uns dies französische Land — so war Preußen in einer schwierigen Lage, zumal da sich von dem friedensseligen England irgend ein Widerstand nicht erwarten ließ. Doch sobald man den Plan im Voraus aussprach, war er auch schon zerstört. Wie durfte man hoffen, Preußens Zustimmung zu gewinnen? Was hatte Frankreich dem Berliner Hofe zu bieten? Nichts als die Zustimmung zu dem deutschen Reiche, das über lang oder kurz doch auferstehen mußte und nur dann verhindert werden konnte, wenn Preußen durch unedle Verhandlungen mit Frankreich das Vertrauen des deutschen Volkes verscherzte!

Napoleon ahnte noch immer nichts von den sittlichen Kräften der deutschen Einheitsbewegung, nichts von den Pflichten, die sie der Krone

Preußen auferlegte. Er wählte nach seiner altersmüden Weise wieder den diplomatischen Weg, ließ bald nach dem Luxemburger Handel seinen alten belgischen Plan nochmals in Berlin vorlegen. Frivoler zugleich und stümperhafter hat nie ein Diplomat verhandelt als jener traurige Benedetti, der Preußen überlisten sollte und von dem Tage in Olmütz nie etwas gehört hatte. Der deutsche Staatsmann hielt die französische Begehrlichkeit hin, hörte gelassen alle die tollen Anschläge auf die französische Schweiz, auf Piemont, die in raschem Wechsel auftauchten, und behielt die unschätzbaren Beweise der gallischen Habgier in seiner Hand. Jeder Monat brachte uns seitdem ein Zeugniß freundnachbarlicher Gesinnung. Unablässig wühlte das Ränkespiel der französischen Diplomatie an unseren kleinen Höfen. Es folgte die Salzburger Zusammenkunft, deren feindseligen Sinn die Deutschen sogleich erriethen. Die beiden Kaiser — ein in den Tuilerien aufgefundener Brief Rouher's gesteht es — trafen zusammen in dem Entschlusse, die Einheit Deutschlands nie zu dulden, doch Oesterreichs Staat und Heer erweckten dem Franzosen kein Vertrauen. Es folgten die Händel wegen der Welfenlegion, die kleinlichen Versuche, das belgische Eisenbahnwesen unter Frankreichs Einfluß zu bringen, die wahnsinnigen Klagen des gesetzgebenden Körpers über die Gotthardbahn, welche die Achse des Welthandels in Preußens Hände zu legen drohe. Napoleon hoffte noch zuweilen, die grollende Nation zu beschwichtigen, versuchte einmal, durch sauber gemalte Landkarten großen Kindern zu beweisen, daß das Gleichgewicht der Mächte sich nicht zu Ungunsten Frankreichs verschoben habe.

Inzwischen hatte die Herrscherstellung unter den romanischen Völkern durch die spanische Revolution abermals einen Stoß erlitten; und das durch ganz Frankreich hallende Wuthgeschrei wider Graf Bismarck, als den Anstifter jener Umwälzung, bewies von Neuem, daß die Franzosen nur noch von dem deutschen Kriege träumten und — ebendeshalb nicht fähig waren, das Werk ihrer inneren Reform mit ruhigem Ernst zu vollenden. Gelassen und fest schritt indessen der deutsche Staat seines großen Ganges weiter. Nun endlich entschloß sich Napoleon, sein Belgien gegen Preußens Willen zu erobern. Erst jener belgische Eisenbahnstreit hatte ihm die Ueberzeugung erweckt, daß er mit Preußens Zustimmung keine Scholle Landes erwerben konnte. Voll zweifelloser Zuversicht bewies ihm sein Marschall Leboeuf die Ueberlegenheit der französischen Kriegsmacht. Die Unzufriedenheit des Heeres, das Drängen der alten Bonapartisten, die für ihre Pfründen fürch-

teten, die Mahnungen der Clericalen, das wüste Durcheinander der Parteien, der unhaltbare Widersinn der parlamentarischen Tyrannis — das Alles trieb zu einem verzweifelten Entschlusse. Mit unerhörter Roheit ward ein nichtiger Kriegsvorwand ergriffen, da nur Ueberraschung zum Ziele führen konnte, und mit voller Wahrheit durfte der Kaiser sagen: „es war die ganze Nation, die durch ihren unwiderstehlichen élan unsere Entschlüsse diktirte.“ Nie hatte dies Volk einen Krieg fröhlicher begonnen; von Perpignan bis Paris, von Marseille bis Nancy ging ein Taumel der Freude und — der Lüge durch das Land. Der Krieg war lange vorbereitet, die Formation für den Angriff vorher bestimmt, die neuen Waffen fertig, Massen von Pferden, große Getreidevorräthe angesammelt; die Truppen kampflustig und so tapfer, daß die Sieger in der ersten Hälfte des Krieges größere Verluste erlitten als die Besiegten; niemals seit 1812 war Frankreich stärker. Aber alsbald trat im Heere, in der Verwaltung, in jedem Zweige des Staatslebens eine grauenhafte Verwirrung, Untreue, Zuchtlosigkeit hervor, die nicht von den Fehlern eines Systems, sondern von dem allgemeinen sittlichen Verfalle des Volkes Kunde gaben. Wie sollte auch der Bonapartismus verstehen mit sittlichen Kräften zu rechnen? Zwar auf den Beistand der sogenannten liberalen Ideen durfte er auch diesmal zählen; kein Zweifel, die neutrale Welt, voreingenommen wie sie war, hätte den Sieg Frankreichs als einen Sieg des Liberalismus gefeiert. Doch von dem Heldengeiste eines Volkes in Waffen wußte er nichts.

Wie viel tausendmal, die lange Friedenszeit hindurch, hatten die Franzosen polternd und drohend gesungen: et du Nord au Midi la trompette guerrière a sonné l'heure du combat — bis das gewaltige Lied zur fadenscheinigen Phrase ward. Jetzt sollten sie fühlen was ein Volkskrieg ist. Entschlossen wie Ein starker Mann stand das große Deutschland auf, einträchtig von den Alpen bis zum Belt, und folgte frohlockend den Adlern von Roßbach und Belle-Alliance. Als nun die Hoffart des übermüthigsten der Völker durch beispiellose Schande gezüchtigt wurde, da brach auch über den Erwählten des Volks das Strafgericht herein. Emporgehoben durch die Massen, durch die Launen des Volksgemüths, ging er auch unter durch den Unverstand der Masse. Die Sorge vor dem Unwillen der Pariser hielt ihn ab, jenen Zug nach Chalons und Paris zu vollenden, der vielleicht noch retten konnte, trieb ihn auf den Weg nach Sedan, abwärts in's Verderben. Seltsam, wie der erste und der dritte Napoleon einander ähnelten auf ihrem letzten Feldzug, nur daß

der Neffe unendlich kleiner erschien als der Oheim — wie sie Beide vor dem Kriege noch einmal vom Volke auf den Schild gehoben wurden, Beide erschüttert an Leib und Seele, ein Schatten ihrer selbst, Beide auf dem letzten Schlachtfelde durch die angeborene Gemeinheit ihres Bluts verhindert wurden einen edlen Tod zu suchen, Beide endlich die grenzenlose Untreue ihres Volks erprobten.

Seitdem hat eine neue Revolution, die kläglichste und lächerlichste der französischen Geschichte, die letzten Trümmer des zweiten Kaiserreichs hinweggefegt, und furchtbar erfüllt sich vor unseren Augen das warnende Wort, das edle Franzosen schon vor Jahren ihren Landsleuten zuriefen: Frankreich kann keine Revolution mehr vertragen, keine einzige mehr! Immer dichter wob die Lüge ihren Schleier um das Haupt des unseligen Volks, immer hohler und wüster ward der Lärm der Phrase, immer lockerer die Bande, die das Thier im Menschen fesseln, und in dem ungeheuren Gewirr stand nur das Eine fest, daß Frankreich der Tyrannis bedarf. Auf den erwählten Despoten Napoleon, der die Leidenschaft der Nation zu zügeln versuchte, folgte der Despot Gambetta, der sich selber erwählte und jeden wilden Trieb der Seelen entfesselte, bis endlich das deutsche Schwert, nicht die eigene Kraft der Franzosen, den Tyrannen entthronte. Dann sahen wir schaudernd, wie die Besiegten vor den Augen des Siegers in gräßlichem Kampfe sich zerfleischten, wie die triumphirende Partei ihres Henkeramtes mit einer kalten Grausamkeit wartete, woneben die Unthaten des zweiten Decembers wie ein unschuldiges Spiel erscheinen. Während die Nation sich rühmt des Bonapartismus für immer entledigt zu sein, erhebt sie auf ihren republikanischen Thron den großen Lügner Thiers, den Vater der napoleonischen Legende! — Vor dem deutschen Kriege mußte der politische Verstand die Fortdauer der napoleonischen Dynastie wünschen — wahrhaftig nicht um der Bonapartes, sondern um der Freiheit willen. Wenn das Herrscherhaus sich befestigte, so blieb ein Fortschreiten zu freieren Staatsformen immerhin denkbar. Heute, da der alte unselige Kreislauf von der Anarchie zur Tyrannis auf's Neue begonnen hat, sind wir zu Ende selbst mit unseren Wünschen. Mag ein vierter Napoleon ein Enkel des Philipp Egalité, ein Gambetta oder ein anderer republikanischer Despot regieren — die Hand der Versöhnung streckt uns Deutschen Keiner ehrlich entgegen. Frankreich bleibt, wie immer seine

Staatsform heißen mag, vorderhand das Land der Polizei!, der despotischen Verwaltung, der zum Schergendienste herabgewürdigten Soldatesca, der parteiischen Gerichte, des Schutzzolls, der parlamentarischen Phrase, der Volksverdummung, des katholischen Fanatismus — mit einem Worte, der Heerd der europäischen Reaction. Dies ist vorläufig das Ende von zehn Revolutionen!

Wir durchschreiten im Geiste die geschändete Stadt, die einst die gastfreieste der Erde war und die heute kein stolzer Deutscher mehr betreten mag. Verwirrt von den widerspruchsvollen Eindrücken, die dort auf Schritt und Tritt den Wanderer bestürmen, suchen wir nach einer stillen Stätte, wo wir aufathmen und uns wieder ein Herz fassen können zu der Zukunft dieses Reiches. Wir schreiten durch den Lärm der Boulevards, wo heute nur die Frechheit, nicht mehr der Glanz des Lasters sich brüstet. Wir gehen über den Vendomeplatz; da stand die prahlerische Säule, die so oft auf die zum Kriege ausziehenden Bataillone niederschaute. Das vive l'empereur, das dort erklang, gemahnt uns traurig an den Sklavengruß der sterbenden Gladiatoren; doch gräßlicher noch dringt uns zum Herzen das Wuthgeschrei der Buben, die das Denkmal des nationalen Ruhms zerstörten. Wir gehen vorbei an dem Tuileriengarten, an jener Bildsäule des Spartacus, die einst Börne's Bewunderung erregte. Nicht in dem Sklaven, der seine Fesseln bricht, sehen wir das Bild des freien Bürgers — das lehren die schwarzen Trümmer des Kaiserschlosses, die dort hinter den Bäumen aufragen — nicht dieser rohe Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft erschöpft uns den Tiefsinn des staatlichen Lebens. Wir ziehen weiter über den Eintrachtsplatz; da zeigt der Obelisk von Luxor seine kindisch greisenhaften Formen — ein beredtes Denkmal für ein Volk, das danach trachten muß, seiner selbst zu vergessen. Zu gräuelvoll sind die Schatten, die hier aus dem Boden steigen, wo einst die Guillotine ihre blutige Arbeit verrichtete; nur ein Bildwerk, das an Nichts erinnert, durfte diese Stätte zieren. Wir schreiten endlich in den Palast Bourbon, den die Nationalversammlung der Republik noch nicht wieder zu betreten wagt, und verweilen gern in jener schönen Vorhalle, wo die Größen des parlamentarischen Frankreichs versammelt sind. Hier steht General Foy, der makellose Patriot, der in den verklungenen Zeiten der Jugend und der Zuversicht mit dem einem Worte la France seine Hörer zu begeistern wußte. Hier Casimir Perier, der stolze Verächter der Gunst des Haufens. Hier schreitet er mächtig aus der gelben Wand,

der Größte der Tribunen, und schleudert mit erhobenem Arm den Donner seiner Rede herab auf die schweigende Versammlung. War es ein Narrentraum, der diese Männer beseelte? Wir wissen, warum Mirabeau's Hoffnungen gescheitert sind und scheitern mußten, aber wir glauben nicht, daß er vergeblich lebte.

Wir zuerst, die Sieger, die wir gewürdigt wurden das Gericht der Geschichte an dem neuen Frankreich zu vollstrecken, sollen freudig bekennen, was unsere politische Arbeit den Thaten, den Ideen, selbst den Irthümern der Franzosen verdankt. Doch die wahre Kraft der Völker liegt nicht im Erfinden, sondern im Gestalten, im Festhalten und Durchbilden der zeitgemäßen Gedanken. Ein Franzose war es, dessen schöpferischer Geist die kühnste, die thatkräftigste Richtung des Protestantismus gründete; französische Männer, glaubensfreudige Helden, fochten die ersten schweren Kämpfe des calvinischen Glaubens. Und doch ist Calvin's Saat, die auf fremder Erde herrlich aufging, auf dem heimischen Boden verdorrt und verkommen: an dem Segen der Reformation hat das neue Frankreich keinen Antheil. Wird diese schmerzliche Erfahrung im politischen Leben sich wiederholen? Die Gedanken des Repräsentativsystems sind durch den Bonapartismus nicht überwunden. Jenes historische Gesetz, das alle Völker des Welttheils in repräsentative Staatsformen zwingt, gilt auch für Frankreich. Die Nation hat nur die Wahl ihren Staat also umzugestalten, daß er eine Volksvertretung ertragen kann, oder — zu verwelken, zu erstarren wie weiland das weltherrschende Spanien. Europa kann den Genius Frankreichs nicht entbehren. Es wäre ein namenloses Unglück für die Gesittung der Welt, wenn das Volk Moliere's und Mirabeau's seine schöpferische Kraft für immer vergeudet hätte. Noch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß die wunderbare Lebensfrische der Franzosen sich dereinst wieder erheben wird aus dem tiefen Verfall; aber das lebende Geschlecht wird das Ende dieser Kämpfe nicht mehr schauen. —

Parteien und Fractionen.

(Heidelberg 1871.)

Die wunderbar nahe Verwandtschaft, die zwischen dem gegenwärtigen Kriege und dem Befreiungskriege von 1813 besteht, wird von Freund und Feind längst anerkannt. Sie offenbart sich in Allem: in den Gründen und Zielen des Streites, in der Gesinnung der beiden kämpfenden Völker, ja selbst in den Wechselfällen der Kriegsereignisse; denn wieder wie vor siebenundfunfzig Jahren folgt auf einen Herbst voll strahlender Siege ein mühselig langsamer Winterfeldzug, der das Pflichtgefühl der Krieger, die Geduld der Daheimgebliebenen auf eine harte Probe stellt. Und bereits lassen sich zuweilen besorgte Stimmen vernehmen, welche die Vergleichung weiter spinnen und uns weissagen: auch diesem Kriege werde, wie einst den Wiener Verträgen, eine öde Zeit des Mißmuths und der Trägheit folgen; wie die Sieger von Dennewitz und Belle-Alliance, das Schwert kaum von den Lenden geschnallt, augenblicklich wieder in die Enge ihres häuslichen Stilllebens sich einschlossen, ihre wirthschaftliche und literarische Arbeit emsig wieder aufnahmen, begnügt mit dem Bewußtsein, einmal doch ganz und voll gelebt zu haben — so werde auch das Heldengeschlecht von Metz und Sedan in die hergebrachte Armseligkeit des deutschen Parteigezänks zurücksinken, als sei nichts geschehen. Unnütze Besorgniß! Die Geschichte wiederholt sich nie. Der Krieg von heute gleicht dem Befreiungskriege, wie die Erfüllung der Verheißung, wie das erfolgreiche Schaffen des Mannes der glühenden Sehnsucht des Jünglings gleicht. Gewiß wird, sobald die Waffen ruhen, die Natur ihre Rechte fordern, eine hochgesteigerte wirthschaftliche Thätigkeit die Lücken, die der Krieg geschlagen, auszufüllen suchen und für eine kurze Zeit die idealen Mächte der Politik und der Bildung in den Hintergrund drängen; doch eine lang anhaltende sittliche Erschlaffung kann diesem Kampfe nicht folgen.

Wir sind nicht mehr das schmählich mißhandelte Volk, das endlich seine Fesseln brach; als die stärkste Nation des Welttheils gehn wir aus dem harten Ringen hervor — wohl blutend aus schweren Wunden, doch nicht erschöpft und ausgeplündert wie unsere Väter, sondern in so wohlgesicherter wirthschaftlicher Kraft, daß Preußens Staatseinnahmen durch den ungeheuren Krieg kaum geschmälert wurden. Wir können nicht, den Vätern gleich, irre werden an unseren Idealen; denn der gerechte Preis unserer Siege, das deutsche Reich und seine alte Westmark, ist uns gesichert.

Die neue Verfassung des deutschen Staates bleibt weit, sehr weit selbst hinter bescheidenen Erwartungen zurück, indeß zu hoffnungsloser Verstimmung liegt wahrlich kein Anlaß vor. Auch der Enttäuschte muß doch gestehen: kein Jahr bringt eine volle Ernte, und die heurige war überschwänglich gesegnet, wenngleich die eine und die andre Frucht mißrieth. Zum ersten male seit den Tagen der Reformation stand die gesammte Nation zu großer That vereinigt; zum ersten male, seit es ein Preußen giebt, schlug dieser Staat seine deutschen Schlachten, ohne daß Neid und Tadelsucht, Bruderhaß und Bruderkrieg ihm die Wege durchkreuzten. Die also im Heldenkampfe verbundene Nation empfängt jetzt in dem deutschen Reichstage das Mittel, die Bahnen ihrer friedlichen Entwickelung selber zu bestimmen, in der Kaiserkrone ein Symbol ihrer Macht und Größe, das den Gedanken unserer Einheit verkörpert, mit der Wucht altheiliger Erinnerungen auf die Gemüther der Deutschen wirkt und die Fremden zwingt, nur noch von Deutschen, nicht mehr von Baiern und Badenern zu reden. Dem Volke unseres Südens erschließt sich nach Jahrhunderten der Kleinheit wieder der weite Gesichtskreis des großen historischen Lebens; neue Helden des Schwertes und der Feder erheben sich vor seinen Augen, verkünden ihm den Anbruch einer schöneren Zeit. Und stärker noch als die gemeinsame Freude und Bewunderung ergreift die Seelen die Gemeinschaft des heiligen Schmerzes; die Klänge des Siegesjubels verrauschen schnell, die Furchen des Kummers haften tief und lange. Wer zählt die Thränen, die der deutsche Weihnachtsbaum an diesem ernsten Christfest fließen sah? wer die hunderttausend bekümmerten Herzen von den Alpen bis zur See, die gleich einer großen gläubigen Gemeinde sich wieder emporrichteten an der Herrlichkeit des Vaterlandes? Nicht blos die Jugend wird durch unser volksthümliches Heerwesen für den Dienst des Vaterlandes erzogen; auch das alte Geschlecht lernt an das neue Deutschland glauben,

das ihm die Söhne und Enkel vom traulichen Heerde reißt. Ist es möglich, daß so ungeheure Erfahrungen die Staatsgesinnung eines ernsten, denkenden Volkes ganz unberührt lassen sollten? Nein, es liegt eine tiefe Nothwendigkeit in der Härte und Erbitterung dieses Kampfes; er soll zugleich mit den Machtverhältnissen auch die Gedanken der Welt verwandeln, und so schwere Umwälzungen vollzieht die Geschichte nicht in kurzen Wochen. Nicht heute noch morgen, aber sicher und unaufhaltsam wird in den politischen Ideen wie in dem Parteileben der deutschen Nation eine seit Langem vorbereitete Ermäßigung und Klärung eintreten.

Die rohen Demagogen sind in vollem Rechte, wenn sie von diesem Kriege eine Reaction befürchten. Allerdings, jener wüste Radicalismus, der uns Freiheit und Gleichheit als den Gegensatz von Mannszucht und Ordnung, von Religion und Sittlichkeit anpries, hat in den Schlachten an der Mosel und Loire einen Schlag auf's Haupt empfangen. Der Cultus der Revolution erscheint als ein Götzendienst, seit sich die wirklichen Zustände des gelobten Landes der Revolutionen den entsetzten Blicken der Welt entschleiern. Die Tapferkeit der republikanischen Heere, die wilde Energie ihres Dictators mag der Deutsche ritterlich anerkennen. Aber kann denn irgend ein sittlicher Geist wahrhafte Hochachtung empfinden für diesen Heldenmuth, der allein der Selbstvergötterung und der moralischen Feigheit entsprang? Für einen Volkskrieg, der alle Grundpfeiler der Zucht und Ordnung zerstörte? Man sehe das geistreiche Bild, **la Marseillaise**, das Doree zur Verherrlichung der jüngsten Großthaten seiner Landsleute schuf. Sollte man nicht meinen, ein boshafter Deutscher habe diese trunkenen, rasenden Pöbelmassen gezeichnet, um das revolutionäre Lumpenthum zu verspotten? Ganz Frankreich wünschte den Frieden, doch keine Partei besaß den sittlichen Muth, das Nothwendige zu thun, ihre eigene Macht zu Grunde zu richten durch einen unglücklichen Friedensschluß. Ganz Frankreich fühlte den Wahnwitz fortgesetzten aussichtslosen Widerstandes, aber Niemand wagte, die Ueberlegenheit der Deutschen einzugestehen, Niemand vermochte mehr die handgreiflichen Thatsachen der Wirklichkeit recht zu sehen, wenn sie seiner Eitelkeit widersprachen. Nach beispiellosen Niederlagen prahlt die unselige Nation noch mit ihrem Waffenruhm; mitten in dem Zusammenbruch ihres Gemeinwesens redet sie noch von dem Siegeszuge der französischen Freiheit wider den deutschen Corporalsstock; aus dem Schlamme ihrer verwilderten und entnervten

Kunst heraus schaut sie noch verächtlich auf diese deutschen Barbaren, die von den Brosamen des gallischen Genius sich mästen, auf Schiller, den Affen Rousseau's, auf Goethe, den stümperhaften Nachahmer Racine's. So zerren sich die Dinge weiter in bewußter Lüge. Die letzte Regung menschlicher Güte erstickt in der blinden Wuth des kleinen Krieges. Die letzte Scham verfliegt, seit die ritterliche Republik wortbrüchige Generale an die Spitze ihrer Heere stellt. Auch die alte schönste Tugend dieses Volks, die Energie seiner Vaterlandsliebe, ist fast untergegangen in der Wildheit des Parteihasses, seit die Besiegten vor den Augen der Sieger in schmachvollem Bürgerkriege sich zerfleischten.

Gräßlich zugleich und lächerlich tritt die uralte unausrottbare politische Verbildung der Franzosen wieder hervor: dieser Nation war von jeher ein Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit zu empören, um alsbald einen neuen Götzen anzubeten, einem neuen Zwingherrn die Stiefeln zu küssen. Auf den Trümmern des Thrones der Napoleoniden erhebt sich der Selbstherrscher Gambetta. Er schaltet unverantwortlich, unumschränkt, wie nur ein Sultan des Ostens; die Maschine des napoleonischen Polizeistaats dampft und klappert gehorsam unter den derben Fäusten des Staatsmanns der Gasse. Er verkündet im Namen der Freiheit, die Nation dürfe nicht um ihren Willen befragt werden. Selbst die Generalräthe, die sogar der Bonapartismus ertrug, scheinen diesem Gewalthaber gefährlich; jede Freiheit des Gedankens tritt er mit Füßen. Das Volk aber folgt ihm willenlos zur Schlachtbank, in die blutigen Wege einer rasenden Abenteurerpolitik. Keine Hand erhebt sich, das eiserne Joch zu zerschlagen; nur im verschwiegenen Kämmerlein gesteht der französische Quartierwirth klagend dem deutschen Soldaten: wenn wir dereinst zur Nationalversammlung wählen, dann wird die Freiheit der Wahlen allein in den von Euch besetzten Provinzen gesichert sein! Und als endlich der Dictator sein Spiel verloren giebt, da wählt die mit republikanischen Phrasen prunkende Nation eine Mehrheit geschworener Reactionäre in ihr Parlament; sie jubelt, daß mit dem Sturze des Bonapartismus der Tag der neuen Freiheit angebrochen sei, und stellt einen verlebten Mann aus verschollenen Tagen, einen Hohenpriester der napoleonischen Legende, an ihre Spitze. Ueberall ertönt der Ruf nach Reformen, aber kein Stein, kein Scharnhorst, nicht der Schimmer eines neuen Gedankens entsteigt dem unfruchtbaren Boden. — Wer kann dies fürchterliche Schauspiel politischer und sittlicher Entartung betrachten ohne entsetzt auszurufen: Das also ist das Volk der Revolu-

tion? Geht denn nicht heut fast Alles in Erfüllung, was einst die Burke und Gentz, die Brandes und Rehberg den Freiheitshelden der Guillotine weissagten? Ist es nicht, als schaute jener hohe freie Dichtergeist, der mannhaft wie kein anderer Poet den gallischen Phrasenschwall bekämpft hat, Giuseppe Giusti, lächelnd aus den Wolken nieder und deutete mit dem Finger auf diese Knechte der Republik und sänge frohlockend sein altes Hohnlied:

> la concordia, l'eguaglianza,
> l'unità, la fratellanza
> eccetera eccetera — ?

Wir Deutschen dürfen und werden nie vergessen, was wir jener Revolution verdanken; wer weiß denn zu sagen, wann jemals der verfaulte theokratische Staatsbau des heiligen römischen Reichs zusammengebrochen wäre ohne den revolutionären Ungestüm der Franzosen? Aber auch der Gedankenlose kann sich heute der Frage nicht mehr erwehren: mußte nicht eine Bewegung, die das französische Volksthum so von Grund aus verwüstet hat, in ihrem innersten Kerne krankhaft sein? Das scharfe, strenge Urtheil über die Revolution, das in Wahrheit immer von allen bedeutenden politischen Köpfen Deutschlands bekannt wurde und jüngst in Sybel's Geschichtswerk einen erschöpfenden wissenschaftlichen Ausdruck gefunden hat, wird fortan ein Gemeingut unsres Volkes bleiben. Es ist nicht wahr, daß die Franzosen die Idee der Freiheit tiefer, genialer als andere Völker ergriffen hätten; nur leidenschaftlicher, wilder als wir Anderen führten sie ihre inneren Kämpfe, doch ihnen fehlte die sittliche Kraft, um auch nur die Freiheit des Glaubens, den Grundstein jeder anderen Freiheit, zu behaupten. Und dies Volk, das die Reformation nicht zu ertragen vermochte, das seit drei Jahrhunderten unter dem Drucke einer allmächtigen Staatsgewalt schmachtet, sollte der Welt ein Lehrer der Freiheit sein? Was echt und dauernd ist in den gerühmten Ideen von 89 gehört allen Völkern, gehört der weltbürgerlichen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, nicht am Wenigsten den Amerikanern. Französischen Ursprungs sind allein die krankhaften Anschauungen, welche die Revolution in falsche Wege trieben: die Gedanken der Staatsallmacht, der Centralisation, der unbedingten Gleichheit und vornehmlich jener zuchtlose, unhistorische Sinn, der sich erdreistet, die Geschichte einer alten Nation in jedem Augenblicke von vorn zu beginnen. Zehnmal hat Frankreich seitdem der Welt verkündet, eine neue Zeit der Freiheit sei angebrochen, und

was offenbart sich heute als die Erbschaft von zehn Revolutionen? Alle Sünden der Knechtschaft und der Anarchie in schönem Vereine: blinde Unterwerfung und begehrliche Stellenjägerei, ständischer Haß und meisterlose Roheit, tiefe Unwissenheit und maßlose Selbstüberhebung. Solche Erfahrungen erwecken unserem Volke einen ernsten, heilsamen Widerwillen gegen das leichtfertige Spielen mit der Revolution. Alle verständigen deutschen Parteien empfinden: die Sicherheit deutscher Freiheit liegt eben darin, daß wir nicht nach Franzosenart gebrochen haben mit unserer Geschichte, sondern seit zwei Jahrhunderten in dem stetigen und nothwendigen Werdegange des preußischen Staats einen festen Halt für unsere politische Entwicklung besitzen.

Zugleich mit dem Cultus der Revolution wird auch eine ganze Welt unklarer politischer Anschauungen zusammenbrechen, die wir noch aus den Tagen des Absolutismus mit uns umhertragen. Tief unter den neuen zeitgemäßen Ideen, die von dem raschen Strome des geschichtlichen Lebens gehoben und getragen werden, erhält sich jederzeit in den Völkern ein zäher Bodensatz der Geistesarbeit vergangener Tage. Solche veraltete, von der Wissenschaft längst überwundene Gedanken, die sich zu Vorurtheilen, zu Gewohnheiten des Gemüths verdichtet haben, behaupten in der Stille eine erstaunliche Macht, weil Niemand mehr sich die Mühe nimmt, sie zu beweisen oder zu widerlegen. Welcher freie Kopf versucht heute noch die dualistischen Theorien des alten Naturrechts zu bekämpfen, und doch leben diese Gedanken noch in unzähligen Köpfen. Tausende glauben noch immer, daß irgendwo in den Sternen ein wandelloses Recht der Natur geschrieben stehe, neben dessen unverbrüchlichen Satzungen die Ordnung des Staates als ein Werk der Willkür erscheine. Tausende suchen noch immer das Wesen des Staats in seiner Form, halten kurzweg jenen Staat für den reifsten, der die größte Zahl von Bürgern an der Regierung theilnehmen läßt, bewundern die Republik als den Freistaat neben der Gebundenheit der Monarchie. Der Geist des Mißmuths, der an solchen Gedanken sich nährt, ist noch verschärft worden durch die schimpflichen Erfahrungen zweier Menschenalter; der Anblick unserer nationalen Ohnmacht gewöhnte die Deutschen, mit Erbitterung über alles Bestehende zu reden. Die schmachvolle Mißregierung des Bundestags, die alle freien Köpfe in die Reihen der Opposition drängte, beförderte den Glauben, der in unfreien Völkern regelmäßig wiederkehrt, als ob die conservative Gesinnung lediglich der Selbstsucht und der Trägheit entspringe, der Muth

des freien Bürgers im beharrlichen Verneinen sich bewähre. Und da nun neben den Unarten dieses Theorien aufbauenden Individualismus die alten deutschen Tugenden des Gehorsams, der opferwilligen Hingebung unwandelbar fortbestanden, so sind wir oft der Welt ein Räthsel gewesen. Die Fremden fragten, ob wir denn allezeit das gehorsamste zugleich und das unzufriedenste der Völker bleiben wollten. Sie konnten nicht wissen, daß jene Hingebung und diese Tadelsucht im deutschen Volksgemüthe eng zusammenhingen. Wie der einzelne Mann wohl schwach genug ist, seiner Frau, seinen Freunden Rücksichtslosigkeiten zu bieten, die er niemals gegen einen Fremden wagt, so erlaubten sich auch die Preußen die schärfsten Worte gegen ihren Staat, weil sie sich bewußt waren, daß sie in den Tagen der Noth ihm Alles opfern würden. Das freie und kräftige öffentliche Leben des norddeutschen Bundes hat inzwischen wacker aufgeräumt unter den alten Sünden, tausend verstimmte Gemüther mit männlicher Zuversicht erfüllt. Doch den Massen unseres Volkes erweckte erst dieser Krieg den nationalen Stolz, die bewußte Staatsgesinnung.

Wir fühlen endlich festen Boden unter unseren Füßen. Der deutsche Staat besteht: Millionen empfinden, wie Schweres er von uns fordert, und wie Herrliches er uns schenkt. Es ist den Deutschen schwer geworden, die Würde des Staates zu begreifen. Die schöne Geselligkeit unserer großen literarischen Epoche, sodann die ungeheuren wirthschaftlichen Erfolge der Gegenwart legten uns immer wieder den Wahn nahe, als ob der wesentliche Inhalt des Völkerlebens in dem Schaffen der Gesellschaft liege. Heute wird durch die große politische Wirklichkeit, die uns umgiebt, der sociale Idealismus Wilhelm Humboldt's wie der sociale Materialismus des Manchesterthums zugleich widerlegt. Man sagt wohl in volkswirthschaftlichen Kreisen, der Staat sei doch nur die Voraussetzung, das schützende Gehäuse für ein gesundes Volksleben; nun wir Deutschen diese Vorbedingung errungen hätten, werde „die Staatsvergötterung der Unitarier“ von selber aufhören. Das heißt den Sinn des jüngsten Krieges gröblich mißverstehen. Fraget die Jugend, die für uns kämpfte, ob sie nicht in furchtbar ernsten Stunden empfunden hat, daß die Staatsgesinnung die höchste unter allen sittlichen Kräften der Nationen ist, ebenso unentbehrlich für ein Volk wie das Pflichtgefühl für den Mann. Diese Staatsgesinnung, die auf dem Schlachtfeld herrlich sich bewährte, auch im Frieden uns zu erhalten und sie in den harten Alltagspflichten freien Staatslebens also

auszubilden, daß sie unserem Volke zur anderen Natur wird, den sittlichen Adel der politischen Arbeit der Welt zu zeigen — das bleibt zunächst unsere wichtigste Aufgabe, unendlich wichtiger als irgend ein Fortschritt des socialen Lebens. Wir sehen an Frankreich, wie die Fäulniß des Staates sich einfrißt in das Innere jedes Hauses; wir sehen am Elsaß, mit wie festen Banden selbst ein gesunkener Staat seine Glieder umschlingt und wie hart es dem Menschen ankommt, eine politische Gemeinschaft aufzulösen. So handgreifliche Erfahrungen sind ganz dazu angethan, die gefürchtete Staatsvergötterung der Unitarier, das will sagen: die Achtung vor der sittlichen Würde des Staats, weithin in unserem Volke zu verbreiten.

Der grausame Realismus des Krieges verschärft den Sinn für das Wesentliche. In solchen Tagen fragt die Welt den Staat nicht mehr, ob seine Form einer vorgefaßten Theorie entspreche; sie fragt nach seinem Inhalt: was er für die Menschheit leiste, ob ihm gelungen sei, ein tapferes, sittliches Volk, das ihm freiwillig und freudig dient, zu erziehen — und sie muß widerwillig bekennen, daß der deutsche Staat diese Prüfung glänzend bestanden habe. Die Deutschen fassen sich wieder ein Herz zu ihrem Staate, erkennen dankbar seine lange mißachteten Lichtseiten, würdigen wieder die conservativen Mächte, die dies Gemeinwesen zusammenhalten. Man hat uns strengen Monarchisten oft eingeworfen: all' Euer Reden ist eitel, so lange nicht die preußische Krone in großer That bewährt, daß sie noch immer zu den lebendigen Kräften der Nation zähle. Nun wohl, die große That ist geschehen, ohne ein Wunder, ohne das Eingreifen eines Genius. Ein fester rechtschaffener König that in großer Stunde, was ihm die königliche Pflicht gebot, und alsbald verkündete der Zuruf der Millionen, daß unser Volk monarchisch gesinnt ist vom Wirbel bis zur Zehe. Wer darf dies Aufflammen deutscher Königstreue mit jener schimpflichen Fahnenflucht, welche in Frankreich nach dem Tage von Sedan einriß, vergleichen und dann noch behaupten, die treue Hingebung an ein Herrscherhaus, das sich eins weiß mit der Nation und mit ihr kämpft und leidet, sei eine Kinderkrankheit unseres Volkes? Jede Schlacht dieses Krieges war ein Triumph der Mannszucht über die zuchtlose Untreue. Mag immerhin der Gefangene von Wilhelmshöhe solche Erfahrungen für die Zwecke des Bonapartismus ausbeuten und in seiner Schrift über die Schlacht von Sedan der Welt verkünden: die Preußen siegten, weil sie das „Autoritätsprincip“ in Ehren hielten. Wir Deutschen schöpfen daraus

die gute Zuversicht: diese Achtung vor der Obrigkeit und dem Gesetze wird uns vor dem Autoritätsprincip der Bonaparte's immerdar bewahren; sie sichert die Stetigkeit der politischen Entwickelung, ist ein Bollwerk wider die Staatsstreiche von oben wie von unten und darum eine Bürgschaft deutscher Freiheit.

Das Wesen des Krieges, der Werth unserer starken und volksthümlichen Heeresverfassung wird jetzt erst in weiten Kreisen recht begriffen. Jetzt erst versteht das gesammte Deutschland den Sinn jenes schönen Wortes, das einst die Gelehrtenschulen der Provinz Preußen an die Fenster der Marienburg schreiben ließen: „Und wer kein Krieger ist, soll auch kein Hirte sein.“ Nicht der Rausch der Gloire, den unser schlichtes Volk nicht kennt, hat den weiland allbeliebten Anklagen wider den preußischen Militarismus ihren Zauber genommen, sondern der Anblick der segensreichen sittlichen Kräfte, die der große Kampf erweckte. Die Erhebung dieser großen Tage offenbarte selbst den Einfältigen und Schwachen zu ihrer eigenen Ueberraschung, wie reich das Leben sein kann, und welchen Schatz bürgerlicher Tugenden dies erwerbende Zeitalter sich noch bewahrt hat. Die Kampfgenossenschaft in Noth und Tod hat ein festes Band der Treue geschlungen um die Herzen unserer Krieger, mit einem Schlage tausend gehässige Vorurtheile zerstört, die den Süden von dem Norden trennten und der friedlichen Ueberredung nie gewichen wären. Selbst einzelne Einrichtungen unseres Heeres, die dem liberalen Bürgerthum immer anstößig waren, empfangen heute ihre Rechtfertigung. Wer mag noch für das gepriesene „freie Avancement“ der Franzosen schwärmen, seit wir den frivolen Lanzknechtsgeist dieses demokratischen Offizierscorps mit dem ehrenhaften Sinne unserer Offiziersaristokratie vergleichen können?

Auch eine altväterische, von den starken Geistern des Radikalismus oft verspottete Wahrheit kommt wieder zu Ehren: die Einsicht, daß nur fromme Völker frei und tapfer sind. Wie ein Naturlaut brach der Name Gottes aus hunderttausend Lippen, als die Blüthe unsrer Jugend in dichten Haufen gleich gemähten Halmen hinsank. Und wahrlich, nicht blöde Unfreiheit des Denkens, nicht jene knechtische Angst, die noch in allen schweren Zeiten die Franzosen schaarenweis zum Beichtstuhl trieb, sprach aus dieser deutschen Frömmigkeit. Katholiken und Protestanten, Schriftgläubige und philosophische Köpfe — alle die zahllosen persönlichen Glaubensbekenntnisse, die das freie Geistesleben unsres Volkes mit edler Duldsamkeit umschließt, beugten sich andächtig vor der gött-

lichen Vernunft, die über den Schrecken und Nöthen dieser Tage sinnvoll waltete. Ohne den männlichen Glauben an dies Ewige, das über die niederen Sorgen des Einzeldaseins hinausreicht, konnten unsere tapferen Heere nicht schlagen wie sie schlugen, nicht leiden wie sie litten.

Will man die Achtung vor der Krone und dem Heere, den Geist der Zucht und Ordnung, den Nationalstolz und das feste Zutrauen zu der Gesundheit unseres Staates als conservative Gesinnung bezeichnen, so wird allerdings eine in gutem Sinne conservative Bewegung aus diesem Kriege hervorgehen. Seit den Tagen Stein's und Hardenberg's arbeitet in unserem Volk eine neue Lehre vom Staate, welche, deutschen Ursprungs, vom Ausland selten beachtet, in jedem Satze das Gepräge des deutschen Idealismus trägt. Von den verschiedensten Ausgangspunkten her haben Fichte und Hegel, Niebuhr und Savigny, Dahlmann und Gneist an ihr geschafft und gebildet, und heute dienen ihr bewußt oder unbewußt alle hellen politischen Köpfe der Nation. Der Staat, — so ungefähr läßt sich der Kern dieser Lehre zusammenfassen — der Staat ist nicht ein Werk der Willkür, sondern ein ursprüngliches Vermögen der Menschheit; dies Vermögen in einem unendlichen historischen Processe immer reicher und stärker zu entfalten ist einer der Zwecke der menschlichen Freiheit. Nur im Staate gelangt die Sittlichkeit des Mannes zur Vollendung; der Staat kann kein Recht gewähren, dem nicht eine Pflicht entspräche. Die politische Freiheit liegt nicht allein und nicht wesentlich in den Formen der Verfassung, da ja dieselben Staatsformen verschiedenen Volksnaturen zum Heile oder auch zum Unsegen gereichen; sondern jener Staat ist frei, dessen Gesetze der getreue Ausdruck des Volkscharakters sind, also von den Besten der Nation mit Ueberzeugung befolgt werden. Die Entwickelung der Freiheit führt nun dahin, daß diese leidende Staatsgesinnung zu einer thätigen Kraft ausgebildet, jeder Bürger zur politischen Arbeit herangezogen, die Macht des Staates durch die That des Volkes selber gewahrt wird. Diese ethische Auffassung des Staates, die jeder Staatsform wie jedem Volksthum gerecht wird und jeden politischen Formalismus bekämpft, ruht auf einem schweren Unterbau historischen Wissens und kann darum niemals in ihrem vollen Umfange populär werden. Aber ihre wichtigsten Ergebnisse sind auf mannichfachen Umwegen schon einem großen Theile unseres Volkes in Fleisch und Blut gedrungen; sie offenbaren sich in der Pietät, die der Deutsche, der Preuße mindestens, seinem Staate entgegenbringt, in dem lebendigen Pflichtgefühl, das harte,

anderen Völkern unerträgliche Staatslasten als einen Vorzug unseres Gemeinwesens preist. Und eben dieser in schwerer wissenschaftlicher Arbeit, in der opferreichen Geschichte des preußischen Staats gereifte politische Idealismus der Deutschen bleibt den Fremden ein unfaßbares Räthsel.

Ich wüßte nicht, wann jemals die öffentliche Meinung Europa's eine so verstockte Ungerechtigkeit gezeigt hätte, wie im Verlaufe dieses Krieges, vornehmlich seit dem Sturze Napoleon's III. Eine friedfertige Nation wird von einem unruhigen Nachbarn, der sie seit Jahrhunderten mißhandelt und verhöhnt hat, ohne jeden Vorwand angegriffen; sie erhebt sich in herrlichem Einmuth, zerschmettert den Dränger in zwanzig Schlachten und fordert schließlich mit erstaunlicher Mäßigung als den Preis unerhörter Siege eine Landschaft, die ihr einst frevelhaft geraubt worden, die ihr angehört durch Geschichte und Sprache, die ihr unentbehrlich ist, wenn die Wiederkehr des Friedensbruches verhindert werden soll — eine Provinz, kaum halb so groß wie jenes Schlesien, das Friedrich durch die zwei kleinen Schlachten von Mollwitz und Chotusitz erwarb. Und in einem solchem Kampfe, wo Recht, Mäßigung, Menschlichkeit ausschließlich auf der Seite des Angegriffenen erscheint, nimmt die öffentliche Meinung fast des gesammten Auslands laut oder heimlich Partei für den Angreifer; sie übernimmt die Mitschuld an seinem Verbrechen, ermöglicht ihm durch ihren Beistand die Fortsetzung des Krieges. Der starke weltbürgerliche Zug der deutschen Bildung stimmt uns sehr empfänglich für die Ansicht der Fremden; unsere Zeitungen pflegen noch immer alle uns angehenden Urtheile der ausländischen Presse gewissenhaft zu sammeln. Nach den traurigen Erfahrungen der neuesten Zeit wird dieser alte Brauch vermuthlich etwas in Abnahme kommen. Denn sieht man ab von einer verschwindenden Minderzahl der neutralen Zeitungen, von den vereinzelten Stimmen eines Grant Duff, Carlyle, Ratti, Juste, so war Alles, aber auch Alles, was die auswärtige Presse während des Krieges über deutsche Politik geschrieben hat, schlechthin werthlos. Es war die leere Rederei anmaßender Halbwisser, die sich unterstanden, uns den Text zu lesen, ohne auf die Erforschung der schwer verständlichen deutschen Dinge auch nur den hundertsten Theil des Fleißes zu verwenden, den unsere Gneist, Noorden und Pauli, unsere Reuchlin und Ruth auf den englischen und den italienischen Staat verwendet haben.

Woher nun dieser Haß des Auslandes wider den deutschen Staat?

Warum fällt den Fremden so schwer, das Recht der deutschen Einheitsbewegung zu verstehen, während sie doch die minder reine und minder großartige Revolution der Italiener mit Jubel aufnahmen? Mannichfache Ursachen wirken hier zusammen. Das gerühmte prestige de la France war keineswegs ein Märchen; die Urtheile und Vorurtheile der Franzosen haben in der That bis zur Schlacht von Sedan die Herrschaft in der Welt behauptet. Europa fragt sich noch verwundert, ob für das besiegte Frankreich wirklich dieselben Rechtsgrundsätze gelten sollen, die von allen anderen Völkern ertragen werden. Die Welt ist gewohnt, unser Vaterland als eine willenlose Ländermasse zu betrachten; seit dies Chaos einen starken Willen zeigt, beschleicht Furcht und Mißtrauen die fremden Völker. In der Seele der kleinen Nachbarn, die uns einst beraubten und verspotteten, klopft ängstlich das böse Gewissen. England wird zudem theils durch die bonapartistische Handelspolitik der Manchesterschule, theils durch die österreichischen Ueberlieferungen der Torys dem neuen deutschen Staate entfremdet. Aber der letzte Grund der Mißgunst des Auslands liegt tiefer, er liegt im Wesen des preußisch-deutschen Staates selber.

Ueberall in der Welt herrscht heute die nationalökonomische Ansicht vom Staat, die Sehnsucht nach „viel Geld und wenig Obrigkeit," und außerdem noch ein politischer Formalismus, den die historische Staatswissenschaft der Deutschen längst überwunden hat. Jede Nation besitzt ihre eigene politische Dogmatik, an deren festen Formeln sie den Werth und Unwerth fremder Zustände mißt. Der Brite kann sich die Freiheit schlechterdings nicht vorstellen ohne jene parlamentarischen Institutionen, welche die verwickelte Geschichte seiner Heimath gebildet hat; selbst Macaulay's geschichtskundiger Geist sieht überall da den Despotismus, wo ein starkes Heer besteht und das Heer nicht durch die mutiny act des Parlaments bewilligt wird. Der Schweizer — und mit ihm der vaterlandslose deutsche Ausgewanderte — schwört auf die Republik, oder richtiger auf die Negation der Monarchie; er meint ein Uebriges zu thun, wenn er zugiebt, daß unter dem englischen Schattenkönigthum einige Freiheit gedeihe. Der Russe sucht die Freiheit in dem Urcommunismus urslawischer Gemeindewirthschaft. Bei allen romanischen Völkern gelten die „Ideen von 89" kurzweg als das politische Evangelium. Allein unter den Deutschen ist der unbefangene Sinn, der jedes Volksthum aus sich selber erklärt, ein Gemeinbesitz der Gebildeten. Das wird in der Wissenschaft längst anerkannt. Wenn Ranke

über Frankreich schreibt, so erwartet Jedermann ein in die Tiefe dringendes Verständniß des nationalen Lebens; aber das schlechte Machwerk Macaulay's über Friedrich den Großen gereicht dem Verfasser nicht zur Unehre. Wir sagen nur lächelnd: „das ist englisch," und preisen es dankbar als ein unerwartetes Glück, daß ein anderer Brite, Carlyle, unseren großen König liebevoll verstanden hat.

Wie soll sich nun das dogmatisch gebundene Urtheil der Fremden zu diesem deutschen Staate stellen, dessen ganz selbständige, ganz eigenthümliche Bildung der national-ökonomischen Staatsansicht und allen politischen Dogmen zugleich den Krieg erklärt? Wie zu diesem Volke des Idealismus, das wider alle Regeln zuerst im Glauben, dann in Kunst und Wissenschaft sich verjüngte und erst auf dem Grunde dieses freien geistigen Lebens den nationalen Staat errichtet — ein beredter Zeuge für die weltüberwindende Macht der Idee? Und diesem Staate, dessen starke Krone die Fremden so gern als despotisch verschreien möchten, bringen seine Bürger willig ungeheure Opfer, wie sie nur die Nordamerikaner für die Erhaltung der Union darbrachten. Noch mehr, der bestverleumdete der Staaten setzt seinem Schaffen Ziele, die freier, weiter, vielseitiger sind als der Staatszweck irgend eines anderen Gemeinwesens. Wie die Deutschen in ihrem Glauben das Volk der Mitte, das einzige wahrhaft paritätische große Culturvolk Europa's sind, so versucht auch der deutsche Staat eine Mannichfaltigkeit von Culturzwecken zu erreichen, die nach der Meinung der Welt einander ausschließen. Er will nach Außen eine Macht entfalten wie Frankreichs centralisirter Militärstaat und zugleich seinen Provinzen und Gemeinden eine Selbständigkeit gestatten, die sonst nur in neutralen Kleinstaaten möglich scheint. Er verlangt, daß eine starke Krone mit einer mächtigen Volksvertretung, schwere Staatslasten mit ausgedehnten staatsbürgerlichen Rechten sich vertragen sollen. Er will die technische Tüchtigkeit des monarchischen Beamtenthums verbinden mit der freien Bewegung englischer Selbstverwaltung. Er hat das Räthsel gelöst, wie eine hochgebildete Nation zugleich ein Volk in Waffen sein könne; er soll, wenn einst unsere Volkswirthschaft den weiten Vorsprung anderer Länder eingeholt haben wird, auch die schwerere Aufgabe lösen, wie einem reichen Volke die Grundpfeiler kriegerischer Tugend — Gemeinsinn, Einfachheit der Sitten, Kraft des Willens und des Leibes — erhalten bleiben. Er will seiner Nation die schöne Menschenfreundlichkeit demokratischer Sitten bewahren, ohne der Gleichheitsraserei der

Romanen zu verfallen. Er will der alten Kirche ihr gutes Recht gewähren, ohne den Geist des Protestantismus, der unser ganzes Volk erfüllt, zu verkümmern. Er will endlich der Nation ihre aristokratische Stellung in Kunst und Wissenschaft bewahren und sorgt dennoch durch den Schulzwang zugleich für eine Gleichmäßigkeit der Volksbildung, die sonst nur in Demokratien besteht.

Wir wissen Alle, wie weit wir noch von diesen Idealen entfernt stehen; den Besiegern Frankreichs ziemt nicht, selber in die Sünden französischer Prahlerei zu verfallen. Wie bisher dem preußischen, so werden auch dem deutschen Staate schwere Zeiten erscheinen, da er sich begnügen muß, einen Theil seiner vielgestaltigen Aufgabe zu erfüllen; beruht doch der ganze Reichthum der abendländischen Gesittung auf dem Bedürfniß wechselseitiger Ergänzung, auf dem Naturgesetze, das keinem einzelnen Volke erlaubt, alle Zweige des Staatslebens zugleich zur Vollendung auszubilden. Aber kein Staat der Welt faßt den Staatsgedanken so groß, so menschlich wie der deutsche Staat; keiner strebt so ernst wie er, die uralten Gegensätze des Völkerlebens, Staatsmacht und Volksfreiheit, Wohlstand und Wehrkraft, Bildung und Glauben zu versöhnen. Und weil die Fremden dies im Stillen fühlen, darum hassen sie uns.

Wir dürfen heute kühnlich sagen, daß kein Staat Europa's berechtigt ist, uns seine Zustände als ein Musterbild vorzuhalten. Nicht Belgien, denn die formalen Vorzüge seiner Verfassung sind allzu theuer erkauft um den Preis der Neutralität, der Pfaffenherrschaft, des Hasses der Stämme. Nicht die Schweiz, denn die landesüblichen Prahlereien des republikanischen Bauernstolzes vermögen der Welt weder die wehrlose Ohnmacht des Gemeinwesens, noch die Abhängigkeit seiner schwachen Obrigkeiten, weder den Materialismus, der die Wohlfeilheit als das höchste politische Gut verehrt, noch die allgemeine Mittelmäßigkeit der Gesittung zu verbergen. Nicht England, denn neben dem Vielen und Großen, was wir an dem Staate und der Wirthschaft der Briten bewundern, erscheint doch abschreckend die theologische Gebundenheit des Denkens, der weite Abstand der Volksklassen, die Roheit der Massen mit ihrem Hasse gegen den damned intellect, endlich und vornehmlich die furchtbar überhand nehmende Selbstsucht des Manchesterthums, welche den alten edlen Nationalstolz zu ersticken droht und die Staatsgewalt bereits so weit entwürdigt hat, daß sie nicht mehr wagt, das Nothwendige zu befehlen. Nur ein Staat der Gegenwart darf mit

ähnlicher Zuversicht wie der deutsche einer großen und freien Zukunft entgegenschauen — die Union von Nordamerika. Die freilich oft übertriebene warme Theilnahme, die der Deutsche diesem Gemeinwesen entgegenbringt, entspringt nicht blos zufälliger diplomatischer Berechnung, sondern dem Gefühle einer tiefen inneren Verwandtschaft, die sich nicht hinwegleugnen läßt trotz der ungeheuren Verschiedenheit aller Lebensformen in Staat und Gesellschaft, trotz der erschreckenden Corruption und Rohheit des jugendlich unfertigen amerikanischen Volkslebens. Deutschland und Nordamerika sind heute, Alles in Allem, die beiden modernsten Staaten, die beiden jugendkräftigen Träger germanisch-protestantischer Gesittung.

Die Erkenntniß dieser Wahrheiten beginnt jetzt unserm Volke aufzugehen, wie ja immer große Kriege das innerste Wesen der Staaten an den Tag bringen. Sie wird — das steht zu hoffen von der redlichen Bescheidenheit der Deutschen — nicht chauvinistischen Uebermuth erzeugen, noch teutonische Gleichgiltigkeit gegen die ältere Cultur anderer Völker, wohl aber die Sicherheit des nationalen Stolzes kräftigen, den Ernst des Pflichtgefühls verschärfen. Wer die Gesundheit unserer staatsbildenden Kräfte, die edle Frucht der Arbeit unserer Väter, dankbar würdigt, der muß mit einiger Ehrfurcht an die deutsche Politik herantreten; ihn kann es nicht mehr reizen, über den Tiefsinn staatlicher Dinge leichtfertig abzusprechen. Wer die große Zukunft dieses Staats, die unermeßliche Schwierigkeit seiner Aufgaben begreift, der muß sich auch durchdringen mit der gewissenhaften Ueberzeugung, daß jeder Mann in den politischen Kämpfen also handeln solle, als ob die ganze Verantwortung für den Erfolg allein auf seinen Schultern ruhte. Es geht zu Ende mit jenen gemüthlichen Dilettanten, die heute bei Ankunft einer Siegesbotschaft fröhlich singen „für seinen König stirbt der Preuße gern“ und morgen ebenso gedankenlos an der Wahlurne einem Freunde Frankreichs ihre Stimme geben. Die ehrlose landesverrätherische Haltung der Socialdemokraten hat ihr Ansehen im Volke tief erschüttert, nur durch das Aufstacheln der gemeinen Begierden können sie hoffen, noch eine Macht zu behaupten. Dagegen ist zwischen den meisten anderen Parteien ein besseres Verständniß wenigstens möglich geworden. Wir haben allzulange nur gesehen, was uns trennte: jetzt war uns vergönnt, gehobenen Herzens zu fühlen, was uns eint, und zu erfahren, daß der rechtschaffene Demokrat dem Rufe des Vaterlandes ebenso willig folgt wie der Hochconservative. Die unseligen Folgen des Partei-

hasses liegen heute vor Aller Augen. Aus den Uebertreibungen der deutschen Oppositionsparteien hat Frankreich den Muth geschöpft, auf Deutschlands inneren Unfrieden zu zählen. Beherzigen wir die Lehre. Die von unseren bösen Nachbarn ersehnte europäische Coalition gegen die Mitte des Festlandes wird dann am sichersten verhindert werden, wenn die maßvolle Haltung der deutschen Parteien den Fremden beweist, daß unser neues Reich von der Nation gewollt und getragen wird.

Unsere bewaffnete Jugend geht heute raschen Schrittes durch eine furchtbar ernste Lebensschule, deren letzte Wirkungen ihr selber noch verhüllt sind und vorderhand jeder Berechnung spotten. Die Härte und Rauheit, die dem deutschen Soldaten durch den treulosen Kriegsbrauch des Feindes aufgezwungen wird, mag im Frieden rasch verfliegen; doch einen tiefen Abscheu vor der Phrase, ein sicheres Verständniß für die realen Mächte des Lebens, reifere männliche Ideale wird er vom französischen Boden unzweifelhaft heim bringen. Der Arme überwindet den stillen Neid gegen den Wohlstand, wenn er den Reichen an seiner Seite bluten, wenn er die vollen Beutel der Besitzenden weit geöffnet und den Reichthum gemeinnützig wirken sieht. Der hoffärtige Junker beginnt sich seiner Vorurtheile zu schämen, wenn der geringe Mann sein letztes Stück Brot mit ihm theilt. Der Krieg macht den Menschen wahrhaftiger in Haß und Liebe; die Soldaten, die sich schätzen lernten als ein Volk von Brüdern, werden, heimgekehrt, mit einiger Geringschätzung die übertreibenden Schlagwörter des Parteihasses anhören. Ein inniges Gefühl der Gemeinschaft, als ob wir Alle ein großes Haus bildeten, wird diesem bewaffneten Volke auch dann noch bleiben, wenn der Zank und Stank der Alltäglichkeit wieder in seine Rechte tritt. Wir haben ja Gott sei Dank keinen Coalitionskrieg geführt, kein Oesterreich ist unter uns, das darnach trachten müßte, die Thaten des Volks vor der preußischen Krone zu verdächtigen; wir bedürfen keines Freiherrn vom Stein, um die Krone zum Vertrauen und zur Dankbarkeit zu vermahnen. In edlem Wetteifer erfüllten die Fürsten wie die Stämme ihre Pflicht; ihnen allen muß es am Herzen liegen, die Erinnerungen dieses Krieges rein und lebendig zu erhalten. Wenn das deutsche Kaiserthum nur ein bescheidenes Maß von Klugheit und Redlichkeit besitzt, so kann ihm gar nicht in den Sinn kommen, dies tapfere und gehorsame, doch wahrhaftig nicht knechtische Volk mit Undank zu belohnen. Die Reaction gegen den zuchtlosen Radicalismus, die sich in unserem Volke vollzieht, wird nicht zu einer Reaction gegen die gesetzliche Freiheit werden. Alle sittlichen

Vorbedingungen für eine Zeit stätigen Fortschritts sind in dem neuen Deutschland vorhanden. Wer das nicht sehen will, wer, erbost über das Fehlschlagen seiner doctrinären Hoffnungen, in diesem Kriege eine Aussaat der Knechtschaft erblickt, wahrlich, der gleicht einem jener indischen Säulenheiligen, die hocherhaben über dieser schlechten Welt beharrlich ihren eigenen Nabel betrachten und das mystische Wort Om Om dazu murmeln; das heilige Wort der deutschen Säulenheiligen lautet freilich nicht Om, sondern Ich. — Erwägen wir alle diese Erfahrungen der jüngsten Zeit, so scheint die Hoffnung nicht allzu leichtsinnig, es werde unser Parteileben fortan in etwas milderen Formen sich bewegen und aus dem Streite der Meinungen allmählich ein Grundstock nationaler Staatsgedanken sich herausbilden, der allen urtheilsfähigen deutschen Männern gemein ist.

Wird diese beginnende Klärung unsers politischen Denkens uns auch zu einer neuen Parteibildung führen? Allgemein wird ja beklagt, daß unser Parteiwesen noch in den Windeln liege, die schwächste Seite des öffentlichen Lebens der Deutschen bilde. Tausend Wünsche werden hingeworfen, wenige tiefer begründet. Um ein ruhiges Urtheil zu gewinnen, ist eine theoretische Erörterung unvermeidlich. Es gilt einige Illusionen zu zerstören, die nur zu unnützer Verstimmung führen — zunächst die Ueberschätzung des Parteiwesens selber. — Die Zeit ist längst dahin, da ein Baco in dem Parteileben nur ein Mittel persönlicher Ehrsucht erblickte und unbeschämt aussprach, der geringe Mann, so lange er noch emporsteige, müsse sich einer Partei anschließen, der Vornehme im Genusse der Macht und des Reichthums bedürfe solcher Krücken nicht mehr. Auch die kümmerliche polizeiliche Angst vergangener Tage, die in der Parteiung schlechthin ein staatsgefährliches Uebel sah, findet heute nur noch vereinzelte Bekenner. Wir wissen es Alle, das Parteileben ist eine Nothwendigkeit für freie Völker, das unentbehrliche Mittel, um aus dem Gewirr der Interessen, Leidenschaften, Meinungen einen Durchschnittswillen herauszubilden, den Einzelwillen Ordnung und Gliederung und dadurch Macht zu bringen, durch Stoß und Gegenstoß der also geschaarten Kräfte dem Staate eine feste Richtung zu geben. Die Sünden des öffentlichen Parteikampfs sind um nichts häßlicher als das verdeckte Ränkespiel, das die Machthaber unfreier Staa-

ten umschleicht, und sie werden reichlich aufgewogen durch die frischere Bewegung des Staates, durch die Kräftigung der Charaktere; der Zwang für eine bestimmte Meinung offen einzustehen und zugleich den persönlichen Eigensinn einem allgemeinen Willen unterzuordnen, ist für die Mittelmäßigkeit der Menschen eine Schule des Muthes und der Zucht. Aber ein höheres Lob als dieses gebührt dem Parteiwesen nicht.

Die englische Ansicht, welche nur die Parteiregierungen als freie Regierungen gelten läßt, das Parteiwesen kurzweg als das Mark der Freiheit, the very life-blood of freedom bezeichnet, ist ein nationales Vorurtheil, entlehnt den Erfahrungen eines einzelnen Staats, nicht eine allgemein giltige Wahrheit. Jede Partei ist einseitig; sie kann, da sie nur einen Theil der Bürger umschließt, auch nur einen Theil der das Volksleben bewegenden Kräfte vollständig würdigen, sie erscheint ihrem Wesen nach beschränkt und engherzig neben der gleichaustheilenden Gerechtigkeit des Staats, ein rasch vergängliches Geschöpf der Stunde neben der dauernden Ordnung des Gemeinwesens. Starke, großartige Parteien sind keineswegs immer ein Zeichen politischer Gesundheit, sondern sehr häufig ein Ergebniß der Krankheit, unerträglicher Uebelstände, die zu geschlossenem Widerstande zwingen. Der Parteigeist waltet in unfruchtbaren Epochen oft am stärksten, grade in solchen Zeiten bildet der Haß gegen die Andersdenkenden fast den ganzen Inhalt des öffentlichen Lebens. In Preußen wenigstens hat niemals ein so grimmiger Parteihaß bestanden wie unter dem elenden Regimente des Ministeriums Manteuffel, als die Demokratie sich entrüstet von jeder politischen Arbeit zurückzog, die Conservativen das rothe Gespenst im Munde führten und der hoffnungsvolle Streber durch eine Dissertation: „Ueber die demokratische Krankheit" sich seine Laufbahn zu sichern suchte. Es ist die Weise der unreifen Jugend, den Parteien eine idealistische Begeisterung zu widmen, die der feste Mann nur für das Vaterland empfindet. Wie mancher junge Schwärmer stieg schon zu den Tribünen der Leipziger Straße hinauf in der frohen Erwartung, dort mit anzuschauen, wie die Tyrannenknechte von den Männern der Freiheit sittlich zermalmt würden — und ging entrüstet wieder hinab, weil er beobachten mußte, wie Cato und Cäsar, Cicero und Catilina, nachdem sie einander gründlich die Wahrheit gesagt, sich in aller Freundschaft die rauhe Rechte schüttelten. In dem Leben der meisten großen Staatsmänner und der bedeutenden politischen Denker läßt sich schrittweis verfolgen, wie sie den Fesseln des Parteigeistes allmählich entwuchsen und in ihren reifen

Jahren mit einiger Ironie das Parteitreiben betrachteten. Auch das Urtheil der Nachwelt legt auf die Parteigesinnung der Staatsmänner wenig Gewicht. Der welterfahrene alte Wachsmuth übertreibt nur wenig, wenn er in seiner stoffreichen „Geschichte der politischen Parteien" zu dem Schlusse gelangt, die Parteien hätten keinen Antheil an dem Gesetze des historischen Fortschritts; gut und schlecht wie sie immer waren, so seien sie noch heute. Die moderne Welt ist gesitteter, nicht sittlicher als die Vorzeit. Die mildere Sitte des Christenthums zwingt dem Parteikampf feinere Formen auf, zügelt ein wenig den Trieb der Gewaltthat. Doch die schlechten Leidenschaften erstickt sie nicht. Parteien, die ihr Dasein lediglich der Dummheit oder der gemeinen Begierde danken, werden auch in hochgesitteten Völkern immer wiederkehren.

Man rühmt von der Gegenwart, ihre Parteien seien freier, bewußter, principieller geworden; und allerdings bildet die Macht der Theorie einen wesentlichen Charakterzug der modernen Geschichte. Die politische Theorie greift heute in die Wandlungen des Parteilebens tiefer ein, als vormals in naiveren Zeiten; aber sie kann selten parteibildend wirken, wenn sie nicht den Interessen einer socialen Macht entspricht. Namentlich die Interessen der Gesellschaftsklassen sind mit den Parteilehren weit fester verflochten als die Parteien selber zugeben. Kein Unbefangener kann es leugnen und Keiner darf es tadeln, daß die Interessen des großen Grundbesitzes, das land-interest, in den Parteilehren der Conservativen deutlich hervortreten, wie umgekehrt das Interesse des beweglichen Vermögens an den liberalen Theorien starken Antheil hat. So oft ein deutscher Reichstag zusammentritt, pflegen unsere radicalen Blätter zu berechnen, wie stark das Uebergewicht der Edelleute auf der Rechten, der Gelehrten auf der Linken des Hauses sei, und der naive Standesdünkel der Mittelklassen erfreut sich an der unendlichen Ueberlegenheit der „Intelligenz" des Liberalismus. In Wahrheit erhärten solche Zählungen nur die Thatsache, daß die socialen Gegensätze noch immer eine sehr wichtige Rolle in unserem Parteileben spielen, und daß die Demokratie sich selber täuscht, wenn sie behauptet allen Ständen gerecht zu werden. Die bewegende Kraft der Parteiung ist heute noch wie vor Jahrtausenden nicht das Bekenntniß, sondern der Drang nach Herrschaft. Nicht das idem sentire de re publica schaart die Parteien zusammen, sondern das idem velle, und in diesem Kampfe um die Macht werden die harten und groben Triebe der Menschennatur jederzeit ihr gutes Recht behaupten.

Wer dies alles nüchtern erwägt, der wird es aufgeben, nach einer vollkommenen Partei zu suchen. Eine Partei der „deutschen Männer,“ die allen klaren politischen Köpfe der Nation umschlösse, nur die Thoren, die Doctrinäre, die Selbstsüchtigen zu bekämpfen hätte, diese heute von so vielen Wohlmeinenden ersehnte Partei der Zukunft wäre nicht mehr Partei, sie stünde über den Parteien. In Tagen höchster Noth gelang es wohl dem Genius eines Cavour, alle gesunden Kräfte seines Landes um sich zu schaaren; er zwang die Parteien, auf kurze Zeit sich selber zu verleugnen, ihrer Sonderwerke zu vergessen um Italiens willen. Im ruhigen Laufe der Dinge ist solche Selbstverleugnung, solche Kraft der Staatsgesinnung nur von vereinzelten hochbegabten und hochherzigen Männern zu erwarten. Eine im vollen Sinne des Worts nationale Partei ist als dauernde Bildung unmöglich. Die Gesundheit des parlamentarischen Lebens erfordert eine gewisse innere Gleichberechtigung der Parteigegensätze.

Man hat oft unternommen, natürliche Parteien zu erdenken, die unendliche Mannichfaltigkeit der Parteibildungen herzuleiten aus einem einzigen, in der Menschennatur begründeten, ewig wiederkehrenden Gegensatze der Anlagen und Ansichten. Die politischen Denker Englands und Amerika's, geneigt wie sie sind das angelsächsische Staatsleben als das mustergiltige zu betrachten, huldigen fast sämmtlich einer Doctrin, die selbst von dem geistvollen Deutsch-Amerikaner Lieber anerkannt und namentlich durch Macaulay's glänzende Darstellung verbreitet wurde. Darnach herrscht in einem Theile der Menschen der Drang nach „Freiheit und Fortschritt,“ in einem andern die Verehrung für „Autorität und Alterthum,“ dieser Gegensatz liegt allem Parteileben zu Grunde, die gesammte Weltgeschichte erscheint als ein ungeheurer Zweikampf von Whigs und Torys. Deutschen Lesern muß die behagliche Selbsttäuschung, welcher diese Ansicht entspringt, sofort einleuchten. Der Gegensatz von Pietät und Neuerungssucht ist es nicht, was die englischen Adelsparteien zusammenhält, er bildet überhaupt nur einen und keineswegs den wichtigsten unter den tausend Gegensätzen des Völkerlebens, welche Parteiungen hervorrufen.

Ich kann auch, bei aller Hochachtung für J. C. Bluntschli, nicht finden, daß jene englische Ansicht an überzeugender Kraft gewonnen hätte, seit sie durch Friedrich Rohmer und Bluntschli feiner ausgebildet wurde. Rohmer behauptet in seiner bilderreichen Weise, ein vierfacher Parteigegensatz sei in der menschlichen Natur begründet: der Radicalis-

mus sei die Gesinnung des Knaben, der junge Mensch denke liberal, der reife Mann conservativ, der Greis absolutistisch; danach wäre erst das neunzehnte Jahrhundert dazu gelangt, wahrhaft politische, grundsätzliche Parteien zu schaffen. Jedes Blatt der Geschichte widerspricht dieser Doctrin, die, wie mir scheint, schon durch den Knaben Cromwell und den Greis Richelieu zur Genüge widerlegt wird. Wäre sie haltbar, so müßte der Radicalismus die vorherrschende Gesinnung jugendlicher Völker sein, was aller historischen Erfahrung in's Gesicht schlägt — so könnte der Radicalismus in gereiften Völkern niemals zur Herrschaft berechtigt sein, was gleichfalls weltkundigen Thatsachen zuwiderläuft. Die Staatswissenschaft fordert Gedanken, nicht Vergleiche; was soll ihr ein Spiel mit Bildern, das ebenso willkürlich bleibt wie die weiland beliebte Unsitte der Naturphilosophen den Staat mit dem menschlichen Körper zu vergleichen? Bei solchen Spielen der Phantasie hört jede Beweisführung auf. Aehnlichkeiten sind ja leicht gefunden; man mag mit gleich schönen Worten den König für den Kopf oder für das Herz oder auch für den Zeigefinger des Staats erklären. Kann denn nicht jeder Parteimann mit mäßigem Witz jene Rohmer'sche Bilderreihe für seine Parteizwecke verschieben und sich also ohne Unkosten den Hochgenuß verschaffen, sich selber für den wahren Mann, alle seine Gegner für Greise und Kinder zu halten?

Die Begriffe: conservativ, radical u. s. f. sind an sich leer und nichtssagend; die politische Einsicht wird nur gewinnen, wenn diese ganz zufälligen, ganz inhaltlosen Formeln moderner Parteiung dereinst ihr unverdientes Ansehen verlieren. Ueber den Charakter einer Partei entscheidet nicht ob sie erhalten oder zerstören will, sondern was sie erhalten oder zerstören will, nicht die Form, sondern der Inhalt der Parteibestrebung. Von den kirchlichen Parteien weiß man dies längst. Wer seine Worte wägt hütet sich wohl, die Ultramontanen und die rechtgläubigen Protestanten als kirchlich Conservative unter einen Hut zu stellen, da doch beide Richtungen trotz ihrer äußerlichen Verwandtschaft ganz verschiedene Zwecke verfolgen, ganz verschiedenen Kräften des Gemüths entspringen. Nicht anders steht es mit den politischen Parteien. Die Lehre Stahl's, die moderne Geschichte sei ein Kampf der Revolution wider die Autorität, erscheint als eine dürftige doctrinäre Behauptung neben der lebendigen Fülle des historischen Lebens. Das Wesen einer Partei liegt in den concreten Zielen, die sie verfolgt, in den Ideen und Interessen, die sie vertritt. Ob sie als die Partei des Beharrens

oder als die Partei der Bewegung auftritt, ist eine untergeordnete Frage und hängt oft von zufälligen Umständen ab. Eine Partei mag, ohne ihren Charakter zu verändern, je nach den Wechselfällen der politischen Kämpfe bald als conservativ bald als radikal erscheinen. Ja, in dem verwickelten Leben alter Völker kann es gar nicht ausbleiben, daß dieselbe Partei über einzelne Staatsfragen conservativ, über andere radikal denkt; wer die althistorische Macht der preußischen Krone als ein Conservativer zu bewahren trachtet, darf zugleich, ohne sich zu widersprechen, den nicht minder althistorischen Mächten des deutschen Kleinfürstenthums als ein radikaler Neuerer entgegentreten. Man redet wohl in leichter Umgangssprache von conservativen und radikalen Naturen. Für die Parteienlehre ist damit gar nichts gewonnen. Einzelne radikale Naturen finden sich in jeder Partei, und Niemand darf behaupten, daß auch nur die Mehrheit der sogenannten conservativen Partei aus conservativen Naturen bestehe. Der Gegensatz der Parteien wurzelt nicht in den Unterschieden des Temperaments und Charakters. Mit etwas besserem Scheine lassen sich den Klassen der Gesellschaft natürliche Parteigesinnungen zuschreiben, den Landbauern conservative, den städtischen Massen radikale Neigungen. Doch auch diese Doctrin wird zu Schanden neben dem Reichthum der Geschichte. Bauernkriege, Jacquerien sind die radikalsten aller Revolutionen; von der starrconservativen Gesinnung hauptstädtischer Pöbelmassen weiß Venedig und Neuyork zu erzählen. Die conservative Richtung, die heute unter den deutschen Landwirthen vorherrscht, erklärt sich großentheils aus der Thatsache, daß unsere ältere Gesetzgebung in einer Zeit entstanden ist, da der Grund und Boden den wesentlichsten Bestandtheil des Volksvermögens bildete. Unser Landbau vertheidigt heute sein Klasseninteresse gegen die neu emporgekommene Macht des beweglichen Vermögens. In Staaten, wo die Geldmacht die Gesetze schrieb, wie einst in den Niederlanden, war das Landvolk der Todfeind der Conservativen. Kurz, der formale Gegensatz der bewegenden und beharrenden Kräfte reicht schlechterdings nicht aus, ein festes Gesetz zu bilden in den wechselnden Erscheinungen des Parteilebens.

In jedem Staate muß eine Partei bestehen, welche den überlieferten Zustand zu erhalten sucht. Aber diese Parteien des Beharrens tragen einen grundverschiedenen Charakter je nach dem Gemeinwesen, dem sie angehören; in dem Jesuitenstaate von Paraguay war der Communismus conservativ. Zu allen Zeiten liebten die Parteien, wohllautende Durchschnittsworte auf ihren Schild zu schreiben. Zu diesen

Durchschnittsworten zählen auch die Namen: conservativ und liberal; sie wurden von den englischen Parteien nachweislich erst dann angenommen, als das Gefüge der alten Parteien sich auflockerte und man das Bedürfniß fühlte, die auseinander strebenden Köpfe unter einem möglichst nichtssagenden und unanstößigen Namen zusammenzuhalten. Die meisten großen Parteien der Geschichte glaubten an ihre Ewigkeit, und alle verfielen raschem Untergange; so werden auch die Conservativen und Liberalen von heute ganz gewiß nicht „das öffentliche Leben in freier Weise dauernd begleiten." Die Partei, die wir heute die liberale nennen, ist in Wahrheit die Partei des constitutionellen Königthums und der communalen Selbstverwaltung mit einer starken Vorliebe für die Mittelklassen; sie wird also unfehlbar verschwinden, wenn einst unsere socialen Verhältnisse sich verschieben und der Ausbau des deutschen constitutionellen Staats einen gewissen Abschluß erreicht hat.

Die Parteienlehre Friedrich Rohmer's entspringt der Selbstüberschätzung der heutigen Mittelparteien; sie wirkt unheilvoll, weil sie den Parteihaß, dessen wir schon die Fülle besitzen, verschärfen muß. Sollen uns die Gegner nicht verhöhnen, wenn wir, auf die unerwiesene Behauptung unserer Männlichkeit gestützt, alle leuchtenden Gestalten der Vorzeit uns aneignen und, wie Bluntschli versucht, sogar Luther zu den Liberalen zählen? Ihn, dessen erhabener Geist in wunderbarer Verbindung die Züge des revolutionären Himmelsstürmers und des gläubigen Mönches zeigt? Ihn, der Alles war, nur ganz gewiß kein Liberaler? Oder werden uns die Gegner höher achten, wenn wir uns gar erdreisten, den wahren Geist des Christenthums für liberal zu erklären? Die Größe des christlichen Glaubens liegt ja in seiner unbegreiflich vielgestaltigen Bildungsfähigkeit; er wird, in neuen Formen ewig derselbe, nach Jahrtausenden noch das Menschengeschlecht erheben, wenn kaum der gelehrte Forscher noch etwas von Liberalismus zu erzählen weiß. Nein, den Mittelparteien am wenigsten geziemt es sich ihrer Männlichkeit zu rühmen; denn grade sie zeigen sehr häufig einen Mangel an Thatkraft, ein Mißverhältniß der geistigen und der sittlichen Kräfte, das leider in ihrem Wesen liegt und von ihren wärmsten Anhängern jederzeit bedauert ward. Sie sind in der Regel sehr bunt gemischt aus edlen und gemeinen Elementen, ungleichmäßiger gebildet als die extremen Parteien. Helle, freie Köpfe, welche die Ausschweifungen der Extreme geistig übersehen, streben der Mitte zu; aber auch der große Haufe der geborenen Philister (oder, im Rohmer'schen Bilderstile zu reden, der

geborenen Greise), jene muth- und blutlose Masse, die zu feig ist für eine entschiedene Ansicht und immer behutsam mittendurch zu steuern sucht.

Es giebt allerdings einen Gegensatz der Staatsgesinnungen, der sich durch alle politischen Kämpfe freier Völker hindurchzieht; er wurzelt nicht in dem fließenden, formalen Unterschiede größerer oder geringerer Bewegungslust, sondern in einer nothwendigen unvertilgbaren Meinungsverschiedenheit über den Staatszweck.*) Jederzeit bestand und besteht eine starr politische Staatsgesinnung, die den Staat als Selbstzweck behandelt und zunächst darauf sieht, die Einheit seines Willens zu behaupten, seine Macht zu sichern gegen den bösen Willen der Vielen, die Verwaltung fest und schlagfertig auszurüsten. Sie will die Mittel des Staates sorgsam zu Rathe halten, seine Ausgaben für die Wohlfahrt der Gesellschaft auf das Nothwendige beschränken. Dagegen betont sie stark den Gedanken der politischen Pflicht, stellt die höchstmöglichen Anforderungen an die Steuerkraft und die Arbeitskraft des Volks. Wenig geneigt, dem Staate neue Aufgaben zu setzen, prüft sie vor jedem Schritte behutsam die Kräfte des Widerstandes, die Gefahren, die der Einheit des Staatswillens drohen. Dieser politischen Staatsgesinnung steht die sociale gegenüber. Sie sieht im Staate das Mittel für die Culturzwecke der vielköpfigen Gesellschaft und verlangt darum eine leicht bewegliche Staatsverfassung, auf daß jede sociale Kraft die Möglichkeit erhalte, ihren Willen zu äußern und durchzusetzen. Sie wird nicht müde, dem Staate immer neue Ziele zu bezeichnen, tritt mit hohen theoretischen Forderungen und rücksichtslosen socialen Begehren an ihn heran. Sie fordert, daß er das Höchste für die Gesellschaft leiste, und will zugleich die Steuern und die Dienstpflicht des Volkes auf das geringste Maß beschränken. Diese beiden Staatsanschauungen, die hier nur in ihrer extremen Ausbildung angedeutet werden konnten, beide gleich einseitig, beide gleich berechtigt, bekämpfen sich in jedem freien Staate, und jenem Volke gebührt der Preis der Staatsweisheit, das beide zu versöhnen, beiden gerecht zu werden weiß. Die politische Ansicht betrachtet den Staat von oben, ist die natürliche Gesinnung der Regierenden; die sociale sieht ihn von unten, entspricht den Durchschnittswünschen der Regierten.

Aber der Gegensatz der Regierenden und Regierten wirkt nicht par-

*) s. oben III. 14 ff.

teibildend, er ist es nicht, der den Kampf unserer Parteien hervorruft. Eine politische Partei in jenem starren Sinne, welche ohne jeden socialen Sondergeist allein die Einheit des Staatswillens zu wahren suchte, kann niemals entstehen, sie widerspräche der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur. Nur eine entfernte Verwandtschaft besteht zwischen der politischen Staatsansicht und den heute sogenannten conservativen Parteien, wie andrerseits zwischen der socialen Staatsansicht und den Parteien des sogenannten Fortschritts. Denn die Gesellschaft bewegt sich stets rascher als der Staat, giebt seinen Wandlungen den Anstoß; eine neue Idee, eine neue wirthschaftliche Kraft muß erst zu einer starken socialen Macht herangewachsen sein, bevor der Staat sich ihrer bemächtigen kann. Daher neigen kritische, geistig rührige Naturen zur socialen, besonnene staatskluge Köpfe zur politischen Staatsgesinnung. Daher erscheint in jeder gesetzlichen Regierung, weil sie regiert, ein starker conservativer Zug. Daher übertreiben conservative Parteien, wenn sie regieren, leicht den Gedanken der Staatsmacht und verfallen der Härte und Willkür, während liberale Regierungen den Wünschen der vielköpfigen Gesellschaft oft allzuwillig entgegenkommen und ebenso leicht in rathlose Schwäche versinken. Daher endlich zeigen conservative Oppositionsparteien in der Regel mehr kluge Mäßigung, mehr Sinn für das unentbehrliche Ansehen der Obrigkeit, als die immer zu Ausschreitungen geneigten liberalen Oppositionen. Doch mit Alledem ist für die Charakteristik der Parteien wenig gewonnen. Es heißt den Conservativen allzuviel Ehre anthun, wenn man ihre socialen Sonderzwecke verkennt, und den Liberalen ein noch größeres Unrecht, wollte man ihnen, die heute so ernstlich eine pflichtenreiche Selbstverwaltung fordern, das Verständniß für den Gedanken der politischen Pflicht absprechen.

Nein, der Versuch, die ewig wechselnden Parteibildungen der Geschichte in feste wissenschaftliche Kategorien einzupferchen, ist eine Verirrung der Schulweisheit. Staatsmacht und Volksfreiheit, Einheit und Sondergeist, Pietät und Neuerungslust, politische und religiöse Glaubenssätze, Standesgesinnungen und wirthschaftliche Interessen, alle die zahllosen Gegensätze des politischen und socialen Lebens, die sich mannichfach durchkreuzen und verbinden, rufen immer neue Parteiungen hervor, und in dies wimmelnde Durcheinander greift noch hinein der bei allen freien Völkern überaus mächtige Geist des Wetteifers und des Neides, jener rohe Kampf um die Macht als solche, den die Briten als den Streit der in's und out's bezeichnen, endlich und nicht am Wenig-

sten persönlicher Haß und persönliche Freundschaft. Jede Partei übersieht nur eine kleine Strecke des Weges, den der Staat zu durchmessen hat. Rascher Wechsel der Parteiung ist darum die Regel, mindestens in dem beweglichen Staatsleben der modernen Völker. Langlebige Parteien bilden eine seltene Ausnahme, die sich nur aus außerordentlichen Umständen, zumeist aus der Beharrlichkeit aristokratischer Gesellschaftssitten erklärt. Das glücklichste Loos, das einer Partei fallen kann, ist — rasch unterzugehen nach vollständig erreichtem Zwecke; so rühmlich sind heute die vielgeschmähten alten Gothaer zu Grunde gegangen, weil der Lauf der Geschichte ihren Parteibestrebungen die Rechtfertigung und Erfüllung gebracht hat. Und keine härtere Schmach kann einer Partei widerfahren als widerlegt und vernichtet zu werden durch den historischen Erfolg, wie heute die vielgefeierten alten Großdeutschen vernichtet sind.

Die Parteiung ist krankhaft, wenn persönliche Leidenschaften, theoretischer Eigensinn oder Erinnerungen aus einer überwundenen Vergangenheit ihr zu Grunde liegen; sie ist naturgemäß, wenn der Kampf sich bewegt um die wichtigsten realen Aufgaben, welche der Staat in der nächsten Zukunft zu lösen hat. In einem werdenden Staate muß der Streit über die festere oder losere Einigung alle anderen Parteigegensätze beherrschen. Der Parteikampf bedroht den Staat mit der Gefahr des Zerfalls, wenn er den Stand gegen den Stand, die Provinz gegen die Provinz zusammenschaart; ein gesundes Parteileben soll alle Stände, alle Landestheile durchschneiden. Die Parteiung gefährdet den inneren Frieden so lange sich der Streit noch um die Grundlagen des Staats- und Rechtslebens bewegt; sie wird milder zugleich und wirksamer, sobald die Parteien einen gemeinsamen Rechtsboden anerkennen und ein lebendiges Staatsgefühl, das ihren Sondergeist ermäßigt, offenbaren. Sie fördert den Staat dann am Sichersten, wenn sich der Kampf auf eine geringe Zahl wichtiger Staatsfragen beschränkt. Kleine ständische oder kirchliche Parteien, die sich mit ihrem eigenartigen Interessenkreise zwischen die großen zeitgemäßen Parteigegensätze hineinschieben, sind immer ein Unglück; sie verfälschen den Parteikampf, erschweren seine Lösung durch ihre unberechenbare Haltung. — Mit diesen und ähnlichen dürftigen Sätzen muß sich die Theorie begnügen. Die Parteien sind Eintagsgebilde des Staatslebens, sie werden in raschem Wechsel durch die freien Kräfte des Volksgeistes erzeugt und zerstört; sie richten sich weder nach doctrinären Regeln noch nach ausländischen Vorbildern. Sie sind als unwillkürliche Schöpfungen des Tages das treue Spiegelbild des

Staats- und Volkslebens. In Zeiten, wo die alte Ordnung zerfiel und ernste Anhänger nicht mehr zählt, während neue große Ziele der politischen Arbeit noch nicht gefunden sind — in solchen Zeiten vollendeter großer Umwälzungen, wie Deutschland sie heute erlebt, kann keine Macht der Welt starke Parteien bilden. Und wieder in Tagen, wo ein großer leidenschaftlich gewollter Zweck die Massen zusammenschaart, wird kein Sittenprediger den entfesselten Parteihaß ermäßigen.

Da die Parteiung nothwendig aus den Wandlungen des Volksgeistes hervorgeht, so fällt alsbald eine Hoffnung zu Boden, die schon viele geistreiche Köpfe des Festlands in die Irre geführt hat. Es kann nicht die Aufgabe der Deutschen sein, eine Zusammenschaarung der Parteien in zwei große Gruppen, eine Nachbildung der englischen Whigs und Torys zu erstreben.

Graf Cäsar Balbo, der in seinem nachgelassenen Werke della monarchia rappresentativa in Italia den politischen Parteien einen gedankenreichen Abschnitt widmet, behauptet kurzweg, in unerfahrenen Völkern zerbröckele sich das Parteileben, während erfahrene Völker stets nur zwei große parlamentarische Parteien bildeten. Er möchte nach seiner entschlossenen Art selbst die Halbrundbauten der festländischen Parlamentshäuser niederreißen und überall den schmalen Langbau der Westminsterhalle einführen, damit nur diese verwünschten Mittelparteien keinen Platz fänden. Das heißt voraussetzen was man beweisen soll. Der herbe Tadel, den der tapfere Italiener über die erbärmlichen Centrumsregierungen des Bürgerkönigthums und die stänkernden Fractionen der französischen Musterkammern ergießt, ist ebenso vollberechtigt wie sein warmes Lob für die Weisheit der alten englischen Adelsparteien. Aber die entscheidende Frage lautet: ist diese englische Zweitheilung der Parteien eine nothwendige Forderung des parlamentarischen Lebens oder nur ein Ergebniß der eigenthümlichen Formen, die der Parlamentarismus unter den Händen des englischen Adels angenommen hat? Fragen wir also, so wird der Trugschluß Balbo's rasch offenbar.

Das Haus der Gemeinen ist thatsächlich im Besitze der höchsten Staatsgewalt. Das Parlament beschließt die Gesetze, leitet unmittelbar einen Theil der Verwaltung durch die private-bills, mittelbar die gesammte Verwaltung durch das Cabinet, den aus der Mehrheit des Un-

terhauses hervorgehenden Regierungsausschuß des Parlaments. Ein englischer Minister hat, bevor er sein Amt erlangt, eine dreifache Prüfung zu bestehen: er muß in das Parlament gewählt werden, er muß sodann in der Mehrheit des Hauses sich auszeichnen, durch Talent oder Familienverbindungen, und schließlich durch die Krone — das will sagen: durch den leitenden Staatsmann seiner Partei — in das Cabinet berufen werden. Der leitende Minister ist nothwendig zugleich der Führer der Unterhausmehrheit; er muß entweder wie Robert Walpole die Künste der Corruption, des management, üben und „die Räder der Parlamentsmaschine ölen" oder die Mehrheit geistig beherrschen. Die Regierung besitzt hier, wie Macaulay treffend sagt, etwas von dem Wesen einer Volksvertretung, das Parlament etwas von dem Wesen eines Cabinets. Nur Mitglieder des Parlaments können in das Cabinet eintreten. Regierung und Parlament hängen so unzertrennlich zusammen, daß Alpheus Todd kurzab behaupten darf: die Minister sind die wahren Hüter der Rechte des Parlaments. Eine solche Regierung, ausgerüstet mit allen Machtmitteln der Staatsgewalt und mit dem moralischen Ansehen einer Volksvertretung, müßte unfehlbar despotischer Willkür verfallen, wenn ihr nicht im Parlamente selber eine starke Opposition gegenüberstünde — geschlossen, von einer Hand geleitet, absichtlich alle Schwächen der Regierung aufspürend und bekämpfend, bereit jederzeit die Minister zu stürzen und selber an ihre Stelle zu treten. In solchen Verhältnissen bildet eine feste Oppositionspartei wirklich einen Eckpfeiler der Freiheit, the proper lever of free government, wie alle Briten sagen, zumal da große Versammlungen zum Mißbrauch der Gewalt meist noch williger sind als einzelne Personen. Nichts gerechter also denn das hohe Ansehen der beiden alten Adelsparteien, die einander so lange beschränkt, beaufsichtigt und ergänzt haben; aber auch nichts irriger als der Versuch diese aristokratische Parteibildung in das monarchische Deutschland hinüberzunehmen.

Deutsche Ministerien gehen nicht aus dem Parlamente hervor, sondern sie werden durch den freien Willen des Königs gebildet. Sie stehen nicht in dem Parlamente, sondern neben ihm als die Träger einer selbständigen Staatsgewalt, verpflichtet, eine freie Verständigung mit der gleich selbständigen Volksvertretung zu suchen. Man mag dies beklagen, wenn man nicht einsehen will, daß die Krone der Hohenzollern mit der bescheidenen Stellung des englischen Königthums sich nicht begnügen darf; doch die Thatsache zu leugnen kann nur einem Thoren

beikommen. Ob ein deutscher Minister dem Hause der Abgeordneten selber angehört, ist ein ganz gleichgiltiger Umstand, so gleichgiltig, daß man im großen Publikum kaum darnach fragt. Der deutsche Minister wird als Mitglied in der Regel vorziehen dem Getriebe der Parteien fern zu bleiben; er kann, sobald seine Politik der Meinung des Hauses entspricht, das Vertrauen des Parlaments auch dann gewinnen, wenn er niemals zum Hause gehörte. Er ist nach der Verfassung befugt jederzeit zum Hause zu sprechen, und dies ergiebt sich nothwendig aus dem Grundgedanken unseres Staatsrechts. Niemand wird wünschen, daß dem preußischen Ministerpräsidenten im Hause der Abgeordneten darum der Mund verboten werde, weil er ein Mitglied des Herrenhauses ist. Aber auch Niemand wird von deutschen Ministern wie von den englischen behaupten, sie seien die Vertreter der Rechte des Parlaments. Vielmehr, sie vertreten das Recht der Krone, und das Parlament hat sein Recht gegen ihre etwaigen Uebergriffe selbst zu schützen. Daher soll auch das deutsche Parlament manche Befugnisse eifersüchtig wahren, welche das Haus der Gemeinen gleichgiltig fallen läßt. Wir Deutschen legen mit gutem Grunde einigen Werth auf das Recht der Initiative; unser Parlament muß ein Mittel besitzen, ergänzend, selbständig einzugreifen in die Thätigkeit einer Regierung, die nicht von ihm abhängt. In England dagegen ist das Recht der Initiative außer Uebung gekommen, seit das System der Parteiregierung sich durchgebildet hat. Etwa seit der Zeit der Reformbill steht der Grundsatz fest, daß kein irgend wichtiger Gesetzvorschlag vom Hause beachtet und berathen wird, wenn er nicht mittelbar oder unmittelbar von der Regierung ausgeht. Die Mehrheit und ihr regierender Ausschuß sind so fest verbunden, daß die Regierung jeden von ihrer Partei ernstlich geforderten Gesetzentwurf unfehlbar einbringen muß. — Die Regel, daß in Deutschland Regierung und Parlament als zwei unabhängige Staatsgewalten neben einander stehen, ergab sich früherhin nur thatsächlich aus den Machtverhältnissen. Inzwischen ist durch die Verfassung des norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches die Thatsache zum Rechtsgrundsatz erhoben worden. Kein Mitglied des Bundesraths darf dem Reichstag angehören. Dadurch wird eine Parteiregierung nach englischer Weise von Rechtswegen unmöglich, denn wer nicht zum Parlament gehört, kann auch nicht der Führer einer parlamentarischen Partei sein. Ueber eine so einleuchtende Wahrheit wird mindestens unter englischen Staatsmännern nie gestritten werden.

Aus diesem einen Verhältniß ergiebt sich schon der nothwendige Unterschied deutscher und englischer Parteibildung. Die strenge Aufsicht, der die Regierung jedes freien Staates unterworfen sein muß, wird in England gehandhabt durch die Opposition, in Deutschland durch das gesammte Parlament. Hier wie dort zeigt sich die Wirkung dieser Aufsicht zumeist in der stillen Rücksichtnahme, die den Ministern aufgezwungen wird, seltener in offenen Angriffen. Bei uns übt der gesammte Reichstag das Amt der englischen Opposition. Jeder deutsche Minister muß darauf gefaßt sein, daß ihm aus den Reihen der Partei, die im Allgemein ihn unterstützt, unbequeme Fragen und herbe Vorwürfe zugeschleudert werden, welche eine englische Mehrheit gegen ihren Führer sich nie erlauben würde. Von Rechtswegen; denn jene deutsche Partei hat den Minister nicht selbst erhoben, sie würde knechtisch und verächtlich handeln, wollte sie sich ihm bedingungslos unterwerfen. Weil die deutschen Regierungen außerhalb des Parlamentes stehen, darum können wir verständigerweise weder eine Regierungspartei noch eine Opposition im englischen Sinne bilden. Die Erfahrungen des englischen Parteilebens widersprechen in der That schnurstracks den Lehren, welche uns die Geschichte der preußischen Parteien bisher gebracht hat. Der englische Parlamentarismus gelangte erst dann zu stätiger, fruchtbarer Wirksamkeit, als die kleinen Zwischenparteien, die Trimmers, die fliegenden Schwadronen, verschwanden, und nur noch die beiden geschlossenen Heerlager der Whigs und Torys abwechselnd als Regierungspartei und Opposition einander bekämpften. Er geht heute wieder durch eine bange Zeit der Krisen, seit die alten Adelsparteien anfangen sich aufzulösen. In Preußen besaßen wir zweimal eine Gruppirung der Parteien, die dem englischen Vorbilde mindestens nahe kam. Unter dem Ministerium Manteuffel wie in den Tagen der neuen Aera bestand eine leidlich feste Mehrheit, entschlossen die Regierung zu unterstützen, und eine eben solche Opposition, die offen aussprach: weg mit diesem Ministerium. Und was war das Ergebniß? Stillstand der Gesetzgebung, eine Unfruchtbarkeit des Staatslebens, die heute wohl von allen Parteien eingestanden wird. Ein kräftigerer Zug kam in den deutschen Parlamentarismus erst, seit die Frage: für oder wider das Ministerium? nicht mehr über die Gruppirung der Parteien entscheidet. Ein englisches Parlament, also zusammengesetzt wie die beiden ersten norddeutschen Reichstage, wäre die rathlose Schwäche selbst gewesen; denn nach einem alten wohlbegründeten Sprichworte ist ein britisches Parlament ohne Führer gleich

einem Heere ohne Feldherrn. Und doch waren diese zwei Versammlungen die fruchtbarsten und mächtigsten parlamentarischen Körper, welche die deutsche Geschichte je gesehen hat. Es gab da weder eine wirkliche Regierungspartei noch eine eigentliche Opposition — wenn man absieht von den machtlosen Fractionen der äußersten Linken. Wir besaßen einen leitenden Staatsmann, doch er war nicht der Führer einer geschlossenen parlamentarischen Mehrheit. Er trat mit einer selbständigen Politik dem Hause gegenüber, und es gelang, durch Verhandlungen zwischen den Parteien, diese Staatskunst zugleich zu unterstützen und zu berichtigen. Coalitionen verschiedener Parteien, die im alten England eine seltene und zumeist unerfreuliche Ausnahme bildeten, erschienen bei uns häufig und in der Regel erfolgreich.

Dieser eigenthümliche Charakter des norddeutschen parlamentarischen Lebens wird in dem neuen Reiche noch weit schärfer heraustreten. Der Bundesrath ist zugleich Staatenhaus, und heute, da Preußen nicht mehr unbedingt über die Mehrheit gebietet, sieht sich der Reichskanzler noch mehr denn bisher genöthigt, im Schooße des Bundesraths eine schwierige diplomatische Aufgabe zu lösen. Der Kanzler wird zuweilen vor dem Reichstage Beschlüsse vertheidigen müssen, welche, hervorgegangen aus mühseligen Compromissen, seiner persönlichen Ueberzeugung nicht entsprechen. Und sollten wir dereinst ein Reichsministerium besitzen, so wird auch dieses nur das Organ bilden für den Durchschnittswillen von fünfundzwanzig Regierungen, also gar nicht im Stande sein, sich unbedingt auf eine parlamentarische Partei zu stützen. Die unabhängige Stellung der Reichsregierung neben dem Reichstage muß aber unausbleiblich zurückwirken auf das Verhältniß, das zwischen den preußischen Ministern und dem Landtage besteht, da die Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten am besten in einer Hand verbunden bleiben. Kein Staatsmann kann zugleich Parteiführer in zwei verschiedenen Parlamenten sein. — Keine Frage, dies deutsche parlamentarische System ist schwer zu handhaben, verlangt seltene Weisheit und Mäßigung; doch die Schwierigkeit liegt nothwendig in unserem verwickelten Staatsleben. Statt beständig nach England zu schauen und über die eingebildete Verkümmerung deutscher Freiheit zu klagen, sollten wir vielmehr die Blicke wenden nach Nordamerika, wo das englische Parteiregiment gleichfalls durch die Bundesverfassung ausgeschlossen wird. Der Präsident der Union, als ein persönlich verantwortlicher Beamter, kann ebenso wenig parlamentarisch regieren, wählt sich

seine Räthe ebenso frei wie unser von seinem Bundesrathe umgebener Kaiser — und wer möchte deshalb in der Union die Freiheit vermissen?

Der Unterschied deutscher und englischer Parteibildung entspringt nicht blos den Institutionen, sondern auch dem scharfen Gegensatze der politischen und sittlichen Ideen, der beide Völker trennt. Die durch und durch parteiische Staatsanschauung der älteren Engländer, jener lange Katechismus von politischen Moralsätzen und Anstandsbegriffen, den sie ethics of party nennen, ist uns Deutschen ein Buch mit sieben Siegeln, dem deutschen Gefühle rein unfaßbar. Als Burke von den Whigs zu den Torys übertrat, da hatte nicht er sich geändert, sondern die Lage der Welt. Die französische Revolution brach über Nacht herein, und der gewissenhafte Mann erkannte, daß seine Anschauung des großen Ereignisses mit dem Urtheil seiner alten Freunde schlechterdings nicht übereinstimmte. Wir Deutschen zweifeln vielleicht, ob er richtig urtheilte; doch Niemand unter uns wird bestreiten, daß Burke recht handelte, als er seiner Ueberzeugung folgend von den alten Genossen sich lossagte. Seinen Landsleuten dagegen erschien er als ein Apostat, sein Ruf blieb zweideutig, er konnte nie mehr ein bedeutendes Amt übernehmen; und bis zum heutigen Tage noch fällt den Whigs schwer, dem genialen Manne gerecht zu werden. Keine staatsmännische Leistung Wellington's erscheint uns Deutschen preiswürdiger, als die Emancipation der Katholiken; wir bewundern, wie der steife alte Tory endlich die Nothwendigkeit dieser Reform erkannte und mit entschlossener Hand selber vollendete was er einst bekämpft. Desgleichen unter allen Staatsmännern des neuen Englands erweckt uns Keiner eine so herzliche Theilnahme, wie Robert Peel, der rechtschaffene Mann, in dessen tapferem Herzen der Drang nach Wahrheit, der Geist der Selbstprüfung unablässig arbeitete. Daß er es über sich gewann, den Vorurtheilen seiner Partei zu trotzen und die Freihandelspolitik durchzusetzen, gilt uns als ein Zeichen echter Bürgertugend. Wie aber urtheilt Erskine May, der wohlwollende, gemäßigte Vertreter des alten Whiggismus, über die Kühnheit dieser beiden Staatsmänner? Sie erfüllten, so sagt er, ihre Pflicht gegen den Staat, sind als Staatsmänner des höchsten Ruhmes würdig, doch als Parteiführer verfuhren sie treulos, unehrenhaft, unredlich — worauf denn des Breitern gepredigt wird über die ethics of party, über die Pflichten des Parteiführers, der sich als das frei gewählte Oberhaupt einer Republik fühlen solle. Welcher deutsche

Mann kann dies lesen ohne sofort zu antworten: das ist nicht deutsch gedacht —? Wir wollen nichts von solcher Engherzigkeit englischer Parteigesinnung. Ein deutscher Minister soll allein an das Wohl des Staats denken, soll niemals gegen irgend eine Partei Verpflichtungen eingehen, welche ihn in diesem Gedanken stören können.

Wer die Nachbildung englischer Parteiung den Deutschen anempfiehlt, übersieht den ungeheuren Unterschied aristokratischer und monarchischer Staatssitten. England besitzt kein monarchisches Beamtenthum wie das deutsche, das durch Prüfungen, durch einen geistigen Census sich abschließt, tüchtige Kräfte aus allen gebildeten Klassen aufnimmt und seinen Mitgliedern die Aussicht eröffnet, nach Verdienst und Dienstalter bis zu den höchsten Spitzen der Verwaltung aufzusteigen. Die Masse des englischen Beamtenthums bestand immer nur aus Subalternen; die höchsten Aemter wurden nicht aus seinen Reihen, sondern nach freiem Ermessen der Krone besetzt. Der parlamentarische Adel stand also vor der Wahl, entweder von den willigen Werkzeugen königlicher Laune sich beherrschen zu lassen oder seine eigenen Parteiführer der Krone aufzuzwingen. Die Entscheidung konnte für eine freiheitsstolze Aristokratie nicht zweifelhaft sein, zumal nachdem die Stuarts das Recht der Ministerernennung so frevelhaft mißbraucht hatten. Nachher, als das Parteiregiment schon anfing sich zu befestigen, trat Bolingbroke noch einmal dawider auf mit den geistreichen Sophismen seiner dissertation upon parties. Er gebärdete sich als „der Feind keiner nationalen Partei, der Freund keiner Faction“, geißelte treffend die Gebrechen der Parteiregierung; doch das „patriotische Königthum“, das er an deren Stelle zu setzen gedachte, sollte sich ein Jahrzehnt nach Bolingbroke's Tode in seiner ganzen Unfähigkeit offenbaren. Der junge Georg III. versuchte in der That, den patriotischen König zu spielen, verdammte alle Parteien als Factionen. „Männer nicht Maßregeln“ lautete die Losung des neuen Fürsten und seiner Geschöpfe, der Königsfreunde; er wollte die Ministerposten fortan nach der Fähigkeit, nicht nach Parteirücksichten vergeben. Und was erfolgte? Ein schwächliches Coalitionsministerium nach dem andern, Verwirrung, innerer Unfrieden überall, dazu eine schmachvolle auswärtige Politik, die mit jener schwarzen Verrätherei gegen Friedrich den Großen begann und mit dem Abfall der nordamerikanischen Colonien endete. Seit diesem kläglich gescheiterten letzten Versuche persönlichen Regiments sind alle politischen Köpfe Englands darüber einig, die Ernennung der Minister „nach Verdienst“

bedeute nichts Anderes als den verhüllten Absolutismus, nur ein fest geschlossenes Parteiregiment sichere die Freiheit.

Neuerdings wird freilich die Parteiregierung als ein gefährliches double government von der jungen radicalen Partei lebhaft bekämpft: die Männer der Westminster Review verlangen die Bildung schwacher Coalitionscabinette, welche, haltlos in sich, dem Parlamente ein gefügiges Werkzeug wären. Indeß die Thorheit dieses Vorschlags springt in die Augen: er würde alle Macht dem unverantwortlichen Parlament, alle Verantwortung einem machtlosen Cabinet zuschieben. Der Glaube an die Nothwendigkeit fester Parteiregierungen steht noch immer aufrecht, obgleich die Durchführung des Systems immer schwieriger wird. Die an's Ruder gelangende Partei besetzt sofort alle wichtigen Staatsämter, sogar die Damenämter des Hofes, mit ihren Anhängern. Einer der Secretäre des Schatzamts heißt geradezu der patronage secretary; er ist der Einpeitscher der Regierungspartei, hat die Aufgabe, die politischen Freunde bei guter Laune zu halten, die kleinen Aemter unter die Genossen zu vertheilen, damit diese ihre getreuen Wähler belohnen können. So greifen alle Räder des Parteiregiments sicher in einander. Jedermann weiß, wie Herrliches dies System in seiner großen Zeit geleistet hat; aber Jedermann fühlt auch, was Earl Grey offen eingesteht, daß eine solche Regierung ihre Macht einem Einfluß verdankt, welcher der Corruption sehr nahe kommt.

Das England des achtzehnten Jahrhunderts war das classische Land der patronage und connexion. Seinem Parteileben lagen eigenthümliche sociale Anschauungen zu Grunde, die man weder als unsittlich verwerfen, noch von ihrem heimischen Boden verpflanzen darf — die Vorstellungen einer aristokratischen Gesellschaft, wo sich's von selber verstand, daß jeder Bedford, Temple, Grenville für das Amt des Gesetzgebers geboren sei, wo jeder Cockney darnach strebte, mit irgend einem Namen des Adelsalmanachs, und wäre es auch nur ein Sir Henry, eine Familienverbindung einzugehen. Die Größe und die Einseitigkeit altenglischer Parteianschauungen ist wohl nirgends so beredt geschildert worden, wie in Burke's Jugendschrift: Gedanken über die Ursachen der gegenwärtigen Mißstimmung (1770). Die Schrift, gerichtet wider das persönliche Regiment Georg's III., führt vortrefflich aus, wie die Freiheit der Nation nur durch ein zweifaches Bollwerk vor dem Despotismus geschützt werden könne: durch die Macht, die der Volksgunst entstamme, und durch die Macht, die sich auf Connexion gründe (power

arising from connexion); befreundete Staatsmänner, fest verbunden durch Familienverwandtschaft und persönliches Vertrauen, sollen zusammen eine Macht der Connexion bilden, stark genug den Uebergriffen der Krone zu widerstehen. Im selben Sinne singt Addison das Lob der Britannia:

> thy favourites grow not up by fortune's sport
> or from the crimes or follies of a court;
> on the firm basis of desert they rise,
> from long-tried faith and friendship's holy ties.

Uns Deutschen wird gerade bei diesen pathetischen Worten hochherziger Briten recht fühlbar, wie wir mit ihren nationalen Anschauungen so gar nichts gemein haben. Solche „heilige Bande der Freundschaft", die den Freund zum Minister, seinen Bruder zum Geheimen Rath, seinen Diener zum Galerie-Aufseher erheben, sind auch bei uns nicht unerhört; aber kann wohl jemals ein deutscher Dichter auf den Einfall kommen, den Nepotismus als ein Kleinod des Staatslebens zu preisen? Wir sind, nach den Erfahrungen unserer Geschichte, nicht berechtigt, den verhüllten Despotismus zu befürchten, wenn unsere Krone ihre Räthe frei ernennt. Wir freuen uns, daß in unserem Beamtenthum die Beförderung nach Freundschaftsrücksichten grundsätzlich untersagt ist, wenngleich die menschliche Schwäche zuweilen wider das Verbot sündigt. Wir wollen die Macht des monarchischen Beamtenthums beschränken durch Parlament und Selbstverwaltung; doch daß wir diese regierende Klasse nicht entbehren können, wird durch den gegenwärtigen Krieg abermals erwiesen, denn niemals hätte die englische Verwaltung geleistet, was die deutsche in den jüngsten Monaten geleistet hat. Wir müssen also darauf gefaßt sein, daß jederzeit ein großer Theil unserer Minister aus dem Beamtenthum, nicht aus dem Parlament hervorgeht. Die Absicht, eine auf parlamentarischer Connexion beruhende Regierung zu schaffen, darf nicht der bestimmende Gedanke deutscher Parteibildung sein.

Was hat nun die beiden alt-englischen Adelsparteien zwei Jahrhunderte hindurch zusammengehalten? Was gab ihnen eine so erstaunliche Lebenskraft weit über die Durchschnittsdauer moderner Parteien hinaus? War es etwa das Band einer erblich überlieferten politischen Ueberzeugung? Ich habe mich oft und ernstlich bemüht, irgend eine zäh festgehaltene politische Idee aus den mannichfachen Schwankungen der Whigpartei herauszufinden, doch ich suchte vergeblich. Gneist nennt

die Whigs die Verfassungspartei, die Torys die Partei der Verwaltung; ich gestehe aber, diese Behauptung scheint mir zu den wenigen unerwiesenen Sätzen seines trefflichen Werkes zu zählen. Die wichtigsten Rechte bürgerlicher Freiheit sind unter Karl II. durch die Torys erobert worden. Die Torys der späteren Zeit stimmten, je nachdem sie in der Regierung oder draußen standen, für und wider kurze Parlamente, für und wider die irische Reform, für und wider die Emancipation der Katholiken u. s. w. Der Unterschied der Parteigedanken verwischte sich zu Zeiten so sehr, daß der jüngere Pitt als Whig beginnen, als Tory enden, Fox den umgekehrten Entwicklungsgang durchlaufen konnte, Beide ohne sich eines ernstlichen Gesinnungswechsels schuldig zu machen. Ein gewisser durchgehender Gegensatz der kirchlichen Ueberzeugung läßt sich wohl nachweisen: die Torys hingen fast immer fest mit der Staatskirche zusammen, während die Whigs in der Regel von den Dissenters unterstützt wurden. Desgleichen überwog unter den Torys stets das Landinteresse, während die Whigs das Geldinteresse der großen Städte berücksichtigen mußten — von den Tagen des spanischen Erbfolgekriegs an, da die Whigs im Sinne der Capitalisten für den Krieg und die Vermehrung der Staatsschuld stimmten, bis zur neuesten Zeit, da die Torys an den Kornzöllen festhielten. Auch darf man behaupten, daß die Torys in der Regel, keineswegs immer, die Macht der Krone mit größerer Ehrfurcht behandelten als ihre Gegner. Aber ein klarer stätig festgehaltener Gegensatz der Parteigedanken ist nicht nachweisbar. Die treibende Kraft des Parteikampfes blieb doch die überlieferte Familienfeindschaft und Familienverbindung der großen Adelsgeschlechter, und dieser Familiencharakter der altenglischen Parteien erklärt auch ihre zähe Lebensdauer.

Nachdem der Verfassungskampf entschieden ist, die Krone sich unter die Macht des Parlaments gebeugt, und dies neue Staatsrecht die Anerkennung aller Parteien gefunden hat, ringen die großen Geschlechter unter sich um den Besitz der Staatsgewalt — nicht geradezu grundsatzlos, doch so, daß der Kampf um die Macht immer das Wesentliche bleibt. Sie erziehen ihre Kinder in der alten Familiengesinnung, bringen ihre Anhänger schon bei jungen Jahren in das Parlament, also daß der parlamentarische Nachwuchs von selber in die Parteianschauungen sich hineinlebt. Der Kampf sammelt sich je nach dem Wechsel der Ereignisse um einzelne brennende Fragen: der Krieg um die spanische Erbfolge, der Streit über die Dauer der Parlamente, der Abfall der

nordamerikanischen Colonien treten nach einander in den Vordergrund. Die Nation, in ihrer Mehrheit noch abhängig von dem Adel, folgt den Grundherren geduldig zur Wahlurne, schaut gemeinhin gleichgiltig den parlamentarischen Kämpfen zu, erträgt gemächlich, daß der Name des Volks in den Debatten zu Zeiten kaum erwähnt wird. Nur in Tagen außerordentlicher Erregung übt die öffentliche Meinung einen starken mittelbaren Druck auf die Haltung der Adelsparteien. Erst zur Zeit der französischen Revolution, die ja überall in der Welt den Einfluß der politischen Doctrin verstärkte, beginnen die alten Adelsparteien ihre Grundsätze bestimmter auszusprechen; ein Symptom dieser Wandlung ist unter Anderem die Gründung der Edinburgh Review (1802), die den Whigs als ein theoretischer Verkündiger der Parteigedanken diente. Und eben in diesen Tagen, da die Grundsätze der Whigs und Torys klar hervortraten, begann auch die Auflockerung, der Verfall der Adelsparteien! Die Parteiung des aristokratischen alten Englands wird in alle Zukunft lehrreich bleiben durch den staunenswerthen Reichthum ihrer politischen Talente; doch eine Nachbildung dieser Adelsparteien verbietet sich von selbst in unserer demokratischen deutschen Gesellschaft.

Dies wird noch einleuchtender, sobald wir die neuesten Erfahrungen des englischen Parteilebens erwägen. Der alte einfache Gegensatz von Whigs und Torys reicht nicht mehr aus, vermag nicht mehr die englische Parteibildung zu bestimmen, seit die Mittelklassen zu starkem Selbstbewußtsein erwacht sind, seit die öffentliche Meinung laut und herrisch in die Verhandlungen des Parlaments eingreift, seit die Reformbills einem Theile des Landes freie, vom Adel unabhängige Wahlen gebracht haben — kurz, seit das Unterhaus anfängt eine Volksvertretung zu werden. Neue sociale Kräfte, die sich in den Rahmen der Adelsparteien nicht einfügen lassen, sind in das Haus eingedrungen: die Katholiken der irischen Brigade, protestantische Dissenters, Mitglieder des reichen Bürgerthums, auch einige radicale Vertreter der Arbeiter-Interessen. Dies neue demokratische Element besteht zumeist aus Männern von reiferem Alter, die nicht wie weiland die jungen Edelleute blindlings dem Worte des Führers folgen. Die Vertreter der Mittelklassen sind zum Theil in harter Arbeit emporgekommen und wollen nach gut bürgerlicher Art durch entschiedenes Verfechten ihrer Ueberzeugung eine geachtete Stellung im Parlamente einnehmen, während viele Edelleute der alten Zeit, ihres Ranges froh, nicht der Mühe werth hielten im Hause eine Rolle zu spielen.

So bilden sich neben den alten Parteien kleine, rasch wechselnde Fractionen und eine stätig wachsende Schaar von Wilden. Diese Buntheit der Parteiung erschwert den Gang der Parteiregierung, doch sie ist nothwendig, sie wird dauern und zunehmen, da sie der Mannichfaltigkeit der das moderne Volksleben erfüllenden Interessen und Meinungen treulich entspricht. Die harte Einseitigkeit der Parteimoral verschwindet zusehends. Seit Huskisson zuerst sich unterstand, den Ministern, die mit ihm in einem Cabinette saßen, vor dem Parlamente zu widersprechen, und vollends seit Robert Peel von den Torys abfiel, hat die alte Parteigesinnung einen schweren Schlag nach dem andern empfangen. Man beginnt zu fühlen, daß auch der Parteimann noch etwas anerkennen müsse, das über den Parteigrundsätzen steht: das Wohl des Staates und den Willen der Nation. Noch im Jahre 1834 wies Lord Stanley eine Coalition von der Hand, weil solche Bündnisse stets den Ruf des Staatsmannes zerstörten, und noch Robert Peel schädigte durch jene berufene Sinnesänderung sein Ansehen so unheilbar, daß er nie wieder ein Cabinet bilden durfte. Heute aber erlebt das Parlament in raschem Wechsel mannichfache Verschiebungen und Verbindungen der Parteien, die ein Whig der alten Zeit als schmachvolle Fahnenflucht verdammen müßte. Ja, die verwegenste Reform der neuen englischen Geschichte, die Reformbill von 1867, dieser Sprung in's Finstere ist durch die Torys, die sogenannten Conservativen, vollführt worden! Der grimmige Haß der alten Parteien zeigt sich fast allein noch in der Auffassung der Vergangenheit: der Tory von heute vermag noch nicht, einen Fox ruhig zu beurtheilen, doch den Whig von heute betrachtet er sehr gleichmüthig. Auch die Masse der Nation fragt wenig mehr nach Whigs und Torys. Dagegen tritt der sociale Gegensatz der Arbeiter und der Besitzenden täglich schärfer hervor. Eine grundtiefe Umbildung und Zersetzung des Parteilebens hat begonnen, deren Abschluß Niemand ahnen kann. Und mit den alten Adelsparteien brechen einer nach dem andern die Pfeiler zusammen, welche den aristokratischen Staatsbau trugen. Schon wird die Selbstverwaltung überwuchert von neuen bureaukratischen Aemtern, und der Friedensrichter der alten Zeit gilt dem modischen Radikalismus bereits als eine lächerliche Figur; schon ist das alte freudige politische Pflichtgefühl so ganz verkümmert, daß die Nation durch das Zerrbild einer Volksbewaffnung der Vertheidigung des Landes zu genügen glaubt. Eine unhemmbare radikale Bewegung scheint zu abermaliger Erweiterung des Stimm-

rechts, zur Vernichtung des Oberhauses und der Staatskirche zu führen, und bei der tiefen Ohnmacht der Krone wird sich das verlorene Gleichgewicht des Staatswesens schwerlich ohne schwere sociale Kämpfe wiederherstellen. Die Tage der Aristokratie scheinen gezählt, und mit ihr versinken die beiden großen Parteien, die nur auf aristokratischem Boden gedeihen konnten.

Bei uns wirken dieselben Kräfte, welche in dem neuen England zu einer steigenden Mannichfaltigkeit der Parteibildung geführt haben, und sie wirken noch ungleich stärker. Der deutsche Reichstag war, wie das preußische Abgeordnetenhaus, von jeher eine wirkliche Volksvertretung, den Schwankungen der öffentlichen Meinung noch weit mehr ausgesetzt, als das Haus der Gemeinen. Unsere öffentliche Meinung ist zerklüftet, und sie muß es sein. Der vielseitige Reichthum unseres öffentlichen Lebens bedingt nothwendig die Vielheit der Parteien. Mit dem Kampfe um die Volksfreiheit durchkreuzt sich der Streit um die Einheit des deutschen Reichs, dazu die Macht der ständischen und der confessionellen Gegensätze. Die religiöse Parteiung muß in Deutschland immer sehr tief eingreifen in das politische Leben, schon weil unserem Volke methodisches Denken Bedürfniß ist. In England verwundert sich Niemand, weil Gladstone, ein Idealist in seinen religiösen Anschauungen, in der Politik dem denkbar gröbsten Materialismus huldigt. Ein deutscher Mann von gleicher Begabung wird solchen Widerspruch nicht leicht ertragen, er wird suchen seine religiösen und politischen Ideen in Einklang zu setzen. Dies Alles und nicht zuletzt der unbeugsame Individualismus der Deutschen drängt zu einer Mannichfaltigkeit der Parteiung, die sich wohl beschränken, doch nicht beseitigen läßt. In Tagen schwerer Verfassungskämpfe mögen für kurze Zeit alle unsere Parteien sich zusammenschaaren, um eine Regierungspartei und eine Opposition zu schaffen. Als dauernder Zustand ist eine so einfache Parteibildung in Deutschland nicht möglich. Sie widerspricht dem Wesen unseres monarchischen Staates, der ein parlamentarisches Parteiregiment nicht erträgt. Sie widerspricht dem Charakter unserer demokratischen Gesellschaft, welche die parlamentarischen Parteien nicht frei gewähren läßt, sondern sie der öffentlichen Meinung zu unterwerfen trachtet.

Doch genug von dem, was uns kein Vorbild sein darf. Fragen wir jetzt, was wir zu hoffen haben für die Zukunft des deutschen Parteilebens.

Unser neues Reich besitzt keine großen Parteien von altüberliefertem Einfluß und Ansehen; ja, verwickelt wie die deutschen Dinge liegen, läßt sich nicht einmal wünschen, daß irgend eine der bestehenden Parteien unseren Staat beherrschen solle. Das alte deutsche Leiden, die Zersplitterung der Kräfte, hat zu einer Ueberfülle der Parteibildungen geführt, welche den Ausgang ernster politischer Kämpfe oftmals dem baaren Zufall, der Willkür machtloser kleiner Fractionen anheimgiebt. Es ist nicht die Absicht, hier die Entstehung dieser verworrenen Parteiung im Einzelnen zu verfolgen.*) Die älteste einigermaßen organisirte Partei aus der Zeit des deutschen Bundes war der Liberalismus der Kleinstaaten; er dankte seinen Ursprung den Klasseninteressen des rasch emporsteigenden Bürgerthums, den Freiheitsidealen unserer großen literarischen Epoche und nicht zuletzt dem Einfluß französischer Vorbilder. Da jenen Scheinstaaten eine lebendige politische Ueberlieferung fehlte, so stand dem Liberalismus keine wahrhaft conservative Partei gegenüber, sondern lediglich eine starre Bureaukratie sowie vereinzelte aristokratische und ultramontane Elemente. Währenddem verharrte der preußische Staat scheinbar unbeweglich in seiner streng monarchischen Ordnung; sein Beamtenthum ward wenig, sein militärischer Adel gar nicht berührt von den neuen liberalen Ideen. Zugleich wuchs in seinen wunderbar schnell aufblühenden Städten ein reiches und gebildetes Bürgerthum empor, eine in Preußen neue Macht von großen Ansprüchen, mächtigen Interessen. Gefördert durch den allgemeinen Mißmuth, durch die Sünden des Bundestags, entstand in Preußen wie in den Kleinstaaten eine von Grund aus unhistorische Richtung, eine radikale Partei, die den gesammten Entwicklungsgang der deutschen Monarchie als nicht vorhanden betrachtete. Unter Friedrich Wilhelm IV. stießen diese scharfen Gegensätze zum ersten male in offenem Kampfe auf einander. Der König versäumte den Augenblick, da eine Versöhnung der gemäßigten Elemente möglich war. Eine Revolution, ein wildes Aufwogen radikaler Gewalten warf den preußischen Staat in das constitutionelle Leben. Zur selben Zeit vollzog sich in Frankfurt jener große dialektische Proceß, der aus chaotischem Parteigewirr den Gedanken der deutschen Zukunft, die Idee des preußischen Kaiserthums

*) Das Geistvollste, was über diese Entwicklung gesagt worden ist, giebt der Aufsatz von Nitzsch, „Deutsche Stände und deutsche Parteien einst und jetzt.“ (Preußische Jahrbücher XXVII, 627.)

herausbildete. Das Werk der Paulskirche mußte scheitern, weil jener Gedanke nur auf preußischem Boden Fleisch und Blut gewinnen konnte. Nach dem Falle der Revolution zog sich der Radicalismus muthlos zurück: den preußischen Liberalen blieb das Verdienst, daß die preußische Verfassung gerettet wurde. Erst nach dem Regierungsantritt des Prinzregenten wagte sich die Demokratie wieder auf den Kampfplatz, und nun führte der verworrene Kampf um die Neubildung des Heeres zu immer neuen Parteibildungen, zu immer mächtigerem Anwachsen der radikalen Kräfte. Als endlich die große Politik des Grafen Bismarck sich vor aller Welt enthüllte, als auf den böhmischen Schlachtfeldern das Joch Oesterreichs zerbrochen war, da stand der Liberalismus zugleich als Sieger und als Besiegter auf der Wahlstatt. Als Sieger — denn der Gedanke der Frankfurter Kaiserpartei war verwirklicht; als Besiegter, denn das Werk war vollendet durch Männer und durch Mittel, die den Ansichten des Liberalismus schnurstracks widersprachen. Man braucht nur einen Blick zu werfen auf dies Ebben und Fluthen, auf diesen rasend schnellen Wechsel deutscher Parteiung, der in der Geschichte keines Volkes seines gleichen findet — und man begreift sofort, daß unser Parteileben einfache Formen für jetzt nicht zeigen kann.

Im norddeutschen Bunde arbeiteten mindestens acht Parteigruppen durcheinander, deren jede wieder schroffe Gegensätze, fremdartige, weit auseinanderstrebende Kräfte in sich schloß. — Dies gilt selbst von dem scheinbar so fest geschlossenen Körper der altconservativen Partei. In's Leben gerufen durch die Klasseninteressen des großen Grundbesitzes der alten Provinzen, gebietet sie über einen weitverzweigten socialen Einfluß. Sie zählt mächtige Vertreter am Hofe, im Herrenhause, im Heere, in der rechtgläubigen Geistlichkeit, unter den alten Geheimen Räthen der Bureaukratie, sie beherrscht die Massen des platten Landes durch das Ansehen der Landräthe, der Grundherren und Prediger. Die aus den müden Tagen des Ministeriums Manteuffel überkommene Vorstellung, als ob jeder treue Unterthan conservativ denken müsse, die stille sociale Acht, welche noch immer in einflußreichen ländlichen Kreisen den Liberalen heimsucht, treibt manche schwache Gemüther zu den Hochconservativen hinüber. Die Parteipresse, wenig zahlreich aber geschickt geleitet, wirkt um so stärker, da sie fast das einzige politische Unterrichtsmittel ihrer ländlichen Leser bildet. Lange mißleitet durch den blinden Haß gegen die Revolution, durch die mystischen Lehren der ständischen Gliederung und des göttlichen Königsrechts, hat die alt-

conservative Partei unleugbar Vieles gelernt in großen Tagen; sie hat den Rechtsboden der Verfassung anerkannt und versteht die Waffen, die der constitutionelle Staat ihr bietet, gewandt zu brauchen. Sie ist, seit Preußens deutsche Politik in einem großen Zuge sich bewegt, der Engherzigkeit ihrer alten Parteianschauungen ein wenig entwachsen, hat mit ehrenhafter Selbstüberwindung geholfen den norddeutschen Bund zu gründen, oftmals bei ernsthaftem Anlaß, so noch jüngst bei der Berathung des Strafgesetzbuchs, die Parteigrundsätze dem nationalen Gedanken geopfert. Aber der patriotische Sinn ihrer Genossen liegt in fortwährendem unentschiedenem Kampfe mit den Klasseninteressen des Grundbesitzes. Immer von Neuem erhebt sich die ständische Selbstsucht wider den Gedanken der Rechtsgleichheit, wider jede rechtliche Beschränkung der Verwaltungswillkür; und dies Standesinteresse tritt um so rücksichtsloser hervor, da die Partei nur wenig wahrhaft aristokratische Mitglieder zählt, in dem unbemittelten kleinen Landadel ihre feste Stütze findet. Altpreußischen Ursprungs, fest verwachsen mit dem preußischen Staate durch die ruhmvollen Erinnerungen ihrer alten Soldatengeschlechter, kann diese Partei für die Herrlichkeit des Kleinfürstenthums wenig Bewunderung hegen; indeß die legitimistischen Doctrinen des seligen Stahl, der Widerwille gegen jede starke Aenderung, der Wunsch die altpreußische Ordnung von den losen und unfertigen Formen des bündischen Lebens fernzuhalten, der Parteihaß gegen den Liberalismus — dies Alles im Verein stimmt die Altconservativen mißtrauisch gegen die Idee des nationalen Staats. Das bedenklichste Gebrechen der Partei liegt in der einseitigen, unduldsamen Härte ihrer kirchlichen und kirchenpolitischen Anschauungen. Der religiöse mehr noch als der politische Gegensatz erschwert die Verständigung mit den liberalen Parteien; und da die alte Irrlehre von der „Solidarität der conservativen Interessen“ noch immer in den Köpfen spukt, so liegt den Altconservativen stets die Versuchung nahe, mit den Ultramontanen ein unnatürliches Bündniß zu schließen. Daher konnte selbst die strenge Mannszucht, welche dieser Partei von jeher eigen war, ihre Mitglieder nicht immer zusammenhalten, und zuweilen vermochte nur das persönliche Ansehen des Bundeskanzlers die freieren Köpfe der Conservativen für die nothwendigen Forderungen der nationalen Politik zu gewinnen.

Als völlig zuverlässige Bundesgenossen der nationalen Idee haben sich nur jene Conservativen bewährt, welche nach den Ereignissen von 1866 mit einem Theile der Altliberalen sich zu einer selbständigen

Partei zusammenschaarten. Es war der erste Anfang einer gesunderen Parteibildung. Die freiconservative Partei hat durch ihr Zusammenwirken mit den Nationalliberalen die großen Erfolge der norddeutschen Reichstage ermöglicht. In der Presse fast gar nicht vertreten, wird sie gemeinhin für schwächer gehalten als sie ist; da sie mehr wirklich aristokratische Elemente umfaßt als die altconservative Partei, so kann sie auch unbefangener als diese die berechtigten socialen Ansprüche der Mittelklassen würdigen. Doch auch in ihren Reihen bestand selten feste Eintracht; die Ansichten ihrer Genossen strebten weit auseinander nach links und rechts, vornehmlich die klerikalen Neigungen einzelner Mitglieder verwirrten oft die Haltung der Partei.

Noch greller erscheint der Gegensatz der Meinungen innerhalb der nationalliberalen Partei. Als der Liberalismus, verbittert durch die Erfahrungen der Conflictszeit, in Gefahr gerieth den Gedanken der Einheit Deutschlands aufzugeben und den ganzen Gewinn des böhmischen Krieges den Conservativen in die Hände zu spielen, da vereinten sich in der zwölften Stunde die besseren politischen Kräfte der alten Fortschrittspartei mit einigen Bruchstücken des Altliberalismus, und dieser neuen Partei wird der Ruhm verbleiben, daß sie mit den Freiconservativen vereint die großen Aufgaben der norddeutschen Gesetzgebung am rüstigsten gefördert hat. Aber während auf ihrem rechten Flügel der ernste Wille den neuen deutschen Staat auszubauen überwog, stand ihre linke Seite noch unter dem Einfluß der Erinnerungen aus einer überwundenen Vergangenheit. Der alte Parteihaß gegen die Conservativen, die alte Lust am Widerspruch, die alte Neigung die Machtfragen der Politik an dem Maße theoretischer Ideale zu messen, brüsteten sich mit dem stolzen Namen der Entschiedenheit und führten die Partei zuweilen in Versuchung das Werk der deutschen Reform zu stören. Da der Nationalliberalismus sich wesentlich auf das gebildete Bürgerthum stützt, so findet er in der Presse eine unverhältnißmäßig starke Vertretung und verfällt darum leicht dem gefährlichen Wahne, als ob seine Gesinnung der öffentlichen Meinung der gesammten Nation entspreche, durch sociale Klasseninteressen gar nicht getrübt werde — während doch die Verhandlungen über die neue Kreisordnung genugsam das Gegentheil bewiesen.

Von der Fortschrittspartei des norddeutschen Bundes läßt sich ohne Unbilligkeit sagen, daß sie sich im Ganzen als die Partei der souveränen Kritik, der theoretischen Schablone bewährt hat. Ohne die Hoffnung,

ja selbst ohne den ernstlichen Wunsch jemals selber zu regieren, hat die Demokratie in der größten Revolution, die unser Vaterland je geschaut, eine entschieden reaktionäre Haltung behauptet. Sie versuchte die Gründung der norddeutschen Bundesverfassung zu hintertreiben, sie hat seitdem durch ihre gellenden Anklagen gegen den deutschen Staat unwissentlich dazu mitgewirkt, die Kriegslust unserer Nachbarn zu schüren; sie hat endlich weithin im Volke eine bittere Verstimmung gegen alles Bestehende genährt, welche in einem aufstrebenden Staate schlechthin sinnlos ist und nur darum sich behaupten kann, weil uns noch aus den Zeiten des Bundestags eine Welt überlieferten Grolles geblieben ist. Sie hat von den weltverwandelnden Ereignissen der jüngsten Jahre weniger gelernt als irgend eine andere Partei; sie lebt und webt noch in dem Wahne, als ob der Verfassungsconflict den natürlichen Zustand monarchischer Staaten bilde. Ihr fehlt jedes Verständniß für die Bedeutung der Krone und des Heeres, für jene politischen Kräfte, welche unser werdendes Reich zusammenhalten und seine Entwicklung verbürgen. Auch der wichtigsten Reform unseres inneren Staatslebens steht sie feindlich gegenüber. Beherrscht von den socialen Anschauungen der Mittelklassen verwirft sie jede wirkliche Selbstverwaltung, welche den Einfluß der höheren Stände nothwendig kräftigen muß. Sie hegt einen blinden Köhlerglauben an die unbeirrbare Weisheit der öffentlichen Meinung, und weiß die Einseitigkeit ihrer Klassenanschauungen hinter einem hochausgebildeten Gesinnungsterrorismus und tönenden Worten von Freiheit und Gleichheit zu verbergen. Sie hat, obgleich sie zuweilen durch mannhaftes Rügen einzelner Verwaltungsmißbräuche sich ein Verdienst erwarb, erst durch Thaten den Beweis zu führen, daß sie fähig sei praktische Politik zu treiben und nicht mehr den Willen hege die Fortbildung des deutschen Staats zu hemmen. — Buntgemischt wie diese demokratische Schaar ist auch das socialdemokratische Lager, eine Partei, die alle Grundlagen politischer Freiheit grundsätzlich verwirft und nur deßhalb eine gewisse Berechtigung besitzt, weil ihr Dasein die besitzenden Klassen zwingt für die Arbeiter zu sorgen. Es wäre Leichtsinn, ihre Macht zu unterschätzen; doch für unser parlamentarisches Leben kommt sie wenig in Betracht, da sie selber eingesteht, daß ihre Ziele sich nicht auf parlamentarischem Wege erreichen lassen.

Selbständig zwischen diesen Parteien stand im norddeutschen Reichstage stets unter wechselnden Formen eine Gruppe von Particularisten aus den Kleinstaaten — die reaktionärste aller Fractionen, in Sachsen mit

dem wohllautenden Namen der Bundesstaatlich-Constitutionellen belegt. Ihr mangelt selbst jenes bescheidene Maß von Verständniß, welches die Männer der Fortschrittspartei dem preußischen Staate entgegenbringen. Ein Trümmerstück aus den armseligen Zeiten der deutschen Libertät, mit erheuchelten Freiheitsphrasen prunkend, feindselig gegen das Reich und gegen alle gesunden Kräfte des deutschen Staats, knechtisch gegen die Kleinfürsten und gegen alle verfaulten Gewalten, die aus einer wirrenreichen Vergangenheit noch in die helle Gegenwart hineinragen, bekennt diese Richtung sich jetzt offen zu dem Plane, die kaum errungene nothdürftige Einheit Deutschlands aufzulösen, die Ausnahmestellung Baierns zur Regel zu erheben und jenen schimpflichen Föderalismus, der einst unser Vaterland erniedrigte, wieder zurückzuführen. — Ohnmächtig, unfruchtbar, völlig talentlos findet sie ihre natürlichen Bundesgenossen in der polnischen Fraction, welche, beseelt von einer ungleich ehrenwertheren Gesinnung, dem deutschen Staate gleichfalls feindlich gegenübersteht.

Weit mächtiger ist die jetzt zu neuer Kraft erwachte ultramontane Partei. Es frommt nicht sie abzufertigen mit dem allerdings unwiderleglichen Tadel, sie bilde einen Anachronismus, habe kein Recht des Daseins in unserem paritätischen Staate. Der Anachronismus, das Fortwirken der Anschauungen vergangener Jahrhunderte ist eine nothwendige Krankheitserscheinung in dem Leben alter Völker. Die ultramontane Partei erscheint als eine unberechenbare Größe in unserem Parteikampfe, nicht blos weil sie mit ihren kirchlichen Anschauungen die politischen Bestrebungen der anderen Parteien beständig durchkreuzt, sondern weil sie in der Politik gewissenlos sein und bleiben muß. Die moderne Schminke, womit sie ihre Ideen zu übertünchen liebt, die persönliche Rechtschaffenheit und Bildung vieler ihrer Mitglieder ändern gar nichts an der Thatsache, daß sie die Mündigkeit des Staates, diesen köstlichsten politischen Gewinn der Arbeit der Reformatoren, schlechthin verwerfen muß. Sie darf nicht anerkennen, daß der Staat nach seinem eigenen sittlichen Gesetze lebt, sie darf sich nicht trennen von jener Staatslehre, die seit Augustin und Thomas von Aquino bis herab auf Bellarmin von allen politischen Denkern der alten Kirche gepredigt wurde. Der Staat der Ultramontanen ist das Reich des Fleisches, ohne jeden sittlichen Inhalt; Werth und Würde empfängt er nur wenn und weil er dem Reiche Gottes, der Kirche, dient. Daher die frivole Gemüthsfreiheit, die grundsätzliche Grundsatzlosigkeit der Partei in allen

rein politischen Fragen. Wie die Jesuiten einst die Lehre von der Volkssouveränität erfanden und zur selben Zeit, ohne sich selber zu widersprechen, dem härtesten Despotismus dienten, wie sie von dem goldenen Knopfe chinesischer Mandarinen bis zu der phrygischen Mütze moderner Demagogen jedes erdenkliche politische Abzeichen getragen haben, so sind auch die Führer der Ultramontanen unserer Tage von Görres bis herab auf Herrn Windthorst allesammt — Mädchen aus der Fremde, bereit jeder politischen Partei eine Gabe darzubringen.

Das rasche Anwachsen der ultramontanen Partei, das wir heute vor Augen sehen, hängt freilich zum Theil von zufälligen Gründen ab. Das Herz der Nation weilte in der Ferne bei unserem Heere, widmete den jüngsten Wahlkämpfen daheim nur eine halbe Theilnahme; in solchen Tagen hat die rührigste und bestgeordnete Partei regelmäßig gewonnenes Spiel. Der Zusammenbruch des Kirchenstaats, in demselben Augenblicke, da die Unfehlbarkeit des Papstes verkündet ward, die heftige, in der That kirchenfeindliche Sprache der radikalen Blätter, die nach alter deutscher Unsitte oftmals die Einmischung des Staates in die Fragen des inneren kirchlichen Lebens forderten, auch einzelne rohe Ausbrüche protestantischer Unduldsamkeit, wie jener häßliche Berliner Klostersturm, haben weithin in der gläubigen katholischen Welt Erbitterung und Besorgniß erweckt. Aber auch dauernde Verhältnisse gereichen der Macht der Ultramontanen zum Vortheil. Das neue Reich enthält reichlich zwei Fünftel katholischer Bürger, und Rom weiß, daß die Freiheit des Gedankens in dem deutschen Genius ihren Schirm und Hüter findet, daß unsere Bildung in ihrem Kerne protestantisch ist und bleibt. Das allgemeine Stimmrecht, das den Mächten der Gewohnheit und der Dummheit ein so unbilliges Uebergewicht einräumt, bleibt eine unschätzbare Waffe für die Jesuiten. Der Kampf wider den unfehlbaren Papst wird noch auf lange hinaus die kirchlichen Leidenschaften wach halten und schließlich abermals die alte Wahrheit bestätigen, daß nur wer gewillt ist ein Ketzer zu werden dem römischen Stuhle mit Erfolg widersprechen kann. Ein Theil der Clericalen glaubt wirklich, daß eine deutsche Nationalkirche im Werden sei — ein in einer paritätischen Nation offenbar unmöglicher Gedanke —; ein anderer heuchelt diesen Glauben, und Beide benutzen dies Schreckgespenst um die frommen Gemüther zu erregen. Im Verkehre mit den höhergebildeten, weltklügeren Genossen aus Norddeutschland, aus der Rheinprovinz und Elsaß-Lothringen wird die ultramontane Partei in Baiern und am

Oberrhein allmählich lernen, das pöbelhafte Auftreten ihrer Werkzeuge zu ermäßigen und dann die alte scharfe Waffe der persönlichen Einschüchterung und Verleumdung nur um so wirksamer zu gebrauchen. Und gelänge der Plan, in Berlin eine Nuntiatur zu gründen — eine Absicht, die sich in dem neuen Reiche nicht leicht wird vereiteln lassen — so wäre für die Leitung der Partei ein mächtiger Mittelpunkt gefunden.

Aufrichtige Ehrfurcht vor dem neuen Reiche wird Niemand von den Ultramontanen fordern. Recht, Staat, Vaterland sind ihnen stets nur Mittel für kirchliche Zwecke; zudem bleibt unvergessen, daß der deutsche Geist jederzeit der furchtbarste Gegner römischer Herrschsucht war, daß der preußische Staat einem glorreichen Kirchenraube, der Säcularisation des deutschen Ordenslandes, einen Grundstein seiner Größe dankt, sein Werdegang mit der Geschichte des Protestantismus fest verflochten ist. Doch die Partei fühlt, daß eine unwiderrufliche Entscheidung gefallen ist, sie hat den neuen deutschen Staat anerkannt, um ihn zu benutzen. Vorderhand, so lange der Particularismus noch einige Lebenskraft besitzt, entspricht es dem Vortheil der päpstlichen Partei, der Reichsgewalt durch die centrifugalen Kräfte Verlegenheiten zu bereiten. Das Lob des Einheitsstaats, das zuweilen in der klerikalen Presse Badens gesungen wurde, war offenbar nur ein Ränkespiel zum Schaden der badischen Regierung. Die Führer der Partei waren zunächst entschlossen, zu verhindern — wie das Schlagwort lautet — daß der deutsche Kaiser zum Kaiser von Deutschland werde. Besaßen sie ein bescheidenes Maß von kluger Berechnung, so bot sich ihnen das Bündniß mit den Altconservativen als das sicherste Mittel den Ausbau der Reichsverfassung zu hintertreiben. Es war keineswegs das Gefühl innerer Verwandtschaft, was die Ultramontanen während des letzten preußischen Landtags zu der conservativen Partei hinüberdrängte. Sie wissen sehr wohl, daß die bibelgläubigen Protestanten, eine Minderzahl phantastischer Köpfe abgerechnet, durch eine ungeheure Kluft von dem römischen Stuhle getrennt werden. Sie wissen noch sicherer, daß der rechtgläubige evangelische Deutsche mit beiden Füßen auf dem Boden des Vaterlandes steht; die monarchische Gesinnung, welche von den meisten Bekennern dieser kirchlichen Richtung gehegt wird, ist keineswegs, wie alle politischen Programme der Klerikalen, ein Nothbehelf auf Zeit, sondern eine feste Ueberzeugung, die aus der hartmonarchischen Geschichte unserer Landeskirchen sich ergiebt. Aber die ultramontane Partei, geschult in den Herrscherkünsten einer hierarchischen Kirche,

besitzt ein feines Verständniß für die Macht; sie will herrschen, augenblicklich, unverzüglich, und wie heute die Machtverhältnisse unserer Parteien liegen, verspricht ein Bund mit den Altconservativen den raschesten Erfolg. Auch bietet die Lust des Beharrens, die in diesen Kreisen lebt, eine willkommene Stütze für die Pläne der Kirche; der blinde Haß gegen den Liberalismus vergißt immer von Neuem die alte, soeben wieder von den süddeutschen Radikalen erprobte Erfahrung, daß noch jeder politische Verbündete der Ultramontanen schließlich der Betrogene war.

Außerdem noch eine Schaar kleiner Fractionen, die ihr Dasein lediglich dem Zufall der persönlichen Laune verdanken, Phantasieparteien jeder Art, Nationaldemokraten und wie sonst die selbsterfundenen stolzen Namen lauten — am zahlreichsten natürlich auf liberaler Seite, wo der Geist der Kritik und der Eigenrichtigkeit immer am stärksten gedeiht. Kurz, ein chaotisches Gewirr, das in einem gesunden und politisch nicht mehr ganz unerfahrenen Volke rein unbegreiflich wäre, wenn nicht die Mißbildung der Kleinstaaterei, die langjährige Gewöhnung an theoretisches Politisiren, die ungeheure, an neuen Bildungen überreiche Umgestaltung des socialen Lebens alle Sünden unseres Individualismus üppig hätte in's Kraut schießen lassen. Auch die unbillig starke Abneigung, welche diese flüchtigen Parteigebilde trennt, steht unserem gutherzigen Volke übel an. Noch bestehen in diesem unfertigen Reiche wenige allgemein anerkannte Institutionen, deren Schranken Jedermann achtet. Nur allzu oft in unserem jungen constitutionellen Leben ward uns die Erfahrung, daß jede parlamentarische Mehrheit im Laufe der Zeit sich auflockert; unsere Parteiung war ein ewiges Kommen und Gehen, fast jede Fraction erblickt heute in den Reihen ihrer Nachbarin alte Genossen, die ihr als Ueberläufer und Abtrünnige erscheinen.

In dies wüste Durcheinanderwogen der Parteiung greift nun vollends verwirrend und aufregend unsere tausendköpfige Presse ein. Der alte Arndt sagt irgendwo im „Geiste der Zeit“, wenn der deutsche Denker tiefer blicke als die freien Köpfe anderer Völker, so sei dafür auch die Dummheit in Deutschland dümmer als irgendwo sonst. Wer das Treiben unserer Winkelblätter betrachtet, wird dem aufrichtigen Alten Recht geben. Das verzettelte Kleinleben deutscher Politik, die Schreibseligkeit der Zeit, das Bedürfniß der Geschäftswelt nach neuen Nachrichten haben uns dahin geführt, daß Deutschland wohl einen zehnmal größeren Theil seiner geistigen Kräfte der Presse widmet als Frank-

reich oder England. Daher die erschreckende Masse von Schwachköpfen unter den Journalisten, daher jene Ueberzahl von armseligen Wurstblättern, welche, wesentlich mit der Papierscheere geschrieben, den Spruch des Juvenal: stulta est clementia periturae parcere chartae als das elfte Gebot in Ehren halten. Wer weiß nicht, wie oft in deutschen Mittelstädten zwei Zeitungen neben einander ihr unnützes Dasein fristen, beide derselben Partei angehörend und doch um der lieben Kundschaft willen in beständiger Katzbalgerei begriffen? Wer kennt nicht jene Buchhändlerzeitungen, an deren Thüre der Verleger Wache hält, ein höflicher Wirth, gehorsam fragend, was das verehrte Publikum zu speisen wünsche? Nicht blos solche Blätter niederen Ranges entziehen sich der festen Parteidisciplin, auch in unseren großen Parteiorganen tritt die Willkür des Redacteurs sehr stark hervor, sie reiten oft Steckenpferde, vertheidigen persönliche Launen des Herausgebers, die den Parteizwecken zuwiderlaufen. Von dem Durchschnitt unserer Presse gilt noch immer: tre fratelli, tre castelli.

Der anarchische Zustand des norddeutschen Parteilebens drohte durch das Hinzutreten des Südens sich noch bunter zu gestalten. Die Erwählung eines Abgeordneten, der nicht der Provinz angehört, ist selbst in den alten, an größere Verhältnisse gewöhnten preußischen Provinzen nicht häufig, in den neuen Provinzen Preußens eine überaus seltene Ausnahme, in Süddeutschland vorderhand noch fast unmöglich. Und zudem hatten die am gründlichsten bekehrten Süddeutschen, die Truppen, an den letzten Wahlen noch nicht theilgenommen. Es blieb also eine der schwierigsten Aufgaben des ersten Reichstags, die norddeutsche Parteiung mit den kleinen Fractionen zu verschmelzen, die sich aus den eigenartigen Verhältnissen von viertehalb Mittelstaaten herausgebildet haben. Von einer conservativen Partei im Sinne der altpreußischen besitzt der Süden kaum schwache Anfänge, und seine Volkspartei hat sich durch ihre vaterlandsfeindliche Haltung selber zur Schwäche verurtheilt. Am schwierigsten ließ sich die buntgemischte bairische Fortschrittspartei in den Rahmen der norddeutschen Parteiung einfügen; sie stand kurz vor dem Kriege im Begriff, das ungenügende bairische Heerwesen noch mehr zu schwächen, sie zeigte noch während der Versailler Verhandlungen einen sehr bedenklichen Eifer, von den verrotteten bajuvarischen Eigenthümlichkeiten so viel als möglich zu „retten." Daher blieb wohl möglich, daß eine ganz unheilvolle Wendung sich vollzog, daß eine landsmannschaftliche Gruppe bairischer Politiker sich absonderte.

Der wohlgesicherten Einheit Großbritanniens ist es ungefährlich, ja heilsam, daß die schottischen Mitglieder des Parlaments sich zuweilen zur Berathung schottischer Fragen versammeln und dem Lord Advocate ihre Beschlüsse mittheilen. Das Parlament eines Bundesstaates, der bereits in den Höfen und Landtagen eine überstarke Vertretung particularistischer Interessen besitzt, kann den Sondergeist der Landsmannschaften nur schwer ertragen.

Doch alle diese Befürchtungen sind zu Schanden geworden. Die große Mehrzahl der Süddeutschen bewährte bei den Wahlen eine musterhafte Haltung. Leichter, als der Hoffnungsvollste erwarten konnte, fast unmerklich haben sich die Genossen aus dem Süden mit den norddeutschen Parteien verschmolzen. In dieser Annäherung liegt unzweifelhaft das erfreulichste Ergebniß der ersten Session des deutschen Reichstags — zugleich ein schlagender Beweis für die Gesundheit, die natürliche Festigkeit des neuen Reiches — eine beredte Widerlegung jener alten Märchen, die uns den unversöhnlichen Gegensatz von Süd und Nord schilderten. Die ultramontane Partei empfing, wie zu erwarten war, eine wesentliche Verstärkung aus dem Süden, darunter manche rohe, der deutschen Bildung ganz entfremdete Elemente. Auch der nationalliberalen Richtung wuchsen neue Kräfte zu: die tapferen Schwaben der deutschen Partei, die in schweren Tagen mit Muth und Einsicht für Preußen gestritten und nun, unberührt von den Erinnerungen des Conflicts, eine heilsame Unbefangenheit in das norddeutsche Parteileben hinüberbrachten — freilich auch einzelne Doctrinäre, welche, aufgewachsen unter ähnlichen Erfahrungen wie die belgischen Liberalen, gleich diesen den Kampf wider die katholische Kirche als die höchste Aufgabe des Liberalismus betrachten. Sodann entstand aus altliberalen und particularistischen Elementen eine neue Fraction, die liberale Reichspartei. Wie seltsam gemischt sie auch erscheinen mag — das Zeugniß gebührt ihr, daß sie verstanden hat, die particularistischen Kräfte, die sie umschließt, darniederzuhalten, daß sie in der Regel mit Glück für eine Politik der Versöhnung wirkte.

Das Hauptverdienst an dieser so unerwartet leichten Umbildung der Parteien gebührt unzweifelhaft den Ultramontanen. War es nicht ein wahrhaft wunderbares Glück, daß diese Partei, deren geriebene Weltklugheit Jedermann fürchtete, unter den günstigsten Verhältnissen eine so maßlose Verblendung offenbarte? Berauscht von ihren Wahlerfolgen, enthüllte sie sofort ihre gefährlichsten Hintergedanken. Sie

verlangte, daß unser neues Reich für den Staat des Papstkönigs eintreten solle; sie wähnte mit Hilfe des Radikalismus den Reichstag zu überrumpeln und eine möglichst nichtssagende allgemeine Bestimmung über „die Freiheit der Kirche“ der Reichsverfassung einzufügen — um alsdann mit dieser zweischneidigen Waffe den kirchlichen Frieden der kleinen Staaten zu stören. Während die Führer ihre Hingebung an Kaiser und Reich inbrünstig betheuerten, brach doch in jedem unbewachten Augenblicke der Groll der Partei über die neue Ordnung der deutschen Dinge unverkennbar hervor. Das Ergebniß dieser gottgesandten Verblendung war das erfreulichste. Die Reichsregierung, die Anfangs offenbar gesonnen war gegen die Clericalen mit Schonung zu verfahren, konnte jetzt aus ihrer Zurückhaltung heraustreten. Die Altconservativen erkannten sofort die Gefahr einer solchen Bundesgenossenschaft. In der freiconservativen „deutschen Reichspartei“ zeigte sich keine Spur mehr von clericalen Neigungen, grade hier fand die mildere Richtung des Katholicismus warme Fürsprecher. Die Fortschrittspartei bewies eine ehrenwerthe Gleichgiltigkeit gegen die Reize ultramontaner „Grundrechte.“ In der Mehrzahl der Fractionen drang die Einsicht durch, daß der Gegensatz unitarischer und föderalistischer Gesinnung vorderhand alle anderen Meinungsunterschiede überragen muß. Die Einheit Deutschlands ward in jener welthistorischen Stunde zu Versailles verkündet, nicht vollendet, und so lange die Verheißung erst halb vollzogen ist, werden hinter dem verworrenen Fractionswesen unseres Reichstags immer zwei große Parteien verborgen stehen: die kaiserliche Partei, die Partei des Fortschritts, und die particularistische Partei, die Partei des Beharrens. Der demokratische Dünkel allerdings will diese Wahrheit nicht sehen; die Nachwelt aber — daran kann schon heute kein klarer Kopf zweifeln — wird an den ersten deutschen Reichstag lediglich die Frage stellen, was er gethan habe, um die in wunderbaren Kämpfen gegründete kaiserliche Krone zu beleben und zu stärken. Dieselbe Nothwendigkeit, welche in der jungen Union von Nordamerika sogleich eine nationale und eine particularistische Partei hervorrief, waltet auch über unserem jungen Reiche; nur freilich konnte in Amerika dieser Gegensatz schärfer und reiner hervortreten als bei uns, da dort, in einer ganz demokratischen Welt, kein wesentlicher Unterschied der Meinungen über Freiheitsfragen bestand.

Die Einheitspolitik hat vorerst nur ein bescheidenes Ziel in's Auge zu fassen. Gewiß wäre der Ausbau unseres nationalen Staates heute

um Vieles leichter, wenn dem norddeutschen Bunde noch einige Zeit selbständiger Entwickelung, dem süddeutschen Particularismus noch eine letzte Frist sich völlig zu zersetzen und abzunutzen vergönnt worden wäre. Die Ereignisse sind anders gekommen. Wir haben im Süden ein Erwachen der nationalen Gesinnung erlebt, das der Leichtsinn selber so nicht hoffen konnte, und müssen zu diesem unsäglichen Glück auch die traurige Thatsache mit in den Kauf nehmen, daß der dynastische Particularismus in Versailles einen letzten Sieg errungen hat und fortan innerhalb des Bundes mit einigem Erfolge wirken kann. Das deutsche Reich ist wie der norddeutsche Bund gezwungen, fortzuschreiten und sich auszubreiten, durch große Leistungen der Gesetzgebung sein Recht und seine Lebenskraft täglich von Neuem zu erweisen. Aber eine so reiche Zeit der Reformen, wie die beiden norddeutschen Reichstage sie uns brachten, steht vorderhand nicht zu erwarten; das erste deutsche Parlament kann eine gewisse Verwandtschaft mit dem Zollparlament nicht verleugnen. Die deutsche Krone muß den kleinen Höfen mehr Rücksicht erweisen als weiland die Krone Preußen; sie wird — kraft einer Nothwendigkeit, die jedem politischen Kopfe sofort einleuchtet — mit der Krone Baiern ein freundschaftliches Verhältniß zu erhalten suchen. Die Reichsverfassung vermag nur dann zu wirken, wenn die mächtigeren Glieder des Reichs durch ehrliche Bundesfreundschaft verbunden sind. Man stelle sich vor, daß ein tiefer leidenschaftlicher Gegensatz innerhalb des Bundesraths entstünde, daß die bairischen und würtembergischen Mitglieder des Bundesraths, nach ihrem unbestreitbaren formalen Rechte, in dem Parlamente als Führer der Opposition aufträten — und man wird sofort einsehen, daß dieses Reich durch Mehrheitsbeschlüsse nicht geleitet werden kann.

Keine Frage, die süddeutschen Kronen haben zu Versailles nur einen kräftigen Lebensversicherungsvertrag geschlossen; neue Lebenskraft haben sie nicht empfangen. Die tüchtigen Leistungen der bairischen und würtembergischen Truppen beweisen nur, wie gewaltig ein starker nationaler Staat Alle die ihm dienen emporhebt und kräftigt; für die Lebensfähigkeit der Königskronen von Baiern und Würtemberg beweisen sie gar nichts. Der Verwesungsproceß der Kleinstaaterei wird fortdauern; nach wie vor werden die freien Geister der Nation den kleinen Kronen feindselig oder gleichgiltig lächelnd gegenüberstehen. Auch das deutsche Reich wird, wie der norddeutsche Bund, das seltsame Schauspiel eines Gemeinwesens bieten, das, als Ganzes kerngesund, in seinen Gliedern

krankt. Aller Rechtssinn der Deutschen, alle die verdiente und unverdiente Dankbarkeit, die wir den kleinen Kronen widmen, kann den gesunden Menschenverstand der Nation nicht dahin bringen, schwarz für weiß zu halten, den bairischen Landtag oder das bairische Ministerium des Auswärtigen als gesunde politische Kräfte zu verehren. Doch die Voraussicht des praktischen Staatmannes gleicht den Ahnungen des schaffenden Künstlers; er sieht wohl das letzte Ziel der Entwicklung — und dieses bleibt für Deutschland die nationale Monarchie über einem mächtigen hohen Adel und selbständigen Provinzen. Von den Stufen, die dahin führen, erkennt der Staatsmann nur wenige. In der gegenwärtigen Lage muß die Reichsgewalt die Versailler Verträge mit allen ihren lästigen Ausnahmebestimmungen ehrlich, ohne Hintergedanken aufrecht erhalten und dem langsamen Dahinsiechen der Kleinstaaterei ruhig zuschauen.

Eine Partei, die das Werk unseres leitenden Staatsmannes ernstlich fördern will, darf also nicht sogleich durch Aenderungsversuche die kaum gewonnenen süddeutschen Kronen verstimmen und erschrecken. Manche Reformpläne, die im norddeutschen Bunde möglich waren, sind heute undurchführbar. Es geht vorerst nicht an, den preußischen Landtag also umzugestalten, daß er den engeren Reichstag des deutschen Reiches bilde; einfache Institutionen, die eine gefährliche Klarheit über die wirklichen Machtverhältnisse verbreiten, gereichen einem jungen bündischen Leben leicht zum Schaden. Auch das verantwortliche Reichsministerium, das in den liberalen Programmen verlangt wird, kann den hohen Erwartungen, die man von ihm hegt, schwerlich entsprechen. Es ist um der Ordnung willen wünschenswerth und wird von manchen kleinen Regierungen selbst gefordert, daß selbständige Behörden für die Reichsverwaltung gebildet werden, und der Reichstag muß die Mittel besitzen diese Reichsminister vor Gericht zur Verantwortung zu ziehen. Aber das Reichsministerium kann nicht eine wirkliche Staatsregierung, sondern nur ein Organ des Bundesraths sein. Dies Bundesdirectorium, wie schwerfällig es auch scheint, hat sich doch praktisch bewährt, obgleich die kleinen Bundesstaaten darin keineswegs durch eine überwältigende Fülle von Talenten vertreten waren. Der Bundesrath bewährte sich, weil er auch dem kleinsten Bundesgenossen erlaubt, seine Interessen an entscheidender Stelle zu vertheidigen, und die Klagen über Unterdrückung von vornherein abschneidet. Auch in Zukunft wird die deutsche Krone den ihr gebührenden Einfluß zu behaupten suchen durch

weise Leitung des Bundesraths, nicht durch ein Reichsministerium, das über dem Bundesrathe stünde. Nicht die Abänderung der Reichsverfassung ist zunächst unsere Pflicht, sondern die Ausführung der Versprechen, die sie enthält.

So lange die süddeutschen Kronen sich erst eingewöhnen müssen in die neuen Verhältnisse, gebietet die Klugheit, vornehmlich jene Aufgaben nationaler Politik in Angriff zu nehmen, welche den Dynastendünkel nicht unmittelbar berühren. Die Vollendung des großen Werkes deutscher Rechtsreform, die Begründung der Münzeinheit, die Fortbildung der Handelspolitik, die Einführung selbständiger Reichssteuern statt der Matrikularbeiträge, dies Alles bietet einen reichen Arbeitsstoff, der ohne allzu gehässigen Widerstand particularistischer Kräfte bewältigt werden kann. Auch für ein Wehrgesetz ist der Boden jetzt geebnet. Die Nation weiß, was ihre Einheit dem Heere verdankt; sie sieht, wie das Heer ein unschätzbares Mittel bildet, den der neuen Zeit entfremdeten hohen Adel an der Arbeit des nationalen Staats zu betheiligen; sie hat die gesunde Kraft der Organisation unseres Heerwesens noch einmal erprobt; sie weiß, daß die Steuerlasten, die dies Heer uns auferlegt, zwar hoch, doch weder erdrückend noch nutzlos sind. Wir stehen umringt von mißgünstigen Nachbarn; die einzige Großmacht, die uns während des Krieges zu Dank verpflichtet hat, kann nach dem Tode ihres weisen Herrschers leicht ihre Haltung völlig ändern. In der Schweiz wie in den Niederlanden, in Oesterreich wie in den baltischen Provinzen regt sich die Angst vor der Anziehungskraft des deutschen Staats; kein Sterblicher weiß, ob nicht dereinst der Rachgier der Franzosen gelingt ein europäisches Bündniß wider Deutschland zusammenzuschaaren, ruchloser noch als jener Bund Europa's wider Friedrich II. war. Die Unvernunft der Franzosen bringt uns Deutsche zur Vernunft. Es wäre Wahnsinn, in solcher Lage die scharfe Waffe rosten zu lassen, die uns allein vor einem neuen Bruche des Völkerfriedens bewahren kann. Andererseits hat dieser Krieg handgreiflich erwiesen, was die Masse waffengeübter Arme bedeutet; das Kriegsministerium selber muß wünschen, eine möglichst große Anzahl junger Mannschaften alljährlich auszuheben und die Dienstzeit bei den Fahnen soweit herabzusetzen als die technische Ausbildung der Truppen dies irgend erlaubt. Noch niemals lagen die Verhältnisse so günstig für die Vereinbarung eines Wehrgesetzes. Alsdann erhebt sich die Aufgabe, auch die idealen Gebiete des Staatslebens, die der norddeutsche Bund vernachlässigte, von Reichs-

wegen zu ordnen, die verheißenen Reichsgesetze über die Presse und das Vereinswesen zu erlassen und schließlich jenes höchste Reichsgericht zu schaffen, das den deutschen Patrioten seit Stein's und Humboldt's Tagen immer als der Schlußstein einer starken Bundesverfassung gegolten hat. Das heilige Reich blieb inmitten des tiefsten Zerfalls noch immer ehrwürdig, nicht nur durch seine große Vergangenheit, sondern auch durch den Rechtsschutz, den seine Reichsgerichte, zuletzt freilich nur dem Namen nach, gegen Hoch und Niedrig gewährten. Da solche Erinnerungen sich nicht vergessen lassen, so wird auch das neue Reich auf die Dauer nicht ohne ein höchstes Tribunal bestehen können.

Dies etwa sind die Ziele, denen eine besonnene nationale Staatskunst vorerst nachstreben kann. Von welchen der bestehenden Parteien darf sie dabei treue Unterstützung erwarten? Offenbar nur von den gemäßigten Fractionen der liberalen und der conservativen Seite; denn die deutsche Demokratie hat bisher noch nirgends den Willen der Selbstbeschränkung noch die Achtung vor den Thatsachen bewiesen, die in den verwickelten Zuständen unseres neuen Reichs unentbehrlich sind. Das Bündniß der Freiconservativen und Nationalliberalen erprobte sich in allen kritischen Augenblicken des norddeutschen Bundes als naturgemäß und heilsam. Gegenüber dem radikalen und dem reaktionären Particularismus bedürfen wir einer starken Mittelpartei, welche den Gedanken des Staats, der nationalen Monarchie in Ehren hält, so weit die Einseitigkeit aller Parteien dies vermag. Sie soll nicht betteln nach links und rechts, sondern nach beiden Seiten schlagen, in dem stolzen Bewußtsein, daß sie selber die Partei des Fortschritts ist. Mittlere Ansichten sind immer stark, wenn sie hervorgehen nicht aus Zugeständnissen an die Extreme, sondern aus der Ueberwindung der Extreme. Wir verlangen keineswegs, daß die entschlossenen Vertreter des Einheitsgedankens im liberalen und im conservativen Lager sich alsbald zu einer neuen Partei zusammenschaaren werden; mannichfache persönliche Rücksichten und Erinnerungen stehen dem im Wege. Es wird noch langer Kämpfe bedürfen, bis die Schlacken von beiden Parteien hinwegschmelzen und beide erkennen, daß sie von demselben Metalle sind. Eine durchgreifende Umbildung des deutschen Parteiwesens kann erst nach Jahren erfolgen, wenn die Reichsverfassung sich befestigt, eine ernstlich durchgeführte Selbstverwaltung die Reihen der parlamentarischen Dilettanten gelichtet, die Macht der Geschichte neue große Streitfragen aufgeworfen hat. Eine verfrühte äußerliche Einigung führt leicht zur Schwäche,

zu einem ganz inhaltlosen Parteitreiben, wie die Geschichte des deutschen Nationalvereins beweist. Auch in dem Lande der ältesten parlamentarischen Erfahrung geschah es zuweilen, daß der Gedanke einer neuen Parteibildung jahrzehntelang in der Luft lag ohne Gestalt zu gewinnen. Jener Bund der Whigs mit den gemäßigten Torys, dem England seine Reformbill verdankt, zeigte sich schon um 1801 in schüchternen Annäherungsversuchen, er ist dann unter den Cabinetten Liverpool und Canning langsam gereift, bis er endlich nach einem vollen Menschenalter unter dem Ministerium Grey sich vollendete. So muß es auch uns vorderhand genügen, wenn nur in den wichtigsten Fragen ein Zusammengehen der gemäßigten Fractionen von links und rechts erreicht wird. Aber dies Bündniß wird schwerlich nachhaltige Festigkeit gewinnen, so lange nicht die kaiserlich gesinnten Liberalen sich das Herz fassen, auch eine Verständigung mit den minder befangenen Köpfen der preußischen Altconservativen zu suchen. Diese Partei enthält so viele gesunde Kräfte, die das deutsche Kaiserthum fördern können: eine ernste, oft erprobte Hingebung an die Krone Preußen und, trotz mancher ständischer Schrullen, viel guten Willen zur Durchführung der ländlichen Selbstverwaltung; zudem huldigt die Partei dem Freihandel, sie steht also den Forderungen moderner Wirthschaftspolitik, welche der Reichstag zu erfüllen hat, in manchen Fällen näher als ein Theil der süddeutschen Liberalen. Es wäre zum Mindesten des Versuches werth, die nicht ganz im hartem Parteihaß erstarrten Elemente dieser Partei von den unbelehrbaren Reaktionären und Particularisten abzuziehen; man muß ihnen zeigen, daß ihr Mißtrauen gegen den nationalen Liberalismus grundlos ist, daß wir weder die Krone schwächen noch das Heer erschüttern, weder die Kirche untergraben, noch in blindem Ungestüm die kleinen Kronen hinwegfegen wollen.

Gelingt eine solche Annäherung nicht, so ist wohl möglich, daß der im preußischen Landtage versuchte Bund zwischen den Ultramontanen und den Altconservativen sich von Neuem schließt, und diese Verbündeten, unterstützt von den Polen und den Welfen, den Ausbau der Reichsverfassung zu verhindern suchen. Es wäre ein ganz ungesundes Bündniß, dasselbe, das zu Anfang des ersten Zollparlaments entstand und bald zur sichtlichen Erleichterung der altpreußischen Gewissen sich wieder auflöste — ein Bund, der nicht durch gemeinsame politische Pläne, sondern lediglich durch die Negation, durch den gemeinsamen Haß zusammengehalten würde — ein Bund, der gerade heute hochbe-

denkliche Folgen haben kann, da die Hintergedanken der Ultramontanen inmitten der krankhaften Agonie des Papstkönigs unklarer sind als jemals. Welch ein beschämender Anachronismus, wenn wieder, wie einst in der Paulskirche, der Schlachtruf: hie conservativ! hie liberal! den deutschen Reichstag von seinen wichtigsten Aufgaben ablenken sollte! Und welch ein Rückfall in die Zustände kleiner Tage, wenn abermals jene „große liberale Partei" der Conflictszeit sich bildete, von deren fabelhaftem Dasein einzelne liberale Blätter zuweilen mit der Feierlichkeit eines Hofmarschalls erzählen! Ein Bund der Liberalen mit den Demokraten wäre ebenfalls nur eine Gemeinschaft des Hasses, er würde um so sicherer in eine unfruchtbare Politik der Negation verfallen, da, bei dem ewigen Ebben und Fluthen der öffentlichen Meinung, vermuthlich schon in zwei Jahren wieder eine ärgerliche Verstimmung durch die deutsche Welt gehen wird, und die Demokratie bisher noch niemals jene Kraft des Charakters gezeigt hat, welche solchen Schwankungen der aura popularis widersteht. — Die Klerikalen sind noch immer stark genug um zuweilen in dem Gewirr der Fractionen die Entscheidung zu geben, stark genug um alle redlichen Patrioten daran zu erinnern, daß der Reichstag zunächst berufen ist die junge Reichsgewalt zu kräftigen, sie zu bewahren vor dem Föderalismus des alten Bundestages. Und wenn nur diese Einsicht die mittleren Fractionen des Reichstags zu einem leidlichen Einverständniß führt, so läßt sich's wohl verschmerzen, daß die Dinge noch nicht reif sind für eine gründliche Neubildung der Parteien.

Jener Bund der Ultramontanen und Hochconservativen ist mit Nichten ein Hirngespinnst; die armselige Geschichte des jüngsten preußischen Landtags weiß von ihm zu erzählen. Zuweilen wird die Vermuthung geäußert, die Einrichtung des Reichslandes Elsaß solle der Umgestaltung des preußischen Staats zum Vorbilde dienen, auch Preußen werde ein unmittelbares Reichsland, die gesetzgebende Gewalt seines Landtags auf den Reichstag übertragen, seine Staatseinheit dem Reiche gegenüber allein durch die Person des Kaisers vertreten werden. Wir glauben das nicht. Die Errichtung jenes Reichslandes ist ein diplomatischer Nothbehelf, der zur Nothwendigkeit ward, weil sich eine einfachere Ordnung nicht erreichen ließ ohne Baiern zu verstimmen, ohne ein gefährliches Mißtrauen gegen Preußen aufzuregen. Die Schwierigkeit, dort an gefährdeter Grenze ein gewagtes Experiment durchzuführen bewährt sich schon heute: die Regierung zeigt eine bedauerliche Schwäche,

das Volk glaubt nicht an unseren Ernst, Unordnung, Verwirrung herrschen überall. Andererseits beweist die junge Blüthe von Frankfurt, Kassel, Hannover, daß Preußen trotz mancher Gebrechen seiner Verwaltung die alte Anziehungskraft noch nicht verloren hat. So steht denn zu hoffen — und jeder entschlossene Patriot muß diesen Gedanken unterstützen — daß auch Elsaß und Lothringen dereinst als preußische Provinzen eine dauerhafte Ordnung finden werden. Der preußische Staat aber wird sicherlich nicht auf solche Weise „in Deutschland aufgehen," wie jene Theoretiker glauben — mindestens nicht in der Zukunft, die wir übersehen können. Er hat durch die Annexionen des Jahres 1866 den neuen deutschen Staat erst ermöglicht, er darf nicht ablassen von dem Unternehmen, diese neuen Erwerbungen mit den alten Provinzen zu verschmelzen. Er war es, der soeben erst das übrige Deutschland mit seinem Geiste, seiner Ordnung erfüllt und dadurch zum strahlenden Siege geführt hat. Das neue Reich kann das feste und straffe Gefüge dieses mächtigsten Gliedes noch auf lange hinaus nicht entbehren, um so weniger, da die leichte Entwicklungsfähigkeit der Reichsverfassung durch die Versailler Verträge sich verringert hat. Ihm bleiben noch für Jahrzehnte hochwichtige Aufgaben zu lösen, die sich auf den Reichstag nicht übertragen lassen, vor Allem die Reform der inneren Verwaltung; es hieße ja geradezu den Dilettantismus herausfordern, wenn über diese Fragen, die nur die gründlichste Sachkenntniß erledigen kann, die unbetheiligten Baiern und Sachsen mit zu entscheiden hätten. Der preußische Landtag krankt an der Bitterkeit überlieferten Parteihasses, er krankt an der Feindschaft seiner beiden Häuser, er muß dem neuen Reiche zuweilen lästig werden, da seine Mehrheit leicht eine andere sein kann als die Mehrheit des Reichstags. Doch er bleibt für jetzt unentbehrlich, und weil wir seine Bedeutung anerkennen, darum beklagen wir schwer, daß seine Thätigkeit während der jüngsten Session durch den Bund der Ultramontanen und Altconservativen gelähmt wurde. Auch in Preußens inneren Zuständen ist jeder bedeutende Fortschritt unmöglich so lange der Liberalismus nicht mit den gemäßigten Conservativen eine Verständigung sucht. Die neue Kreisordnung, die endlich einmal den freiwilligen Staatsdienst in vollem Ernst durchzuführen sucht, kann zu Stande kommen durch aufrichtige Selbstverleugnung von beiden Seiten; ein unversöhnlicher Gegensatz der Meinungen besteht hier nicht. Beharren aber die Liberalen auf dem Verlangen nach gewählten Staatsbehörden, die Conservativen auf dem Plane, die gesammte Verwal-

tung des flachen Landes allein dem großen Grundbesitze anzuvertrauen, so wird dieser Anfang der allerwichtigsten Reform unserer Tage abermals im Sande verlaufen. —

Der verworrene Zustand deutscher Parteiung findet seine Stütze in der grundverkehrten Methode parlamentarischer Geschäftsbehandlung, die wir einst den Franzosen abgelernt haben, in jenem heillosen Fractionsleben, das von allen freien Geistern längst verwünscht, mit jedem deutschen Parlamente unausrottbar wiederkehrt. Läßt sich denn etwas Widersinnigeres erdenken, als die Einrichtung von acht kleinen Nebenparlamenten neben dem einen wirklichen — von acht oder mehr geschlossenen Gesellschaften, welche vier- bis fünfmal wöchentlich unter einem dauernden Vorstande, in parlamentarischer Form geheime Sitzungen halten, um alle Fragen, die dem Parlamente vorliegen, im Voraus zu entscheiden? Nichts, gar nichts außer der leidigen Macht der Gewohnheit läßt sich zur Entschuldigung dieser thörichten Kraftvergeudung anführen. Den Fractionsberathungen fehlt sowohl die Gründlichkeit der Commissionsverhandlungen als das Ansehen, die Würde der Plenarsitzungen, ja ihnen mangelt sogar der eigentliche Nerv des parlamentarischen Lebens, die wirkliche Debatte, Kampf und Ausgleich starker Gegensätze. Sie führen in der Regel zu einer gefährlichen Selbsttäuschung: man glaubt alle Gründe für und wider erwogen zu haben, während doch in einem kleinen Kreise von Gesinnungsgenossen regelmäßig nur ein Theil der Gründe wirklich zur Sprache kommt, und bildet sich also unreife Entschlüsse, vorgefaßte Meinungen über eine erst halb bewältigte Aufgabe. So geht in einer einseitigen Berathung die Frische der Kraft, die Wärme der Theilnahme zum guten Theile verloren; die Natur fordert ihre Rechte, die Fractionsgenossen treten ermüdet in die Berathung des Plenums ein und meinen die Debatte beendigt, wenn sie erst anfangen soll. Sie sind gebunden an den Beschluß der Fraction, sie dürfen, oft gegen ihre bessere Ueberzeugung, durch unerwartete schlagende Beweise, die ein Redner der Gegenpartei vorführt, sich nicht mehr bekehren lassen. Die Verhandlung im Hause erscheint als ein abgekartetes Spiel von unzweifelhaftem Ergebniß, sie wird matt und geistlos, ja zuweilen unaufrichtig, da die Fractionen nicht selten offen oder stillschweigend übereinkommen, gewisse Gründe im Plenum nicht zu berühren.

Allerdings müssen in jedem Parlamente mit festen Parteien einzelne wichtige Entscheidungen hinter den Coulissen erfolgen; es ist ganz in der Ordnung, daß nicht mehr, wie einst in der Paulskirche, der kühne Griff eines Redners das Haus zu einem übereilten Beschlusse fortreißen kann, daß die Macht der Beredsamkeit nicht mehr so verführerisch wirkt, wie Graf Bismarck einst in einem Augenblick paradoxer Laune behauptete. Aber den Verhandlungen des Plenums fällt doch zum Allermindesten die hochwichtige Aufgabe zu, das Parlament mit der Nation in geistigem Verkehre zu erhalten; sie sollen das Haus vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen, ihr den dialektischen Proceß erklären, der die Beschlüsse des Parlaments entschieden hat. Und selbst diese unerläßliche Aufgabe der politischen Volkserziehung wird heute, Dank unserem Fractionstreiben, oft gänzlich verfehlt. Man lese die Verhandlungen des letzten norddeutschen Reichstags über die Versailler Verträge. Wer kann aus diesen — mit Ausnahme weniger Reden — ganz gehaltlosen Debatten auch nur errathen, daß damals viele einsichtige Abgeordnete einen langen Kampf kämpften, nur nach schwerer Selbstüberwindung sich entschlossen, in die Auflockerung der erprobten Bundesverfassung zu willigen? Und doch war aus tausend Gründen zu wünschen, daß die Süddeutschen erfuhren, welch ein hartes Opfer die Patrioten des Nordens dem Süden brachten. Der Kampf ward ausgefochten in der Stille der Fractionen, der Zeitungsleser erfuhr nichts davon, und der bairische Patriot blieb in dem Wahne, als ob in dem neuen Reiche der Süden allein gebe, der Norden allein empfange.

Noch unerfreulicher erscheint der kleinliche Cliquengeist des Fractionstreibens. Schon jenes unübersetzbare Fremdwort zeigt, daß solche Unart dem freien und offenen Sinne der Deutschen ursprünglich fremd ist. Doch dieser Cliquengeist besteht, er ist aus dem Kleinleben der deutschen Zwergstaaten in alle Gewohnheiten unserer Gesellschaft hinübergedrungen, er führt den Jüngling in die Hahnenkämpfe der Studentenverbindungen, den Mann in die zahllosen Coterien, die das Leben jeder deutschen Stadt erfüllen, und er ist leider durch das parlamentarische Leben, das ihn ertöden sollte, nur gefördert worden. Wer außer den Verhandlungen des Plenums und der Commissionen auch noch den regelmäßigen Sitzungen der Fractionen beiwohnen muß, der ist gemeinhin außer Stande, noch mit den Mitgliedern anderer Fractionen einen ernsten Gedankenaustausch zu unterhalten; er gewöhnt sich selbst in seinen Erholungsstunden immer dieselben Gesichter

zu sehen, dieselben Ansichten zu hören, und bald umfängt ihn der Dunstkreis der Fraction. Der Genosse einer anderen Fraction bleibt ihm halbfremd, auch wenn er nur durch eine leise Schattirung der Ansicht von der seinigen getrennt wird; er selber fühlt, daß seine Worte von den anderen Fractionen nur mit halbem Ohre angehört werden, ja es kann geschehen, daß ein tüchtiger Mann, dessen Meinung bisher bei allen Parteien etwas galt, durch den Eintritt in eine Fraction geradezu herabsinkt. Dies Sonderleben scharf abgegrenzter Fractionen erschwert unendlich das Zustandekommen von Compromissen, welche heute oft durch bevollmächtigte Unterhändler zwischen den Fractionen mühselig und vorzeitig abgeschlossen werden, während sie bei einer freieren Ordnung des Parteilebens zuweilen unwillkürlich aus den Debatten des Plenums wie eine reife Frucht hervorwachsen können. Der Parteihaß wird ohne Grund verschärft, die schroff abweisende Haltung der Fractionen erinnert dann und wann wirklich an die knabenhafte Feindschaft unreifer Studenten, die einander „aus Princip“ nicht mehr grüßen.

Der persönliche Verkehr zwischen den Abgeordneten hat allerdings, Dank der ausgleichenden Macht der jüngsten großen Ereignisse, mildere Formen angenommen. Im täglichen Umgange herrscht ein liebenswürdiger collegialischer Ton — ein großer Fortschritt, den noch in den Tagen des Conflicts Niemand erwarten konnte. Aber die Zersplitterung in Fractionen hat sich nicht gemindert, sie genießt geradezu amtlicher Anerkennung. Die Fractionen berathen wie amtliche Körperschaften in den Abtheilungszimmern des Parlamentshauses; sie, mit Ausschluß der Wilden, wählen thatsächlich die Commissionen (denn darauf läuft die Commissionswahl durch die „Abtheilungen“ hinaus). Der Präsident giebt mit rühmlicher Unparteilichkeit den Mitgliedern der verschiedenen Fractionen abwechselnd das Wort, so daß starke Fractionen mit zahlreichen Rednern offenbar im Nachtheile sind. Also führt die Geschäftsbehandlung selber immer von Neuem zur Zersplitterung. Schon mehrmals sind neue Fractionen lediglich darum entstanden, weil namhafte Politiker nicht geneigt waren, in einem großen Haufen unterzugehen, weil sie wünschten häufiger zu Wort zu kommen, leichter in die Commissionen gewählt zu werden, und — weil bei dieser Methode der Vorberathung starke Fractionen sich nur schwer handhaben lassen.

Als der gutmüthige alte Eisenmann einst sein Buch über die Parteien der Paulskirche schrieb, da konnte er in seiner politischen Unschuld

noch behaupten, in kleinen Fractionen komme jede Meinung zur Geltung, während vor dem gesammten Parlament schüchterne Leute nicht gern mit der Sprache herausrückten. Genau das Gegentheil ist wahr. Kein Abgeordneter steht so hoch, daß er sich unterstehen dürfte, im Parlamente einen Terrorismus auszuüben; sofort würde ihn ein Redner der Gegenpartei schonungslos in seine Schranken zurückweisen. In den Fractionen dagegen gelangen bald einzelne Führer zur Herrschaft, und es sind nicht allein die großen Talente, die den überwiegenden Einfluß behaupten; auch unbedeutende Menschen kommen empor, wenn sie nur verstehen, mit einiger Geschäftserfahrung, einiger dialektischer Gewandtheit hastig Ansichten und Anträge zu formuliren oder auch jeden Widerspruch durch Grobheit einzuschüchtern. Die drohende Aeußerung: „solche Ansichten sind nicht demokratisch, nicht conservativ“ findet in einer Fraction nicht immer die allein zutreffende Antwort: „aber sie sind vernünftig.“ Unter solchem Terrorismus entwickelt sich dann die sonderbare Menschenklasse der Fractionsmenschen — Naturen, die kaum mehr im Stande sind die Sprache eines unabhängigen Kopfes zu verstehen.

Der Stolz und die Ehrlichkeit deutscher Männer lehnt sich stets von Neuem gegen diesen Zwang auf. Daraus entsteht dann eine ewige Neu- und Umbildung der Fractionen, eine lockere Parteidisciplin und eine unnütze Erregung der Gemüther. Die Härte und Bitterkeit der Parteikämpfe bleibt ohnehin eine unvermeidliche Schattenseite des parlamentarischen Lebens; reich ist der Tadel, immer bereit das Aergste von dem Andersdenkenden vorauszusetzen; karg und berechnet das Lob, denn in allen Parlamenten gilt die Lehre, die einst Sir Philip Francis einem Neuling der Westminsterhalle gab: never praise anybody but in odium tertii. Wer nicht die Gemüthsruhe besitzt seinen Namen unbarmherzig zerzaust zu sehen ist für das parlamentarische Leben verloren. Unter allen politischen Erfahrungen ist aber keine so bitter, keine so tief aufregend, wie der Streit unter Gesinnungsgenossen, und gerade dieser wird durch unser Fractionswesen künstlich genährt. Es kann ja gar nicht ausbleiben, daß zuweilen die vorgefaßten Fractionsbeschlüsse nach der ersten Berathung im Plenum zurückgenommen werden müssen, und dann erscheint der Freund dem Freunde leicht als ein charakterloser Schwächling. Welch eine Masse grundlosen Grolles ward nicht vor einem Jahre bei der Berathung des Strafgesetzbuchs aufgewühlt! Man denke wie man wolle über die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe: —

daß diese Forderung nicht zu den unabweisbaren Grundsätzen der politischen Freiheit zählt, daß nahe Gesinnungsgenossen sehr verschieden darüber denken können, wird sicherlich kein Zurechnungsfähiger bestreiten. Doch die liberalen Fractionen hatten ihren Beschluß gefaßt, die Loosung war ausgegeben, die dienstbare Presse lärmte, und als ein Theil der Liberalen sich entschloß, um des Strafgesetzbuchs willen in diesem einen Punkte nachzugeben, da prasselte in dichtem Hagel eine sittliche Entrüstung auf die Schuldigen hernieder, die heute schon bei Jedermann ein Lächeln erregt. Jener Schwarm von Journalisten, der sich wie eine Trabantenschaar um einzelne Fractionsführer versammelt, steigert noch das Uebel. Wer die stenographischen Berichte liest — ein Opfer, das freilich unter Tausenden kaum Einer bringt — der muß erstaunen über die plumpe Parteilichkeit vieler Parlamentsberichte selbst in tüchtigen Zeitungen: nicht selten wird über die gehaltreichsten und wirksamsten Reden kaum eine Silbe gesagt, während jedes hingeworfene Wort eines Fractionsherrschers mit Andacht gesammelt wird. Mit kurzen Worten, die natürlichen Unarten des Parteilebens, die Einseitigkeit, das Spiel der Ränke, die Neigung den Zweck über den Mitteln zu vergessen, die Nation mit der Partei zu verwechseln — sie alle werden durch das deutsche Fractionstreiben bis zum Unleidlichen gesteigert, und es entsteht in vielen wackeren Naturen eine seltsame Verbindung von persönlichem Eigensinn und blinder Unterwerfung — ein innerer Widerspruch, der auch starke Geister erschüttert.

Ein so tief eingewurzelter Mißbrauch kann nur langsam verschwinden; er steht in Wechselwirkung mit der Kleinheit unserer Parteien; denn allerdings Parteien von dreißig Köpfen sind fast gezwungen, sich von der Außenwelt abzusperren, jeden Schritt im Voraus zu bestimmen. Das Fractionswesen hat sich auf deutschem Boden namentlich durch die Berliner und die Frankfurter Nationalversammlung von 1848 festgesetzt, es ließ sich damals entschuldigen, da die Abgeordneten einander noch fremd gegenüberstanden. Heute, nach einem Vierteljahrhundert parlamentarischer Erfahrung, regt sich schon in weiten Kreisen der beschämende Gedanke, daß unsere Fractionen nur in jenen Ländern ein Gegenbild finden, wo die Parteiung verrottet und zerfahren ist. Sie gleichen den Caucus der Amerikaner, den circoli und riunioni der Italiener, den Clubs der Franzosen; in England dagegen ist erst kürzlich der Versuch Gladstone's und Disraeli's geschlossene Parteiversammlungen zu bilden an dem gesunden Sinne der Nation ge-

scheitert. Es ist ein gutes Zeichen, daß die Fractionen in dem deutschen Reichstage weit weniger bedeuten als in dem preußischen Landtage; dort waltet der frische Zug neuen Lebens, hier noch die Macht alter Erinnerungen. Der neue Reichstag besitzt mehrere Fractionen von mehr denn fünfzig Köpfen; in solchen Schaaren verbietet sich die starre Einseitigkeit des Fractionswesens fast von selber. Eine freie und bequeme Geschäftsordnung, die auch dem unbeholfenen Redner gestattet, zur rechten Zeit ein förderndes Wort in die Debatte zu werfen, kann viel dazu beitragen den Schwerpunkt der parlamentarischen Arbeit in die technischen Berathungen der Commissionen und in die politischen Verhandlungen des gesammten Hauses zu verlegen. Auch die Befestigung der neuen politischen Verhältnisse und das erwachende großstädtische Leben der deutschen Hauptstadt wird diesen Entwicklungsgang fördern. Für Deutschland wie für England muß eine Zeit kommen, da die Politiker von Beruf sich alljährlich in einigen großen Clubs der Hauptstadt zusammenfinden um in freier, formloser Verhandlung die Aufgaben des Parlaments zu erörtern; dann wird der Club nicht mehr als ein heiliges Banner gelten, sondern — ohne alle Ehrerbietung — schlichtweg als der Versammlungsort, wo sich befreundete Politiker besprechen. —

Es ist die schwächste, die häßlichste Seite des deutschen Parlamentarismus, die hier betrachtet wurde. Auch für sie eine Kräftigung zu erwarten, wird Vielen leichtsinnig scheinen. Uns hebt das Gefühl, daß ohne einen Zug des Optimismus kein starkes politisches Wollen möglich ist. Die neue Zeit ist aufgestiegen, und alle Kräfte des deutschen Staats, auch die Eintagsgebilde seiner Parteiung, werden früher oder später das Rauschen ihrer Flügel spüren.

Das

constitutionelle Königthum in Deutschland.

(Heidelberg 1869—71.)

Ein lang entbehrtes Gefühl stolzer Sicherheit erfüllt dem Deutschen die Seele, der heute von vaterländischen Dingen zu reden unternimmt. Was die Besten unseres Volks, gelästert und verhöhnt, in langen schweren Jahren forderten und hofften, ist zur Wahrheit geworden: der deutsche Staat steht aufrecht, frei von unheimischen Gewalten, eine Macht im Rathe der Völker. Und wie der Gedanke der Befreiung von Oesterreichs Herrschaft unter den Liberalen entstand, von ihnen erst hinüberdrang in jene conservativen Kreise, die ihn zu verwirklichen verstanden, so ist auch die Erfüllung des Traumes dem Liberalismus vornehmlich zu gute gekommen. Während alle Staaten des romanischen Stammes an arger Zerrüttung kranken und in Oesterreich eine unerhörte Selbstberäucherung den Zerfall des Gemeinwesens kaum mehr zu verbergen vermag, hat der norddeutsche Reichstag geräuschlos, mit deutscher Bescheidenheit, eine Epoche tiefeinschneidender Reformen eröffnet, welche sich mit den fruchtbarsten Zeiten der preußischen Politik messen darf und in der Geschichte des deutschen Gesammtstaats ohne Gleichen dasteht. Mögen Thoren und Verräther über den Cäsarismus der deutschen Makedonier jammern, der besonnene Patriot kann nicht bezweifeln, daß unser Vaterland in seiner neuen Geschichte niemals mächtiger und niemals freier war als unter dem norddeutschen Bunde. Thuen wir alle unsere Pflicht und bleibt die Barmherzigkeit des Schicksals, die in diesen letzten Jahren so wunderbar über uns gewaltet hat, uns auch fernerhin gewogen, so wird der deutsche Staat die schwerste Aufgabe moderner Politik — das große Räthsel, wie sich Staatsmacht und Volksfreiheit versöhnen lasse — glücklicher lösen als irgend ein anderer Großstaat des Festlands.

Das alte Sprichwort, daß Niemand ein großer Mann sein könne für seinen Kammerdiener, gilt von den Völkern wie von den Einzelnen.

Nur der große Sinn versteht die große Erscheinung. Allenthalben in jeder entscheidenden Epoche der neuen Geschichte begegnet uns die Klage, daß die große Zeit ein kleines Geschlecht finde. Der Durchschnitt der Menschen lebt am Tage den Tag. Die gehobene Stimmung des Spätjahres 1866 ist in Norddeutschland längst verflogen; die Sorge um die schweren Gebrechen, die unserem Gemeinwesen noch anhaften, der Zorn über die Hemmnisse, die sich den tausend gerechten und ungerechten Wünschen einer rastlos arbeitenden Gesellschaft entgegenstellen, verstimmt und drückt die Geister. Es ist das schöne Vorrecht der Wissenschaft, die Dinge im Großen zu sehen, über die Nöthe des Augenblicks sich zu erheben. Unverkennbar redet heute aus den besseren Werken unserer Staatswissenschaft jenes ruhige nationale Selbstgefühl, das einem aufstrebenden Volke geziemt und in der Tagespresse allzu oft von den lauten Klagen des Parteihasses übertäubt wird. Unsere Wissenschaft ist der vergleichenden Methode, die sie immer liebte, treu geblieben; doch sie will nicht mehr fremde Institutionen blindlings in die Heimath hinübertragen, sie betrachtet das Ausland, damit wir durch die Vergleichung unsere Eigenart mit klarem Bewußtsein verstehen lernen.

Auch diese Blätter wollen einen Beitrag geben zur vergleichenden Staatswissenschaft. Die Abhandlung über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus versuchte die Frage zu beantworten, warum das Unternehmen, den napoleonischen Beamtenstaat mit constitutionellen Institutionen zu verbinden, vollständig scheitern mußte; hier sollen die Folgerungen gezogen werden, welche sich daraus für das deutsche Staatsleben ergeben. Nichts liegt mir dabei ferner als der vorwitzige Gedanke, jene hundert deutschen Verfassungsideale, welche vor Zeiten von unseren Gelehrten aufgebaut wurden, durch ein hundertunderstes zu vermehren. Die unschuldigen Tage sind Gott sei Dank dahin, da man noch wähnte, das Verfassungsleben der Völker richte sich nach den Einfällen einzelner Köpfe. Noch immer gilt die gesammtdeutsche und die preußische Verfassung einem großen Theile des Beamtenthums als eine ärgerliche Last, noch hegt die Masse des Volks kein unerschütterliches Zutrauen zu den parlamentarischen Institutionen. Aber selbst die Eigenrichtigkeit des deutschen Individualismus hat sich endlich der Nothwendigkeit gebeugt; alle Parteien haben diese Grundgesetze ehrlich angenommen, bis auf ein kleines Häuflein unverbesserlicher Reaktionäre und eine etwas zahlreichere, aber vorderhand noch

ohnmächtige Schaar radikaler Schwärmer. Jede Untersuchung über das deutsche constitutionelle Königthum hat sich also bescheiden an die Frage zu halten, welcher Ausbildung diese Grundgesetze bedürfen.

Kürze der Darstellung rechtfertigt sich von selbst auf einem tausendmal bearbeiteten Boden, wo unsere Füße allenthalben auf massenhaften literarischen Schutt stoßen. Da auf dem Gebiete der constitutionellen Theorie fast allein der Liberalismus sich productiv gezeigt hat, während die Conservativen sich wesentlich abwehrend verhielten, so muß sich auch die Kritik vornehmlich gegen liberale Irrthümer richten; sie darf nicht zurückschrecken vor dem Schlagworte, das heute unter den Liberalen benutzt wird, um jeden unabhängigen Gedanken niederzuschreien, vor der Phrase: mit solchen Ansichten ist man nicht mehr liberal! Wahrhaftig, der deutsche Liberalismus hätte sich selbst gerichtet, wenn er nach einer Revolution, in einer gewaltigen Zeit, die auf allen Gebieten des staatlichen Lebens neue Fragen aufwirft, allein die Sätze seines alten Parteikatechismus behüten wollte vor der großen Bewegung der Geister. Wir bedürfen vorderhand mehr der kalten Selbstprüfung als neuer Gedanken; denn ein langes Programm berechtigter Forderungen, bedeutsam genug ein Menschenalter mit fruchtbarer politischer Arbeit zu erfüllen, liegt noch vor uns, und für seine Erweiterung wird die wachsende Zeit von selber sorgen. Wir müssen den tapferen Entschluß finden, zu verzichten auf einige falsche Ideale und manche alte Irrthümer offen einzugestehen, welche, durch die Zerfahrenheit des deutschen Lebens fast nothwendig hervorgerufen und einst von Tausenden getheilt, heute Niemand mehr zur Beschämung gereichen können. Ueberblicken wir vorerst die Entwicklungsstufen, welche das deutsche constitutionelle Leben bisher durchmessen hat. —

Nur das Eindringen des römischen Privatrechts in die Rechtsordnung der modernen Völker bietet ein würdiges Gegenbild zu jener unhemmbaren Bewegung, welche seit drei Menschenaltern alle gesitteten Staaten Europa's zwingt, die Grundgedanken des englischen Staatsrechts bei sich aufzunehmen und neu zu gestalten. Eine so grandiose Erscheinung kann nur einer tiefen historischen Nothwendigkeit, einem allgemein verbreiteten praktischen Bedürfniß entsprungen sein, nimmermehr einem theoretischen Irrthum. Doch den ersten Anstoß zu dieser Bewegung gab allerdings die Theorie Montesquieu's, und das constitutionelle Leben aller Staaten des Festlandes krankt bis zur heutigen Stunde an den Nachwehen seiner doktrinären Anfänge. Was gab dem

verrufenen sechsten Capitel im elften Buche des „Geistes der Gesetze“ einen so unwiderstehlichen Reiz für festländische Leser? Doch sicherlich der mannhafte Rechtssinn, der aus den vielgescholtenen „entnervenden“ Theorien sprach. Ein ehrenfester Vertreter des altfranzösischen Richterstandes erkannte Montesquieu scharfsinnig die vollendete Unsicherheit des öffentlichen Rechts als den Grundschaden seines heimischen Staats, und indem er an England das unerschütterliche, durch feste Institutionen gesicherte Ansehen der Gesetze bewunderte, wies er den Zeitgenossen ein neues und echtes Ideal — ein welthistorisches Verdienst, das dem geistreichen Manne kein verspäteter Tadel schmälern soll. Wer freilich bei Montesquieu eine treue Schilderung der englischen Verfassung sucht, der wird jenem folgenreichen Capitel nur eine glänzende Stelle in der langen Geschichte menschlicher Irrthümer anweisen können. Denn mit merkwürdiger Sicherheit fand der Vater der constitutionellen Doktrin das genaue Gegentheil der Wahrheit heraus. Er übertrug die aristotelische Lehre von den drei Staatsgewalten auf England und meinte die absolute Trennung der Gewalten verwirklicht zu sehen in einem Gemeinwesen, dessen executive Gewalt mit der gesetzgebenden auf das Engste verbunden war; er wähnte das Staatsideal des Polybios, den aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischten Staat wiederzufinden in dem hocharistokratischen Inselreiche. Und wie um sich selbst zu verhöhnen schloß er also: wenn in England der Monarch beseitigt und die ausführende Gewalt einigen aus dem gesetzgebenden Körper entnommenen Personen anvertraut würde, dann gäbe es dort keine Freiheit mehr — und doch war gerade diese Aufhebung der Freiheit in dem England, das „die Freiheit wie in einem Spiegel zeigen“ sollte, fast vollständig durchgeführt! Noch unheilvoller als das gründliche Mißverstehen der englischen Institutionen wirkte Montesquieu's mechanische formalistische Auffassung vom Staate. Ihm ist die Freiheit lediglich die gesicherte Ausübung des Gesetzes, gleichviel welchen Inhalt dies Gesetz habe; seine drei Gewalten erfüllen nicht irgend welche positive Aufgabe, sie sollen nur durch Druck und Gegendruck einander in Schranken halten. Er ahnt nicht nur nichts von der Selbstverwaltung, er kennt nicht einmal den Begriff der Verwaltung. Er unterscheidet die gesetzgebende, die richterliche und eine dritte Gewalt, welche die „vom Völkerrechte abhängenden“ Angelegenheiten ausführt; diese Vertretung des Staats nach außen nennt er nachher schlechtweg die ausführende Gewalt. Also geht ihm der beste Inhalt des inneren

Staatslebens verloren. Jedermann weiß, wie diese aus einer großen Wahrheit und vielen ungeheuerlichen Irrthümern zusammengesetzte Lehre nunmehr ihren Siegeszug durch Europa hielt. Die Briten wiederholten dankbar in ihren Lehrbüchern die Gedanken des Fremden, der so viel unerwartete weise Berechnung in ihrer heimischen Verfassung entdeckt hatte; der Realismus ihrer praktischen Staatskunst freilich ließ sich in seinem großen Gange durch die graue Theorie nicht stören. Für das Festland wurde de Lolme der wirksamste Apostel Montesquieu's. Der Genfer Republikaner verstand die Aphorismen des Franzosen zu erweitern und den Vorstellungen der aufgeklärten Zeitgenossen anzuschmiegen, brachte auch einige neue Gedanken hinzu, so den Begriff der Initiative *).

Diese constitutionellen Theorien durchkreuzte bald Rousseau's Lehre von der Volkssouveränität — eine Doktrin, die man viel zu nachsichtig beurtheilt, wenn man ihr nachsagt, sie führe zur Anarchie, also mittelbar zum Despotismus. Sie ist vielmehr selber despotisch in ihrem Kerne, denn sie begründet die Allmacht des Staats. Rousseau's „allgemeiner Wille“ schaltet untheilbar, unumschränkt; keine Minderheit, keine Gemeinde, keine Landschaft kann in diesem Staate der absoluten Gleichheit ein selbständiges Recht behaupten neben den Mehrheitsbeschlüssen des souveränen Volks.

Die Geschichte der politischen Theorien ist noch immer das am ärgsten verwahrloste Gebiet der Staatswissenschaften; zu den vielen ungelösten Fragen, welche sie noch bietet, zählt auch die Aufgabe, im Einzelnen nachzuweisen, wie die ersten Gesetze der Revolution versuchten die Gedanken Montesquieu's und Rousseau's zu verschmelzen. In der Verfassung von 1791, die den langen Zug der festländischen Constitutionen eröffnete, standen die Ideen der Gewaltentheilung und der schrankenlosen Volkssouveränität — zwei Gedankenreihen, welche sich in Wahrheit ausschließen — unvermittelt neben einander. Im praktischen Staatsleben erwies sich natürlich der Gedanke der Gleichheit und der Staatsallmacht bald als der stärkere. Jener ungeheure Trugschluß Rousseau's, daß, wo Alle gleich sind, ein Jeder sich selber gehorche, wurde das Gemeingut der Nation. Die Revolution fegte alle die selbständigen Gewalten hinweg, welche innerhalb des Staates noch bestanden, alle die puissances intermédiaires, welche Montes-

*) Ce que j'appellerai l'initiative. De Lolme, la constitution d'Angleterre. London 1785. I. 204.

quien als Mittelglieder zwischen der Staatsgewalt und dem Einzelnen gefordert hatte; sie vollzog damit unleugbar das Gebot der Nothwendigkeit, denn von den Institutionen des alten Regime's war nichts mehr haltbar. Ueber die Millionen der vereinzelten und gleichen Individuen erhob sich jetzt der Convent — Rousseau's allgemeiner Wille, die schrankenlose demokratische Staatsgewalt. Der erste Consul gab endlich dieser allmächtigen Staatsgewalt die allein folgerechte, wohlgeordnete Form: der Erwählte der Nation schaltete fortan mit einem willenlosen Beamtenthum unumschränkt im Namen des souveränen Volks. Nach dem Sturze des Imperators begannen abermals die Versuche, die festgewurzelte Allmacht der Staatsgewalt mit dem Gedanken der Gewaltentheilung, den sogenannten englischen Institutionen, zu verschmelzen, und nunmehr drangen die aus so grundverschiedenen Quellen entsprungenen Ideen des französischen Constitutionalismus auch nach Deutschland hinüber. —

In unserem Vaterlande hatte sich inzwischen eine tiefe und ernste politische Gedankenarbeit vollzogen, ein friedliches Schaffen, nicht minder bewunderungswürdig als jene Triumphe der deutschen Waffen, die das napoleonische Weltreich zertrümmerten. Unsere Denker eroberten der Welt die Idee des Volksthums, des nationalen Staates, die das philosophische Jahrhundert nicht kannte. Aus den Tiefen des deutschen Geistes entsprang jene historische Rechtsschule, welche das Rechtsleben der Völker als ein ewiges Werden begriff und den Staat von den prunkenden Schauspielen der Codificationen und Verfassungsverleihungen hinweg auf die bescheidene Bahn unablässiger Einzelreformen verwies. Für die praktische Bewährung dieser deutschen Staatsgesinnung, welche „das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln" wollte, bot Preußen den natürlichen Boden — das einzige Gemeinwesen, das sich in jenen napoleonischen Tagen seine deutsche Eigenart bewahrt hatte, zugleich ein Staat, der trotz seiner Jugend einen streng historischen Charakter trug.

Unsicher schwankt das Urtheil der Menschen über die noch unfertigen Gebilde der Geschichte. So lange Preußen die Herrschaft in Deutschland noch nicht erlangt hatte, pflegte die Welt, überrascht von den glänzenden Waffenerfolgen des kleinen Staates, das Reich der Hohenzollern als eine künstliche Schöpfung zu betrachten, ein Irrthum der noch heute unter Engländern und Franzosen vorherrscht. Seit der Gründung unseres neuen Reiches liegt aber auf der Hand, daß der

Proceß der nationalen Einigung in Deutschland genau demselben historischen Gesetze gefolgt ist wie in allen anderen großen Culturvölkern. Wie der angelsächsische Staat von Wessex, der französische von Isle de France, der russische von dem Warägerreiche ausging, so bildete Brandenburg-Preußen den festen Kern, an den sich das zerstückelte Deutschland allmählich angliederte — nur daß diese Entwickelung bei uns später und unter schwereren Hemmnissen als irgendwo sonst erfolgte und darum den bewußten politischen Willen ungewöhnlich klar erkennen läßt. Und wie das Anwachsen des preußischen Staats natürlich und nothwendig war, so erwies er auch der Eigenthümlichkeit der kleinen Gemeinwesen, die er seiner Ordnung einfügte, rücksichtsvolle Schonung und bekundete damit seinen deutschen Charakter. Preußen allein unter allen großen Mächten besitzt Provinzen im vollen Sinne, welche, der Staatsgewalt unterworfen, dennoch durch Stammesart und historische Ueberlieferung ihre Selbständigkeit behaupten. Während die straffe Centralisation des englischen, französischen, russischen Staats nur Verwaltungskörper zu ertragen vermochte, Oesterreich dagegen, bei dem Mangel eines herrschenden Volksthums, seinen Kronländern eine gefährliche Unabhängigkeit einräumen mußte, hielt die Politik der Hohenzollern eine glückliche Mitte ein. Sie beugten die Provinzen unter die gemeinen Staatspflichten und verfuhren im Uebrigen mit solcher Nachsicht gegen die althergebrachten Institutionen der Landestheile, daß sogar die unbrauchbaren alten Landstände zwar ihrer Macht entkleidet doch nirgends aufgehoben wurden. Dieser zu wenig anerkannte Charakterzug der historischen Pietät zeigt sich in Allem, bis hinab zu den kleinsten Aeußerlichkeiten des preußischen Staatslebens, bis hinab zu dem Wappen der Monarchie, das wie ein Bild der neuen deutschen Geschichte erscheint. Vergebens suchen wir in den Annalen Preußens jenen Krieg wider Stein und Erz, der, von den Franzosen mit Vorliebe geübt, ein sicheres Kennzeichen der politischen Unfähigkeit bleibt. In jeder schlesischen Stadt prangen noch die österreichischen Doppeladler auf den öffentlichen Gebäuden, vor der Posener Hauptwache schildert der preußische Soldat unter einem mächtigen polnischen Königswappen. Dem Staate kam niemals bei, diese alten Erinnerungen zu bekämpfen; er wartete geduldig, bis sie ihren Zauber auf die Gemüther verloren.

So wuchs auch seine Gesetzgebung fest und stätig heran, im scharfen Gegensatze zu den jähen Sprüngen der französischen

Staatsumwälzungen. Nachdem der große Kurfürst die weithin versprengten Gebiete zu einer Staatseinheit zusammengefaßt, schuf Friedrich Wilhelm I. die Grundzüge einer modernen Verwaltung, jene strenge und gerechte Verwaltungsordnung, welcher der preußische, wie einst der römische Staat seine Widerstandskraft in den Tagen der Noth wesentlich verdankte. Friedrich der Große fügte die gesicherte Rechtspflege, die Anfänge der geistigen Freiheit hinzu. So gründete die Krone den Rechtsstaat, bereitete den Boden für den Verfassungsstaat. Dem Volke, das inzwischen, nach Stein's Worten, durch Wohlstand und Bildung „sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben hatte," durfte die selbstthätige Theilnahme an der Staatsregierung nicht mehr versagt werden. Aber die Zeit, da dieser nothwendige Schritt in Frieden geschehen konnte, ging unbenutzt vorüber. Die Katastrophe von Jena züchtigte den Staat, der sich selber untreu geworden. Erst der Zusammenbruch der alten Ordnung gewährte dem Freiherrn vom Stein freie Hand für seine Reformen.

Angeregt durch das kräftige Gemeindeleben einzelner westphälischer Städte, doch ohne genaue Kenntniß von der englischen Selbstverwaltung, wesentlich geleitet durch einen genialen Instinkt, schuf Stein die Städteordnung von 1808 — eine durchaus schöpferische That, ohne Vorbild in dem neuen Europa, und doch ein Werk conservativer Politik, das an uralte unvergessene Ueberlieferungen unserer Geschichte anknüpfte. Deutschland rettete mit der Idee des nationalen Staats auch den Gedanken der Selbstverwaltung für das Festland; Stein's Städteordnung und die ihr folgenden Gesetze sind durch zwei Menschenalter der bewährteste, bestgesicherte Theil deutscher Volksfreiheit geblieben. Ein glücklicher praktischer Blick hieß den Minister sein Werk bei den Städten beginnen, deren gesittete, nicht durch sociale Gegensätze zerklüftete Bevölkerung den Gedanken der freien Verwaltung weit leichter verwirklichen konnte als das Landvolk jener Tage. Neben die Städteordnung sollte sodann eine neue Gemeindeordnung für das flache Land treten; darüber Regierungen mit Zuziehung von Notablen aus den besitzenden Klassen; über diesen: Provinzialbehörden mit Landständen; zuletzt, nach Vollendung dieses Unterbaues, Reichsstände, als „eine Stütze für die Krone", als das unumgängliche Mittel, „den Nationalgeist zu erwecken und zu beleben". So war der Plan entworfen für eine Umgestaltung von unten nach oben, ein Plan, der an die alten kühnen Reformgedanken Turgot's erinnerte, doch sie weitaus überbot

in seiner einfachen Größe, seiner folgerechten Klarheit. Der Gegensatz deutscher und französischer Staatsgesinnung spiegelt sich auch getreulich wieder in den leitenden Männern: während in Frankreich der Erwählte des Volks durch abhängige Werkzeuge die neue Staatsordnung vollendete, waren die Gedanken der deutschen Reform das gemeinsame Werk einer dichten Schaar stolzer selbständiger Köpfe.

Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen lag dem auf das Concrete gerichteten, allen Abstractionen abgewandten Sinne dieser Männer fern. Wer aber die Summe zieht aus den Werken von Savigny und Eichhorn, aus den Entwürfen, Briefen und Denkschriften von Stein, Gneisenau, Vincke, Niebuhr und ihren Genossen, der muß bekennen, daß der politische Idealismus der Deutschen niemals Größeres gedacht hat. Erst die Gegenwart beginnt diesen Schatz politischer Weisheit recht zu würdigen; jeder Fortschritt des deutschen Lebens führt uns zu ihm zurück. Recht eigentlich die Grundgedanken moderner germanischer Volksfreiheit traten in jenen reichen Tagen auf unserem Boden hervor, mit preiswürdiger Bescheidenheit, noch vielfach unklar und ungesichtet — Gedanken zu tief und groß um einer Partei als Stichwort zu dienen, und ebendeshalb von seltener Lebenskraft, einer allseitigen Entwickelung fähig. Enthält doch Franz Lieber's schönes Werk on civil liberty and selfgovernment — sicherlich das geistvollste Buch, das zur Verherrlichung der nordamerikanischen Demokratie geschrieben worden — nichts anderes als eine kühne und eigenthümliche Ausbildung Niebuhr'scher Ideen. Dem begehrlichen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das schlichte deutsche Pflichtgefühl entgegen, dem Dilettantismus der Staatsphilosophen der geübte Blick staatskundiger Beamten, die von dem freien Bürger verlangten, er solle „das Regieren handanlegend lernen". Es kommt, sagte Niebuhr, mehr darauf an, ob die Unterthanen in den einzelnen Gemeinden und Landschaften sich unmündig befinden, als darauf, ob die Grenzen zwischen der Gewalt der Regierung und der Repräsentation etwas weiter vorwärts oder zurück gezogen sind.

Die Unabhängigkeit des Vaterlandes blieb der leitende Gedanke der ganzen Richtung, er stand allem ihrem Thun und Sinnen so deutlich auf die Stirn geschrieben, daß selbst Vincke's streng sachliche Abhandlung über die englische Selbstverwaltung, als eine unzweideutige Kriegserklärung gegen die französisch-westphälische Bureau-

kratie, unter der napoleonischen Herrschaft nicht gedruckt werden durfte. Und trotz ihres grimmigen Hasses gegen Frankreich bewahrten sich diese herrlichen Männer doch die unbefangene Billigkeit deutschen Urtheils: sie lernten von dem Feinde, trugen dankbar die probehaltigen Ergebnisse der Ideen von 89 in die Heimath hinüber. Die große Nacht des 4. August fand in Preußen eine bescheidene Nachahmung; eine sociale Revolution zerbrach die alte ständische Gliederung, befreite den Landmann, schenkte dem Handwerker den fessellosen Betrieb des Gewerbes, begann die Entlastung des Grundes und Bodens. Zugleich wurde, nach dem Vorbilde des ersten Consuls, das Realsystem, die Einheit der Verwaltung folgerecht durchgeführt. In allen Zweigen des Staatslebens rührte sich eine gesunde Kraft des Schaffens. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht lag im Wesen dieses Staats, er hatte schon unter dem großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I. in unreifen Versuchen sich geregt, er war bereits in dem Canton-Reglement von 1792 als gesetzlicher Grundsatz ausgesprochen worden, nur daß die zahlreichen Ausnahmen die Regel aufhoben. Jetzt endlich ward er verwirklicht mit jener Kühnheit, die der Noth entspringt, und dergestalt den berechtigten demokratischen Kräften der Nation eine große Zukunft eröffnet. An der Bildung und Sittigung des bewaffneten Volkes arbeitete längst die Volksschule; der Staat rühmte sich, daß er zuerst in Europa seinen Bürgern den Schulzwang auferlegt habe. Jetzt galt es diese altpreußischen Grundsätze fortzubilden, das vom Staate geleitete preußische Unterrichtswesen zu erheben zu „einem Vorbilde für Deutschland“; nach diesem Ziele trachtete der edle Ehrgeiz der Wilhelm Humboldt und Süvern.

Die Reformgedanken Stein's und Hardenberg's standen hoch über ihrer Zeit. Das Heldenvolk, das siegreich zurückkam von den Schlachtfeldern der Befreiungskriege, blickte mit rührendem Vertrauen zu seiner alten Krone auf, doch die Blüthe seiner Jugend war gesunken und wer heimkehrte war müde bis zum Tode. Jahrzehnte saurer wirthschaftlicher Arbeit genügten kaum die Wunden auszuheilen, die der fürchterliche Krieg geschlagen. Zwar die Zeit war vorüber, da die norddeutschen Staatsgelehrten das Werk de Lolme's mit vornehmer Geringschätzung besprachen; die constitutionelle Doktrin hatte längst Eingang gefunden bei den Gebildeten. Doch der französische Haß gegen den Absolutismus fand in Preußen noch keinen Boden; feste Parteimeinungen, die den Willen der Krone beengt hätten, bestanden nirgends. Eben-

deshalb war jetzt oder niemals die Stunde gekommen, um im Geiste der strengmonarchischen Geschichte dieses Staates, durch einen freien königlichen Entschluß das Werk der Reform zu Ende zu führen, die feierlich verheißenen Reichsstände zu berufen. Also durch den Willen der Krone in die Reihe der constitutionellen Staaten eingeführt konnte Preußen eine beneidenswerthe Mittelstellung behaupten zwischen den erstarrten Reichen des Ostens und den krampfhaft erregten romanischen Völkern — ein grunddeutscher Staat und doch nicht selbstgefällig abgeschlossen von den Gedanken des Auslands. Wer bestreitet jetzt noch, daß ein solcher Entschluß von solchen Männern vollführt unserem Vaterlande ein Menschenalter tastender Versuche erspart hätte?

Der große Augenblick ward versäumt, und wir leiden noch heute unter dem Unsegen der alten Unterlassungssünde. Allerdings drängt sich grade bei der Betrachtung der nun folgenden öden Epoche die Wahrheit auf, daß jedes ernste historische Urtheil zweiseitig sein muß. Die Zeit war noch nicht ganz vorüber, da der Absolutismus auf deutschem Boden schöpferisch wirken konnte. Es galt zunächst, die volle Hälfte der Monarchie, Lande von grundverschiedenen Ueberlieferungen, zu organisiren und in den Rahmen der preußischen Verwaltung aufzunehmen, das ungeheure Wagniß der allgemeinen Wehrpflicht in einer schwunglosen Friedenszeit durchzuführen, die Union der evangelischen Kirche, diesen alten Lieblingsgedanken der Hohenzollern, zu verwirklichen, die freie Verwaltung der Städte auszubilden. Unleugbar ward die Lösung aller dieser Aufgaben weit schwieriger, wenn die zahllosen verletzten Interessen der Gesellschaft in einem Parlamente mit der Wucht der Leidenschaft sich äußern konnten, wenn der Parteihaß des constitutionellen Lebens schon in die Anfänge der Gemeindefreiheit verfälschend eingriff. Auch die größte That der deutschen Politik jener Tage, die Gründung des Zollvereins, war die Schöpfung eines monarchischen Beamtenthums, das die volkswirthschaftliche Durchschnittsbildung der Zeitgenossen weit übersah; sie wurde unmöglich oder doch arg erschwert, wenn zu dem partikularistischen Widerstande der süddeutschen Kammern auch noch die Opposition eines preußischen Landtags hinzutrat. Unter dem Schutze einer musterhaften Verwaltung wuchs ein wohlhabendes, wehrhaftes, hochgebildetes Volk heran. In diesen stillen Jahren wurden die politischen Kräfte gesammelt, welche dereinst auf den böhmischen Schlachtfeldern sich herrlich offenbaren sollten.

Doch mit alledem wird die Politik der letzten fünfundzwanzig

Jahre König Friedrich Wilhelm's III. nimmermehr gerechtfertigt. Der ehrwürdige alte Herr schuldete die Volksgunst, die ihm bis an sein Ende treu blieb, seinen Schwächen ebensosehr als seinen Tugenden. Recht als das Ideal eines deutschen Kleinfürsten erschien dieser Herrscher eines mächtigen Reiches, gerecht, pflichtgetreu, uneigennützig, doch ganz unberührt von jenem großen Ehrgeiz, dessen jede Großmacht bedarf. Eben diesen Fehler dankte ihm sein Volk. Der preußische Staat war längst daran gewöhnt, daß alle die Bruchstücke deutscher Nation, die er erwarb, sich nur mit tiefem Herzeleid von ihrem altgewohnten Kleinleben trennten und erst nach Jahren sich in das größere Gemeinwesen einwohnten. Auch diesmal galt noch lange von den neuen Provinzen: den Kleinstaat sind wir los, die Kleinstaaterei ist geblieben. Wehmüthig dachte der Obersachse seines Rautenkranzes, der Rheinländer blickte stolz aus dem lichten Tage seiner französischen Aufklärung hinüber in die tiefe Nacht des Ostens; in Danzig galt der Preuße noch um das Ende der dreißiger Jahre als ein Ausländer, und in Schwedisch-Pommern sang Kosegarten seufzend: „ja unter den drei Kronen ließ es sich ruhig wohnen." Der König war befriedigt, als endlich diese Erinnerungen langsam verblaßten, und ein neues Geschlecht die Wohlthaten der preußischen Herrschaft dankbar anerkannte. Doch der Gesichtskreis der ungeheuren Mehrzahl blieb noch immer auf die heimische Provinz beschränkt; wunderbar zähe erhielt sich die Erinnerung an die gemüthliche Enge der Kleinstaaterei. Leben doch noch in unseren Tagen einzelne Träumer, welche schmerzlich beklagen, daß das Herzogthum Preußen mit den Marken vereinigt wurde. Und innerhalb dieses Partikularismus der Landschaften entfaltete sich der Sondergeist zahlloser Gemeinden — eine Ueberfülle centrifugaler Kräfte, wovon die Schwätzer, die über die undeutsche Centralisation des preußischen Volkslebens jammern, sich gar nichts träumen lassen. Solches Gewirr partikularistischer Mächte bedurfte der Erziehung zur Staatseinheit, zur lebendigen Staatsgesinnung, und zu diesem Ziele führten nur zwei Wege: ein großer begeisternder Krieg oder — die anhaltende Gemeinschaft politischer Arbeit, die der Verfassungsstaat gewährt.

Nur als constitutioneller Staat konnte Preußen sich einen wahrhaften Mittelpunkt, eine Hauptstadt bilden. Hier allein in Europa war eine Großmacht entstanden ohne eine herrschende Stadt — eine hochwichtige Thatsache, welche den Entwickelungsgang dieses Staats wesentlich verzögert, freilich auch vor manchen Krankheiten bewahrt hat. Das Berlin jener Tage, dessen öffentliches Leben in Gemeindeinteressen,

literarischen Händeln und Theaterklatsch aufging, blieb trotz seiner Hunderttausende eine Mittelstadt. Sobald dies tapfere Volk in der parlamentarischen Arbeit seine eigene Kraft kennen lernte, mußten die kühnen nationalen Hoffnungen der Befreiungskriege unfehlbar wieder erwachen. Jene zurückhaltende auswärtige Politik, die dem verfaulten österreichischen Staate eine so unnatürliche Machtstellung einräumte und in schwierigen Fällen sich mit dem königlichen Worte tröstete: „das verstehen sie in Wien besser" — sie war in einem constitutionellen Preußen auf die Dauer unmöglich. Nur an einem absoluten Hofe konnte jener räthselhafte Dualismus gedeihen, der die gesammte Regierung Friedrich Wilhelm's III. durchzog. In Einem Cabinete standen neben einander die Eichhorn, Maaßen, Motz, die Gründer des Zollvereins, tapfere Vertreter der fridericianischen Politik, und auf der anderen Seite gedankenlose Bureaukraten des gemeinen Schlages, welche gläubig jedes Ammenmärchen Metternich'scher Seelenangst nachbeteten und den Ruhm ihres gerechten Königs durch die ruchlose Thorheit der Demagogenjagd befleckten — Menschen wie jener Nagler, der in diesem ehrenhaften Staate das schmutzige Handwerk der Brieferbrechung treiben durfte. Das Beamtenthum rechtfertigte noch immer den alten schönen Lobspruch, der den König von Preußen einen roi des gueux nannte. Strenge Gerechtigkeit schaltete über Hoch und Niedrig, der kleine Mann genoß bei der Niederlassung, der Eheschließung, im Handel und Wandel einer Freiheit, die das übrige Deutschland nicht kannte. Während der Jahre 1820 bis 1850 landeten in Neuyork 578,264 Auswanderer aus den kleinen deutschen Staaten und nur 16,545 aus Preußen, dessen dicht bevölkerte Industrielande doch auch genug des Elends besaßen. Neben der überwältigenden Beredsamkeit dieser Zahlen erwiesen sich freilich die Anklagen, welche der Liberalismus gegen den Druck der preußischen Verwaltung schleuderte, als leere Worte. Aber die Gebrechen, welche jeder unbeschränkten Bureaukratie anhaften, blieben auch hier nicht aus; das Werk der socialen Reform gerieth in's Stocken, der Diener begann sich als den Herrn, seine Verwaltungsformen als Selbstzweck zu betrachten. Und im Volke fraß langsam eine Verstimmung um sich, hochbedenklich für das Ansehen der Krone; zum erstenmale, seit es ein Preußen gab, ward die Frage laut: ob ein Königswort unerfüllt bleiben dürfe.

Wahrhaft verhängnißvoll wirkte in solcher Lage die Umstimmung, die sich unter den Männern der historischen Richtung vollzog. Viele

von jenen Patrioten, die einst tapfer an dem Neubau des Staates gearbeitet, wurden jetzt, da Frankreichs Charte die Liberalen bezauberte, durch ihren Franzosenhaß zu einer Verkennung des constitutionellen Staatslebens verleitet, die ihren ursprünglichen Gedanken fern lag. Selbst der alternde Stein, fortgerissen von der reaktionären Zeitstimmung, befreundete sich mit den Provinzialständen, die er als kräftiger Mann verworfen hatte. Angeekelt von der Trivialität der Theorien Rotteck's, begeisterte man sich für ein Ständewesen „im Geiste der älteren deutschen Verfassung“ — für jene schillernden Sophismen, welche Gentz zur Verherrlichung der armseligen Postulatenlandtage Oesterreichs erdachte.

Hier zuerst griff eine Hand ein, welche, von einem hochherzigen Willen geleitet, dennoch nur Unheil in Preußen gestiftet hat. Unter dem Einfluß des Kronprinzen entstand die Schöpfung der Provinzialstände — ein unerhörter Abfall von allen großen Ueberlieferungen der preußischen Politik. Dies Königthum, das der deutschen Kleinstaaterei den Segen der Staatseinheit gebracht hatte, muthete jetzt seinem Volke zu, auf eine Verfassung des Gesammtstaates zu verzichten; diese Krone, die in dem Niederhalten der ständischen Libertät ihr Recht und ihren Ruhm gefunden hatte, schenkte der ständischen Selbstsucht berechtigte Organe; dieser Staat des gemeinen Rechts gab dem Grundadel ein ganz unbilliges Uebergewicht; diese Feinde der Doktrin bauten selber ihre Landesvertretung auf die hohlste aller Doktrinen, sie erklügelten sich eine Gliederung der Gesellschaft, welche in Deutschland nicht bestand und nie bestanden hatte — denn den ersten Stand unseres Mittelalters, den Clerus, wagte selbst die romantische Schwärmerei des Kronprinzen nicht wieder in die alten Rechte einzusetzen. Und als ob alle krankhaften Kräfte des Staats bei dem verfehlten Bau zusammenwirken sollten — die Befugnisse der Provinzialstände waren bemessen nach den Wünschen einer eifersüchtigen Bureaukratie: diese gerühmten „historischen“ Körperschaften zeigten bald eine erschreckende Aehnlichkeit mit — den Generalräthen des napoleonischen Frankreichs, welche den allmächtigen Präfekten durch ihre unmaßgeblichen Gutachten unterstützen. Allerdings sorgten die Provinzial- und Kreisstände für einzelne Zweige der Verwaltung mit einem Pflichteifer, den die conseils Frankreichs nie gekannt haben. Aber jene ständische Selbstsucht, welche überall laut wird wo man einen Stand als Stand organisirt, trat bald häßlich hervor in wiederholten Angriffen gegen die agrarischen Gesetze Hardenberg's. Das

Landgemeindewesen blieb während eines halben Jahrhunderts fast unbeweglich, die Herrschaft des Beamtenthums ward durch die Stände nicht wesentlich beschränkt. Weithin in der Welt erschien Preußen als ein Staat des Absolutismus, minder entwickelt als das kleinstaatliche Deutschland. Eine grundfalsche Meinung, ohne Frage, aber eine reale geistige Macht, deren Fortwirken wir noch heute spüren. —

Denke man noch so hoch von jenem schönen Gesetze unserer Geschichte, welches alle deutschen Stämme zu gegenseitigem Geben und Empfangen zwingt — das blieb doch ein Widersinn, eine verkehrte Welt, daß jene Deutschen, die einen wirklichen Staat gar nicht besaßen, in der Politik als Lehrmeister der Preußen auftraten. Man weiß, welche unlautere Beweggründe bei der Verleihung der süddeutschen Verfassungen mitwirkten: die Furcht daß der Bundestag die Verfassungssache in die Hand nehmen könne, die Angst vor der Erfüllung des preußischen Königswortes, die stille Hoffnung endlich, die kleinen Völkchen durch die Gewährung einiger unschädlicher Rechte dem nationalen Gedanken zu entfremden. Die ungeheure Zähigkeit des deutschen Kleinlebens hat unserer gesammten Entwicklung den Charakter höchster Bedächtigkeit, unseren Reformen einen Zug der Halbheit aufgeprägt; wo immer in Deutschland sich eine neue Ordnung durchsetzte, blieben einige Zacken der alten aufrecht. Die neuen Kammern hießen Landstände, die erste Kammer war durchweg, die zweite häufig nach den Grundsätzen der altständischen Vertretung gebildet. Indeß die deutsche Tüchtigkeit wußte selbst diesen unförmlichen Körpern einige dankenswerthe Werke abzuzwingen — vor Allem die Entlastung des Bodens. Die Zeitungen und die Mehrzahl der Werke über das „allgemeine constitutionelle Staatsrecht" wiederholten andächtig das liberale Evangelium der Franzosen; doch in der Praxis drang die Lehre der Gewaltentheilung nicht vollständig durch. Diese angestammten kleinen Fürstenhäuser mit ihrem reichen Krongut ließen sich nicht so demüthigende Bedingungen auferlegen wie die rückkehrenden Bourbonen; der deutsche Fürst blieb, auch nach Bundesrecht, der Inhaber der höchsten Staatsgewalt, allein in der Ausübung einzelner Functionen an die Zustimmung der Stände gebunden. Nur Ein Gedanke der Gewaltentheilungstheorie — leider der unseligste von allen — ward auf deutschen Boden verpflanzt. Die Anfänge der Selbstverwaltung, welche Stein in Preußen gegründet, waren dem Süden noch fremd; eine allmächtige Bureaukratie, zur Rheinbundszeit nach napoleonischem Muster neu geordnet, stellte sich jetzt in ab-

soluter Selbständigkeit den Ständen gegenüber. Den Landtagen, die einst in der altständischen Epoche einen großen Theil der Verwaltung selbst geleitet hatten, blieb nunmehr, nach dem Vorbilde der bourbonischen Charte, nur das ärmliche Recht, an den Thaten der Verwaltung bei der Budgetberathung eine nachträgliche Kritik zu üben.

Mit unbeschreiblich kleinmeisterlichem Eifer ward dies Recht gehandhabt, die mörderische Langeweile jener Debatten über die Pferderationen nassauischer Adjutanten stank gen Himmel, und die Beamten behielten als die allein Sachkundigen regelmäßig Recht. So führte der Deutsche geduldig Jahr für Jahr das Narrengericht seines Volksmärchens auf: die Ungelehrten spielten die Richter, die Gelehrten standen vor den Schranken. Da die kleinen Höfe allesammt in dem Fürsten Metternich ihren Freund und Beschirmer verehrten, so blieb die liberale Partei während eines Menschenalters ohne die Aussicht, jemals selber an das Ruder zu gelangen; in solcher Stellung ohne Macht und ernste Verantwortlichkeit gewöhnte sie sich an alle Sünden des politischen Dilettantismus. Sie stellte grundsätzlich in der Politik die Form höher als den Inhalt, die Mittel höher als der Zweck. Die politische Arbeit erschien als ein theoretisches Spiel, der gesinnungstüchtige Mann hatte nur ewig dieselben Ueberzeugungen pathetisch zu bekennen; wie man sie verwirklichen solle, kam gar nicht in Frage. Noch in der Paulskirche fiel einmal aus liberalem Munde in vollem Ernst die Aeußerung: „mein Antrag ist unwiderleglich; es läßt sich nur ein Vorwurf gegen ihn erheben, der Vorwurf der praktischen Unausführbarkeit!“ Während das kirchliche Dogma sein Ansehen verlor, ward die neue politische Glaubenslehre mit pfäffischer Starrheit aufrecht erhalten. An den Namen: Verfassung Volksvertretung, Volksmann haftete eine fast abgöttische Verehrung; wer zur Regierung hielt galt als verdächtig, als ein Stellenjäger, und allerdings verdienten die meisten der kleinen Cabinette die tiefe Verachtung des ehrlichen Mannes. Je weniger der Liberalismus zu wirken vermochte, um so höher stieg seine Selbstgefälligkeit. Er besaß das zweifelhafte Glück, die Presse fast ausschließlich zu beherrschen; so entstand die gefährliche Täuschung, als ob wirklich die ungeheure Mehrheit der Nation liberal sei. Er versicherte gern, dem Liberalen sei Bedürfniß groß zu denken von den Menschen, während sich doch mit gleichem Rechte entgegnen ließ, daß der Geist des Mißtrauens diese Partei durchdringe. Er rühmte sich mit Recht, daß alle neuen Gedanken deutscher Politik in seinen Reihen entstanden, und empfand um so bit-

terer, namentlich bei der Gründung des Zollvereins, daß diese Ideen regelmäßig erst dann eine lebensfähige Gestalt erhielten, wenn die conservative Partei sich ihrer bemächtigte.

In der lächerlichen Enge dieser Scheinstaaten ward jeder politische Kampf zu einem persönlichen Streite; die öffentliche Polemik gewöhnte sich an gehässige, ja, gradheraus, an knotige Formen. Da überdies die Cabinette ihre Gegner als Verschwörer brandmarkten und sie heimsuchten mit der ganzen Niedertracht polizeilicher Quälerei, so bleibt es immerhin ein schöner Zug deutscher Gutherzigkeit, daß der Liberalismus in solcher Lage nicht ganz und gar zuchtloser Roheit verfiel. Echte politische Mäßigung freilich ist nur möglich in einem wirklichen Staate, dessen Dasein Ehrfurcht und Schonung gebietet. Wer aber konnte hier Pietät hegen, in diesen Staaten des Rheinbundes, die ihre Königskrone dem schwarzen Verrathe am Vaterlande verdankten? Was verlor die Welt, wenn das Königreich Baiern oder Sachsen durch die Wühlerei der Opposition zu Grunde ging? Wer sollte Schonung üben gegen jene eigenthümliche Art kleinlich boshafter Dummheit, die schlechterdings nur in Kleinstaaten gedeiht? Gegen jenen Kurfürstenhof, der aus Besorgniß für den landesherrlichen Fasanenpark den Bau wichtiger Eisenbahnen untersagte, der die Aufführung von „Kabale und Liebe" verbot, herrliche Kunstschätze jahrzehntelang dem Publikum verschloß und nur durch plumpe Bestechung zur Erfüllung der einfachsten Fürstenpflichten sich bewegen ließ? Der wilde Parteihaß der Franzosen entsprang dem tiefen Gegensatz der Stände und jenen unvergeßlich blutigen Erinnerungen, welche dort die Söhne eines Volkes trennten; in Deutschland rief die Unsittlichkeit der Kleinstaaterei, wenn auch in geringerem Maße, eine ähnliche Heftigkeit des Parteikampfes hervor, welche weder dem Charakter noch den socialen Zuständen unseres Volkes entsprach. Bald übte ein gewissenloser Radikalismus die schlechten Künste der Volksschmeichelei: nur diese höfischen Müßiggänger stehen dem Glücke des unschuldigen Volks im Wege! Die Abstractionen der französischen und der deutschen Philosophen, die privatrechtliche Bildung unserer Juristen, die natürliche Selbstsucht einer volkswirthschaftlichen Epoche — das Alles im Verein zog unter den Liberalen der Kleinstaaten einen gefährlichen Individualismus heran, der in dem Staate nur eine Zwangsanstalt, ein nothwendiges Uebel, in dem Einzelnen das souveräne, zu unendlichem Fordern und Heischen berechtigte Subject sah.

In solche Verwirrung der Gedanken griff noch der Bundestag ein

mit seiner brutalen Willkür. Kein Wunder wahrhaftig, daß der Liberalismus im Kampfe mit diesem Zerrbilde einer nationalen Staatsgewalt jedes Mittel ergriff und schließlich zu dem naiven Satze gelangte: die Landesverfassung steht über dem Bunde. Die stillen Hoffnungen der Höfe gingen vollständig in Erfüllung: die Verfassungen der Kleinstaaten wurden wirklich eine Stütze des Particularismus. Die Liberalen führten beharrlich die Einheit im Munde, mahnten in der Presse und in beweglichen Kammer-Anträgen unablässig an das Elend der deutschen Zerrissenheit. Doch der Ernst ihrer politischen Arbeit blieb auf die heimischen Grenzpfähle beschränkt, und trat einmal eine praktische Aufgabe deutscher Einheitspolitik an sie heran — wie die Bildung des Zollvereins — dann zeigten sich die Kammern noch particularistischer als die Regierungen. Man schmähte laut über den Scheinconstitutionalismus daheim, dem Nachbar gegenüber pochte man doch stolz auf die Musterverfassung des eigenen „Ländles." Man rühmte die deutsche Vielherrschaft, die Zwergtyrannei als Decentralisation, und in den willkürlich zusammengewürfelten Trümmerstücken des deutschen Volkes erwuchs allmählich eine matte Empfindung, die man badische oder nassauische Staatsgesinnung nennen konnte. Zu absonderlicher Erbauung gereichte den Höfen die dünkelhafte Verachtung gegen das absolutistische Preußen, welche in dem constitutionellen Kleinleben aufwucherte. Niemand bemerkte, daß die Kleinstaaten ihr Verfassungsglück einer That Preußens verdankten. Der Befreiungskrieg, der Anbruch der modernen deutschen Geschichte, erschien den französisch gebildeten weltbürgerlichen Radikalen als eine reaktionäre Bewegung; bei Anderen herrschte die kindliche Vorstellung, welche noch heute in Süddeutschland nicht ausgestorben ist, als sei jener große Kampf eine gesammtdeutsche Erhebung — und nicht vielmehr in seinen schweren Anfängen ein Krieg Preußens gegen das übrige Deutschland und gegen Frankreich gewesen.

Was hat nun trotz aller dieser Sünden den deutschen Liberalismus bewahrt vor jener Corruption, worein der französische verfiel? Warum führte die constitutionelle Bureaukratie in Deutschland nicht zu einem so jammervollen Bankbruch wie in Frankreich? Sehe ich ab von der unverwüstlichen Tüchtigkeit des deutschen Volkscharakters, so kann ich den Grund dafür allein finden in unserem freien Gemeindeleben. Die Ideen der preußischen Reformperiode machten langsam die Runde durch Deutschland, obgleich ihr Urheber bei den Gesinnungshelden des Marktes als ein Junker verrufen war. Ueberall entstanden

Gemeindeordnungen nach Preußens Vorbild, überall zeigte der Deutsche Lust und Geschick zur Selbstverwaltung; die breite Unterlage des Staates wenigstens war dem Belieben der Bureaukratie nicht mehr unbedingt unterworfen. Das parlamentarische Leben bot bei uns doch nicht wie in Frankreich das widerwärtige Schauspiel eines Kampfes zwischen Regierenden und Regierten, Beamten und Steuerzahlern; erfahrene Männer, die in einem kleinen Kreise die Verwaltung leiteten, traten nach und nach dem Staatsbeamtenthum gegenüber. Auch die Theorien unseres Liberalismus haben den germanischen Gedanken der Selbstverwaltung niemals ganz verleugnet — ein großes Verdienst, das heute selten nach Gebühr anerkannt wird. Selbst Rotteck sprach über das freie Gemeindewesen mit einem klaren Verständniß, das wir in den französischen Schriften jener Zeit vergeblich suchen.

Nur freilich stand die freie Gemeinde ganz unvermittelt neben der bureaukratischen Spitze des Staats, und die constitutionelle Entwicklung der Kleinstaaten krankte an einem unheilbaren Leiden, an dem Scheinleben dieser Staaten selber. Sie waren nicht wirkliche Staaten, ihr Verfassungsleben hing zuletzt ab von der Gnade der großen Mächte, blieb von vornherein zu philisterhafter Armseligkeit verurtheilt. Die Frage, deren Lösung über die Zukunft des festländischen Parlamentarismus entscheiden wird — die Frage, wie sich das constitutionelle System vereinigen lasse mit dem Bestande eines streitbaren Heeres, mit dem stätigen Gange einer großen europäischen Politik — konnte hier nicht einmal aufgeworfen werden. Den wackeren Männern, die in dieser kleinen Welt den Kampf gegen die bureaukratische Allmacht führten, gebührt der Ruhm daß sie einiges Gute schufen und noch mehr Böses verhinderten; am Ende hinterläßt ihr Wirken doch den niederschlagenden Eindruck zweckloser Kraftvergeudung. Von den Hunderten, welche einst durch Ständchen und Ehrenbecher als die Vorkämpfer deutscher Freiheit verherrlicht wurden, leben heute kaum noch zehn in der Erinnerung der Menschen; ihre fähigsten Köpfe, wie Karl Mathy, blickten bald mit ironischer Verachtung auf ihr eigenes Treiben. Die Unfruchtbarkeit der ganzen Richtung, die Ohnmacht der kleinen Kammern trat unverkennbar zu Tage während des deutschen Krieges. Nach einem halben Jahrhundert parlamentarischen Lebens war keine süddeutsche Kammer stark genug, ihre Regierung von einem ruchlosen Bürgerkriege zurückzuhalten; in der größten Revolution unserer Geschichte that jedes Cabinet was ihm beliebte. —

Dergestalt hatte der deutsche Parlamentarismus bereits die bedenkliche Schule des Schein- und Kleinlebens durchlaufen, als endlich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. die constitutionelle Bewegung nach Preußen hinüberschlug. Augenblicklich ward offenbar, was eine Verfassung für die Staatseinheit bedeute. Schon in dem Kampfe um die Verfassung fanden sich weit entlegene Provinzen treulich zusammen; sobald sie bestand, umschloß die Gemeinschaft des Parteilebens sofort alle Landschaften. Das Rheinland vornehmlich ward erst durch diese Bewegung dem preußischen Staate ganz gewonnen. An dem Vereinigten Landtage lernten die Bewohner der Kleinstaaten zum erstenmale die Kräfte eines wirklichen Staates schätzen. Diese Versammlung, ein ständischer Körper, worin große Parteien des preußischen Staats gar nicht vertreten waren, überbot durch die Fülle ihrer Talente, durch den Ernst ihrer Kämpfe Alles, was die süddeutschen Musterlandtage je geleistet hatten. Hier zuerst in Deutschlands parlamentarischer Geschichte erschien ein mächtiger Adel auf der Bühne und neben ihm, vertreten durch einige bedeutende Köpfe, das unter dem Zollvereine rasch emporgestiegene großstädtische Bürgerthum. Der unberechenbare Eigensinn des Königs verschmähte auch diesmal die Verständigung. Eine grausame Strafe erfolgte; ein häßlicher Straßenkampf — ohne Vorbild und hoffentlich auch ohne Nachbild in der preußischen Geschichte —, trieb die Monarchie in die Bahnen des constitutionellen Lebens.

Die Vernunft der Geschichte redet niemals unzweideutiger, als wenn sie eine große Fügung durch widerwillige Hände vollstrecken läßt. Nur fanatische Verblendung kann bestreiten, daß eine Nothwendigkeit sich vollzog, als dieser König, der Doktrinär des altständischen Staats, die neue Verfassung unterschrieb. Doch wenn das Werk selber nothwendig war, seine Form zeigte überall die Spuren zufälliger, krankhafter Zeitmeinungen. Statt die großen Reformgedanken der Stein-Hardenberg'schen Epoche wieder aufzunehmen, wollte man wetteifern mit der constitutionellen Herrlichkeit der deutschen Nachbarlande. Man hoffte sie alle zu überbieten, indem man die belgische Verfassung zum Muster wählte, denn diese galt als die liberalste des Festlandes. Wer ist heute noch so urtheilslos, so unaufrichtig, um zu leugnen, daß dieser Gedanke die wunderliche Verirrung eines wohlmeinenden Doktrinarismus war? Der unhistorische Sinn, der kleinbürgerliche Geist, ausgebildet in Kleinstaaten ohne Vergangenheit und ohne Zukunft, hatte

auch den preußischen Liberalismus angesteckt. Wie? Dies stolze Preußen, dem die Eifersucht der Nachbarn schlagfertige Wachsamkeit, die fortschreitende Verwesung der deutschen Kleinstaaterei einen großen Ehrgeiz aufzwang, dies Land des kriegerischen Ruhmes sollte sich in denselben Rechtsformen bewegen wie die neutrale Provinz Belgien, welche, aus zwei hadernden Parteien, aus den Bruchstücken zweier feindlicher Nationen mühselig zusammengeschweißt, in der großen Politik nur das eine Ziel verfolgen kann, ihr Dasein nothdürftig zu fristen? Dieser Staat, der wie kein zweiter die Schöpfung seiner Könige war, sollte seiner Krone dieselben Bedingungen stellen, die eine aufständische Provinz einem erwählten fremden Prinzen auferlegt hatte? Die starken aristokratischen Kräfte unseres Nordostens sollten sich beugen unter eine Ordnung, die sich bewährt hatte in einem Lande der Städte, des allmächtigen Bürgerthums?

Der oberste Grundsatz der belgischen Verfassung „tous les pouvoirs émanent de la nation“ widersprach doch allzu handgreiflich der preußischen Geschichte, als daß man hätte wagen können, ihn bei uns einzubürgern; desgleichen der darauf folgende Satz: dem König steht keine Gewalt zu, die ihm nicht ausdrücklich durch die Verfassung übertragen ist. Aber indem man aus dem wohl durchdachten Gefüge der belgischen Charte den Grundsatz der Volkssouveränität hinausstieß und andere von streng monarchischem Inhalt einfügte, entstand unvermeidlich ein widerspruchsvolles Werk. Die alten Sätze erhielten auf dem neuen Boden einen anderen Sinn. Die Doktrin der Gewaltentheilung führte in Belgien zur Unterwerfung der vollziehenden Gewalt unter die gesetzgebende, in Preußen ward sie dahin ausgelegt, daß die Verwaltung sich ganz unabhängig von den Kammern, ja fast außerhalb der Verfassung bewegen müsse. Der beste Inhalt der belgischen Charte, die selbständige Verwaltung der Provinzen, ward in dem deutschen Gegenbilde nur angedeutet durch einige vage Sätze, welche bald ganz hinwegfielen. Wer dies Alles unbefangen erwägt, der wird nicht erstaunen über die schweren Kämpfe, welche der neuen Verfassung beschieden waren, sondern vielmehr die Lebenskraft dieses Staates bewundern, der ein so gewagtes Experiment glücklich überstand. In zwei nahe verwandten Staaten wurde damals dem doktrinären Liberalismus des Festlandes die fruchtbare Erfahrung, wie wenig der Buchstabe einer Verfassung bedeutet neben der thatkräftigen Gesetzgebung, die ihm Leben einhaucht, und wie leidlich ein wackeres Volk auch mit un-

vollkommenen Grundgesetzen auskommt, sobald ihm nur eine Bühne für gesetzliche politische Arbeit eröffnet ist. Piemont hatte sich ein noch weit unglücklicheres Vorbild für seinen Verfassungsbau gewählt, hatte die Charte Ludwig Philipp's angenommen im selben Augenblicke, da sie in ihrer Heimath unterging, und doch segelte die junge Macht auf dem gebrechlichen Fahrzeug bald muthig und sicher dahin. So ward auch in Preußen rasch erkannt, daß die Verfassung trotz ihres fremdländischen Ursprungs haltbar sei, weil sie einige der Grundgedanken aussprach, welche heute allen gesitteten Völkern gemein sind. Die Revolution von 48 hatte bei uns kaum weniger durchschlagend gewirkt wie in Frankreich die von 89. Die Welt drängte vorwärts, die Rückkehr zum Absolutismus war rein unmöglich.

Zunächst freilich folgte eine unheilvolle Zeit, da Preußen auf jeden Ehrgeiz, auf jeden Gedanken nationaler Politik zu verzichten schien. Alle Mächte der Reaktion liefen Sturm wider die Verfassung, und was von ihr nach wiederholten Aenderungen noch übrig blieb, ward von der herrschenden Partei mit frivoler Mißachtung behandelt. Das Aergste, was diese Frivolität dem preußischen Volk zu bieten wagte, war sicherlich die Errichtung des Herrenhauses. Die Regierung war nicht gewillt die Verfassung zu brechen, aber sie hielt nicht der Mühe werth auch nur zu prüfen, ob ihr Plan dem Grundgesetze entspreche; so ward denn die Neubildung des einen Factors der Gesetzgebung vollendet in rechtlich zweifelhaften Formen, die dem radikalen Pessimismus willkommenen Anlaß gaben, fortan den Rechtsbestand der gesammten Gesetzgebung anzuzweifeln — eine in der Geschichte des preußischen Beamtenthums beispiellose Fahrlässigkeit. Wie der Grundadel sich in dem Herrenhause eine Vertretung seiner Klasseninteressen schuf, so gelang ihm auch, die alten Provinzial- und Kreisstände wieder zu beleben. Bureaukratische, ständische, repräsentative Formen lagen jetzt in dem Staate chaotisch durcheinander. Und fragen wir, warum der Staat diesen gefährlichen Widerspruch ertragen hat, so lautet die Antwort für Preußen wie für die kleinen Staaten: weil die parlamentarischen Institutionen in der Selbstverwaltung der Gemeinden einen kräftigen Unterbau fanden, die Regierung also das pays légal niemals so vollständig beherrschen konnte wie weiland in Frankreich. Das Ministerium Manteuffel regierte parlamentarisch, gestützt auf eine zuverlässige Mehrheit, welche nicht blos den Wahlumtrieben der Behörden zu danken war, sondern der müden Stimmung des Landes einen treuen Ausdruck gab. Die

Regierung wußte gewandt die herrschenden unklaren Vorstellungen über das Wesen einer parlamentarischen Parteiregierung auszubeuten, brachte die einflußreichen Aemter nach und nach in die Hände ihrer Parteigenossen, verlangte grundsätzlich, nach der Weise von Guizot und Thiers, daß die Beamten ihre Amtsgewalt zu Gunsten der herrschenden Partei gebrauchten und mißbrauchten. Durch dies System wurde die alte Stellung des preußischen Beamtenthums gewaltsam verschoben und — unwissentlich der Anstoß gegeben zu einer neuen fruchtbaren Entwickelung der constitutionellen Gedanken.

Der deutsche Liberalismus war, so lange er sich auf die Kleinstaaten beschränkt sah, unfruchtbar geblieben sogar in seinen Theorien; sobald sich ihm die Erfahrungen eines großen Staats erschlossen, wagte er seine ersten ernstlichen Fortschritte. Man lernte zunächst neben der Form des Staats auch seinen Inhalt beachten; der gewaltige Aufschwung des Verkehrs rief vielseitige volkswirthschaftliche Untersuchungen, sociale Reformversuche jeder Art hervor. Man lernte desgleichen neben der Spitze des Staats auch seinen Unterbau würdigen. Die Uebergriffe einer von der Verfassung fast abgelösten Verwaltung wurden von den preußischen Parteien nicht, wie einst in Frankreich, als selbstverständlich hingenommen, in der Hoffnung auf Wiedervergeltung; sie galten allen Denkenden als ein Abfall von der alten ehrenhaften Ueberlieferung des Staates und führten zu der Frage, was denn eine gleichsam in der Luft schwebende parlamentarische Vertretung werth sei. Der Ruf nach gesetzlicher Selbstverwaltung, der schon in Dahlmann's Schriften leise, weit bestimmter in Tocqueville's geistvollen Werken erklungen war, wurde zur Losung aller liberalen Parteien, seit Rudolf Gneist uns das wirkliche England, den Unterbau des Parlamentarismus, kennen lehrte. So kehrten die Liberalen auf weiten Umwegen zu den Gedanken der Stein-Hardenberg'schen Epoche zurück, sie entsannen sich wieder der halb entwickelten Keime dauerhafter Volksfreiheit, die in unserem Boden lagen. Das brennende Gefühl der nationalen Schande, der Anblick der Agonie des Bundestags, die Lehren der neu aufblühenden patriotischen Geschichtschreibung zwangen den Liberalismus zugleich, die Frage der nationalen Einheit, die Nothwendigkeit einer schlagfertigen preußischen Staatsmacht schärfer in's Auge zu fassen. Die Gedankenarbeit, welche sich seitdem in der Staatswissenschaft wie in dem Leben der Parteien vollzieht, darf im Ganzen bezeichnet werden als der Versuch, diesen dreifachen neuen Ideenkreis

auszubauen und ihn zu verbinden mit dem lebensfähigen Inhalt der alten constitutionellen Doktrin.

Unausbleiblich trieb diese an neuen Gedanken so fruchtbare Zeit auch seltsame Verirrungen hervor. Während unter den Conservativen eine Schule theologischer Juristen den geheimnißvollen Unterschied zwischen heiligen und unheiligen Eiden entdeckte, verzweifelte ein Führer der Constitutionellen an der Zukunft der Monarchie: Gervinus muthete den großen Mächten zu, sich in republikanische Bünde aufzulösen. Mehr Anklang fand eine neue liberale Lehre, die in R. von Mohl ihren bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter sah; sie stellte dem deutschen Staate kurzweg die Wahl, entweder das System der englischen Parlamentsherrschaft anzunehmen oder zu verharren in einem Zustande der Lüge, in dem ewigen Kriege zwischen Bureaukratie und Parlament.

Noch fruchtbarer als diese theoretische Bewegung erwies sich die Schule praktischer Politik, welche der constitutionelle Staat den Parteien eröffnete. Während in Nordamerika die Talente dem Congresse fern bleiben, weil „dabei doch nichts herauskommt", weil der Congreß nichts gilt neben dem souveränen Volke, bewog in Preußen ein ehrenwerthes Pflichtgefühl tüchtige Männer aller gemäßigten Parteien, theilzunehmen an den Kammern, die noch so wenig bedeuteten neben dem Beamtenthum. Allein die Demokratie ruhte auf den Lorbeeren des passiven Widerstandes: sie lernte am wenigsten unter allen Parteien, da sie sich selber von dem praktischen Staatsleben ausschloß. Den prosaischen Geschäftsformen des Repräsentativstaats liegt ein hoch idealistischer Gedanke zu Grunde: der Gegensatz der Interessen und Meinungen soll sich ausgleichen durch die edelsten Waffen, in einem geistigen Wettkampfe; das Volk soll durch die Debatten der Presse, der Vereine, der Kammern ein Bewußtsein erhalten von seinem öffentlichen Rechte, also daß die Gesetze zu seinem geistigen Eigenthum werden. Wir müßten das Volk des Idealismus nicht sein, das wir sind, wenn wir einer solchen Verfassung nicht Geschick und guten Willen entgegengebracht hätten. In den Commissionsberichten und Gesetzentwürfen des Abgeordnetenhauses sammelte sich eine achtungswerthe Fülle von politischer Sachkunde und gesunden Plänen. Auch die conservative Partei lernte allmählich, auf dem Boden der Verfassung sich zu bewegen. Manche, die einst über die Charte Waldeck gespottet, handhabten jetzt gewandt die Waffen der Presse und der Rednerbühne,

welche der constitutionelle Staat ihnen darbot. Die Partei des Absolutismus war im Aussterben.

Noch lange freilich lag eine düstere Entmuthigung über den Geistern. Erst die Krone selbst — bezeichnend genug für Preußens monarchische Geschichte — erst das Auftreten des Prinzregenten eröffnete unserem constitutionellen Leben wieder eine hoffnungsvolle Zeit, führte die Demokratie wieder unter die handelnden Parteien zurück. Ich verfolge nicht im Einzelnen, wie die Wirksamkeit der neuen liberalen Regierung bald durch den unglücklichen Verlauf der Reorganisation des Heeres gelähmt wurde. Man versäumte den unschätzbaren Zeitpunkt, da man für die Genehmigung der militärischen Pläne der Krone eine Reihe hochwichtiger Reformen eintauschen und der liberalen Partei für lange Zeit den Besitz der Staatsgewalt sichern konnte. So trieb man hinein in den unseligen „Conflict.“ Unter allen Einsichtigen steht heute wohl das Urtheil fest, daß niemals ein großes Volk einen so verworrenen, so ganz und gar verschrobenen politischen Kampf geführt hat. Die Regierung vertheidigte eine nothwendige heilsame Reform, welche, wie sich damals schon erkennen ließ, einer großen nationalen Politik als Werkzeug dienen sollte; aber sie verletzte die Verfassung, das Unrecht verschanzte sich hinter der sophistischen Doktrin von der Verfassungslücke. Das empörte Rechtsgefühl entfesselte nun in Preußen Kräfte des Widerstandes, welche in den Kleinstaaten selbst nach ärgeren Rechtsverletzungen sich niemals so nachhaltig gezeigt hatten. Aber der Liberalismus bewies zugleich, daß die neuen Gedanken, welche in ihm gährten, noch jeder Durchbildung entbehrten, er fiel nochmals zurück in alle die kleinlichen Schwächen, die ihm in der unfruchtbaren Schule der Kleinstaaterei angeflogen waren. Noch immer überwog in seinen Reihen jener Formalismus der privatrechtlichen Bildung, der die großen Machtfragen des Staatslebens nach den Grundsätzen des Civilprocesses behandelt; noch immer blieb der Gedanke der deutschen Einheit ein Gegenstand theoretischer Begeisterung. Selbst die verheißende Erscheinung der italienischen Revolution bewog unsere Liberalen nicht, den besten Inhalt ihres eigenen Parteiprogramms durchzuführen und sich in hellen Haufen um die Krone Preußen zu schaaren. Der Nationalverein erklärte die Frage der preußischen Hegemonie für eine offene, und als sich im schleswig-holsteinischen Kriege die köstliche Gelegenheit bot, dem preußischen Staate die Herrscherstellung an unseren beiden Meeren zu erwerben, da focht der Liberalismus, bis auf einige

Dutzend Köpfe, im Lager Oesterreichs. Man verbiß sich und verbitterte in einem unfruchtbaren Kampfe, arbeitete den Feinden in die Hände durch krankhafte Uebertreibung, durch unwahre Anklagen wider den eigenen Staat. Als Verräther galt wer noch den Muth fand, an die großen, allen Preußen gemeinsamen Aufgaben der nationalen Politik zu erinnern.

Wie einst in den Kleinstaaten, so jetzt in Preußen steigerte der Liberalismus seine theoretischen Ansprüche und Erwartungen um so höher, je tiefer seine reale Macht sank. Das Bürgerthum, froh seiner glänzenden Erfolge in Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, wähnte den Staat allein beherrschen zu können. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses meinte sich stark genug die Herrschaft des Parlaments in Preußen zu begründen, ohne den Unterbau einer durchgebildeten Selbstverwaltung, ohne den Rückhalt einer mächtigen Volksbewegung, gegen den Willen der Krone und des Adels, gegen das Beamtenthum und das Heer. Unglückliche Täuschungen, die nur deshalb ein mildes Urtheil verdienen, weil sie einer edlen Empfindung, dem gekränkten Rechtsgefühl entsprangen.

Abermals war es die Krone, die den Staat aus einer unhaltbaren Lage rettete. Sie wagte den deutschen Krieg, gegen den Willen der großen Mehrzahl der Liberalen, und dies Preußen, das die liberale Presse soeben noch als einen todkranken Staat geschildert hatte, bewährte in unvergeßlichen Siegen nicht nur die Schlagkraft seines Heeres, die Gediegenheit seines Wohlstandes, seiner Bildung, sondern auch jene bescheidene Mäßigung, welche dem ruhigen Bewußtsein der Macht entspringt. Deutschland war frei von fremder Gewalt, vor diesem herrlichen Erfolge zerstob die Gehässigkeit der inneren Kämpfe. Die besseren Köpfe des Liberalismus kehrten zurück zu dem nationalen Gedanken, den sie in der Verbitterung des Parteihasses verleugnet hatten. Der Conflict ward beendigt, freilich ohne daß man das Mittel fand, seine Wiederkehr zu verhindern. Wie viel man indessen gelernt hatte von dem großen Gange der Geschichte, das bewährte der erste norddeutsche Reichstag, der immer eine stolze Erinnerung unseres Volkes bleiben wird.

Zum ersten male ward dem deutschen Parlamentarismus das Glück, einen in Wahrheit leitenden Staatsmann zu besitzen — ein Glück, dessen hohen Werth die constitutionelle Doktrin zu übersehen pflegt, während doch die englische Geschichte auf jedem Blatte davon zu

erzählen weiß. Wie der geistige Gehalt des englischen Parlaments durch die Größe der beiden Pitt gesteigert, durch die Frivolität Lord Palmerston's gedrückt wurde, so ward der norddeutsche Reichstag gehoben durch die Politik des Grafen Bismarck. Zwar die schwächlichen Einfälle der blinden Heroenverehrung, welche nach dem böhmischen Kriege zuweilen in der Presse laut wurden, fanden in dem freien Sinne unseres Volkes Gott sei Dank keinen Boden. Aber der Gegensatz der Parteien verlor Vieles von seiner Schärfe, seit die Regierung endlich Ziele verfolgte, welche über den Fractionen standen. Die tüchtigeren Kräfte der conservativen Partei warfen die alte thörichte Verehrung für das legitime Kleinfürstenthum über Bord, sie begannen ihre conservativen Neigungen auch auf das bereits angesammelte Capital von Volksrechten zu übertragen. Unter den Liberalen verschwand die thatlos entsagende Stimmung der kleinstaatlichen Epoche. Sie begriffen endlich, daß eine Partei, die nicht zu regieren vermag, genau so verächtlich dasteht wie der Mann, der im bürgerlichen Leben sich keine nützliche Stellung zu erringen weiß; sie fanden den Muth, der in diesen Kreisen immer selten war, sich schmähen zu lassen von dem lärmenden Unverstande. So kam die Verfassung des neuen deutschen Staats zu Stande durch das allein wirksame Mittel, durch Compromisse, welche zumeist der geistig rührigsten Partei, dem Liberalismus, Vortheil brachten.

Auch die zunehmende Verwirrung in dem buntscheckigen Lager des Partikularismus gab ein beredtes Zeugniß für die Kraft und Gesundheit der neuen Ordnung. Es liegt eine ungeheure Grausamkeit in jedem neuen welthistorischen Gedanken, er schlägt seine Feinde unbarmherzig mit Blindheit. Wir kämpfen für die Idee der deutschen Einheit, und sie für uns; ihre Gegner verfallen einer Verwirrung der Begriffe, die sich in einzelnen Köpfen bis zur offenbaren Verrücktheit steigert. Sie denken nicht mehr, sie schmähen nur noch mit der kleinlichen Bosheit einer versinkenden Partei, deren Orakelsprüche jeder neue Tag Lügen straft. Die Einen stehen dicht an der Schwelle des Verbrechens, predigen mit frecher Stirn den Verrath am Vaterlande. Die Anderen spielen mit einem bodenlosen Radikalismus, dessen täglich wechselnde Traumgebilde immer nur dasselbe offenbaren: seine eigene Unersättlichkeit. Der Partikularismus ist auch mit geistigen Waffen besiegt, gründlicher noch als auf den Schlachtfeldern des Main- und Tauberthals.

Die Revolution von 1866 erschien zur höchsten Zeit, fast allzu spät für die längst zur Vernichtung reifen Kleinstaaten; doch sie erschien zu früh für Preußen, sie fand den Staat vor inmitten der unfertigen Versuche, die alten Institutionen mit der neuen Verfassung zu verschmelzen. Das Mißverhältniß der sittlichen und der materiellen Kräfte, darunter das alte Preußen litt, zwang den Staat in eine einseitige Entwickelung hinein. Er mußte stets einzelne Zweige des öffentlichen Lebens, bald die auswärtige Politik, bald die Rechtspflege, bald das Schulwesen, vernachlässigen, um anderen seine volle Kraft zu widmen. Nun stand er plötzlich an der Spitze Deutschlands, neuen großen Pflichten gegenüber. Augenblicklich zeigten tausend Finger auf die wunden Stellen an seinem Leibe; vielseitig, wie nie zuvor, auf allen Gebieten des Staatslebens zugleich, ward das Verlangen nach Reformen ausgesprochen. Die Aufgabe, die neuen Provinzen zu organisiren, erschien jetzt ungleich verwickelter als fünfzig Jahre früher; denn nicht eine von dem Joche der Fremden befreite Bevölkerung trat in die Monarchie ein, sondern eine Reihe kleiner Gemeinwesen, welche allesammt eines bescheidenen Maßes politischer Rechte genossen; keines darunter — vielleicht Schleswig-Holstein ausgenommen — das nicht in einzelnen Institutionen dem preußischen Staate selber ein Vorbild sein konnte; und jede Klage der verletzten Interessen hallte in Presse und Parlament vernehmlich wieder. Dazu der unerhörte Versuch, den noch nie eine Großmacht gewagt hat, zugleich einen Einheitsstaat und einen lebendigen Staatenbund zu leiten. Es ist sicherlich ein gutes Zeichen, daß nach solchen Erfolgen die Nation den thatkräftigen Drang der Selbsterkenntniß bewährte. Ueberblicken wir einen längeren Zeitraum, so tritt uns ein wahrhaft großartiges Fortschreiten der liberalen Ideen entgegen. Noch war kein Menschenalter verflossen, seit die aufgeklärten Stadtverordneten von Berlin sich für den Schutz des Handwerks verwendeten; jetzt trat das freie Gewerbegesetz des norddeutschen Bundes in's Leben, unter dem Beifall fast aller Parteien, ohne Lärm, fast wie ein unabwendbares Naturereigniß.

Seitdem ist durch wunderbare Siege das neue Kaiserthum gegründet, die Vereinigung mit dem Süden vollzogen und die Annexion des Jahres 1866 zum Abschlusse gebracht worden. Sobald die hochherzige Erregung einer ungeheuren Zeit den Menschen den Muth gab die Dinge im Großen zu sehen, da zeigte sich auch, daß ein halbes Jahrzehnt genügt hatte die neuen Provinzen dem preußischen Staate zu

gewinnen. In Cassel, in Hannover und vornehmlich in Frankfurt ließen sich die segensreichen Folgen der preußischen Verwaltung mit Händen greifen; es giebt keine starke Partei mehr in den neuen Provinzen, welche ernstlich den Abfall vom preußischen Staate erstrebte. Die Lebenskraft dieses Staates ist abermals glänzend bewährt. Und doch hat das Werk der Reform kaum begonnen; wir stehen erst in den Anfängen eines langen Zeitraumes grundlegender Gesetze.

Prüfen wir zunächst, welche conservativen Kräfte die unruhige Bewegung dieser anspruchsvollen Zeit in Preußen vorfindet. Mit ihnen hat sie zu rechnen, will sie nicht den Boden unter den Füßen verlieren.

Der monarchischen Gesinnung rühmt sich jedermann unter unseren Liberalen; wer aber schärfer zuschaut, entdeckt leicht, daß Preußens starkes Königthum der Mehrzahl nur als ein vorläufig zu duldendes Uebel gilt. Jene alte doktrinäre Lust an Staatsidealen, die selbst den historisch geschulten Geist eines Dahlmann verleitete, nach dem „guten Staate“ zu suchen, waltet noch heute. Mag auch Montesquieu hundertmal widerlegt sein — wehe dem, der zu bestreiten wagt, daß das englische Königthum in seiner heutigen Gestalt eine ungleich reifere Staatsform sei als die deutsche Monarchie. Hinter solchen Vorstellungen verbirgt sich der unwiderlegliche Gedanke, daß der Absolutismus, der allen Culturvölkern Europa's die erste Voraussetzung staatlicher Größe, die nationale Einheit geschaffen hat, ebendeshalb die natürliche Staatsform unreifer Völker ist. Der ganze Jammer unseres wirrenreichen Schicksals fällt uns auf die Seele, sobald wir gedenken, daß unser Volk nach einer tausendjährigen Geschichte, nachdem längst schon das Feuer unseres Geistes die weite Welt erleuchtet, wieder zurückfiel in eine zweite politische Kindheit, daß unsere Urgroßväter noch von dem eisernen Zuchtmeister Friedrich Wilhelm I. wie eine Kinderschaar gegängelt wurden. Glücklich das Volk, dem vergönnt war diese harte Schule der Staatseinheit in jungen Jahren zu durchlaufen; glücklich dies England, das schon in der angelsächsischen Zeit die Einheit des Gebiets, schon unter den ersten Normannenkönigen die feste Centralisation der Staatsgewalt errang. Aber wenn Englands alte Geschichte leichter, einfacher verlief als die unsere, folgt daraus etwa, daß wir trachten müssen unsere

deutsche Krone zu einem Schattenkönigthum, dem englischen gleich, herabzudrücken?

Nachdem die Briten in zwei Revolutionen ihr altes Landesrecht gegen die frevelhafte Willkür eines ausländischen Fürstengeschlechtes behauptet hatten, schenkte der freie Wille der beiden mächtigen Adelsparteien die Krone einem fremden Usurpator. Dann folgte abermals ein fremdes Herrscherhaus — Fürsten, die erst in der dritten Generation zu Engländern wurden und in allen Generationen, bis auf die letzte, sich durch eine erstaunliche erbliche Unfähigkeit auszeichneten — eine Dynastie ohne Erbrecht, die lange allein von der Gnade der Whigs lebte. Ein solches Königthum verdiente nur „ein kostspieliges, doch übrigens unschädliches Kapitäl an der Säule des Staats" zu sein. Nicht einmal das gesellige Leben des herrschenden Adels fand an diesem Hofe seinen Mittelpunkt. Da Georg I. kein Englisch verstand, so bildete sich die Regel, daß das Cabinet nie im Beisein des Monarchen berathen dürfe; dann — nicht vor 1739 — kam der Grundsatz auf, der Wille des Monarchen solle im Parlamente nicht erwähnt werden. Seit Georg III. sodann mit plumper Hand den thörichten Versuch wagte, die Adelsparteien unter die Krone zu beugen, wurde das Königthum grundsätzlich Schritt für Schritt zur Seite geschoben. Die ersten George besaßen noch die Freiheit, zwar nicht ihre Politik, wohl aber die Personen ihres Cabinets zu wählen. Heute darf der Monarch nur noch den leitenden Staatsmann ernennen, der sich dann selber seine Amtsgenossen sucht, und selbst dies Recht der Krone ist nur ein Schein, da nach dem Rücktritt eines Cabinets Niemand außer dem Führer der Opposition sich unterstehen würde eine neue Regierung zu bilden. Von den alten Prärogativen der Krone kommt eine nach der andern außer Uebung, bis herab zu dem harmlosen Rechte, lebenslängliche Peers zu ernennen.

Der ganze Zuschnitt des Staats- und Hoflebens ist darauf berechnet, jene königlichen Nullen zu erziehen, welche die Parlamentsherrschaft braucht. Der Thronfolger wächst auf an einem Hofe, dessen einflußreiche Würden die herrschende Partei besetzt, er bekleidet nie ein Amt im Heere oder im Civildienst, nur bei der Einweihung von Brücken und Eisenbahnen lernt er das öffentliche Leben kennen. Der englische Parlamentarismus bedarf großer Minister und hat bisher sehr glücklich verstanden sie zu bilden; aber ein König von genialer Herrscherkraft würde in England, wo nicht verderblich wirken, so doch den gewohnten Gang des Staatslebens gewaltsam stören. Höchstens einen Prinz-

gemahl, der seine staatsmännische Kraft behutsam zu verstecken weiß, vermag die Parlamentsherrschaft zu ertragen. Die wirkliche „Theilung der Gewalten“ im heutigen England schildert ein strenger Monarchist, Alpheus Todd, also: das Unterhaus enthält in sich die Autorität der Krone, die erhaltende Kraft des Adels und zugleich die bewegende Macht der Demokratie. Und James Lorimer sagt trocken: the power of the Commons is supreme. — Nun ist weltbekannt, welches große und freie Staatsleben der Adel Englands unter diesem unnatürlichen Königthum seinem Volke zu sichern gewußt hat; desgleichen, daß auch die verkrüppelte Krone in dem kunstvollen Staatsbau immer ein unentbehrliches Glied bildete, ja, daß noch in unseren Tagen das Beispiel eines ehrenhaften Hofes sittigend und bildend eingewirkt hat auf das sociale Leben der höheren Stände. Aber der natürliche Zweck politischer Institutionen bleibt doch, daß sie leben und wirken, daß sie in tüchtigen Händen das Größte leisten. Das englische Königthum, das nichts schaden und nichts schaffen kann, als Vorbild aufstellen für uns Deutsche, die wir eine lebenskräftige, nicht durch Stuart-Sünden und Welfenthorheit entweihte Krone besitzen — das heißt einem gesunden Manne zumuthen, er solle sich sein Bein abschneiden, um dann mit einem meisterhaft gearbeiteten Stelzfuß einherzuprunken.

Es ist eine Phrase, die ein Liberaler dem anderen nachschreibt, nur der Kampf gegen das Königthum von Gottes Gnaden habe überall die Freiheit der Völker begründet. So war es in England, aber nicht in Frankreich; denn Ludwig XVI. verlor seine Krone wahrhaftig nicht, weil er der Selbstvergötterungslehre der Stuarts gehuldigt hätte, sondern weil er nicht verstand die Sache des Königthums von den Interessen der privilegirten Stände zu trennen. Nun gar in Deutschland! Seit die Deutschen aus dem fürchterlichen Falle der dreißig Jahre sich wieder erhoben, sind die staatsbildenden wie die staatsfeindlichen Kräfte in unserem Vaterlande unabänderlich dieselben geblieben. Von dem Augenblicke an, da die preußisch-brandenburgische Monarchie neu gegründet ward, bis zu der Stunde, da der Wille König Wilhelm's den norddeutschen Bund in's Leben rief, diese zwei Jahrhunderte hindurch hat der deutsche Staat unwandelbar denselben Vertreter gehabt: die Krone der Hohenzollern mit ihrem Heere — und dieselben vier mächtigen Feinde: den Neid des Auslandes, die Eifersucht des Hauses Oesterreich, die kümmerliche Selbstsucht der Partikularisten, endlich und vor allen jene anarchische Gesinnung, die sich einst mit dem Namen der

deutschen Libertät brüstete, bald den Ritterhut des adlichen Landstandes, bald die rothe Mütze des Demagogen auf ihr Haupt setzte und doch unter tausend Verkleidungen immer das gleiche Wesen zeigte: den Haß gegen jede ernsthafte staatliche Ordnung, die zügellose sociale Begehrlichkeit. Die Monarchie hat unserem verwilderten Volke ein menschenwürdiges Gemeinwesen gegründet, und wie der Name Staat aus den Verordnungen Friedrich's des Großen zuerst hinüberdrang in den gemeinen Sprachgebrauch, so hat auch das Königthum der Hohenzollern unsere Väter für den Staat erzogen. Die Krone legte den Grund zu dem zukunftsreichen Bau deutscher Selbstverwaltung. Sie fehlte schwer, als sie dann die gerechten Wünsche ihres gereiften Volkes zu erfüllen zögerte, aber der Fehler entsprang dem Irrthum, nicht frechem Uebermuthe. Darum ging auch in jenen schlimmen Tagen Friedrich Wilhelm's IV., da die monarchische Gesinnung am tiefsten stand, das Vertrauen auf das Königthum den Preußen nicht verloren. Man betrachte die Geschichte der Hohenzollern durch die dunkelsten Gläser, man sammle, soweit er echt ist, all' den Schmutz, den die Vehse und Klopp und die anderen historischen Kloakenräumer deutscher Nation zu Tage gefördert — und frage sich dann: ist eine treue und gerechte Nation befugt, einem Herrscherhause von solcher Vergangenheit jenes Mißtrauen entgegenzubringen, das nach der alten constitutionellen Theorie die vorherrschende Empfindung eines freien Volkes sein soll?

Der Werth des Königthums für Deutschland liegt nicht blos in den allgemeinen politischen Gründen, welche in allen europäischen Großstaaten die Monarchie aufrecht halten — nicht blos in dem Bedürfniß, die Gegensätze der Parteien und Interessen durch einen unbefangenen Willen auszugleichen, eine vielseitige Staatsthätigkeit sicher und stätig zu leiten. Das Königthum der Hohenzollern ist zugleich die beinah einzige Macht der politischen Tradition in dem ewigen Wechsel der deutschen Geschichte. Englands parlamentarische Gesetze reichen zurück in die graue Vorzeit, ein Präcedenzfall aus dem vierzehnten Jahrhundert kann noch heute über einen Parlamentsbeschluß entscheiden; nur die Dynastie der Welfen ist modern, steht wie ein zufälliges Beiwerk in diesem uralten Staatswesen. Wie anders in Deutschland! Alle großen Institutionen unseres Staates sind erst in einer nahen Vergangenheit geschaffen oder neu gegründet: das Parlament, das Gemeindewesen, die Rechtspflege, Heer und Unterricht. Selbst das Gebiet des Staats änderte fort und fort seine Grenzen, hat noch heute nicht

einen dauerhaften Abschluß erlangt. Fast die einzige politische Kraft, welche diese moderne Welt mit der Vergangenheit verbindet, ist das königliche Haus; die Geschichte der Hohenzollern umschließt alle wahrhaft ruhmvollen politischen Erinnerungen, welche Deutschland seit dem westphälischen Frieden besitzt. John Stuart Mill, der geistreiche Mann, der sich leider mehr und mehr in einen haltlosen Radikalismus verliert, meint freilich verächtlich, die politische Tradition habe einen Werth nur so lange die Völker nicht aufgeklärt, nicht improved seien. Wir altväterischen Deutschen werden uns zu der Höhe solcher Aufklärung niemals erheben. Verkünden denn die krampfhaften Bewegungen des neufranzösischen Staats nicht allzu vernehmlich, wohin ein Volk geräth, das mit seiner Vergangenheit gebrochen hat? Mögen die Pedanten streiten, was an sich größer sei, die parlamentarische Geschichte Englands oder die monarchische Preußens. Der politische Kopf beseitigt solche müßige Spielereien durch die kurze Antwort: die beiden Staaten haben sich im scharfen Gegensatze entwickelt; alle die Zweige des politischen Lebens, welche in England blühen, sind in Deutschland verkümmert, und umgekehrt. Der Patriot läßt sich darauf nicht ein, denn bei solchen Vergleichungen hört für stolze Völker von Rechtswegen die Unparteilichkeit auf: jeder Preuße hat das Recht, den großen König und den fridericianischen Heldenkreis höher zu stellen als Lord Chatham und Lord Clive, seinen Stein und Scharnhorst nicht dahinzugeben für Pitt und Fox.

Die monarchische Gesinnung wurzelt felsenfest in unserer Nation, sie ist die männliche Empfindung eines freien Volkes, sie entspringt der dankbaren Erkenntniß, daß unsere Krone die hohen Pflichten, um derentwillen sie besteht, immerdar erfüllt hat. In solchem Sinne ist nichts von mystischem Aberglauben; die blinde Ergebenheit gedeiht nicht mehr in unserem handfesten Jahrhundert, das schon einige hundert deutscher Fürsten- und Herrenkronen zerschlagen hat und in dieser löblichen Arbeit ohne Zweifel fortfahren wird. Wenn der Radikalismus über diese monarchische Gesinnung spottet, die bisher in allen neuerworbenen Provinzen Preußens sehr bald heimisch wurde und auch in Hannover und Schleswig-Holstein ohne jeden Zweifel Wurzel schlagen wird, so beweist er damit nur, daß die anmaßende Halbbildung das Gemüthsleben unseres Volkes, den Adel und die Tiefe des deutschen Wesens nicht versteht. Börne's Witzeleien über den preußischen „Bedientensinn“ sind das politische Seitenstück zu seinen literarischen Schmähungen wider

Goethe; dem Manne war Alles was deutsch ist in tiefster Seele zuwider. Ohne den monarchischen Sinn des preußischen Volks war das Jahr 1866 ebenso unmöglich wie das Jahr 1813, und wo sind die Leistungen des deutschen Radikalismus, die sich den Thaten dieses Knechtssinnes vergleichen dürfen?

Der Name Legitimität war in Preußen immer nur eine leere Phrase. Die Macht dieser Krone ruhte von jeher auf besseren Rechtstiteln, als Erb- und Kaufverträge gewähren können. Wie sie ihre Herrschaft im Herzogthum Preußen einer Revolution, der That Martin Luther's, verdankte, so ist sie auch fernerhin gewachsen durch die lebendigen Kräfte der deutschen Geschichte, oftmals im offenen Kampfe mit dem Reichs- und Bundesrecht. Bis zum Jahr 1866 blieb ihr mindestens der Trost, daß sie kein Dorf besitze ohne die Zustimmung Europa's. Doch durch den deutschen Krieg ward der Bruch mit der Legitimität, der fast in allen europäischen Staaten den Beginn einer freieren Epoche bezeichnet, förmlich vollzogen: es ist heute nicht mehr möglich zugleich ein treuer Preuße und ein Legitimist zu sein. Seitdem beginnt selbst das dunkle Gefühl der Massen das Wesen dieses nationalen Königthums zu verstehen; sie ahnen, daß diese Macht der Tradition zugleich eine lebendige Kraft des Fortschritts, der Mehrer des Reichs, der Vorkämpfer der deutschen Einheit ist. Die uralte Ehrfurcht vor Kaiser und Reich, welche die Stürme der Jahrhunderte nicht ausrotten konnten aus dem treuen Herzen unseres Volkes, die alte deutsche Sehnsucht nach einem Schirmherrn des Rechts in dem zerrissenen Vaterlande — sie redete aus dem Jubel jener braven friesischen Bauern, die sich in Wilhelmshaven um König Wilhelm drängten und ihre Buben auf die Schultern hoben, um sich den deutschen König 'mal anzukieken.

Inzwischen sind Kaiser und Reich wieder auferstanden, und die helle Freude, die den Kaiser in dem lang entfremdeten Süden begrüßte, gab abermals ein Zeugniß von der monarchischen Gesinnung des Volks. Aber auch daran ist kein Zweifel, daß die Nation das Kaiserthum nicht als eine Weltherrschaft, sondern als ein nationales Königthum auffaßt; sie erwartet einfach, daß die Hohenzollern ihre neue Würde genau in demselben Geiste verstehen werden, wie bisher ihre preußische Königspflicht.

Für ein Volk, das sich erst hindurchkämpft zur Einheit, ist die Persönlichkeit des Monarchen eine hochbedeutsame politische Kraft. Nur

der Doktrinär mag verkennen, was die ehrwürdige Erscheinung König Wilhelm's der werdenden Einheit Deutschlands nützt, was die Roheit Victor Emanuel's dem Ausbau der Einheit Italiens schadet. Wer darf bei uns im Ernst jene englische Frage aufwerfen, ob nicht ein hochbegabter Fürst dem Staate gefährlich werden könne? Sehet an die unübersehbar verworrenen Institutionen unseres unfertigen Reiches, die drohende Auflösung Oesterreichs, und dann saget, ob solchen Aufgaben gegenüber die höchste Herrscherkraft nicht gerade gut genug wäre. Wir brauchen ein starkes Königthum, um die kriegerische Action zu leiten, welche der Ausbau und die Befestigung unseres Reiches schließlich doch verlangen wird. Wir bedürfen seiner, um eine kühne nationale Staatskunst zu führen. Denn die deutsche Politik kann schwerlich populär sein, sie wird noch auf lange hinaus hier demokratische, dort partikularistische Neigungen vor den Kopf stoßen müssen, und nur ein König kann solchen Haß ertragen. Auch von den friedlichen Aufgaben, welche dem vollendeten deutschen Staate bevorstehen, sind viele nur durch eine kräftige monarchische Gewalt zu lösen. Wer anders als die Krone Preußen wird dereinst die feudale Anarchie in Mecklenburg unter die rechtschaffene Zucht staatlicher Ordnung beugen können?

Auf die erbliche Tugend eines Herrscherhauses blindlings zu vertrauen, ist eines freien Volkes nicht würdig. Es bleibt ja denkbar, daß auch die Hohenzollern einstmals die glorreiche Erbschaft so vieler Könige und Helden verwahrlosen, daß die Wahnbegriffe des göttlichen Königsrechts das alte fürstliche Pflichtgefühl ersticken oder — was das Kläglichste wäre — daß jener liberalisirende Partikularismus, welcher, durch die Augustenburgische Agitation großgezogen, heute die meisten kleinen Höfe erfüllt, auch in dem Königsschlosse an der Spree sich einnistet. Ginge also dem deutschen Königthum das Bewußtsein seiner Pflichten verloren, dann freilich wäre unser Parlament, wie einst das englische, gezwungen, die königliche Gewalt zur Seite zu schieben. Aber ein solcher Fall ist weder wünschenswerth noch wahrscheinlich. Nicht wünschenswerth, denn wo ist in dem heutigen Deutschland die Macht, welche an die Stelle des Königthums treten könnte? Nicht wahrscheinlich, denn der deutsche Krieg hat der Staatskunst der Hohenzollern so klar und sicher ihre Wege vorgezeichnet, daß nur krankhafte Verblendung sie verkennen kann. So lange nicht eine unerhörte Pflichtverletzung uns in eine Bahn hineinzwingt, die unserer Geschichte zuwiderläuft, ebenso lange bleibt es sündlich, auch nur durch doktrinäre Wünsche das Ansehen

der Krone zu erschüttern, die den deutschen Staat geschaffen hat und vollenden soll.

Die Verfassungen Preußens und Deutschlands enthalten kein Wort, das unvereinbar wäre mit einem starken Königthum; es kommt nur darauf an, sie ohne Hintergedanken auszulegen. Der Satz le roi régne mais il ne gouverne pas widerspricht dem Buchstaben wie dem Geiste unseres Staatsrechts. Unser König soll herrschen und regieren, er allein ernennt seine höchsten Räthe (auf diesen vielbestrittenen Punkt komme ich zurück); er führt, wenn es ihm gut dünkt, selber den Vorsitz im Rathe seiner Minister. Darum ist die Stellung eines Ministers in Preußen verfassungsmäßig eine andere als in England: er genügt seinen Pflichten nicht, wenn er — wie die englischen Minister seit Robert Walpole — blos die Zustimmung des Parlaments sich zu sichern trachtet, er soll auch das persönliche Vertrauen des Königs besitzen. Deshalb darf er auch in Fällen der Noth sich auf den Willen des Königs berufen, dem Parlamente offen erklären: ich bin von diesem Plane abgestanden, weil ich die Genehmigung des Königs nicht erlangen konnte. Solche Berufung auf den königlichen Willen bleibt immer gefährlich, denn sie legt dem Parlamente eine schwere Gewissensfrage vor, und verfehlt sie ihren Eindruck, so wird der Streit zwischen den Factoren der Gesetzgebung verschärft; sie kann mißbraucht werden, wie jedes Recht, und sie ist mißbraucht worden, wie mir scheint, in den Tagen des Conflicts. Aber verfassungswidrig ist sie nicht, sie schwächt nicht, sie verschärft vielmehr die Verantwortlichkeit der Minister. Wenn dereinst ein Fortschritt geschehen ist, den nachgerade alle Parteien als unerläßlich ansehen, wenn ein Tribunal und feste Rechtsformen bestehen, um schuldige Räthe der Krone zur Verantwortung zu ziehen, dann wird ein Minister, der den Namen des Königs frivol mißbraucht hat, gerade wegen eines solchen Schrittes ernsthaft Rede stehen müssen. Doch dann wird auch ein politisch reiferes Geschlecht einem Minister, der zur rechten Zeit für eine gerechte Sache das Ansehen der Krone einsetzt, dankbar nachrühmen, er habe seine Pflicht gethan.

Man schilt solche Meinungen kurzweg „unconstitutionell." Aber was ist denn jenes erhabene „allgemeine constitutionelle Staatsrecht", das heute mit so untrüglicher Sicherheit in unser Verfassungsleben hineinredet? Nichts als eine willkürliche Theorie, die einzelne herausgerissene Sätze aus dem Staatsrecht von England und Schwarzburg-Sondershausen, von Norwegen und Baden zu einem Systeme zusammen-

knetet. Erleben wir nicht soeben, daß mit demselben subjectiven Belieben auch ein „allgemeines bundesstaatliches Staatsrecht“ ausgeklügelt wird? Hinweg mit diesen Hirngespinsten, wenn sie verstoßen gegen die lebendige Geschichte unseres monarchischen Staats, gegen den unzweideutigen Wortlaut unseres positiven Rechts, das dem König allein die vollziehende Gewalt zuweist! Man beruft sich ferner auf den englischen Brauch. Aber worin liegt denn die erhabene Weisheit des englischen Parlaments? Doch sicherlich in jener Mäßigung, welche niemals ungereifte Früchte pflückte. Das englische Staatsrecht ist was jedes gesunde Staatsrecht sein soll, der rechtliche Ausdruck der thatsächlich bestehenden Machtverhältnisse. Der Grundsatz, daß des Königs Meinung nicht erwähnt werden darf, ward erst dann unter die Rechtsgewohnheiten des Parlaments aufgenommen, als der Wille der Krone nichts mehr vermochte gegen die herrschende Adelspartei. Der Satz ist in England die Anerkennung einer Thatsache, in Preußen eine leere Fiction. Jedermann fühlt die reale Macht des Willens unserer Krone; wir würden unser Staatsrecht verfälschen, wenn wir den König herabwürdigten zu einem Werkzeug seiner Räthe, wenn wir ihn zwängen, auf Schleichwegen, durch Hinterthüren, wie Georg III. oder Ludwig Philipp, seine Entschlüsse zur Geltung zu bringen.

Ein freies Königthum ist mit nichten unvereinbar mit wirksamen Rechten der Volksvertretung. Schon König Wilhelm erfuhr, wenige Jahre nach seinen glänzenden Erfolgen, daß Minister, denen das Abgeordnetenhaus offenbares Mißtrauen entgegenbringt, sich heutzutage nicht mehr halten können; seinen Nachfolgern stehen ohne Zweifel ähnliche noch weit eindringlichere Erfahrungen bevor. Das Herrscherhaus hat noch Großes zu lernen, um den unermeßlich gesteigerten Anforderungen zu genügen, die der vergrößerte Staat, die aufsteigende Volksvertretung an das königliche Amt stellt. Die Erziehung der preußischen Prinzen bildet sie freilich zu Männern, lehrt sie im Kriegsdienst Menschen zu behandeln und zu beherrschen; doch ihre Kenntniß des bürgerlichen Lebens bleibt allzusehr auf einzelne Klassen der Gesellschaft beschränkt, und für ihre politische Ausbildung kann leider nur Ungenügendes geschehen, so lange der hohe Adel deutscher Nation noch nicht in einem Oberhause sich versammelt. Dies demokratische Jahrhundert wird dem Hause der Hohenzollern noch manchen schweren Kampf, noch manche herbe Stunde der Entsagung bringen. Aber jede Verfassung, und umschließe sie die Staatsgewalten mit noch so festen

rechtlichen Schranken, rechnet zuletzt auf das Walten sittlicher Mächte. Wie die Verfassung Englands auf die Weisheit ihres Adels zählt, so baut die unsere auf das Pflichtgefühl des Königs. Und wie die Briten nach ihrer jüngsten Reformbill durch die That bewiesen, daß sie das Vertrauen auf ihre regierende Klasse noch nicht verloren haben, so muß auch unser parlamentarisches Leben bewähren, daß wir nicht brechen wollen mit unserer monarchischen Geschichte. Jede deutsche Partei verdirbt nur sich selber, wenn sie dem mit Recht stolzen Königshause unannehmbare Zumuthungen stellt. —

Eine andere conservative Macht in Preußen ist das Heer, eine politische Kraft, deren Werth von den landläufigen constitutionellen Theorien fast niemals recht gewürdigt wird. In den verkehrten Urtheilen über das Wesen des Krieges und des Heeres offenbaren sich die allerbedenklichsten Gebrechen unseres Liberalismus; der ganze Unsegen seines kleinstaatlichen Bildungsganges tritt da zu Tage. Wenn ich hier ein offenes Wort wage über die Einseitigkeit dieser allzu bürgerlichen Gesinnung, so hoffe ich — nach Allem, was ich oben über die Frevel der napoleonischen Politik gesagt habe — gegen grobe Mißverständnisse gesichert zu sein. Alle Arbeiten, alle Gewohnheiten der modernen Welt rechnen auf den Frieden. Fast jeder Krieg erscheint heute wie die vermessene Willkür einzelner Gewalthaber; ein Krieg, der von Anbeginn auf die Begeisterung der Massen zählen darf, ist nur in den seltensten Fällen noch möglich. In dieser Welt der Arbeit hat sich nun eine Theorie der blinden Friedensseligkeit ausgebildet, welche der Denkkraft wie der sittlichen Kraft unseres Jahrhunderts zur Schande gereicht — eine Fülle von Redensarten, so wasserklar, daß alle Welt sie nachspricht, und so läppisch, daß Jeder, der ein Mann ist, sie augenblicklich über Bord wirft, sobald die Majestät des Krieges leibhaftig unter die Völker tritt.

Theologische Verbildung hat an solchen Irrthümern geringen Antheil. Jeder tüchtige Theolog sagt sich selber, daß das Bibelwort „du sollst nicht tödten" ebenso wenig in rohem buchstäblichen Sinne ausgelegt werden darf wie die apostolische Ermahnung, unsere Habe dahinzugeben an die Armen. Nur einzelne quäkerische Schwärmer wollen nicht sehen, wie wunderschön das Alte Testament die Herrlichkeit des heiligen und gerechten Krieges preist. Gefährlicher wirkt auf die Gegenwart die Gefühlsseligkeit — das gedankenlose Mitleid jener weiblichen Naturen, die sich nicht trösten können über das unsägliche Elend, das

der Krieg über die Menschen bringt. Man sucht geschäftig alle Gemeinplätze Rousseau'scher Sentimentalität wieder hervor und klagt pathetisch wie der Räuber Moor über diese böse Welt, wo es für sündlich gilt einen Dreier zu stehlen und für erhaben eine Krone zu rauben. Auch die staatsfeindlichen Lehren des alten Naturrechts haben sich in der deutschen Kleinstaaterei mit erstaunlicher Lebenskraft fortgepflanzt, und leider erwies sich bekanntlich selbst Kant, da er über den ewigen Frieden schrieb, ganz und gar als ein Kind seiner unpolitischen Zeit. Meinen Universitätsfreunden ist sicherlich noch ein Colleg über Völkerrecht in heiterer Erinnerung, das uns von einem wässerigen alten Kantianer diktirt wurde und seinen Gipfelpunkt erreichte in einem unglaublich dummen Schlußparagraphen „vom ewigen Frieden." Was wir jungen Leute damals schon belachten, das wird uns heute täglich in modernem Aufputz von hundert Zeitungen als allerneueste politische Weisheit vorgeführt.

Zu diesem Bodensatze längst überwundener Doktrinen gesellt sich der Materialismus unseres erwerbenden Jahrhunderts — das Mammonspriesterthum der Manchesterschule. Die nationalökonomische Theorie muß, um den Begriff des Preises und andere Grundbegriffe klar zu legen, von der Fiction ausgehen, daß der Eigennutz der herrschende Trieb des Menschengeistes sei. So gelangen flache Köpfe zu einem Wahnbilde des Menschengeschlechts, einem Wahnbegriffe, den der Anblick der ersten besten armen Mutter Lügen straft: der Lebenszweck des Einzelnen ist Erwerb und Genuß, der Zweck des Staates — seinen Bürgern das Geschäft zu erleichtern; der Krieg mithin ist ein Uebel, das moderne Heerwesen ein trauriger Ueberrest mittelalterlicher Barbarei, und von den Völkern Europa's nur eines wahrhaft aufgeklärt — jenes glückliche Völkchen, das sich selber la nation luxembourgeoise nennt, denn hier allein sind die alten romantischen Begriffe „Vaterland und Ehre" gänzlich überwältigt, hier allein wird der Staat durchgeistigt von dem heiligen Gedanken: der Mensch ist bestimmt theuer zu verkaufen und wohlfeil zu kaufen! Das ist jene entsetzliche Phantasterei des herzlosen Verstandes, deren Taumgebilde den edlen Sinn ebenso widerwärtig berühren wie die aus überreiztem Kopfe, nicht aus vollem Herzen entsprungenen Gebilde schlechter Dichter. Und diese Doktrin der gemeinen Selbstsucht findet nicht nur, wie billig, jubelnden Beifall bei kurzsichtigen Geschäftsleuten, sie führt auch erhabene Worte von Civilisation und Menschenliebe im Munde, sie gebärdet sich als die Vertreterin des

politischen Idealismus und schreit entrüstet über Barbarei und Unsittlichkeit, sobald ein ehrlicher Mann sich untersteht, die segensreiche Nothwendigkeit des Krieges zu behaupten oder die Frage aufzuwerfen, ob nicht Hannibal vielleicht doch ein ebenso nützliches Mitglied des Menschengeschlechts war wie die Firma Schwindelmeyer & Co.

Einer Gesellschaft, die nach dem Gesetze der Arbeitstheilung schafft, erscheint das Treiben des Heeres im Frieden leicht nur als eine ewige Vorbereitung auf einen möglichen Fall in der Zukunft, als ein hohles Scheinwesen, das allein der Uhr zu Liebe lebt. Gewöhnt an persönliche Unabhängigkeit, an freimüthige Kritik sieht der Gelehrte mit Mißbehagen auf die harte Mannszucht des Heeres; es wurmt ihn, daß diese blind gehorsamen Männer zumeist sicherer, selbstbewußter auftreten als er selber, und — Scherz bei Seite — daß sie bei den Weibern so unverschämtes Glück haben. Der Gleichheitssinn der Mittelklassen fühlt sich verletzt schon durch das Dasein eines Standes, der allein Waffen trägt, er nimmt Anstoß an der Macht der militärischen Tradition und Standessitte, noch mehr an jener abweisenden Schroffheit, die der Soldat den Urtheilen aller Nichtfachmänner entgegenzusetzen pflegt. Zudem wirken noch die häßlichen Nachklänge aus jener unfruchtbaren Zeit des Parteihasses, da eine starr conservative Gesinnung in der Armee gepflegt, das Heer als eine Schutzwehr des Thrones gegen das Volk gefeiert, und der militärische Gehorsam mit einem Cynismus eingeschärft wurde, als seien die kindermordenden Kriegsknechte des Herodes ein würdiges Vorbild für deutsche Soldaten — als kenne der Fahneneid, weil er keinen anderen Eid neben sich duldet, darum auch jene Schranke nicht, welche allen menschlichen Verpflichtungen gesetzt ist, die Schranke des Gewissens. Also wirken die Gewohnheiten eines friedliebenden Zeitalters mit unzähligen kleinen Mißverständnissen und Abneigungen zusammen, um dem Nichtsoldaten ein sicheres Urtheil über das Heer zu erschweren. Der Liberalismus hat leider gar nichts gethan, das Heer für den constitutionellen Staat zu gewinnen. Um der „verthierten Söldlinge“ des Jahres 1848 zu geschweigen, welcher Soldat soll sich denn ein Herz fassen zu den constitutionellen Ideen, wenn der große Haufe der Liberalen das stehende Heer wehmüthig als eine Anomalie in einem freien Staate betrachtet? Von zehn deutschen Lehrbüchern der Staatswissenschaften bringen neun die Armee unter in einem bescheidenen Winkel des Systems, behandeln sie lediglich als ein Werkzeug der auswärtigen Politik.

Um solcher Unklarheit zu entgehen, müssen wir wieder anknüpfen an Fichte und Hegel, an ihre großen und tiefen Gedanken über den Krieg. Der Krieg ist nicht blos eine praktische, sondern auch eine theoretische Nothwendigkeit, eine Forderung der politischen Logik. Mit dem Begriffe des Staats ist der Begriff des Krieges schon gegeben, denn das Wesen des Staats liegt in der Macht. Der Staat ist das zu einer souveränen Macht organisirte Volk, und sein erster Beruf — die Selbstbehauptung, der Schutz gegen äußere und innere Feinde. Er mag bei reifender Gesittung noch andere, höhere Culturzwecke sich zur Aufgabe stellen, aber ohne Gerichte gegen den Störer der inneren Ordnung, ohne Waffen gegen den fremden Feind kann ein Staat gar nicht leben. Ein Staat, der auf den Krieg verzichtet, der sich von vornherein einem Völkergerichte unterordnet, giebt seine souveräne Macht auf — das will sagen: sich selber. Wer vom ewigen Frieden träumt, verlangt nicht nur das Unausführbare, sondern den Unsinn; er begeht einen schülerhaften Denkfehler. In jenem Menschheitsstaate, der allein den ewigen Frieden verwirklichen kann, würde nicht blos die wundervolle Herrlichkeit des vielgestaltigen Völkerlebens, sondern auch buchstäblich das politische Denken aufhören. Der Staat ist eine Persönlichkeit, läßt sich nur denken unter einer Mehrheit von anderen politischen Personen. Wie der einzelne Mensch, so bilden auch die Völker, je höher sie aufsteigen, die Eigenart ihres Charakters um so schärfer aus. Wie jeder ganze Mann, jeder Meister befugt ist, sich in der kleinen Welt, die er beherrscht, allen anderen Männern gleich zu dünken — ebenso und mit weit besserem Rechte glaubt jedes große Volk, daß es keinem anderen Volke nachstehe, denn es weiß, daß von den tausend und abertausend sittlichen Kräften, welche die reiche Menschengesittung bilden, irgend eine gerade auf seinem Boden die höchste Entfaltung erlangt hat.

In diesem mit der Cultur nothwendig erstarkenden Selbstbewußtsein der Nationen liegt ein Grund, warum der Krieg niemals von der Erde verschwinden kann, trotz der engeren Verkettung der Interessen, trotz der Annäherung der Sitten und äußeren Lebensformen. Ein anderer Grund liegt einfach in dem ewigen Werden der historischen Dinge. Die Staatengesellschaft ist, zum Heile der Menschheit, nicht ein festes, fertiges, sondern ein ewig sich erneuendes Gebilde; nicht einmal für Europa läßt sich eine endgiltige Form des Staatensystems auch nur erdenken. Die Hoffnung, daß mit dem Abschlusse der gegenwärtigen nationalen Bewegungen des Welttheils eine Zeit dauernden Völkerfriedens anbrechen

werde, ist schon darum unhaltbar, weil jener Abschluß nur ein vorläufiger sein kann. Die Nationen wohnen ja nicht fest abgeschlossen neben einander, wie die Steine und Pflanzen in den Glaskästen einer Sammlung, sondern in buntem Gemenge. Die kleinen, in mehrere nationale Culturgebiete zugleich hineinragenden Uebergangsländer gelten mit Recht als eine Zierde Europa's; denn sie befördern den Völkerverkehr, den friedlichen Austausch der Waaren und der Gedanken so gut wie den Kampf der Waffen. Der Krieg entfremdet zwar, doch er verbindet auch die Nationen, lehrt sie sich selber und die Nachbarn verstehen; er ist zu Zeiten ein wirksamerer Vermittler des Völkerverkehrs als selbst der Welthandel. Ein Volk, das dem Wahnbilde des ewigen Friedens nachtrachtet, verfällt zuletzt unrettbar eitler Selbstgenügsamkeit. Unaufhaltsam baut und zerstört die Geschichte, sie wird nicht müde die göttlichen Güter der Menschheit aus den Trümmern alter Welten in eine neue hinüberzuretten. Wer an dies unendliche Werden, an die ewige Jugend unsres Geschlechtes glaubt, der muß auch die unabänderliche Nothwendigkeit des Krieges erkennen.

Erhebt sich zwischen jenen selbstbewußten politischen Personen ein Streit, den die Ueberredung nicht schlichten kann und die freiwillige Unterordnung nicht schlichten darf, so beginnt der Völkerproceß, wie die neue Völkerrechtslehre treffend sagt. Beide Staaten sammeln Alles was sie an geistigem und materiellem Vermögen besitzen, um durch eine gewaltige Entladung der Kräfte ihr innerstes Wesen, ihre Macht zu zeigen. Und die Beweise, welche in diesem furchtbaren Actionenrecht der Völker durch große, dauerhafte Siege geführt werden, sind in der Regel gründlicher, einleuchtender als die Beweismittel des Civilprocesses; sie wirken endgiltig, überzeugend auch für das sittliche Gefühl. Jahrzehnte lang haben wir Männer der preußischen Partei uns müde geschrieben, um zu zeigen, daß Preußen allein die sittliche Kraft besitze, Deutschland neu zu ordnen; der Beweis dafür ward erst auf den Schlachtfeldern Böhmens erbracht. Der Schwärmer beweint, daß das feingesittete Hellas der rauhen Herrschaft der Römer verfallen mußte; der klare Kopf bewundert in dieser großen Fügung die erhabene Gerechtigkeit der Geschichte. Der Staat ist nicht eine Akademie der Künste, er ist Macht. Wenn er seine geistigen Kräfte einseitig ausbildet auf Kosten der physischen, so wird er sich selber untreu und geht von Rechtswegen unter. Und weil es so steht, weil die Selbstbehauptung die erste und unerläßlichste Pflicht des Staates bleibt, darum hängt die Organisation des Heeres mit der

Verfassung jedes Staates weit inniger zusammen, als unsere bürgerliche Staatswissenschaft gemeinhin zugiebt. Die Heeresverfassung ändern heißt einen Grundpfeiler des Staatslebens verwandeln. Das ahnt schon Aristoteles dunkel, wenn er — freilich ohne den Kern der Frage zu treffen — die Reiterei die Waffe oligarchischer, das leichte Fußvolk die Waffe demokratischer Staaten nennt. Darum kann lediglich die gedankenlose Flachheit den Beruf des Kriegers als ein nothwendiges Uebel bezeichnen; er verdient diesen Namen nur, wenn man auch den Beruf des Beamten, des Lehrers, des Schneiders und Schusters nothwendige Uebel nennen will. Jede heilsame menschliche Thätigkeit entspringt der Bedürftigkeit unserer Natur. Es wäre sehr angenehm — denn welche Schlaraffenbilder kann sich eine zuchtlos sinnliche Phantasie nicht erdenken? — wenn wir nichts zu lernen und uns nicht zu kleiden brauchten, wenn wir leben könnten wie unsere Voreltern im Paradiese. Aber jene Beschränktheit unserer Kräfte, die der gefühlsselige Thor bejammert, erscheint dem Manne als der Quell alles Lebens, als der Grund aller Cultur und Geschichte.

Die Hoffnung den Krieg aus der Welt zu vertilgen ist nicht nur sinnlos, sondern tief unsittlich; sie müßte, verwirklicht, viele wesentliche und herrliche Kräfte der Menschenseele verkrüppeln lassen und den Erdball verwandeln in einen großen Tempel der Selbstsucht. Ich wiederhole hier nicht die allbekannte und keineswegs grundlose Behauptung, daß es der Lebenskraft eines in Fabriken und Contoren verhockten Geschlechtes wohl thut zu Zeiten hinausgeführt zu werden in den schönen Kampf der Waffen; denn für die Abhärtung und den Muth des Leibes können rüstige Volkssitten auch im Frieden leidlich sorgen. Wir müssen vielmehr — denn so fest ist der Krieg mit dem Wesen des Staates verwachsen — eine Kernfrage der Staatswissenschaft berühren. Zwei grundverschiedene Auffassungen streiten sich zu allen Zeiten über das Wesen des Staates, die sociale und die politische. Die bürgerliche Gesellschaft, die Summe der Einzelnen, sieht in dem Staate nur ein Mittel ihre Lebenszwecke zu erleichtern, der harte Politiker erkennt in den Ansprüchen der Gesellschaft nur die Begehrlichkeit, will ihr ganzes Thun dem Staate unterwerfen. Vor den Augen der historischen Wissenschaft und des echten Staatmannes erscheinen beide Auffassungen gleich berechtigt und gleich einseitig. Denn da Staat und Gesellschaft durch gegenseitige Rechte und Pflichten verbunden sind, so können sie sich

nicht lediglich wie Mittel und Zweck zu einander verhalten.*) Die Gesellschaft dient nicht blos der Selbstsucht des Einzelnen, ihr Streben geht über den Staat hinaus, sie will durch das verschlungene Getriebe wirthschaftlicher und geistiger Arbeit die weite Erde der Gesittung gewinnen, und neben dieser erhabenen Culturaufgabe des Menschengeschlechts erscheint der Staat allerdings nur als ein Mittel. Der Staat wiederum ist im guten Rechte, wenn er sich selber als Zweck ansieht, denn er weiß, daß sein Dasein erst den Reichthum des socialen Lebens ermöglicht. Dieser ewige Widerspruch wird in ruhigen Tagen bei den freien Völkern der Neuzeit dadurch ausgeglichen, daß der Einzelne seine beste Kraft socialen Zwecken widmet, doch immerhin einige Zeit übrig behält, um politische Pflichten zu erfüllen. Hält dies ruhige Leben eine Weile an, so wird unausbleiblich das eigene Ich mit seinen endlichen Zwecken dem Durchschnitt der Menschen theurer als das Vaterland. Jedes Volk — zu allermeist das fein gebildete — läuft Gefahr in langer Friedenszeit der Selbstsucht zu verfallen. Einem solchen Geschlechte gereicht es zum Segen, wenn ihm das Schicksal einen großen und gerechten Krieg sendet, und je lieblicher sich die bequeme Gewohnheit des socialen Lebens den Menschen in's Herz schmeichelt, um so fürchterlicher erscheint dann der Rückschlag. Ich sage: das Schicksal sendet den Krieg; denn darum eben wird der Werth dieses grausamen Heilmittels so selten verstanden, weil sich kein Arzt unter den Menschen erdreisten darf, den Krieg wie einen heilenden Trank einem kranken Volke auf Tag und Stunde zu verordnen.

Sobald der Staat ruft: jetzt gilt es mir und meinem Dasein — dann erwacht in einem freien Volke die höchste aller Tugenden, die so groß und schrankenlos im Frieden niemals walten kann: der Opfermuth. Die Millionen finden sich zusammen in dem einen Gedanken des Vaterlandes, in dem gemeinsamen Gefühle der Liebe bis in den Tod, das einmal genossen nicht wieder vergessen wird und das Leben eines ganzen Menschenalters adelt und weiht. Der Streit der Parteien und der Stände weicht einem heiligen Schweigen; auch der Denker und der Künstler empfindet, daß sein ideales Schaffen, wenn der Staat versinkt, doch nur ein Baum ist ohne Wurzeln. Unter den Tausenden, die zum Schlachtfeld ziehen und willenlos dem Willen des Ganzen gehorchen, weiß ein Jeder, wie bettelhaft wenig sein Leben gilt neben dem Ruhme

*) Vergl. oben III. S. 16 und 450.

des Staats; er fühlt um sich das Walten unerforschlicher Mächte. Daher die Innigkeit des religiösen Gefühls in jedem ernsten Kriege; daher die herrliche, dem platten Verstande unfaßbare Erscheinung, daß feindliche Heere denselben Gott um Sieg anflehen. Die Größe des Kriegs liegt gerade in jenen Zügen, welche die schwachmüthige Aufklärung ruchlos findet. Da erschlagen sich Männer, die einander nie ein Leid gethan, die sich als ritterliche Feinde hoch achten; sie opfern der Pflicht nicht blos ihr Leben, sie opfern, was schwerer wiegt, auch das natürliche Gefühl, den Instinct der Menschenliebe, den Abscheu vor dem Blute. Das kleine Ich mit allen seinen edlen und gemeinen Trieben soll untergehen in dem Willen des Ganzen.

Wer das barbarisch findet, den frage ich: wie geht es doch zu, daß noch niemals ein großer und heilvoller Gedanke der politischen oder der religiösen Freiheit eine Macht wurde unter den Menschen, wenn er nicht besiegelt ward durch Blut? Und warum ist der Krieg der Liebling der Kunst in allen Zeiten? Warum sind die Kriegshelden und die Religionsstifter die einzigen Sterblichen, deren Name die Jahrtausende hindurch im Gedächtniß der Völker lebt? Die gesammte Geschichte kennt nur zwei Staatsmänner, welche, ohne selber das Schwert zu führen, dennoch die höchste Staffel des Ruhmes erstiegen haben: Cavour und Bismarck. Und auch diese beiden Namen sind eng verbunden mit dem Gedächtniß großer Siege; Beide, vornehmlich der Deutsche, werden in der Phantasie der Nachwelt als die geistigen Führer siegreicher Heere fortleben. Warum wird eine Hörerschaft von unverdorbenen jungen Männern durch die beredteste Schilderung eines Denkerlebens niemals so tief im Innersten erschüttert wie durch die schlichte Darstellung eines großen und gerechten Krieges? Und wen zählen denn alle Völker mit Vorliebe unter ihre großen Redner und Schriftsteller? Doch gewiß jene streitbaren Naturen, die etwas vom Helden in sich tragen, deren Worte klingen wie Trompetengeschmetter. Ist nun diese unausrottbare Begeisterung des Menschenherzens für das Heldenthum nichts als Barbarei und Blutdurst? Und solche heilige Empfindungen allmählich zu ersticken, die menschliche Natur zu verstümmeln — das wäre das Ziel, dem sich die reifende Cultur annähern soll?

Ganz gewiß entfesselt der Krieg auch die rohen Leidenschaften der Völker. Er ist eine That des Gesammtwillens, die gewaltsame Form der Politik; wird er geleitet von einer frivolen Staatskunst, so bringt die Unsittlichkeit in alle Glieder des Heeres. Die Politik der rohen

Ländergier macht ihre Soldaten unausbleiblich zu Lanzknechten. Auch der gerechte Krieg weckt die gemeinen Triebe des Menschen; aber welche stark angespannte menschliche Thätigkeit thut das nicht? Und sind die Laster, welche an den Segen unserer wirthschaftlichen Arbeit anschießen — Habgier und Schwindel, Genußsucht und Herzenshärtigkeit — etwa weniger abscheulich als die Laster des Krieges? Mir scheint, jene friedlichen Bürger, die an die Ufer des Niagarafalles eilen, um, wenn der Himmel gnädig ist, einen armen Teufel von Seiltänzer in's Wasser stürzen zu sehen — diese achtbare Gesellschaft offenbart mehr Grausamkeit, mehr thierische Wildheit als eine plündernde Soldatenrotte. Die ungeheure Aufregung des Krieges verstärkt und erhöht nicht allein die männlich wilden, sondern auch die frommen und sanften Gefühle des Menschen. Ich weiß, daß ich allen meinen Freunden aus der Seele rede, wenn ich einfach gestehe, daß ich nie im Leben eine so demüthige, so andächtige Dankbarkeit empfunden habe für das Glück ein Deutscher zu sein, als in jenem Sommer, da endlich, endlich die Welt lernen mußte, was dieses Preußen ist. Und wir standen doch nicht selber unter den Fahnen, und wenn wir auch alle wußten, daß ein Krieg, der einem staatlosen Volke einen Staat schaffen soll, der sittlichste aller Kriege ist — der Kampf ward doch geführt wider den Landsmann, riß den Sohn von dem Vater, den Bruder von dem Bruder. Wie gute Menschen fühlen in einem großen nationalen Kampfe wider das Ausland, das hat Niebuhr unvergeßlich schön geschildert. Er sagt, er habe im Jahre 1813 empfunden „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu theilen — und jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Tagelang nicht vergessen, wie liebend, friedlich und stark ihm zu Muthe war“. So dachte ein Mann, der die Höhen und Tiefen des Menschenwissens durchmessen hatte, über die Barbarei des Krieges! Der Krieg ist ein Völkerbildner; er bringt nicht blos die Grenzen der Länder in's Wanken, er kettet auch den Landsmann fester an den Landsmann, giebt dem Gedankenlosen eine Ahnung von der unnennbaren Herrlichkeit des Vaterlandes, erwärmt das vertrocknete Gemüth mit einem Strahle der Liebe. Wer darüber lächeln mag, der bemühe sich erst jene Worte Niebuhr's zu verstehen. — Indem ich heute, nach dem französischen Kriege, diese Zeilen wieder überlese, weiß ich nichts hinzuzufügen als die Frage: ob nicht auch der Kälteste unter uns in den Tagen von Metz und Sedan etwas empfunden hat von jener heiligen Liebe, die der Krieg entzündet?

Der Krieg bricht plötzlich herein, in unberechenbaren Zwischenräumen, und erscheint darum gesitteten Völkern, die nach einem schönen Gleichmaße des Lebens streben, als eine Aufhebung der natürlichen Ordnung. Auch jene Ertödung des Ich, die der Krieg von dem Kämpfer verlangt, ist dem Denkenden schrecklicher als dem Gedankenlosen. Desgleichen liegt auf der Hand, daß die Wehrpflicht ein reiches Volk schwerer drückt als ein armes, und daß eine hochgebildete Volkswirthschaft von den zerstörenden Kräften des Krieges unverhältnißmäßig hart getroffen wird. So drängen unabweisbare sittliche und wirthschaftliche Gründe nach der Verminderung und Verkürzung der Kriege. Der Ruf, der in Böhmen unter den preußischen Soldaten oft gehört ward: „nur rasch vorwärts an die Donau, damit wir bald heimkehren können" — drückt naiv und treffend die Gesinnung eines tapferen und gebildeten Volkes aus. Aber wie jeder Einsichtige die Vielgeschäftigkeit der Verwaltung ermäßigen will, ohne darum das Beamtenthum zu vernichten, so berechtigt uns auch die Einsicht, daß die Kriege seltener werden müssen, mit nichten zu dem Wunsche, daß der Krieg aufhöre. Die Völker des Alterthums führten ein einseitig politisches Leben, erschöpften zumeist ihre Kraft durch eine unmäßig kriegerische Geschichte.*) In der modernen Welt erscheinen zwar einzelne Völker, die zu Zeiten ihr ganzes Sein dem Staate und der Kirche weihten und darum durch unablässige Kriege zerrüttet wurden — so vornehmlich Spanien. Doch weit häufiger begegnen uns Nationen, die in einem einseitig socialen Dasein, einem faulen Frieden verkamen — so Italien, so Holland, so das heutige England, so unser Vaterland in jener öden Friedenszeit am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, der ein verspäteter Krieg ohne sittlichen Inhalt, eine ungeheure Zerstörung als wohlverdiente Strafe folgte. Und liefen wir nicht unter dem deutschen Bunde abermals Gefahr, derselben sittlichen Fäulniß zu verfallen, wenn nicht das Unwetter des böhmischen Krieges reinigend in die Sumpfluft hineinfuhr?

Es ist gar kein echter politischer Idealismus möglich ohne den Idealismus des Krieges. Derselbe Denker, der das Recht des Staates als einer selbständigen sittlichen Ordnung zum ersten male der modernen Welt erwies, hat auch in seiner starken und großen Weise das Recht des Krieges gegen falsche Gefühlsseligkeit vertheidigt. Luther's

*) Vgl. oben III. S. 104.

Abhandlung „ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“ ist die nothwendige Ergänzung zu seinen bahnbrechenden Schriften über das Wesen christlicher Obrigkeit. Dort sagt er: „Daß man nun viel schreibt und sagt, welche eine große Plage Krieg sei, das ist Alles wahr. Aber man sollte auch daneben ansehen, wie vielmal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehret. — Summa, man muß im Kriegsamt nicht ansehen, wie es würget, brennet, schlägt und fähet u. s. w. Denn das thun die engen einfältigen Kinderaugen, die dem Arzt nicht weiter zusehen, denn wie er die Hand abhauet oder das Bein absäget, sehen aber oder merken nicht, daß es, um den ganzen Leib zu retten, zu thun ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwerts-Amt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würget und greulich thut, so wird sich's selbst beweisen, daß ein Amt ist an ihm selbst göttlich und der Welt so nöthig und nützlich als Essen und Trinken oder sonst ein ander Werk. Daß aber Etliche solchs Amts mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Noth, aus lauter Muthwillen, das ist nicht des Amts, sondern der Person Schuld. Denn wo ist je ein Amt, Werk oder irgend ein Ding so gut, daß die muthwilligen bösen Leute nicht mißbrauchen?“ —

Der Mensch liebt nur was er versteht. Es bleibt ein ungesunder Zustand, wenn ein Volk ungeheure Opfer bringt für Zwecke, deren Bedeutung von dem Durchschnitt der Gebildeten nicht recht gewürdigt wird. Unser Liberalismus muß zurückkehren zu der alten deutschen Ueberzeugung, daß kriegerische Kraft die Voraussetzung aller politischen Tugenden bleibt, daß der preußische Waffenruhm ein ebenso edles, ebenso redlich verdientes Kleinod bildet in dem reichen Schatze deutscher Ehren wie die Thaten unserer Dichter und Denker, daß die Heiligkeit des Fahneneides, die bei uns unbedingt fest steht, ein Zeugniß giebt für die sittliche Kraft unseres Volkes. Wer unter uns hätte nicht einmal im Sommer 1866 erbittert ausgerufen: warum folgen diese sächsischen und hannoverschen Offiziere nicht dem Beispiel so vieler Soldaten des letzten Bourbonen von Neapel? warum geben sie nicht eine elende Sache preis um des großen Vaterlandes willen? Doch blicken wir heute kalten Blutes zurück und fragen wir, wie jene patriotischen Süditaliener nachher auf dem Schlachtfelde für das große Vaterland fochten, so müssen wir der von den Radikalen so oft verhöhnten deutschen „Hundetreue“ den Vorzug geben. Auf dem Boden dieser festen Mannszucht, wenn er nur erst gesäubert ist von den Wucherpflanzen partikularistischen Neides, kann und wird die edle Vaterlands-

liebe eines nationalen Heeres gedeihen; eine Armee, die mit dem Eide spielt, wie seit Jahren die spanische, zerrüttet den Staat und die Sittlichkeit der Nation.

Die Wehrkraft ist die Vorbedingung für das Dasein eines jeden Staates; sie kann darum niemals von einem gesitteten Staate als höchster Lebenszweck betrachtet werden. Auch Preußen war nie ein Militärstaat in diesem rohen Sinne. Nur einmal regierte in der deutschen Hauptstadt der Säbel, und diese kurze Episode des Berliner Belagerungszustandes, die neben den verwandten Erfahrungen anderer Hauptstädte immerhin sehr mild erscheint, gilt heute jedem Denkenden als eine Schmach, als eine häßliche Störung der streng bürgerlichen Rechtsordnung, welche sonst immer in Preußen herrschte. Unter den Hohenzollern überwog der Staatsmann jederzeit den Feldherrn; Soldatenfürsten wie Napoleon oder die schwedischen Karle hat Preußen nie gekannt. Unser größter königlicher Feldherr ließ in dem runden Saale zu Sanssouci die Büste des Soldaten Karl XII. verächtlich zu den Füßen der Bildsäule der Muse aufstellen. Von den beiden Hohenzollern, in denen die soldatische Neigung am stärksten war, hat der eine, Friedrich Wilhelm I., geradezu gefehlt durch übermäßige Friedensliebe, während der andere, Wilhelm I., hundertmal bewiesen hat, daß ihm die friedlichen Interessen seiner Bürger höher stehen als die Freude an seinem tapferen Heer. Preußen hat weniger Kriege geführt als irgend eine andere Großmacht. Doch seine Waffen waren, mit seltenen Ausnahmen, sieghaft; seine Kriege haben dem Reiche nicht nur den größten Theil seines Gebiets erobert, sondern auch den Charakter des Staates wie des Volkes bilden helfen. Wer sieht nicht, wie stark der Geist des siebenjährigen Krieges und mehr noch der schöne Idealismus der Freiheitskriege bis zur heutigen Stunde nachwirkt im preußischen Volke? Was dies bedeutet, lehrt ein Blick auf Oesterreich, an dessen Staat und Volk die Feldzüge der gierigen habsburgischen Hauspolitik fast spurlos vorübergingen. Erwägen wir zudem die Lage Preußens in der Mitte des Welttheils und die handgreifliche Thatsache, daß der deutsche Staat soeben erst, am spätesten unter den großen Culturvölkern, das ihm gebührende nationale Gebiet erworben hat — so ist unverkennbar, daß in diesem Staate das Heer einen unverhältnißmäßigen Theil der Volkskräfte in Anspruch nehmen muß.

Welch ein Gegensatz zu der Lage Englands! Hier eine unfertige Macht, an den Grenzen dreier eifersüchtiger Großmächte, so tief ver-

flochten in völkerrechtliche Beziehungen, daß sie lange sogar ihr Zollwesen und andere wichtige Geschäfte der inneren Politik nur auf unnatürlichen Umwegen, durch internationale Verträge, ordnen konnte. Dort eine Insel, in behaglicher Sicherheit, ein Staat so unabhängig vom Auslande, daß er hundert Jahre lang die Gesetze des Völkerrechts auf allen Meeren ungestraft mit Füßen treten durfte. Hier ist das Heer noch immer wie in Friedrich's Tagen der Atlas, der die Macht der Monarchie auf seinen Schultern trägt, und darum ein nothwendiges, ein dauerndes Glied des Staats. Dort genügte jederzeit die Flotte, die Geldmacht und eine kleine Truppenzahl, um die Großmachtstellung des Reichs zu erhalten; die Armee ist wesentlich bestimmt die Colonien zu bewachen und darf deshalb ohne Schaden alljährlich in der Meuterei-Acte des Parlaments bezeichnet werden als eine „ungesetzliche" Institution, welche nur aus Zweckmäßigkeitsgründen noch für ein weiteres Jahr fortdauern soll. Daher der grundverschiedene Verlauf des großen Militärconflicts in der parlamentarischen Geschichte beider Länder. Das englische Parlament beging sicherlich einen schweren Fehler, da es von Wilhelm III. die Auflösung seiner erprobten Truppen verlangte; denn das entlassene Heer mußte nach wenigen Jahren mit großen Kosten neu gebildet werden. Aber Wilhelm III., indem er nachgab, rettete was wichtiger ist als der Bestand einiger Regimenter — das Wesen dieses Staates, die Parlamentsherrschaft. König Wilhelm von Preußen dagegen hielt die Reorganisation des Heeres aufrecht, gegen den Willen des einen Factors der Gesetzgebung, und indem er widerstand, rettete er was wichtiger ist als der Wille der Unterhausmehrheit — das Wesen dieses Staates, seine Kraft Deutschland zu einigen.

Hierin, ohne Zweifel, liegt die wahre Bedeutung der preußischen Armee; sie ist, nächst der Krone der Hohenzollern, das mächtigste Werkzeug des nationalen Gedankens. Seit die kleinen rheinischen Fürsten über den miles perpetuus des großen Kurfürsten, über den immer mächtiger in's Reich dringenden brandenburgischen Dominat jammerten, bis herab zu den Tagen, da Fürst Metternich vor den militärischen Jacobinern des Blücher'schen Hauptquartiers zitterte — jederzeit haben Deutschlands Feinde mit wohlberechtigtem Schauder auf diese blanke Waffe der nationalen Idee geblickt. Dies alte gesunde Verhältniß, eine Zeit lang getrübt durch unselige Parteiwirren, hat sich heute wiederhergestellt. Die Gründe, welche vor Kurzem noch einen Theil der Nation dem Heere entfremdeten, sind hinweggefallen, seit

Niemand mehr die Tüchtigkeit dieser Paradearmee bestreiten kann, und seit wieder schönere Kränze als die traurigen Lorbeeren des Bürgerkrieges die Fahnen unserer Regimenter schmücken. Das preußische Heer ist seit den böhmischen Schlachten wieder gänzlich für die nationale Politik gewonnen; auch in Süddeutschland zählt die Idee der deutschen Einheit nirgendwo so viel entschlossene Anhänger wie unter den fähigen Offizieren.

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, den alle Welt belächelte, als Spinoza ihn aussprach, konnte in's Leben treten nur in einer ungeheuren Zeit, da alle gewohnte Ordnung aus Rand und Band ging. Er widerspricht auf's schroffste den Grundsätzen der Arbeitstheilung, welche der Einseitigkeit nationalökonomischer und militärischer Fachmänner als das Höchste gelten. Eben hierin besteht seine Größe. Der staatsmännische Kopf Scharnhorst's wußte, daß das Heerwesen als eine rein politische Institution sich nicht nach volkswirthschaftlichen Regeln richten darf, desgleichen daß die sittliche Kraft des Heeres noch schwerer wiegt als die technische Ausbildung. Unser Heer ist eine Schule der Zucht und Mannheit geworden für die Nation, — auch für die Freiwilligen der höheren Stände. Die der Natur entfremdete Lebensweise der vornehmen Gesellschaft bedarf der Abhärtung; der deutschen Schüchternheit ist ein Beruf heilsam, welcher den Mann zwingt das was er ist auch zu scheinen. Die seltenen unbeugsam selbständigen Naturen, die der militärische Zwang verdirbt und verbittert, bestätigen nur die Regel. Die Nation empfindet auch dankbar diese Wohlthat. Die Armee ist in Preußen unzweifelhaft populär, trotz der Parteiverhetzung, trotz der angelernten philanthropischen Wehmuth. Heute, nachdem das Volk in Waffen unser neues Reich gegründet hat, sprechen Millionen ihrem Kaiser nach: „das Alles haben wir dem alten Boyen zu verdanken".

Durch ein solches Heer wird die Aufgabe lösbar, die bisher nur wenige Völker, die Romanen niemals gelöst haben: die Aufgabe, Staatsmacht und Volksfreiheit zu versöhnen.

Ein Heer mit solcher Verfassung kann selten oder nie zu frivolen Kriegen mißbraucht werden, kann einen Landsknechtsgeist gar nicht hegen. Die Phantasie der Lieutenants freilich zeichnet sich bei uns wie überall durch tropische Ueppigkeit aus; wie aber unsere reiferen Offiziere ihren Beruf auffassen, darüber hat der Feldherr der Main-Armee einst im Reichstage ein schlichtes deutsches Wort gesprochen. Er meinte, wenn

der Krieg beginne, so schlage jedem Soldaten das Herz höher; dann könne er bewähren was er gelernt und seinen Landsleuten zeigen, daß die schweren Opfer, die sie dem Heere im Frieden dargebracht, nicht umsonst gewesen. Also Kriegslust aus Pflichtgefühl — das genaue Gegentheil der wilden keltischen Kampfwuth, die im französischen Heere oftmals aufflammt! — Die allgemeine Wehrpflicht ist ein im guten Sinne demokratischer Gedanke (obgleich sie, beiläufig, auch die undemokratische Tugend besitzt, Deutschland sicher zu stellen vor der Doktrin des Frauenstimmrechts, diesem allerwiderlichsten Auswuchs radikaler Unersättlichkeit). Das englische Vorurtheil, als ob die constitutionelle Freiheit nur neben einem schwachen Heere gedeihe, sollten wir doch endlich zu den Todten werfen. Der zehnte Theil des norddeutschen Heeres würde genügen, den König gegen vereinzelte Straßenaufstände zu schützen; doch den entschlossenen einmüthigen Willen eines freien Volkes kann die Macht der Bajonette nicht überwinden. Hat denn Cromwell's Heer, das stärkste und glorreichste der englischen Geschichte, vermocht dies monarchische Land für die verhaßte Republik zu gewinnen? Siegreich auf allen Schlachtfeldern ward es zu Schanden an dem friedlichen Widerstande der Nation. Und konnten die Staatsstreiche des ersten und des dritten Napoleon eine dauernde Herrschaft begründen, wenn nicht hinter dem Heere die Masse der Nation gestanden hätte? Vollends in einem Staate mit allgemeiner Wehrpflicht ist ein von der Nation tief und ernstlich verabscheutes System auf die Dauer rein unhaltbar. Doch allerdings kann der Feldherr unseres Heeres niemals eine Puppe der parlamentarischen Parteien sein. Die streng monarchischen Neigungen, welche in jedem großen Heer leben, sind in dem deutschen ungemein kräftig, und will sich der Liberalismus nicht das Schwert seiner nationalen Politik verderben, so muß er diese wohlberechtigte Gesinnung achten.

Unser Heerwesen bedarf, wie jede dauernde, nothwendige Institution, der festen gesetzlichen Ordnung. Wir brauchen ein Wehrgesetz, das nicht nur den Umfang der Wehrpflicht, das Verhältniß von Linie und Landwehr genau feststellt, sondern auch die durchschnittliche jährliche Friedensstärke dergestalt bestimmt, daß sie weder durch den Kriegsminister einseitig erhöht, noch durch den Reichstag einseitig vermindert werden kann. Diese Vorschläge erscheinen Vielen als der verhüllte Absolutismus; denn allerdings wird das Ausgabebewilligungsrecht des Parlaments, wenn die Präsenzstärke gesetzlich fest steht, thatsächlich ein beschränktes sein. Aber man bedenke, wie tief unser Wehrsystem in das

bürgerliche Leben eingreift, welche ungeheuren Lasten es dem Volke auferlegt; man erwäge, daß bei unserer zwölfjährigen Dienstzeit jeder Reichstagsbeschluß, der einen Jahrgang des Heeres herabsetzt, zwölf Jahre lang umgestaltend und vielleicht zersetzend nachwirkt. Der englische Brauch, der das Heer als eine gesetzwidrige Institution dem Belieben des Unterhauses unterwirft, widerspricht der Stellung, welche dem deutschen Heere thatsächlich und rechtlich zukommt. Es ist einfach eine Forderung des Rechtsstaates, daß bei uns diese hochwichtigen Fragen der Willkür von oben wie von unten entzogen sein sollen. Unser Wehrsystem bleibt ein ehrenvolles Zeugniß für den politischen Idealismus der Deutschen; alle unsere Nachbarn beklagen im Stillen, daß sie, die Einen durch die Unbildung, die Andern durch die sociale Selbstsucht, verhindert werden diese Institutionen mit Erfolg nachzubilden. Um so mehr muß die Gegenwart, indem sie dem Heere eine dauernde gesetzliche Ordnung giebt, beweisen, daß sie den großen Gedanken Scharnhorst's, den die Mitwelt kaum begriff, ganz verstanden hat.

Mißlingt die Vereinbarung über ein Wehrgesetz — und allerdings fordert sie von der Krone wie von dem Reichstage große Selbstverleugnung — so werden wir uns aus einem Provisorium in das andere schleppen, stets dicht am Rande eines Conflicts, in einem unwahren Zustande, der einem freien Volke übel ansteht. Gelingt sie dagegen, so werden andere berechtigte Forderungen des Liberalismus sich leichter verwirklichen lassen. Wir rechnen dazu nicht die landläufigen Klagen über das Waffentragen außer Dienst, das vielmehr nothwendig bleibt, um eine Armee mit kurzer Dienstzeit an militärische Haltung zu gewöhnen — wohl aber die Anklagen wider die militärische Gerichtsbarkeit. Der Soldat soll für nichtmilitärische Vergehen dem bürgerlichen Richter Rede stehen, oder — zum allermindesten — unsere Kriegsgerichte müssen öffentlich tagen. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege greift, einmal eingeführt, mit der Sicherheit einer Naturgewalt um sich; ein unüberwindliches Mißtrauen heftet sich heute an jedes geheime Gericht. Der Ruf und das Ansehen der Armee selber leidet, wenn das Heer eine Ausnahme bildet von der allgemeinen Regel. Im Uebrigen wird die wachsende Zeit einige Widersprüche beseitigen, welche heute noch bestehen zwischen dem constitutionellen Leben und den Standessitten, der starr monarchischen Gesinnung des Heeres. Nur die Sitte, nicht das Gesetz kann die einseitigen Ehrbegriffe unserer Offiziere in Einklang bringen mit der sittlichen Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nur die

steigende Macht des deutschen Parlamentarismus kann das Heer gewöhnen, die constitutionelle Ordnung als eine Nothwendigkeit zu achten; ein erster Schritt dahin ist schon geschehen, seit einige unserer Generale als Reichstagsabgeordnete das parlamentarische Leben selber kennen lernen.

Die letzte und schwerste Forderung endlich, die unser Volk an das Heerwesen zu stellen hat, kann ihre Erfüllung nur finden durch den Verlauf der europäischen Geschichte. Unsere Offiziere selber gestehen zu, daß das Heer in Preußen jederzeit ein ganz unbilliges Maß der Volkskraft verzehrte. Doch der deutsche Staat ist seit zwei Jahrhunderten ein werdender Staat, er ist es noch heute, selbst nachdem er an den Vogesen und am Bodensee seine Grenzpfähle eingeschlagen hat. Sind wir dereinst im Hafen, hat unser neues Reich die ehrliche rückhaltlose Anerkennung der Nachbarmächte gefunden, dann erst darf der Patriot von Abrüstung sprechen. Dann werden die unabweisbaren Bedürfnisse dieses volkswirthschaftlichen Zeitalters mit solcher Wucht hervortreten, daß die gesetzliche Herabsetzung der gesetzlich vereinbarten Friedensstärke gelingen muß. Aber auch dann noch wird den Wünschen der Volkswirthe nur eine halbe Befriedigung zutheil werden. Deutschland darf nie vergessen, daß allein unsere starke Rüstung den Frieden der Welt aufrechthalten kann. —

Gleich dem Heere ist auch unser Beamtenthum eine wesentliche Stütze der Monarchie. Jede Nation pflegt die hergebrachte Ordnung ihrer Verwaltung als selbstverständlich anzusehen; nur unter dem Druck schwerer Mißstände wagt man das Recht dieser gewohnten Formen anzuzweifeln. Eine solche Krisis ist seit der Verleihung der Verfassung über Preußen gekommen; selbst gemäßigte geistvolle Köpfe bekennen sich heute zu der Meinung: „Die Tage des monarchischen Beamtenthums sind gezählt. Wie einst die Kirche die großen Culturaufgaben, Unterricht und Armenpflege, welche sie bisher musterhaft besorgt, an den Staat abgeben mußte, so soll auch unser Beamtenthum seinen alten Verdiensten die Krone aufsetzen, indem es sich Schritt für Schritt zurückzieht vor der Selbstverwaltung der Kreise und Gemeinden und schließlich sein Amt für erloschen erklärt.“ Sehen wir zu, ob so weitgreifende Wünsche sich halten lassen.

Die Organisation unseres Beamtenthums gewährt dem Talente einen sehr freien Spielraum, sie steht in Einklang mit dem Idealismus dieses Gelehrtenvolks wie mit der demokratischen Gestaltung unserer

Gesellschaft. Die deutsche Anschauung, die von jedem Beamten zuerst wissenschaftliche Bildung verlangt, ist ohne Zweifel einseitig; doch sie hat sich praktisch ebenso wohl bewährt und steht sittlich mindestens ebenso hoch wie die Patronage der englischen Aristokratie oder gar der amerikanische Grundsatz: dem Sieger gehört die Beute. Im achtzehnten Jahrhundert, als unser neuer Mittelstand langsam heranreifte und Lessing das moderne gebildete Publikum erst erzog, umfaßte das deutsche Beamtenthum im Durchschnitt die eifrigsten geistigen Kräfte unseres Volks. Das Ideal des platonischen Staats, die Herrschaft der Philosophen, war damals bei uns in der That verwirklicht — freilich in höchst prosaischen rohen Formen; und es gereicht unserem Volke nicht zur Schande, daß wir die Rechtswissenschaft lange als die eigentliche Wissenschaft der Beamten betrachtet haben. Besitzen wir einst eine Geschichte des preußischen Beamtenthums — eine schwierige und dankbare Arbeit, die von der deutschen Staatswissenschaft seit Langem schmerzlich vermißt wird — so werden wir erst ganz übersehen, wie wahr es ist, daß die Bureaukratie im Dienste der Krone unsere niederen Stände für die Gesittung, das ganze Volk für das gemeine Recht erzogen hat. Auch heute, nachdem wir dieser Zucht längst entwuchsen, bewahrt unser Beamtenthum noch Vieles von den ehrenhaften Ueberlieferungen aus jener stolzen Zeit, da Friedrich der Große sich selbst den ersten Staatsdiener nannte. Das Lob, das die Franzosen neuerdings dem preußischen génie administrateur spenden, enthält manche Uebertreibung, aber auch viel Wahrheit.

Wie in jedem tüchtigen Beamtenthum, so hat sich auch in dem preußischen ein aristokratischer Zug, ein starker Corporationsgeist entwickelt. Der deutsche Beamtenstand denkt hoch von den Pflichten des Amtes; seine besseren Mitglieder leben wirklich nach jener schönen Vorschrift Stein's, welche die Beamten verpflichtete „zur Arbeit für den Staat im Sinne des Königs, nicht als todte Werkzeuge, sondern selbständig, selbstthätig, mit voller Verantwortlichkeit". Das lebhafte persönliche Selbstgefühl, das dem Deutschen im Blute liegt, und die Ueberlieferungen aus der Zeit des Collegialsystems haben den preußischen Beamten noch immer eine starke Unabhängigkeit der Gesinnung erhalten, auch nachdem die rechtliche Sicherheit ihrer Stellung durch die neuen Disciplinargesetze schwer geschädigt worden. Nur grobe Unkenntniß kann den deutschen Beamtenstand auf eine Linie stellen mit dem französischen, der ja in seiner ungeheuren Mehrheit aus Subalternen,

employés, besteht und darum allerdings eine willenlose Heerde bildet. Wer war jener preußische Landtagspräsident, der in den bewegtesten Tagen der Conflictszeit mit dem Kriegsminister persönlich zusammenstieß? Ein activer königlicher Regierungsrath. Eine Thatsache, die in Italien oder Frankreich rein undenkbar wäre. Als der Welfenkönig einst seinen Beamten das cynische Sprichwort, „weß Brod ich esse, deß Lied ich singe", einschärfen ließ, da ging ein Ruf der Entrüstung durch die deutsche Beamtenwelt. Die Meinung, daß der Beamte nur innerhalb der Schranken des Gesetzes zum Gehorsam verpflichtet sei, steht in Deutschland unerschütterlich fest; darum kann auch das Beamtenthum in Tagen der Noth eine Stütze des Thrones werden. Niemand hält für möglich, daß nach einer Revolution in Berlin unsere Beamten sich der siegreichen Partei so blind, so treulos unterwerfen würden, wie die französischen regelmäßig thaten.

Doch freilich, die Bedeutung dieses hochverdienten Standes ist gesunken und wird noch mehr sinken. Seit die neuen technischen Berufe emporgekommen, seit der Reichthum der Mittelklassen so gewaltig stieg, bildet das Beamtenthum längst nicht mehr die Elite der Nation. Während der Beamte noch vor zwei Menschenaltern den Kleinbürger väterlich belehrte über die Bildung von Actiengesellschaften, erscheint er heute in dem großartigen Verkehrsleben der westphälischen Industriebezirke oft rathlos und beschämt als ein Unwissender neben dem Ingenieur, dem Fabrikanten. Immer häufiger stellt sich das Bedürfniß heraus, Geschäftsmänner aus den Kreisen der Gewerbswelt in die Verwaltung hinüberzurufen. Auch die Rechtskunde ist nicht mehr der ausschließliche Vorzug der Bureaukratie, da die Industrie eine Menge tüchtiger juristischer Kräfte in ihren Dienst zieht, und der Beruf der Rechtsanwalte unzweifelhaft bald eine freiere und einflußreichere Stellung erlangen wird. Die Bureaukratie steht ferner seit der Verleihung der Verfassung nicht mehr unbefangen über dem Streite der Parteien. Jenes harmlose Vertrauen zu dem unparteiischen Beamtenthum des Absolutismus, das noch vor dreißig Jahren Perthes in seinem wackeren Buche „über den Staatsdienst in Preußen" aussprach, gehört einer Welt an, die nicht mehr ist. Während das englische Beamtenthum stets mit dem Parlamente fest zusammenhing, ist das unsere herangewachsen im Kampfe gegen die ständische Libertät. Begreiflich genug, daß der Stand mit Eifersucht auf die neuen parlamentarischen Größen schaute. Die vielseitige dilettantische Redefertigkeit, die dreiste Kritik, welche mit

der freien Presse und der Rednerbühne heraufkamen, stießen den ernsten Fachmann ab. Allen Reformvorschlägen hielt er die herrische Antwort entgegen: durch diese Verwaltung ist Preußen groß geworden; warum soll sie nicht den Staat auch einer größeren Zukunft glücklich entgegenführen? Indeß wie sehr man sich auch sträubte, der Parteigeist des constitutionellen Lebens drang unaufhaltsam ein in das feste Gefüge der alten Bureaukratie; Parteiminister besetzten die wichtigen Aemter mit gesinnungstüchtigen „Strebern". Die alten Formen der Verwaltung sind in Wahrheit schon seit Stein's Städteordnung unhaltbar, und da die nothwendige Reform während eines halben Jahrhunderts ausblieb, so entwickelten sich in der Verwaltung alle die Fehler, welche nothwendig einer sich selbst überlassenen regierenden Klasse anhaften: eine Vielregiererei, die einfache Verwaltungsfragen in fünf Instanzen entschied, nicht minder das Bestreben, die Verwaltung von jeder Verantwortung vor den Gerichten zu befreien — eine Tendenz, die sich Schritt für Schritt in den Cabinetsordres seit 1820 verfolgen läßt. Als endlich die neuen Provinzen dem Staate hinzutraten, da zeigte sich allein das Heer den neuen Aufgaben vollständig gewachsen, weniger die Justiz und am allerwenigsten die Verwaltung.

Seitdem ist die Forderung der Verwaltungsreform in Aller Munde, und sie wird sicherlich erfüllt werden, wenn man sich begnügt mit der dreifachen Aufgabe, einmal dem jungen Nachwuchs der Bureaukratie eine gründliche staatswissenschaftliche Vorbildung zu geben, sodann dem Ermessen der Verwaltung, der Willkür der herrschenden Partei feste rechtliche Schranken zu ziehen, endlich das System der bureaukratischen Verwaltung durch ein zusammenhängendes System der Selbstverwaltung zu ergänzen — nicht aber zu zerstören. Ein zahlreiches monarchisches Soldbeamtenthum bleibt für die deutsche Verwaltung eine Nothwendigkeit, nur soll es nicht mehr die allein regierende Klasse sein. Eine parlamentarische Aristokratie, fähig, unser monarchisches Beamtenthum zu ersetzen, ist in Deutschland offenbar nicht vorhanden. Versuchen wir doch soeben zum erstenmale, ob sich bei uns Ehrenämter der Ortsverwaltung durchsetzen lassen, welche die volle Manneskraft des Beauftragten in Anspruch nehmen. Eine neue Aristokratie aber wird in diesem demokratischen Jahrhundert schwerlich entstehen. Man malt uns so oft das glänzende Bild der englischen oder gar der altrömischen Adelsherrschaft. Aber fühlt man denn nicht, daß unser innerstes Wesen, die heiligsten Rechtsbegriffe der Deutschen sich sträuben wider jedes System

des Nepotismus, der Patronage, das von jeder Aristokratie unzertrennlich ist? Wenn Lord Grey, der den festländischen Anschauungen näher steht als die Mehrzahl der Briten, unbefangen sagt: unter allen Belohnungen, die man einem verdienten Politiker gewähren kann, ist die Beförderung seiner Söhne und Verwandten unzweifelhaft die unschuldigste — wenn Lord Campbell ebenso unbefangen die Regel aufstellt: der Lordkanzler soll bei der Besetzung der Kirchenämter verfahren nach den Rücksichten, die er der Religion, der Freundschaft oder der Partei schuldig zu sein glaubt — so kann ein Deutscher nur antworten: eine solche Weise der Stellenbesetzung ist unmöglich für Deutschland und seine demokratischen Sitten. Wie in unserem Heere die Führerstellen allen Befähigten — nicht blos, nach altrömisch-englischer Weise, der Aristokratie — offen stehen, und wie wir erwarten, daß dieser längst zu Recht bestehende Grundsatz auch thatsächlich immer mehr befolgt werde — ebenso verlangen wir in der Verwaltung den freien Wettbewerb aller Talente, die Ernennung durch den König.

Es gilt nur, den Gefahren, welche in der wirthschaftlichen Unselbständigkeit des Staatsbeamtenthums liegen, zu begegnen, der Macht der Bureaukratie Ehrenbeamte aus den besitzenden Klassen als ein Gegengewicht an die Seite zu stellen. Es gilt nur, das von dem Beamtenthum selbst zur Zeit der Städteordnung begonnene Werk fortzusetzen. Ist diese Selbstverwaltung dereinst durchgeführt, so wird man, billiger denn heute, zugestehen, daß eine in der Kleinstaaterei verkümmerte Nation schlechterdings eines Standes bedarf, der nur dem Ganzen lebt. Es ist eine Forderung der praktischen deutschen Einheit, daß ostpreußische Beamte nach Nassau, hessische nach Schlesien versetzt werden; nur der partikularistische Philister jammert, wenn der nationale Staat dies sein gutes Recht mit Maß und Umsicht übt. Auch ist das Ansehen des Beamtenthums im Volke noch keineswegs verschwunden. Noch immer erweist der kleine Mann dem Beamten ungezwungen eine Achtung, die er dem Edelmanne nicht erzeigt, noch immer drängen sich Jahr für Jahr tüchtige junge Kräfte der höheren Stände in die Beamtenlaufbahn. Selbst unsere Parlamente erkennen die Bedeutung, welche der Bureaukratie noch heute zukommt, stillschweigend an: sie gebrauchen ihr Recht der Initiative, wenn auch häufiger als weiland die französischen Kammern, immerhin in bescheidenem Maße. Sogar die neue Kreisordnung ist durch das Beamtenthum entworfen, und nichts berechtigt uns zu der Forderung, daß diese Selbstbeschränkung der Bureau-

kratie schließlich zur Selbstvernichtung führen solle. Es geht nicht an, daß die Masse unserer Beamten, wie in England, in eine subalterne Stellung herabgedrückt und eine kleine Anzahl der höchsten Aemter den parlamentarischen Führern vorbehalten werde. Die Grenze zwischen den höheren und den subalternen Beamten liegt bei uns tiefer unten als in England, sie liegt da, wo die studirten und die nichtstudirten Beamten sich abscheiden; und dies entspricht unseren demokratischen Sitten. Daher wird in Preußen die Regel bleiben, daß die Mehrzahl der Minister aus den Reihen des Beamtenthums hervorgeht; diese Regel beseitigen hieße der Bureaukratie einen heilsamen Stachel des Ehrgeizes nehmen, ihren geistigen Gehalt allmählich herabdrücken. Daher wird es auch nicht gelingen, unser Beamtenthum von dem politischen Parteikampf fern zu halten; jede Partei wird — mindestens noch im nächsten Jahrzehnt — wünschen müssen, sich im Parlamente zu verstärken durch die Sachkenntniß von Beamten, welche sich auf jede Gefahr hin entschließen, ein Mandat anzunehmen. Daß durch diese Verhältnisse unser constitutionelles Leben sehr verwickelt wird, liegt auf der Hand. Aber es ist nicht anders; wir sollen rechnen mit einem lebendigen Königthum, das aus heimathlosen Juristen und Söldnern ein Staatsdienerthum und ein nationales Heer gebildet hat und auf beide noch heute sich stützt. —

Dasselbe Ergebniß tritt uns entgegen, sobald wir noch einen Blick werfen auf die ständischen Gegensätze. — Jedermann weiß, wie oft und schwer der deutsche Adel gesündigt hat durch ständische Selbstsucht, durch die Mißachtung geistiger Größe, durch seinen vaterlandslosen Sinn, der an allen kleinen Höfen eine undeutsche Politik förderte, desgleichen wie thöricht er selber sein Ansehen geschädigt hat durch ein lächerliches Standesrecht, das ihn als eine Kaste abschloß und zugleich die Würde des Standes durch die gleichmäßige Vererbung der Adelstitel erniedrigte. Es versteht sich von selbst, daß der deutsche Staat das Wenige, was heute noch der Gleichheit vor dem Gesetze widerspricht, unbarmherzig hinwegräumen wird, ebenso, daß alle Versuche, durch die Einführung der Primogenitur u. dergl. dem Stande wieder aufzuhelfen, verlorene Mühe sind. Der Staat soll lediglich zusehen, wie die Masse der „Herren von“ allmählich in dem Bürgerthum verschwindet und nur eine Minderzahl von Geschlechtern, die durch Reichthum und große Ueberlieferungen hervorragen, ein aristokratisches Ansehen behauptet. Eine politische Aristokratie im stolzesten Sinne, welche die Volkswahlen beherrscht, die Beamten als Werkzeuge gebraucht und selber die Regie-

rung führt, kann aus unserem Adel nicht werden. Jedes große Culturvolk erlangt zuletzt immer die Lebensformen, die es ernstlich will; dies gilt noch sicherer von der socialen als von der politischen Ordnung. Unsere Nation hat die socialen Vorbedingungen des aristokratischen Regiments nie gewollt, sie sträubte sich stets mit unbeirrbarem Instinkte gegen die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes, auf dessen Trümmern in England, wie einst in Rom, die Adelsherrschaft emporwuchs; sie hat jederzeit der Monarchie zugejubelt, wenn diese den kleinen Mann gegen den Edelmann schützte, und sie lebt noch heute des Glaubens, daß die markige Kraft unseres freien Bauernstandes durch die Schwächung des Adels nicht zu theuer erkauft ist. Erst die Zukunft wird lehren, ob die großartigen aristokratischen Kräfte, welche Deutschland in seinem hohen Adel besitzt, in den Dienst des nationalen Staats hineingezogen werden können.

Und trotz alledem ist dieser Adel, dessen Gebrechen so häßlich in die Augen springen, bedeutsamer, mächtiger, als der Liberalismus zugestehen will. Graf Bismarck soll einmal sich vermessen haben, er werde den Junkernamen zu Ehren bringen. Das ist ihm bei dem großen Publikum allerdings nicht gelungen; wohl aber hat er jedem politischen Kopfe bewiesen, daß wir Liberalen irrten, wenn wir einst lächelnd von der „kleinen aber mächtigen Partei“ sprachen. Wer darf denn leugnen, daß nur ein preußischer Edelmann im Stande war, die Politik zu leiten, welche das neue Deutschland gegründet hat — wie auch nur ein piemontesischer Edelmann vermochte das Königreich Italien zu schaffen? Und steht es also, ist dann nicht sonnenklar, daß dieser Adel noch eine sehr wirksame Macht besitzt? Der preußische Adel ist nicht parlamentarisch wie der englische, nicht höfisch wie der altfranzösische oder der Adel der deutschen Kleinstaaten, sondern monarchisch. Er zog regelmäßig den Kürzeren, wenn er gegen die Monarchie kämpfte, doch er ward ein kräftiges Glied des Staates, seit er seine Ehre darin suchte, der Krone zu dienen. Fast in allen ihren Gebieten begann die Herrschaft der Hohenzollern mit einem harten Kampfe, der den Adel dem Staate unterwarf; und aus den Kreisen jener Quitzow, Kalkstein, Rabenhaupt, die um der Adelslibertät willen selbst vor dem Landesverrathe nicht zurückschraken, ging nach und nach ein treues Geschlecht hervor, das für den Glanz unserer Fahnen freudig sein Blut dahin gab. Unser Adel hat einst seine Ueberkraft ausgetobt auf weiten Lanzknechtsfahrten durch aller

Herren Länder; die Hohenzollern gewannen ihn dem Vaterlande wieder. Sieht man ab von dem Adel des Münsterlandes, der zwar in aristokratischen Vermögensverhältnissen lebt, doch leider nur eine Mutter Kirche kennt, so darf überall sonst in Preußens alten deutschen Provinzen der Adel sich rühmen, daß er ein Vaterland habe. Unsere Geschichte kennt keine Emigranten; darum ist der Adelshaß, der in Frankreich guten Grund hat, in Preußen sinnlos. In den alten Häusern, die seit so vielen Geschlechtern dem Vaterlande dienen, besteht ein Familienstolz, dessen sittliche Kraft den landesüblichen Spott wahrhaftig nicht verdient. Wer in diesen Kreisen etwas bewandert ist, der wird auf zehn Fälle, wo der Familienstolz in rohen Dünkel ausartete, zehn andere nennen können, wo die Erinnerung an die Ehre der Väter den Enkel vor der Gemeinheit bewahrte. Die Erziehung des preußischen Adels war von jeher bedacht mehr den Charakter als den Geist zu bilden — obgleich man immerhin nicht berechtigt ist, die Achseln zu zucken über die künstlerische und wissenschaftliche Begabung des Standes, dem die Humboldt's und L. v. Buch, Heinrich Kleist und Achim Arnim entstammen. Sein Stolz war, dem Staate zu dienen, und nur der Undank kann vergessen, daß unsere Feldherren fast sämmtlich, von unseren großen Staatsmännern sehr viele adlich waren. Wohl hat neuerdings die Börse einzelne Mitglieder des hohen Adels in ihre Kreise gezogen; doch diese Fälle blieben vereinzelt, ungleich seltener als in England oder Frankreich, und sie werden schwerlich zahlreiche Nachfolge finden, seit das Urtheil der Standesgenossen sich sehr scharf darüber ausgesprochen hat und einzelnen vornehmen Speculanten die Erfahrung wurde, daß man nicht ungestraft unter Millionen wandelt. Im Ganzen läßt sich behaupten, daß die sittliche Zucht unserer adlichen Häuser sich in den letzten Jahrzehnten gehoben hat. Auch in die neue constitutionelle Ordnung hat sich der Adel, nach einigen thörichten Widerstandsversuchen, nicht ohne Geschick eingelebt; er ist durch die parlamentarischen Kämpfe unleugbar gekräftigt worden und würde schwerlich, wenn heute ein neuer Märzsturm hereinbräche, sich abermals so kopf- und muthlos zeigen wie im Frühjahr 1848. Er war nicht reich an parlamentarischen Talenten, noch ärmer an Rednern, doch er bewährte auch auf diesem Boden eine feste Mannszucht, welche für die politische Wirksamkeit mindestens ebenso wichtig ist, wie die reiche Rednergabe des liberalen Bürgerthums.

Der weitverzweigte mittelbare Einfluß, den diese alten Geschlech-

ter in unserem Staate ausüben, kann weder durch Gesetze noch durch ein liberales Regierungssystem ganz gebrochen werden. Der Adel wird, auch wenn das lächerliche und unwürdige Vorrecht der Courfähigkeit beseitigt ist, immer an den Höfen und folglich auch in der Diplomatie eine große Anzahl wichtiger Aemter bekleiden. Er wird nach wie vor viele seiner Mitglieder in die Beamtenlaufbahn schicken und den Geist des Offiziercorps wesentlich bestimmen, da die Erfahrung lehrt, daß die Söhne der industriellen Westprovinzen für das Heerwesen weniger Neigung zeigen. Er stützt sich endlich in den östlichen Provinzen auf einen sehr bedeutenden großen Grundbesitz; ohne seine freudige Mitwirkung können wir dort im Osten niemals eine kräftige Selbstverwaltung begründen.

Und besteht denn irgend ein vernünftiger Grund, über diese Verhältnisse zu klagen? Noch überall hat sich ein kräftiger Adel als ein heilsamer Bestandtheil eines großen nationalen Lebens erwiesen, wo er nicht, wie in Polen, das gesammte Volksthum in sich aufsog. Nicht blos die Engländer, auch die demokratischen Italiener geben unbefangen die Thatsache zu, daß vornehme Geburt in der Regel ein Vortheil ist für den Staatsmann. Wie es dem Bürgerlichen leichter fällt, ein tüchtiger Professor zu werden, weil er gleichsam in gelehrter Luft aufwächst, so fällt dem vornehmen jungen Manne leichter, sich zum Staatsmanne auszubilden: er verbraucht freilich viel schöne Kraft, um Vorurtheile zu überwinden, die dem Bürgerlichen den Blick in's Leben nicht trüben, dafür lernt er schon in den Jahren, die der Emporkömmling in subalternen Verhältnissen verbringt, die schwere Kunst, zu befehlen und die Welt im Großen zu betrachten. In allen Großstaaten Europa's — Frankreich allein ausgenommen — behauptet der Adel noch heute eine fühlbare Macht. Mustern wir die politischen Köpfe, welche Deutschland innerhalb und außerhalb des Staatsdienstes besaß, so finden wir den Adel jederzeit sehr stark vertreten. Daß so unzweifelhafte Thatsachen von einem Theile unseres Bürgerthums beharrlich abgeleugnet werden, erklärt sich nur aus dem tiefen, krankhaften Grolle, den die Zeit der adlichen Vorrechte hinterlassen hat. Schon Stein weissagte einst, das Volk werde einem neidischen Ständehasse verfallen, wenn man ihm allzulange die Verfassung vorenthalte. Es ist wie ein Reden aus Fesseln heraus, wenn der eine Stand über den andern spricht. Viele demokratische Gedanken, die man selbstgefällig als ideale Freiheitsbestrebungen schildert, erscheinen bei scharfer Prüfung als Er-

gebnisse der Interessenpolitik des Mittelstandes; die üblichen Standreden gegen das Junkerthum entspringen nicht allein dem wohlberechtigten Drange nach Rechtsgleichheit, sondern zuweilen auch dem ständischen Neide. Es giebt auch einen bürgerlichen Dünkel, eine unerquickliche Empfindlichkeit, die in jedem Worte eines Edelmannes alsbald Hochmuth wittert und im Stillen der festen Ueberzeugung lebt, daß der Adliche sofort den Schirm aufspannt, wenn es Verstand vom Himmel regnet. Kurz vor dem böhmischen Kriege bewies ein namhaftes Mitglied der Fortschrittspartei in einem öffentlichen Vortrage, daß das Bürgerthum auch an dem Kriegsruhme Preußens den Hauptantheil habe: er begann mit dem tapferen Schneider Derfflinger, setzte mit einem kühnen Sprunge über die unverbesserlichen Edelleute der fridericianischen Heldenschaar hinweg, verweilte gerührt bei Scharnhorst's bäuerlichem Blute, bei York's und Gneisenau's angeblich zweifelhaftem Adel und schloß triumphirend mit der Enthüllung, daß Bülow von Dennewitz ein uneheliches Kind gewesen sei und seine Mutter sogar — was die aufgeklärten Zuhörer ganz absonderlich erbaute — Friderike Schulze geheißen habe! Ist es zu hart, wenn ich meine, daß in solchen Worten eine kleinliche Vorurtheit bürgerlichen Dünkels sich kundgiebt, welche der Rohheit eines hausknechtprügelnden Junkers keineswegs nachsteht?

Der ernste Politiker wird den Werth der militärisch-politischen Ueberlieferungen des preußischen Adels nicht geringschätzen, er wird noch weniger verkennen, wie viel darauf ankommt, diese einflußreichen Klassen ihrer ständischen Vorurtheile zu entwöhnen und sie gänzlich für Parlament und Selbstverwaltung, für den Ausbau unserer Verfassung zu gewinnen. Das aber vermag allein ein starkes Königthum. Nur die Krone kann, so sie ernstlich will, diesen monarchischen Adel bewegen, die berechtigten Forderungen des Liberalismus zu erfüllen; sie wird, wenn die Stunde kommt, sogar im Stande sein, einen radikalen Umbau der ganz verfehlten Bildung des Herrenhauses durchzusetzen.

Doch dieser sociale Gegensatz erscheint im Ganzen geringfügig; denn Grundadel und Bürgerthum werden verbunden durch die Gemeinsamkeit der Bildung und der wirthschaftlichen Arbeit, welche beide in Deutschland einen überwiegend bürgerlichen Charakter tragen, da bei uns die Regel besteht, daß nahezu Jedermann auf gut bürgerliche Art einen bestimmten Beruf hat. In einem Staate des gemeinen Rechts sind die Gegensätze der Bildung die einzigen wahrhaft bedenklichen

Standesunterschiede, und ein solcher Bildungsgegensatz droht heute die besitzenden von den arbeitenden Klassen zu trennen. Wir leben in einer gewaltigen Umwälzung der Volkswirthschaft, welche den Werth des Geldes mit unerhörter Schnelligkeit herabdrückt, die Ungleichheit des Besitzes und der Bildung begünstigt, die Massenarmuth dem großen Capitale zu unterwerfen sucht. Es ist ein grandioses Schauspiel, vielleicht das größte dieser reichen Zeit. Sein erster Akt hat kaum geendet, und Niemand kann sagen, ob der Verlauf der Handlung zu einer Versöhnung oder — wie so viele verwandte Epochen der Geschichte — zu einem socialen Kriege führen wird. Schon wird in jedem Hause, an der unleugbaren Auflockerung der Gesindeverhältnisse, fühlbar, wie furchtbar sich die Kluft zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten erweitert hat. Und wer weiß, ob die Strikes, die heute unser Land heimsuchen, endlich von selber erlöschen werden, oder ob der Internationale gelingt, den insgeheim fortglimmenden Brand zu hellen Flammen anzufachen?

Die Gewerbegesetzgebung des norddeutschen Reichstags hat allerdings den hocherfreulichen Beweis geliefert, daß unsere besitzenden Klassen nicht gewillt sind, in die engherzige Selbstsucht der französischen Bourgeoisie zu verfallen. Aber wer bürgt dafür, daß solche rühmliche Gesinnung dauern werde? Weil der moderne Mittelstand nicht durch Privilegien von den Massen getrennt ist, so liegt ihm überall die Versuchung nahe, sich selber für die Nation zu halten, gleichwie die von ihm ganz beherrschte Presse beharrlich sich selber mit der öffentlichen Meinung verwechselt. Unser Bürgerthum erlebt heute wieder eine Epoche ungeheuren Aufschwungs, wie einst am Ausgange des Mittelalters, da seine überschwellende Kraft in alle Lande des Nordens und Ostens hinausströmte und das Aufkommen eines nationalen Bürgerstandes in Polen und Skandinavien auf Jahrhunderte hinaus unterdrückte. So wunderbar aufblühende Stände pflegen selten auf die Dauer ihre Mäßigung zu bewahren. Sogar jene trefflichen norddeutschen Gesetze lassen doch an einzelnen Stellen erkennen, daß das Interesse der Unternehmer in dem Reichstage stärker vertreten war als die Anliegen der Arbeiter. Die Börse hat in Deutschland noch bei Weitem nicht dieselbe Macht erlangt wie in den westlichen Nachbarlanden. Doch ihr Einfluß steigt von Tag zu Tag, und der stille Groll der Massen wird noch mehr verschärft, weil ein großer Theil der deutschen Geldmacht in jüdischen Händen liegt. Angesichts der gewaltigen Macht-

stellung, welche das Judenthum in unserem geselligen Leben, in der Presse, in allen Zweigen des Verkehrs einnimmt, erscheinen die noch immer modischen Weheklagen über die Unterdrückung der Juden als ein starker Anachronismus. Die größte und prächtigste „Kirche" der deutschen Hauptstadt ist die Synagoge! Schon geht durch unsere Presse zuweilen ein umgekehrtes Hep Hep Geschrei. Jedermann darf ohne Aergerniß über die Schwächen der Deutschen und anderer Völker reden. Wenn aber ein ruhiger Mann in maßvollen Worten über die Untugenden spricht, welche dem jüdischen Wesen neben unverkennbaren Vorzügen anhaften, dann wird er von der Presse gesteinigt, weil er die Tage der Judenbrände erneuern will. Wenn es gelänge, unsere jüdischen Mitbürger dahin zu bringen, daß sie sich lediglich als deutsche Bürger israelitischen Glaubens fühlten, dann könnte manche Einseitigkeit des deutschen Wesens im Judenthum eine heilsame Ergänzung finden. Doch nur ein Theil der deutschen Juden hat sich so gänzlich mit unserer Gesittung verschmolzen; immer von Neuem tritt der tiefe Gegensatz hervor zwischen dem schwerfälligen und doch so wunderbar tiefen und schöpferischen germanischen Wesen und diesem beweglichen und doch so unfruchtbaren Semitenthum, das die Dummheit unter sich gar nicht aufkommen läßt, aber in Jahrhunderten nur Einen Genius hervorbrachte. Es ist eine tief ernste Erscheinung, daß der Neid gegen die Geldmacht noch verbittert wird durch einen trüben Rassenhaß. — Unsere Massen fühlen, und leider mit Recht, daß ihr Wohl von der Gesellschaft allzu lange vernachlässigt wurde; sie sind nicht, wie noch immer ein großer Theil des englischen Volks, daran gewöhnt die Herrschaft der höheren Stände als selbstverständlich anzusehen. Die Schmeichelkünste der Demokratie, die lockenden Lehren der Communisten haben den Glauben an die Berechtigung der bestehenden Güterverteilung untergraben. Bereits ist der Arbeiter gewöhnt, die Wünsche seines Standes mit naiver Dreistigkeit als die sociale Frage schlechtweg zu bezeichnen. Wir bedürfen einer unablässig thätigen Gesetzgebung, um den Gegensatz der Bildung wenigstens zu mildern, den Arbeitern die Ansammlung eigenen Capitals zu erleichtern und ihnen ein menschenwürdiges häusliches Leben zu sichern.

Möglich, daß solche mittelbare Maßregeln zur Hebung der unteren Klassen genügen. Doch unsere Großindustrie steht noch in den Jünglingsjahren; wer darf denn sagen, welches Gesicht sie im Mannesalter zeigen wird? Es ist ebenso möglich, daß dies Alles nicht genügt, daß

der Staat schließlich erklären muß: „das Privateigenthum ist kein absolutes Recht, sondern den Pflichten der nationalen Selbsterhaltung untergeordnet; wie ich einst den Grundadel gezwungen habe, zum Besten der Bauern auf wohlerworbene Rechte zu verzichten, so verlange ich jetzt, daß die Unternehmer Opfer bringen zum Besten der arbeitenden Klassen, daß sie einen bescheidenen Theil ihres Reingewinnes für das Wohl der Arbeiter verwenden." Daran ist Gott sei Dank kein Zweifel, daß die hochgebildete Sittlichkeit des deutschen Bürgerthums einem solchen Staatsgebote, wenn es sich je als unerläßlich zeigte, schließlich gehorchen wird. Aber der Anstoß zu so tief einschneidenden socialen Reformen kann nur ausgehen von der Krone, nicht von einem Parlamente, das wesentlich aus Vertretern der besitzenden Klassen besteht. Wird doch heute schon der bescheidene Hinweis auf solche Möglichkeiten sofort in der Presse als Socialismus verketzert; sieht sich doch selbst der englische Staat gezwungen, die Verhältnisse der Fabrikarbeiter nicht durch die vermögenden Beamten der Selbstverwaltung zu überwachen, sondern durch Staatsbeamte, welche in solchen Fragen unparteiisch dastehen. Die unzufriedenenen Massen, man täusche sich nicht, hegen mehr Vertrauen zu dem Königthum als zu dem Parlamente. — Da die Gesetzgebung dem unerhörten Aufsteigen der Geldmacht nicht zu folgen vermochte, so ist der Grundbesitz heute unverhältnißmäßig überbürdet, während die Börse sich der Besteuerung fast gänzlich entzieht. Nur eine starke Krone vermag auch dies Mißverhältniß auszugleichen; ohne sie würde jeder Versuch einer Steuerreform nur zu ziellosen socialen Kämpfen führen.

Die Zustände der Gesellschaft sind in Deutschland im Ganzen gesünder, die Klassengegensätze minder schroff als in Frankreich; Niemand denkt bei uns an eine populare Tyrannis, einen socialisme autoritaire. Doch ein starkes Königthum, das über den socialen Gegensätzen steht, ist uns unentbehrlich, um den Frieden in der Gesellschaft zu wahren und zu festigen, die gewaltigen Probleme, welche die rasch anwachsende Volkswirthschaft noch aufwerfen wird, unbefangen zu lösen.

Ebenso kann nur die Monarchie den confessionellen Frieden behüten vor den Gefahren, welche ihm die allzufrüh und ohne Bürgschaften gewährte Freiheit der katholischen Kirche bereiten mag. Auch unsere tief zerrüttete evangelische Kirche, eng verbunden wie sie ist mit dem Königthum, wird eine leidliche Verfassung erst dann erhalten, wenn die Krone dereinst zurückkehrt zu ihren alten schönsten Ueberlieferungen.

Gänzliche Heilung ist hier freilich undenkbar, seit die Mehrzahl der selbständigen Köpfe sich der erstarrten Dogmatik entfremdet hat. Und ist nicht die Freiheit unseres gesammten geistigen Lebens der Monarchie zu Dank verpflichtet? Warum bekennen heute radikale Amerikaner wie Richard Hildreth — was Tocqueville's staatsmännischer Blick schon vor vierzig Jahren sah — daß die Freiheit der Discussion in Amerika beschränkter sei als in Deutschland? Warum klagt Mill über die unwiderstehliche Tyrannei der Gesellschaft in England welche stillschweigend verbietet, daß manche hochwichtige, vornehmlich religiöse, Fragen öffentlich besprochen werden? Und warum sind solche Klagen in Deutschland weit weniger berechtigt? Die Ursache liegt zum Theil in dem unbeugsamen Wahrheitstriebe unseres Volkscharakters, zum anderen Theile in unserer monarchischen Staatsordnung. Dies große Vaterland der Freiheit des Gedankens hat eine Tyrannei der Mehrheit nie gewollt, weder im Staate noch in der Gesellschaft; und daß dem so bleibe, daß es in Deutschland der Mehrheit nie gelinge, die Minderheit zu unterjochen, sie mundtodt zu machen, dafür soll unser nationales Königthum schützend einstehen.

Erwägen wir diese Macht des preußischen Königthums und die großen Aufgaben, welche die deutsche Nation noch mit seiner Hilfe zu lösen hat, so scheint unverkennbar, daß unser Liberalismus einige seiner Lieblingswünsche ermäßigen muß, die mit einer lebendigen monarchischen Gewalt sich nicht vertragen. Dazu zählt vornehmlich das Verlangen nach einer Parteiregierung im englischen Sinne und nach dem Rechte der unbeschränkten Steuerverweigerung.

Darüber ist kein Streit möglich, daß ein Ministerium auf die Unterstützung des Parlaments zählen muß, wenn es in der Gesetzgebung fruchtbar und segensreich wirken soll. Nur ein falscher bureaukratischer Dünkel sträubt sich noch, diese längst zur Thatsache gewordene Macht unserer Parlamente anzuerkennen; es gilt in den Beamtenkreisen noch für schimpflich, zurückzutreten vor einer Mißtrauenserklärung der Kammern. Glücklicherweise kommt die körperliche Gebrechlichkeit der preußischen Minister dem deutschen Parlamentarismus zu Hilfe. Nachhaltige parlamentarische Angriffe pflegen das Nervensystem des unhaltbaren

Ministers zu erschüttern; er beginnt zu kränkeln, läßt dann noch eine, gemeinhin recht langwierige, Anstandspause verstreichen und erbittet endlich aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung. Daß eine sehr nahe Zukunft diese preußischen Ministerfieber lächelnd zu den Kinderkrankheiten unseres parlamentarischen Lebens zählen wird, ist freilich zweifellos. Doch nun drehe man den Spieß um und stelle die Gegenfrage: wäre ein preußisches Ministerium, das dem Könige gegen seinen entschiedenen Willen aufgedrängt würde, nicht ebenfalls mit Unfruchtbarkeit geschlagen? Müßte eine solche Regierung den Frieden unseres Staats nicht noch weit gründlicher zerrütten als ein Cabinet ohne Rückhalt am Parlamente? Oder hält man für denkbar, daß ein Ministerium, gebildet aus der Kammermehrheit von 1865, hätte schöpferisch wirken können? Eine englische Regierung ist freilich nicht, wie man auf dem Festlande gemeinhin annimmt, blos das willenlose Werkzeug des Parlaments, sie leitet vielmehr selber das Haus der Gemeinen, wenn anders sie aus tüchtigen Männern besteht, aber sie verdankt ihre Macht wesentlich der Zustimmung des Parlaments. Eine preußische Regierung dagegen empfängt nicht blos ihren Rechtstitel, sondern auch den wichtigsten Theil ihrer Macht durch den König, nur daß sie des Vertrauens der Kammer bedarf, um diese Macht segensreich zu bethätigen.

Wie lange wollen wir Liberalen uns noch in die Irre führen lassen durch jene doktrinäre Sophisterei Stahl's, die unserem Staate die Wahl stellte zwischen „Autorität und Majorität"? So rohe Gegensätze beherrschen unser politisches Leben mit nichten. Geist und Buchstabe unseres Staatsrechts verlangen, daß der König seine Räthe nach bestem Gewissen ernenne; irrt er sich dabei, so ist es eben Aufgabe der Kammern, durch die geistigen Waffen des parlamentarischen Kampfes die Krone zu überzeugen, daß diese Hände die Regierung nicht führen können. Unsere Verfassung betrachtet die Autorität und die Majorität nicht als Feinde, als Gegensätze, die sich ausschließen, sie weist beide darauf hin, sich fortwährend zu verständigen. Daß es wirklich so steht, wird durch die Haltung unserer Parteien Tag für Tag bewiesen. Zwei einflußreiche Minister sind in den letzten Jahren gestürzt worden — unleugbar durch das Parlament, obgleich man den Muth nicht fand, dies offen und männlich einzugestehen. Aber weder die Presse noch die Kammer dachte daran, der Krone einen Candidaten für die erledigten Aemter zu bezeichnen. Der König ernannte in beiden Fällen einen Mann aus der Bureaukratie, dem er zutraute, daß er das Vertrauen

des Parlaments gewinnen werde, und das Land hatte in beiden Fällen Grund sich Glück zu wünschen.

Darum halten die Deutschen auch fest an dem alten Glauben, der natürliche Beruf einer monarchischen Regierung sei, über den Parteien zu stehen. Wir wollen nicht jene Unterdrückung der Minderheiten, welche in England doch sehr hart empfunden wird — denn bestünde sie nicht, so würden nicht die Hare, Mill und Lorimer sich beharrlich an dem Probleme abquälen, wie man durch ein künstliches Wahlsystem die Minderheit schützen könne. Wir wünschen unserer Regierung nicht jene Starrheit der Parteigesinnung, welche sich während der Blüthezeit des englischen Parlamentarismus so drastisch aussprach in dem bekannten Worte; „dieser Fall ist nicht zu vertheidigen; wir müssen von unserer Majorität Gebrauch machen". Wir haben unter dem Ministerium Manteuffel und in den Tagen des Conflicts allzu schmerzlich erfahren, daß ein Parteiregiment auf deutschem Boden zugleich die gehässigste und die unfruchtbarste Regierungsweise ist. Ein völlig parteiloses Regiment ist im constitutionellen Staate allerdings nicht möglich, und hierin liegt die ärgste Schwäche des Parlamentarismus; aber so gewiß unsere Minister die Minister der Krone sind, ebenso gewiß sind sie verpflichtet, das Parteiinteresse dem Staatswohl unterzuordnen, nach jener unparteiischen Haltung zu streben, welche einer monarchischen Regierung allein geziemt. Das Ministerium Bismarck ist das einzige unserer constitutionellen Cabinette, dem bedeutende heilsame Reformen gelungen sind; und diese Regierung hat, trotz ihres überwiegend conservativen Charakters, seit dem Sommer 1866 aufgehört eine Parteiregierung zu sein, sie verdankt ihre wichtigsten Erfolge der Unterstützung der Liberalen. Ihr Schaffen verdient überall da Lob, wo sie verstanden hat sich über die Parteien zu erheben, überall da Tadel, wo sie sich von einseitigem Parteigeist leiten läßt — also namentlich im Kirchen- und Unterrichtswesen.

Das System der Parteiregierung hat sich noch in keiner großen Monarchie des Festlandes bewährt. Das frivole Treiben jener neidischen Coterien, welche unter Ludwig Philipp mit der Staatsgewalt Fangeball spielten, endete mit einem schmählichen Bankbruch. Auch Cavour's Verwaltung bestätigt nur die Regel. Dem genialen Staatsmanne gelang für einige Jahre, das subalpinische Parlament vollständig zu beherrschen und durch den großen Gedanken der Einheit Italiens die kleinen Parteigegensätze zum Schweigen zu bringen. Als-

bald nach seinem Tode riß ein zerfahrenes und verworrenes Parteitreiben ein, das Niemand unserem Staate als ein Muster vorhalten wird. In England allein waren bisher die Bedingungen vorhanden, welche dem Systeme der parlamentarischen Parteiregierung eine gesunde Entwicklung gestatten: eine herabgewürdigte Krone, die sich des eigenen Willens begeben hat; ein großartig ausgebildetes, durch Rechtsschranken gesichertes selfgovernment, das der Parteiregierung willkürliche Eingriffe in die Ortsverwaltung, in das Kirchen- und Schulwesen schlechthin unmöglich macht; eine regierende Klasse, welche die Aemter dieser Selbstverwaltung besetzt und den größten Theil der Steuerlast allein trägt; ein subalternes Beamtenthum, das der Aristokratie im socialen wie im politischen Leben unterthänig ist; ein Parlament, das fast alle praktischen politischen Talente der Nation in sich vereinigt; ein Unterhaus, dessen Mitglieder großentheils zum Adel gehören, unter dem überwiegenden Einfluß der Aristokratie gewählt werden und darum der öffentlichen Meinung zugleich empfänglich und unabhängig gegenüberstehen; ein Oberhaus, das aus den Spitzen der im Hause der Gemeinen herrschenden Aristokratie gebildet ist; zwei große, durch Tradition und Familienverwandtschaft fest verbundene Adelsparteien, welche über alle wesentlichen Verfassungsfragen einig sind; angesehene Parteiführer, welche diese Parteien mit dictatorischer Macht leiten; ein Volk endlich, das mit wachsamem Freimuth die Regierung beaufsichtigt, aber zu der politischen Tüchtigkeit seines Adels ein gutes Zutrauen hegt. Man schlage einen dieser Pfeiler hinweg, und der mächtige kunstvolle Bau des englischen Parlamentarismus kommt in's Schwanken.

Sicherlich sollen und werden wir auch in Deutschland einige der Institutionen schaffen, welche den Gefahren der Parteiregierung vorbauen, vor Allem die rechtlich gesicherte Selbstverwaltung. Aber auch dann noch wird unser Unterhaus nicht die Macht besitzen, die Krone unter seinen Willen zu beugen. Auch dann noch wird die parlamentarische Laufbahn nicht die einzige sein für unsere politischen Männer, sondern ein zahlreiches Beamtenthum, dessen die vielseitige Thätigkeit des deutschen Staats nicht entbehren kann, wird jederzeit einen wesentlichen Theil unserer politischen Kraft und Sachkenntniß in sich schließen und darum fordern, daß unsere Cabinette zum Theil aus seinen Reihen hervorgehen. Was frommt die Klage, dabei gehe die Harmonie der Regierung und der Volksvertretung verloren? Jener Dualismus be-

steht, er liegt im Wesen unseres Staates und soll sich durch die Arbeit des Parlaments immer auf's Neue ausgleichen. Der große Grundbesitz kann und darf bei uns die Selbstverwaltung des flachen Landes nicht so ausschließlich leiten wie in England, wir wollen ihm unser freies Bauernthum nicht unterwerfen. Die englische Aristokratie beherrscht das Land, sie empfängt, indem sie in das Parlament eintritt, nur ein Mittel mehr, um die ihr ohnedies zukommende Machtstellung zu behaupten. Der deutsche Abgeordnete ist in Wahrheit ein Volksvertreter; er erhält erst durch das Mandat seiner Wähler eine politische Macht, die ihm vorher gar nicht oder nur in bescheidenem Maße zustand. Und weil unsere Gesellschaft demokratischer ist als die englische, darum muß unsere Regierung in der That und Wahrheit monarchisch sein.

Und welche Bürgschaften bietet unser Wahlsystem dafür, daß jene festen Majoritäten zu Stande kommen, deren jede Parteiregierung bedarf? Zu derselben Zeit, da die deutschen Liberalen sich zuerst für das neue Ideal der Parteiregierung begeisterten, begannen die Engländer ernstlich zu bezweifeln, ob dies Regierungssystem sich mit ihren modernen freieren Wahlgesetzen auf die Dauer werde vertragen können. Die besorgte Frage, die der Herzog von Wellington zur Zeit der Reformbill von 1832 aufwarf: wie soll die Regierung des Königs in Zukunft gesichert werden? — diese Frage des alten Torys wird heute auch von denkenden Whigs nachgesprochen. Die Welt irrte, als sie einst wähnte, mit der Reformbill habe der englische Parlamentarismus seine höchste Ausbildung erlangt. Vielmehr bezeichnet dies Gesetz den Anbruch einer neuen Epoche: demokratische Kräfte sind in das adliche Parlament eingedrungen, bureaukratische Bildungen in das alte aristokratische Selfgovernment. Die Reformbill hat nicht blos den Schmutz heilloser Corruption hinweggefegt, nicht blos das Parlament gezwungen, das Wohl der lange verwahrlosten niederen Stände ernsthaft zu berücksichtigen, sondern auch einige der Stützen gelockert, worauf die Parteiregierung ruhte. So lange die beiden großen Parteien über die Wahlen der **treasury boroughs** und der **pocket boroughs** frei verfügten, konnten sie auf feste Majoritäten unter den Gemeinen zählen, die jungen Aristokraten frühzeitig ausbilden in der hohen Schule der Staatsmänner, auch den wenig populären Fachtalenten, deren ein herrschendes Parlament bedarf, mit Sicherheit Sitze im Hause verschaffen. Die schwächere Partei konnte durch den Wahlkampf niemals

ganz vernichtet werden, das Parlament ward von den wechselnden Wellenschlägen der öffentlichen Meinung selten erschüttert, oft sogar allzu wenig berührt. Seit der Reformbill ist die Führung einer Parteiregierung, wie alle Politiker Englands zugeben, ungleich schwieriger geworden. Zwischen die beiden alten Parteien haben sich neue kleine Parteigruppen eingeschoben, welche von den Stimmungen außerhalb des Hauses stark beeinflußt werden: die irische Brigade, die Manchestermänner und zahlreiche Wilde — Politiker, deren Haltung bald schlechthin unberechenbar bleibt, bald nach religiösen oder socialen Gesichtspunkten sich richtet. Die Majoritäten sind unfest, der Bestand der Cabinette kürzer als sonst; allgemein wird beklagt, daß die jungen Talente der Aristokratie anfangen, sich von dem Parlamente zurückzuhalten, weil sie die Verlegenheiten des Wahlkampfes scheuen. Das Ansehen des Reichs im Auslande ist durch eine thatenscheue Politik tief herabgebracht, alle Freunde der Freiheit vermissen Englands Stimme im Rathe der Völker. Daraus folgt mit nichten, daß jene Schwarzseher Recht hätten, welche Englands rettungslosen Verfall voraussagen. Noch ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die vielerprobte Weisheit dieser Aristokratie, die schon schwerere Stürme bestanden hat, auch die Mittel und Wege finden werde, um, freilich erst nach schweren socialen Kämpfen, mit den neuen Mächten der Mittelklassen und der Arbeiter einen dauernden Frieden zu schließen. Uns Deutschen aber liegt die Frage nahe: wenn der Fortbestand der Parteiregierung in England erschwert ist, seit das Unterhaus anfängt die Gestalt einer Volksvertretung anzunehmen, wie dürfen wir darauf ausgehen, ein solches Regierungssystem erst zu gründen, wir, deren Unterhaus eine Volksvertretung sein und bleiben soll?

Auch wer nicht zu den Bewunderern des allgemeinen Stimmrechts zählt (und der Schreiber dieser Zeilen zählt nicht dazu), kann doch nicht bezweifeln, daß diesem Wahlsysteme in Deutschland die Zukunft gehört. Das allgemeine Stimmrecht räumt freilich den Mächten der Gewohnheit und Dummheit einen ganz ungebührlichen Einfluß ein, bringt den politischen Sitten rohere Formen; doch es entspricht der allgemeinen Wehrpflicht, erhöht das Ansehen der Volksvertretung, zwingt die Besitzenden die Wünsche der Arbeiter zu bedenken und zeigt diesen, daß der Staat ihnen gerecht werden will; ja, es kann sogar zu einer politischen Schule werden für die Masse des Volks, wenn wir dereinst den Muth finden, die öffentliche Abstimmung einzuführen, die einer freien Nation

allein würdig ist. Und vor Allem, die demokratische Vorstellung, welche das Wahlrecht als ein natürliches Recht jedes erwachsenen Staatsbürgers ansieht, ist in Deutschland nicht mehr auszurotten. Liegt es aber nicht am Tage, daß ein solches Wahlsystem die Bildung starker regierungsfähiger Parteien keineswegs begünstigt? Nur zwei unserer Parteien — die feudale und die clericale — beherrschen mit einiger Sicherheit die Wahlen in zahlreichen Bezirken. Selbst ihre Macht läßt sich gar nicht vergleichen mit der Herrschaft, welche die englische Gentry ausübt, und gerade sie sind am allerwenigsten geeignet unseren Staat zu regieren, weil sie grundsätzlich ein einseitiges sociales Interesse vertreten. In der großen Mehrzahl der Bezirke bleibt das Wahlergebniß überaus zweifelhaft; keine der Mittelparteien kann bestimmt darauf rechnen, daß der Stamm ihrer politischen Männer wieder gewählt werde. Haben wir nicht im Jahre 1861 erlebt, daß die alte Kammer durch die Neuwahl fast vollständig ausgefegt wurde, und was bürgt uns gegen die Wiederkehr solcher Erfahrungen? — Es steht mit der Wählerschaft wie mit dem Theaterpublikum: fragt man die Einzelnen, so hört man selten ein richtiges Urtheil; zieht man den Durchschnitt aus den tausend Ansichten, so ergiebt sich gemeinhin doch eine Meinung, die Hände und Füße hat. Unser kleiner Mann ist keineswegs unempfänglich für Ideen, wenn man seinen gesunden Verstand zu packen weiß; er hat hundertmal bei den letzten Reichstagswahlen den verführerischen Lockungen örtlicher und persönlicher Interessen widerstanden, um so zu wählen, wie es ihm patriotisch schien. Aber die große Gefahr des allgemeinen Stimmrechts liegt darin, daß wir es zu früh erlangt haben, bevor die Masse des Volks noch lebendige Theilnahme zeigte für das politische Leben. Liegt eine große Frage vor, die Jedermann versteht, so strömen die Wähler zur Urne — so bei den Reichstagswahlen von 1867, als man über die Frage abstimmte, ob das preußische Volk sich die Früchte des böhmischen Krieges wolle verkümmern lassen. In ruhigen Zeiten hängt die Betheiligung der Wähler von tausend Zufällen ab.

Dazu unsere kurzen Wahlperioden. Die gute deutsche Art hat zwar verhütet, daß unsere Abgeordneten zu Sklaven ihrer Wähler werden. Für die neu-französische Lehre vom „Zwangsmandat“ ist bei uns gar kein Boden; nur auf der Linken pflegt sich gegen das Ende der Legislaturperiode ein häßliches Buhlen um die Volksgunst zu zeigen. Aber die kurze Dauer des Mandats erschwert doch sehr die Ausbildung berufsmäßiger Politiker, und wer darf wünschen, daß unsere Regierung,

die eines festen, stätigen Ganges bedarf, sich unbedingt richten solle nach den unberechenbaren Ergebnissen dieser rasch wiederholten Wahlkämpfe?

Wo sind überhaupt bei uns jene starken Parteien, die einer Parteiregierung einen sichern Rückhalt bieten? Sehen wir ab von den Feudalen, den Polen und den Ultramontanen, so finden wir nur den Flugsand kleiner Fractionen, Männer von jeder Lebensstellung, die lediglich durch eine gemeinsame theoretische Ueberzeugung zusammengehalten werden. Die socialen Gegensätze von Grundadel und Bürgerthum, Capital und Arbeit spielen oft erbitternd und vergiftend in dies Gewirr hinein; wir haben des Parteihasses überviel und doch keine dauerhaften Parteien. Warum kann keine preußische Regierung einer officiösen Zeitung entbehren? Wissen unsere Minister nicht was jedes Kind weiß, daß officiöse Blätter von den meisten Lesern mit Mißtrauen angesehen werden und ungleich weniger wirken als ein Parteiblatt? Lord Palmerston und Cavour bedurften eines officiösen Blattes nicht, denn sie konnten sich darauf verlassen, daß der Globe und das Risorgimento mit ihnen aus freien Stücken in die Hölle fahren würden. Ein deutscher Minister weiß niemals, ob nicht dasselbe Parteiblatt, das ihn heute auf den Schild hebt, ihn morgen leidenschaftlich angreifen wird — morgen wie heute aus ehrlicher Ueberzeugung; darum braucht er eine Zeitung, die von ihm abhängt.

R. v. Mohl bezeichnet die „Häupter der Majorität“ als die natürlichen Minister des constitutionellen Staats. Aber wo sind bei uns diese Häupter? In unsern Parteien pflegt die Masse zu regieren, nicht ein überragender Staatsmann. Die Köpfe einer deutschen Fraction unter einen Hut zu bringen ist so schwer, daß entweder keine Führung besteht oder jene vermittelnden Naturen obenauf kommen, welche immer einen erträglichen Ausweg finden. Die Geschichte des Nationalvereins, der schließlich gar kein Programm mehr hatte, ist typisch für das deutsche Parteiwesen. Allerdings wird die steigende Entwicklung des deutschen Parlamentarismus allmählich die Parteidisciplin verstärken, das Ansehen einzelner politischer Männer heben. Aber die Grundlage unserer Parteibildungen wird noch auf lange hinaus, vielleicht auf immer, die persönliche Ueberzeugung und das Klasseninteresse bleiben. Und da die politische Erfahrung auf die einzelnen Köpfe nothwendig einen verschiedenen Eindruck machen muß, die socialen Gegensätze sich erstaunlich rasch verschieben, so haben wir wenig Aussicht, aus der ewigen Umbil-

dung und Neubildung kleiner Fractionen herauszukommen. Der kritische Geist der Deutschen, der Trieb der persönlichen Selbstbehauptung sträubt sich stets von Neuem wider die Einseitigkeit der Parteigesinnung. Ist es nicht bezeichnend, daß in den letzten Jahren nur solche politische Schriftsteller stark und heilsam auf die öffentliche Meinung eingewirkt haben, welche in Wahrheit keiner Fraction angehörten? Unsere Opposition — und selbst dieser Name paßt gar nicht auf die Mittelparteien von heute — ist noch sehr weit entfernt von der Gesinnung der englischen Opposition, die immer bereit steht, mit einem fertigen Programm das Staatsruder zu übernehmen. Vor Kurzem fragte ein Minister einen Führer der Nationalliberalen, ob er denn einen besseren Vorschlag wisse als die Regierung, und erhielt die Antwort: Vorschläge zu machen ist nicht unsere, sondern der Minister Sache! Sollte die Regierung eines großen Staates wirklich eine genügende Stütze finden allein an der Zustimmung einer solchen Mehrheit, die sich zumeist kritisch zu dem Thun der Minister verhält, die sich zusammensetzt aus einer Reihe kleiner Fractionen und nach drei Jahren bei der Neuwahl in alle Winde zerstieben kann?

Bedenke man endlich, daß mit dem Systeme der Parteiregierung zwei Institutionen verloren gehen, welche in England wenig, in Deutschland sehr viel bedeuten: das königliche Veto, das in einer wirklichen Monarchie nicht gänzlich ruhen darf, und — die rechtliche Verantwortlichkeit der Minister. Wo die Parteien einander ablösen in der Leitung des Staats, da bildet sich nothwendig der englische Brauch; „das Vergangene im Lethe zu begraben.“ Eine solche Sitte bringt wenig Gefahr in einem Lande, wo tausend Rechtsschranken den Uebergriffen der Verwaltung vorbeugen und der blutige Schatten Strafford's noch an das unausbleibliche Schicksal meineidiger Minister erinnert. Unsere deutsche constitutionelle Freiheit aber hat keinen schlimmern Feind als den Mißbrauch der Amtsgewalt. Wir müssen um jeden Preis die rechtliche Verantwortlichkeit der Minister durch ein Gesetz sicherstellen, und vielleicht wird unsere Bureaukratie sich erst dann ganz ehrlich in das constitutionelle Leben eingewöhnen, wenn einmal ein Exempel statuirt und ein Minister, der die Gesetze des Landes gebrochen hat, im Wege Rechtens abgesetzt worden ist. Das System der Parteiregierung verlangen, bevor wir die rechtliche Verantwortlichkeit der Minister besitzen und so lange die Bureaukratie noch ihre gegenwärtige Macht behauptet — das heißt die politische Freiheit gefährden.

Das Alles scheint sehr einleuchtend. Aber von den deutschen Liberalen gilt hier der englische Reim: the man convinced against his will is of the same opinion still; sie sehen Alles ein und erbosen sich doch, weil Deutschland nicht England ist. Wäre es nicht männlicher zu sagen: der König ernennt seine Räthe, nach dem Rechte unseres Landes; die Minister sollen, nach der Pflicht monarchischer Beamten, die berechtigten, die zeitgemäßen Gedanken aus dem Durcheinander der Fractionsforderungen herauszufinden wissen; das Parlament kommt ihnen entgegen mit dem guten Grundsatze measures not men, unterstützt sie, so lange ihre Thaten dem Wohle des Landes entsprechen. Offenbart sich ein unversöhnlicher Meinungsgegensatz zwischen den Factoren der Gesetzgebung, dann darf freilich jener Grundsatz nicht zum Dogma werden. Dann gilt es auf die Entfernung der Männer zu bringen, die das Vertrauen des Parlaments nicht besitzen, im Nothfall den König selbst darum zu bitten. Aber dem König bleibt das Recht diese Forderung abzuschlagen; er hat es schon einmal zum Heile des Staats benutzt, als er den Grafen Bismarck nicht entließ, und bei dem raschen Ebben und Fluthen unseres Parteilebens können ähnliche Fälle wiederkehren.

Eine solche monarchische Regierung besitzt unleugbar größere Stätigkeit als ein Parteiregiment; daß sie den Fortschritt hemme, ist durch die Erfahrung nicht erwiesen. Die englischen Mittelklassen brauchten ein halbes Jahrhundert, um die Reformbill zu erlangen, der deutsche Liberalismus hat bisher ohne ein Parteiregiment seine Forderungen unvergleichbar schneller durchgesetzt. Die politische Verantwortlichkeit der Minister wird durch dies System keineswegs aufgehoben; sie besteht schon heute, wie der Augenschein lehrt, wenn ein wachsames thätiges Parlament der Regierung gegenübersteht, und sie muß stärker werden, sobald erst die juristische Ministerverantwortlichkeit gesichert ist. Auch die Einheit der Regierung, worauf die constitutionelle Doktrin mit Recht hohen Werth legt, wird darunter in die Länge nicht leiden. Eine Regierung, welche nicht das Organ einer Partei bildet, findet im Parlamente reichlich ebenso viel Feinde und weit weniger warme Vertheidiger als ein englisches Cabinet; sie bedarf des festen inneren Zusammenhangs, um sich in so schwieriger Stellung zu behaupten. Das Ministerium Bismarck, welches — wahrhaftig nicht der liberalen Doktrin zu Liebe — seine reaktionären Mitglieder nach und nach ausstößt, liefert einen schlagenden Beweis dafür. Steigt der Einfluß des Parla-

ments auch fernerhin wie in den jüngsten fünf Jahren, so wird es sich bald von selbst verstehen, daß unsere Minister solidarisch für einander haften und sich einem leitenden Staatsmanne unterordnen. Freilich soll der deutsche Nationalismus diesen Gedanken nicht auf die Spitze treiben und nicht fordern, daß etwa ein als Fachmann unentbehrlicher Handels- oder Marineminister das Schicksal seiner ausscheidenden Amtsgenossen nothwendig theilen müsse. —

Das Verlangen nach parlamentarischer Parteiregierung entstammt der urtheilslosen Bewunderung englischer Zustände; der Gedanke des absoluten Steuerverweigerungsrechts dagegen ist das rechtmäßige Kind neufranzösischer Doktrinen. Er zeichnet sich aus durch jene handgreifliche Klarheit, welche unsere Nachbarn lieben, und auch an ihm bewährt sich, daß die einfachen Grundsätze des politischen Naturalismus, auf das verwickelte Leben der Culturvölker angewendet, regelmäßig falsch sind. Wie oft hat der Radikalismus die constitutionellen Doktrinäre verhöhnt und zuversichtlich behauptet, erst mit dem Rechte der Steuerverweigerung erhalte das Parlament eine praktisch wirksame Macht! Wird nicht das Ideal der Demokratie, die Unterwerfung der Krone unter den Willen des souveränen Volks, zweifellos erreicht, wenn die Volksvertretung nach Belieben dem Staate die Unterhaltsmittel entziehen kann?

Und doch ist dieser ungeheuer praktische Gedanke ein lebloses Traumgebilde. Diese Offenbarung des höchsten Freisinns erweist sich bei einigem Nachdenken als eine reaktionäre Irrlehre, als ein Rückfall in die Ideen des altständischen Junkerthums. Sie will, ohne sich's träumen zu lassen, unseren Staat um drei Jahrhunderte zurückschleudern, in jene unreifen, fast staatlosen Zustände, da die Herren Stände die bittweise von ihnen geforderten Zuschüsse zur Landesverwaltung nach Gutdünken verweigerten. In England, wo die Majestät des Staatsgedankens früher triumphirte als bei uns, ist auch die alte Meinung, welche die Macht des Parlaments in der power of the purse suchte, längst beseitigt. Da der moderne Staat ohne ein vielverzweigtes dauerndes Steuersystem nicht bestehen kann, so gelten in England, wie allbekannt, volle vier Fünftheile der Staatseinnahmen und nahezu die Hälfte der Staatsausgaben für permanent; sie werden durch das Parlament nicht bewilligt, nur formell anerkannt. Ein parlamentarischer Ausschuß zur Prüfung der Staatsausgaben wurde erst vor wenigen Jahren errichtet. Selbst die Verweigerung einzelner beweglicher Steuern ist in dem mächtigsten Parlamente der Welt binnen hundert Jahren nur

zweimal geschehen. Tacked bills, Geldbewilligungen, welche an die Erfüllung nicht-finanzieller Bedingungen geknüpft sind, werden für verfassungswidrig angesehen. Die Budgetdebatten verlaufen rasch und geräuschlos, streichen regelmäßig nur einzelne geringfügige Posten von dem Voranschlage der Regierung. Die gesunde Nüchternheit des parlamentarischen Lebens ist theatralischen Effekten nicht günstig. Der Dilettant beklagt, daß so viel Arbeit verschwendet wird, um einige tausend Thaler zu streichen. Dem politischen Kopfe erscheint der ruhige Verlauf der Budgetdebatten vielmehr als ein Zeugniß für die Macht des Parlaments. In den deutschen Kleinstaaten freilich bekundeten die friedlichen Budgetberathungen gemeinhin nur die servile Gesinnung der Kammern. In einem wirklichen Staate steht die Macht des Parlaments dann erst unerschütterlich fest, wenn die Regierung das Budget von vornherein also einrichtet, daß namhafte Abstriche nicht nöthig werden.

Es klingt unwiderleglich und ist doch nur ein leeres Spiel mit Worten, wenn man behauptet, aus dem Rechte, die einzelnen Steuern zu bewilligen, folge von selbst das Recht, sie allesammt zu verweigern. Das Recht der Steuerbewilligung ist dem Unterhause gegeben, um die Interessen der Steuerpflichtigen zu wahren und eine wirksame Aufsicht über den Staatshaushalt auszuüben, nicht um den Staat zu zerstören, nicht um die Krone dem Unterhause zu unterwerfen. Der Beschluß, die Steuern schlechthin zu verweigern, ist immer eine Unwahrheit, er will nicht was er sagt. Er kann gar nicht wollen, daß die Steuerzahlung aufhöre und der Staat vernichtet werde, er will nur durch eine gewaltsame Drohung andere Zwecke erreichen, den Sturz eines Ministers u. dgl. Aber mit dem Unmöglichen zu drohen, bleibt immer vergeblich. Ein Parlament, das stark genug ist durch Mißtrauenserklärungen ein Ministerium zu stürzen, bedarf der Steuerverweigerung nicht; ein Unterhaus, das jene Macht nicht besitzt, wird das ungleich schwerere Recht, den Staat auszuhungern, noch weit weniger ausüben können. Es ist die alte lustige Geschichte von dem Knaben, der einen großen Stein nicht fortzuwälzen vermag und nun nach einem schweren Hebebaume sucht; kein Zweifel, der Hebebaum kann den Stein bewegen, doch der Knabe nicht den Hebebaum.

Wenn Dahlmann die erfahrungsreichen jüngsten Jahre mit durchlebt hätte, der ernste Mann würde heute schwerlich noch jenen Irrthum wiederholen, den er in seinen Vorlesungen auszuführen pflegte — den Satz, das Steuerverweigerungsrecht sei das unentbehrliche Nothrecht,

das absolute Veto der Volksvertretung. Das königliche Veto ist keine Illusion, es verfolgt und erreicht einen bescheidenen Zweck, es will nur die Volksvertretung schlagen und verhindert wirklich, daß Parlamentsbeschlüsse, die der Krone unannehmbar scheinen, in's Leben treten. Dies angebliche Veto des Parlaments dagegen verfolgt ein unerreichbares Ziel, es will die Regierung schlagen und schlägt den Staat. Das einzige königliche Recht, das mit dem Steuerverweigerungsrechte verglichen werden darf, ist das unheilvolle Recht, durch königliche Ordonnanzen die Verfassung außer Kraft zu setzen — eine Befugniß, die ein freier Staat schlechterdings nur in Krieg- und Aufruhrzeiten ertragen soll. Und in der That pflegt dies Gegengewicht des Steuerverweigerungsrechts sich regelmäßig einzustellen, sobald letzteres ausgeübt wird.

Die Doktrin vom absoluten Steuerverweigerungsrechte schließt endlich noch eine grobe Rechtsverletzung in sich. Sie geht aus von jener französischen Vorstellung, als ob erst mit der geschriebenen Verfassung das wahre Leben des Staats, die berühmte ère de la liberté, beginne und alle anderen Rechtsverbindlichkeiten des Gemeinwesens zurückstehen müßten hinter den Vorschriften der Charte. Aber das verfassungsmäßige Budgetgesetz ist offenbar nicht der Rechtsgrund, kraft dessen der Staat seine Ausgaben leistet. Wenn jenes Gesetz nicht zu Stande kommt, so bleibt der Staat nichtsdestoweniger verpflichtet, seinen Gläubigern die Zinsen, den Beamten die Gehalte, dritten Staaten die vereinbarten Zahlungen zu gewähren; denn diese Verbindlichkeiten beruhen auf älteren Gesetzen, auf Verträgen, auf einer Masse giltiger Rechtstitel, die ein Parlamentsbeschluß gar nicht beseitigen kann. Daher hat während des Conflicts auch der eifrigste Fortschrittsmann unter unseren Beamten unbedenklich seinen Gehalt angenommen, und mit Recht. Wer das unbedingte Steuerverweigerungsrecht fordert, der will nicht nur den Bestand hochwichtiger für die Dauer bestimmter politischer Institutionen, sondern auch eine Menge wohlerworbener Rechte alljährlich der parlamentarischen Willkür überlassen. *)

Die Erkenntniß dieser einfachen Wahrheiten ist uns Deutschen erst in einer Schule harter Erfahrungen aufgegangen. Als die preußische Verfassung entstand, war unter den Liberalen noch eine unbestimmte Begeisterung für das Steuerverweigerungsrecht im Schwange; ihr

*) Ich freue mich, in diesem Punkte übereinzustimmen mit F. v. Martitz Betrachtungen über die Verfassung des norddeutschen Bundes. Leipzig 1868.

gegenüber standen die geheimen Wünsche der Reaktion, den Absolutismus zart verhüllt wieder herzustellen, und die verständige Einsicht, daß dem Staate sein Unterhalt gesichert werden müsse. Aus diesen entgegengesetzten Anschauungen entstand nun durch ein unwahres Compromiß das sogenannte Budgetrecht der preußischen Verfassung — eine Satzung, die freilich keine Lücke, wohl aber eine Reihe grundverkehrter Vorschriften enthält — eine wahre Musterkarte politischer Fehler, welche dem Parlamente zugleich zu viel und zu wenig Rechte einräumt. Man gewährte zu viel, indem man gar nicht unterschied zwischen den gesetzlich feststehenden und den beweglichen Ausgaben des Staats, sondern dem Abgeordnetenhause scheinbar die Befugniß gab, alle Ausgaben nach Belieben zu streichen.

Sodann glaubte der Doktrinarismus der Zeit, das Budgetrecht des Parlaments werde am besten sichergestellt, wenn das vereinbarte Budget, nach dem Muster der belgischen Charte, die feierliche Form und den Namen eines Gesetzes erhielte. Damit hatte die Verfassung eine offenbare Unwahrheit ausgesprochen. Der vereinbarte Etat ist kein Gesetz, sondern ein Akt der Finanzverwaltung; er stellt nicht, wie jedes andere Gesetz, allgemeine dauernde Rechtsnormen auf; er hat nicht die Kraft, ältere Gesetze aufzuheben; er verlangt nicht, wie jedes Gesetz, daß er unbedingt befolgt werde, sondern Jedermann weiß zum Voraus, daß ein Haushaltsplan für die Zukunft niemals vollständig eingehalten werden kann. Und bald lehrten die Thatsachen, daß diese Unwahrheit der Verfassung allein dem guten Rechte des Unterhauses verderblich sei. Der natürliche Geschäftsgang bei Geldbewilligungen, der auch bei den Geldbills des englischen Parlaments eingehalten wird, ist sicherlich dieser: das Unterhaus als der Vertreter der Steuerzahler bewilligt die Summen, das Oberhaus wird nur aus Rücksichten des parlamentarischen Anstands zu einer formellen Gutheißung aufgefordert, die Krone endlich hat einfach anzunehmen, was ihr frei bewilligt wurde. Dies natürliche Verhältniß wird zum Nachtheil der Volksvertretung verschoben, wo der Etat kurzweg als ein Gesetz gilt: da erscheinen die drei Factoren der Gesetzgebung auch bei Geldbills als gleichberechtigte Contrahenten (lediglich mit der einen Beschränkung, daß das Herrenhaus das Budget nur im Ganzen annehmen darf). Ist es aber nicht widersinnig, wenn eine Verfassung befiehlt, daß zwischen drei Gleichberechtigten alljährlich ein Gesetz zu Stande kommen soll? Mißlingt die Verständigung, so ist die Krone gewiß nicht berechtigt, auszugeben was ihr

beliebt, doch auch das Unterhaus darf nicht behaupten, daß die bewilligte niedrigste Geldsumme als gesetzliche Norm gelten müsse. Die rechtliche Ordnung hört dann auf, die Macht der Thatsachen entscheidet. — Zu allen diesen Fehlern trat noch ein letzter verhängnißvoller Mißgriff hinzu. Die Conservativen fühlten, daß die unbedingt freie Verfügung des Unterhauses über alle Staatseinnahmen den Staat zerrütten müsse. So wurde denn — durch einen Taschenspielerstreich, der unserer Geschichte nicht zum Ruhme gereicht — jener transitorisch gemeinte Artikel, welcher die provisorische Forterhebung der bestehenden Steuern anbefahl, unter die dauernden Vorschriften der Verfassung aufgenommen. Der Landtag hatte fortan, so lange der Staatshaushalt blühte, thatsächlich nur das Recht, die Ausgaben zu bewilligen, nicht die Einnahmen.

Es war eine Nothwendigkeit, daß ein so widersinniges Budgetrecht in einem Volke von starkem Rechtsgefühle einen schweren Kampf herbeiführte. Schwache Parlamente sind allezeit geneigt, ihr Recht rücksichtslos zu gebrauchen, und während in Wahrheit das Zustandekommen des Budgets immer wesentlich von dem Unterhause abhängt, konnte das preußische Abgeordnetenhaus, Dank den unsinnigen Vorschriften der Verfassung, diese seine schwere Verantwortlichkeit nicht ganz und voll empfinden. Das Haus wusch seine Hände in Unschuld, erklärte zuversichtlich während des Conflicts: wir sind es nicht, die das Budget verwerfen. So stand es scheinbar, nicht in der That; denn das Abgeordnetenhaus gab dem Budget eine Gestalt, welche, wie Jedermann wußte, von den beiden andern Factoren nicht angenommen werden konnte. — Der Conflict ist begraben, aber die unglücklichen Vorschriften der preußischen Verfassung sind leider, leider mit geringfügigen Aenderungen in die norddeutsche Bundesverfassung übergegangen. Der deutsche Reichstag besitzt freilich ein mittelbares Steuerbewilligungsrecht, indem er die Höhe der Matricularbeiträge bestimmt. Doch der Bundesfeldherr empfängt unter allen Umständen die zur Aufrechthaltung der gegenwärtigen Friedensstärke des Heeres festgesetzten Summen, er verfügt also thatsächlich über den wichtigsten Theil der Bundeseinnahmen.

Auf den ersten Blick scheint eine dauerhafte, gerechte Neuordnung dieser heillos verfahrenen Verhältnisse nur möglich durch einen Plan, der einst von Karl Mathy in der Paulskirche zum Erstaunen der Liberalen vertheidigt ward, heute aber von Männern aller Parteien vertreten wird. Der Plan geht dahin: man muß sich entschließen, das

Budget zu theilen, man muß in jedem Titel des Budgets die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Ausgaben absondern von den beweglichen Posten; jene hat das Parlament nur nach ihrer Gesetzlichkeit zu prüfen, diese auch nach ihrer Zweckmäßigkeit, jene einfach anzuerkennen, diese nach Ermessen herabzusetzen. Die Summe der permanenten Ausgaben wird natürlich geringer sein als die der beweglichen; denn zu diesen zählen auch alle Posten, welche zwar nach ihrem Rechtsgrunde, doch nicht nach ihrem Betrage fest stehen. So erhielte die Krone eine Bürgschaft gegen den Mißbrauch des Ausgabebewilligungsrechts. — Ich habe selber diesen durch manche triftige Gründe unterstützten Vorschlag in der ersten Ausgabe der vorliegenden Abhandlung vertheidigt. Nach schärferer Prüfung ist mir klar geworden, daß er sich weder grundsätzlich halten läßt noch praktisch fruchtbar sein würde. Kein menschlicher Scharfsinn vermag mit Sicherheit zu sagen, welcher Theil der Staatsausgaben als unentbehrlich für das Dasein des Staates anzusehen sei; unsere Krone mindestens müßte darauf bestehen, daß die Armee nicht wie in England auf den beweglichen Etat gestellt würde. Rechnet man aber zu den beweglichen Posten alle nicht nach ihrem Betrage feststehenden Ausgaben, dann umfaßt der permanente Etat offenbar nur einen sehr kleinen Theil der Ausgaben, grade jene Ausgaben, welche von dem Parlamente selten oder nie bestritten werden. Nein, sagen wir nur die unwillkommene Wahrheit: Institutionen, welche den Streit um das Budget einmal für allemal verhindern, lassen sich nicht ersinnen. Auch der Vorschlag, alle Staatsausgaben der vorherigen — nicht, wie heute geschieht, der nachträglichen — Controle der Oberrechnungskammer zu unterwerfen, wird zwar manche Verfassungsverletzungen erschweren, doch er bleibt unfruchtbar, sobald kein Budget zu Stande kommt. Dann würde die letzte Verantwortung lediglich von den Ministern auf die Schultern der Oberrechnungsräthe hinübergeschoben werden. Es bleibt hier nur übrig, zu hoffen auf die steigende Macht und, was damit zusammenhängt, auf die steigende Selbstbeherrschung der Parlamente. Der einleuchtende Satz: „Die Feststellung des Etats ist ein Verwaltungs-Act und muß dem geltenden Rechte gemäß geschehen“ — dieser jüngst von Laband*) trefflich im Einzelnen erläuterte Satz wird nach und nach zu einem Gemeingut

*) Laband, das Budgetrecht nach den Bestimmungen der preuß. Verfassung. Berlin 1871.

werden. Unsere parlamentarischen Körper werden einsehen, daß dem einen Hause nicht zustehen kann, durch einseitige Beschlüsse Institutionen, welche auf Gesetzen beruhen, zu zerstören, daß mithin das Ausgabenbewilligungsrecht engere Grenzen hat als es nach dem Wortlaut der Verfassung scheint. Die Krone andererseits hat die Leiden eines budgetlosen Regiments schwer genug empfunden.

Vorderhand scheut sich die Krone wie das Parlament, die verwickelten Principienfragen, die gehässigen Erinnerungen eines noch unvergessenen Kampfes wieder aufzuregen. Wir müssen uns für jetzt mit dem bestehenden Rechte zu behelfen suchen und nur auf einer unerläßlichen Aenderung bestehen: auf der Einführung einer beweglichen direkten Steuer. Denn so gewiß das absolute Steuerverweigerungsrecht den Staat gefährdet, ebenso gewiß verharrt ein Landtag, der in ruhigen Zeiten gar keine Steuern zu bewilligen hat, in einer unwürdigen, demüthigenden Stellung. Er darf die Forderung gar nicht aufgeben, daß ihm das natürlichste Recht jedes Parlaments in billigem Maße zugestanden werde; er darf es um so weniger, da der norddeutsche Reichstag dies gefürchtete Recht, wenn auch in unfertiger Form, bereits besitzt. Wo ist die Gefahr für die Krone, wenn diesem billigen Verlangen willfahrt wird? Das Recht und die Macht der Krone bleibt immer noch der Macht des Landtags unendlich überlegen, so lange sie über den weitaus größten Theil der Staatseinnahmen unter allen Umständen verfügt. Auch die durch die Verfassung nicht beschränkte Befugniß des Landtags über alle Ausgaben frei zu beschließen scheint gefährlicher als sie ist. Der Grundsatz, daß das Parlament die gesetzlich feststehenden Ausgaben nicht einseitig verändern dürfe, wird schon heute im Landtage thatsächlich befolgt; es kann bei ernstem Willen nicht schwer fallen, ihn auch förmlich anerkennen zu lassen, nachdem endlich die liberalen Selbsttäuschungen der Conflictszeit verflogen sind. Der Landtag übt bereits das Recht der Steuerbewilligung, sobald Zuschläge zu den bestehenden Steuern erforderlich werden; warum soll die Regierung nicht auch in glücklichen Jahren eine Beschränkung ertragen können, die sie jetzt nur in Jahren des Mangels, und dann um so fühlbarer, erdulden muß? Da ein Theil der Staatsausgaben nothwendig beweglich ist, so fordert das Wesen des Staatshaushalts selber, daß auch bewegliche Einnahmen vorhanden seien. Der Plan, eine oder mehrere direkte Steuern zu contingentiren, der heute in der Presse begünstigt wird, hält freilich vor unbefangener Prüfung nicht

Stand. Er würde lediglich eine Einrichtung der altständischen Libertät erneuern, welche nur in Tagen stockender Volkswirthschaft genügen konnte. Es bleibt die natürliche Ordnung, daß der Ertrag der direkten Steuern mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes steigt. Wäre es nicht müßige Künstelei, diesem naturgemäßen Anwachsen der Staatseinnahmen einen Riegel vorzuschieben? Wozu eine feste Summe ausklügeln, die trotz der sorgsamsten Arbeit sich im Einzelnen doch als willkürlich herausstellen muß? Dagegen besteht bereits in einigen Kleinstaaten eine Einrichtung, die auch auf Preußen angewendet werden kann: es geht sehr wohl an, die Klassen- und Einkommensteuer dergestalt zu quotisiren, daß der Landtag alljährlich nach Bedarf ein oder mehrere Steuersimpla bewilligt.

Vor Kurzem noch wähnte sich mancher redliche Patriot, dem die Rechte des Landtags am Herzen lagen, berechtigt, auf ein Deficit zu hoffen. Stehen wir wirklich noch in jenen Kinderjahren der constitutionellen Entwickelung, die Frankreich, am Anfang seiner Revolution durchlebte, als die Biedermänner des dritten Standes, zu Mirabeau's Entsetzen, zu sagen pflegten: das Deficit hat uns die Freiheit gebracht, das Deficit wollen wir behalten —? Nein, dieser unnatürliche Zustand muß enden, und er wird enden, da die Verhältnisse für den Landtag sehr günstig liegen. Das Sinken des Geldwerths und die höheren Ansprüche, die jedes aufsteigende Volk an die Leistungen seines Staates stellt, führen uns einer fortschreitenden Vermehrung der Staatsausgaben entgegen; unser Steuersystem ist großentheils veraltet, der ganze Haushalt durch die Gründung des norddeutschen Bundes in Verwirrung gerathen. Auch die französischen Milliarden können nicht auf die Dauer Hilfe schaffen. Eine Reform ist unabweisbar, und der Landtag wird nur sein gutes Recht üben, wenn er jede Aenderung der bestehenden Steuern von der Hand weist, so lange man ihm die jährliche Bewilligung einer beweglichen Steuer versagt.

Haben wir dies Zugeständniß errungen, dann wird vielleicht selbst der Radikalismus die einfache Wahrheit einsehen, daß das unbeschränkte Steuerverweigerungsrecht eine Utopie, nur das beschränkte eine reale Macht ist. Die Geldverlegenheit auch des reichsten Mannes hängt bekanntlich immer an den letzten hundert Thalern, die ihm gerade fehlen. — Unsere deutschen Budgetdebatten können zwar niemals ganz so glatt und friedlich verfließen wie die englischen; denn da unsere Verwaltung dem Landtage sehr selbständig gegenübersteht, so dürfen

deutsche Abgeordnete nicht jene weitgehende Nachsicht üben, die im englischen Parlamente herkömmlich ist. Aber das Markten um Kleinigkeiten, die peinliche Länge der Debatten, diese ganze traurige Erbschaft deutscher Kleinstaaterei wird nach und nach verschwinden; ein freierer Sinn, der Sinn eines großen Volkes wird in der Behandlung der Finanzgesetze sich zeigen, sobald unser Landtag erst die Gewißheit besitzt, daß mit seinen Rechten nicht mehr gespielt werden darf.

Entschließt sich der Liberalismus auf diese falschen Ideale zu verzichten, dann vermag er seine volle Kraft einzusetzen für die großen Fragen, deren Lösung über das Schicksal des deutschen Parlamentarismus entscheiden wird. Der Kampf um das Repräsentativsystem, der die letzten Jahrzehnte erfüllte, ist in den meisten Staaten des Festlandes beendigt; jetzt erhebt sich überall in Europa das Verlangen nach freier Verwaltung, und schon die allgemeine Verbreitung dieser Bewegung giebt ein Zeugniß für ihre Nothwendigkeit. Was die Schüler Tocqueville's für Frankreich, was Alfieri und Bon-Compagni für Italien fordern, wird an dem Volksthum und den Staatssitten der Romanen einen schwer zu überwindenden Widerstand finden. Für uns Germanen bedeutet die Idee der Selbstverwaltung nicht eine neue Offenbarung, sondern das Wiedererwachen uralter nationaler Rechtsgedanken. In Preußen insbesondere hat die freie Verwaltung der Städte sich bereits so großartig ausgebildet, daß die alte Städteordnung nicht mehr genügt; die Steuerverwaltung, die Militäraushebung erfolgt längst unter freier Mitwirkung der Kreise und Gemeinden; es handelt sich nur um die Vollendung der Reformen von 1808. Den Adel der Arbeit in der Welt zu Ehren zu bringen war immer Deutschlands Stolz; auch im Staate muß uns gelingen was uns in Wissenschaft und Wirthschaft gelang. Kein Volk hat für die wissenschaftliche Ergründung des Problems der freien Verwaltung Größeres geleistet als die Deutschen seit R. Gneist; und welchen dankbaren Boden für die praktische Erfüllung dieser Gedanken die germanische Welt noch immer bietet, dafür giebt das in Holland durch Thorbecke's Gesetze ausgebildete System der Selbstverwaltung ein Zeugniß. Noch verstecken sich hinter dem Verlangen nach Selbstverwaltung viele verschrobene Vorstellungen: ständische Selbstsucht, anarchische Gelüste, particularistischer Trotz, sociale

Begehrlichkeiten jeder Art. Aber ein großer politischer Gedanke behauptet sich nicht im Völkerleben, wenn er nicht zum Schlagwort, zum Vorurtheil geworden ist; und aus den unverständigen Anklagen wider die Bureaukratie, die heute den Prügelknaben aller Welt abgiebt, redet doch die Einsicht, daß der Parlamentarismus auf dem Unterbau einer rein bureaukratischen Verwaltung zur Lüge wird. Auch darin liegt ein großer Gewinn, daß wir endlich anfangen, der allgemeinen Betrachtungen über die Vorzüge der Selbstverwaltung müde zu werden, und die allerconcreteste Einzelbehandlung dieser harten Geschäftsfragen verlangen. Darum soll hier nur ein kurzes Wort über die Richtung und die erreichbaren Ziele dieser großen Bewegung gesagt werden.

Jede moderne Revolution fühlt das Bedürfniß, nach dem Siege die dauernden Ergebnisse ihrer Principienkämpfe in einigen monumentalen staatsrechtlichen Sätzen niederzulegen. Es ist eine wohlfeile Weisheit, die deutsche Revolution darum zu schelten, weil auch sie dieser historischen Nothwendigkeit unterlegen ist und durch die kahlen Sätze ihrer „Grundrechte" die großen modernen Gedanken der freien Bewegung in Glauben und Wissen, in Handel und Wandel feierlich anerkannt hat. Nur freilich enthalten solche allgemeine Vorschriften in Wahrheit lediglich die Zusage einer künftigen Gesetzgebung; so lange das Versprechen nicht eingelöst wird, wecken sie nur die Begehrlichkeit und das Gefühl der Rechtskränkung. Sie verstoßen mit erstaunlicher Unbefangenheit gegen den alten Rechtssatz: kein Verbrechen ohne Strafe, keine Strafe ohne Strafgesetz! Der erfahrene Sinn der Gegenwart fordert, was Franz Lieber mit einem prägnanten Ausdrucke als **institutional liberty** bezeichnet, er fordert Gesetze, welche dem Bürger nicht blos Freiheitsrechte, sondern zugleich die Rechtsmittel zur Sicherung seiner Freiheit gewähren.

Die Macht der Minister ist durch den constitutionellen Staat in's Maßlose gesteigert worden. Nur eine ganz unerfahrene Zeit konnte wähnen, das Ansehen der Gesetze sei vor der Willkür der Verwaltung sichergestellt durch jenen Verfassungsartikel, welcher den König ermächtigt, „die zur Ausführung der Gesetze erforderlichen Verordnungen" zu erlassen. Seitdem haben wir erprobt, wie vordem die Franzosen, daß die Verwaltung niemals blos der ausführende Arm des Gesetzgebers sein kann; sie schafft ein neues Recht durch ihre Verordnungen. Die Verantwortlichkeit der Minister allein genügt uns nicht mehr. Wir stellen die tiefere Frage: warum sollen unsere Minister so übermächtige

Männer sein, daß von ihrer Verantwortlichkeit Wohl und Wehe des Staates abhängen müßte? Die gegenwärtige Stellung eines deutschen Ministers ist auf die Dauer unvereinbar mit dem constitutionellen Leben. Acht bis zehn Männer, die der König nach Willkür entlassen kann, üben, bald einzeln, bald als Collegium, das nahezu unbeschränkte Recht, durch Regulative jeder Art die Gesetze des Landes zu ergänzen und umzubilden. Sie gebrauchen diese Befugniß nach dem in der Bureaukratie feststehenden Grundsatze, daß der Verwaltung alles erlaubt sein soll, was die Gesetze nicht ausdrücklich verbieten. Die Willkür findet dabei um so freieren Spielraum, da ein großer Theil unseres öffentlichen Rechts noch aus den Tagen des Absolutismus stammt, der die Begriffe: Gesetz und Verordnung niemals scharf auseinander hielt. Und daß selbst der unzweideutige Wortlaut der Landesgesetze durch die sophistischen Künste der Minister in sein Gegentheil verwandelt werden kann, dafür giebt die neueste Geschichte des preußischen Schulwesens einen niederschlagenden Beweis. Die Minister üben ferner in höchster Instanz die Gerichtsbarkeit über alle Fragen des öffentlichen Rechts und interpretiren die streitigen Gesetze. Befugnisse, die um so tiefer einschneiden, da ihnen eine klare und sichere Volksüberzeugung, welche gewisse politische Rechte als unantastbar ansieht, noch nicht gegenübersteht.

So giebt in Wahrheit der Minister der Verwaltung ihre Rechtsordnung. Der Widersinn dieses Zustandes erhellt, wie Gneist mit Recht hervorhebt, am klarsten aus den Fällen, denen ein Competenzconflict vorhergeht. Hier erledigt der Gerichtshof für die Competenzconflicte in collegialischer Berathung die Vorfrage, wer über den Fall zu befinden habe; die Hauptfrage aber wird durch einen Minister entschieden, oder vielmehr durch einen geheimnißvollen vortragenden Rath, der nicht einmal der moralischen Controle der Oeffentlichkeit unterliegt. Die alten Vorzüge der bureaukratischen Verwaltung, Schlagkraft und Pünktlichkeit, ohnedies schwer gefährdet durch den erweiterten Umfang des Staats, gehen rettungslos verloren, wenn zu den massenhaften Verwaltungsgeschäften der Minister auch noch die unerträgliche Bürde dieser Jurisdiction hinzutritt. Von unserem Minister des Innern gilt, was Guizot bewundernd über den französischen sagt: il touche à tout par l'immensité de ses attributions; er muß in Abhängigkeit von seinen Räthen gerathen, keines Mannes Kraft ist dieser Arbeitslast gewachsen.

Um einen Ausweg zu finden aus solcher Verwirrung, bedürfen wir zunächst einer hochgesteigerten Thätigkeit der Gesetzgebung. Klage man noch so bitter über die Gesetzfabrikation unseres Jahrhunderts — es ist für Preußen eine herbe Nothwendigkeit, die unbestimmten Verheißungen der Verfassung, welche nur den Glauben an das bestehende Recht erschüttert haben, auszuführen durch Gesetze, welche ein neues und unzweifelhaftes Recht schaffen. Auch die Methode der Gesetzgebung beginnt sich zu ändern. Unsere Parlamente bestreben sich neuerdings, nach Englands Muster, das Bereich der Gesetzgebung zu erweitern, in die Gesetze genaue Einzelbestimmungen aufzunehmen, welche dem Belieben der Verwaltung enge und feste Schranken setzen. In dieser Richtung kann ein deutsches Parlament nicht leicht zu weit gehen, Angesichts der unausrottbaren Vorliebe unserer Bureaukratie für unklare Rechtsnormen und milde Praxis.

Wir brauchen ferner eine rücksichtslose Reform, welche das ganze Gebiet der Gerichtsbarkeit in Sachen des öffentlichen Rechts dem Ministerium abnimmt und stehenden unabhängigen Tribunalen zuweist. Kein Verständiger kann wünschen unsere Regierungsbehörden wieder zurückzuführen zu der collegialischen Unabhängigkeit, welche einst die Kriegs- und Domänenkammern behaupteten; je lebendiger die Selbstverwaltung sich entwickelt, um so nothwendiger wird das schlagfertige Bureausystem für die eigentliche Staatsverwaltung. Die Entscheidung über die Streitfragen des öffentlichen Rechts kann nur entweder den Gerichten oder einem Verwaltungsgerichtshofe zugewiesen werden, und hier gilt es jene fast abergläubische Ehrfurcht vor den Gerichten zu ermäßigen, welche jederzeit den politischen Dilettantismus ausgezeichnet hat.

Da der Spruch der Gerichte, von dem großen Publikum selten bemerkt, meist nur Einzelne trifft, während jeder Mißgriff der Verwaltung Tausende berührt, so erscheint der Richter dem großen Haufen wie ein höheres Wesen neben dem Verwaltungsbeamten. Die alte Sehnsucht des Philisters nach den Vaterhänden der Polizei ist umgeschlagen in einen ebenso blinden Haß. Man übersieht, wie oft auch in den Entscheidungen der Gerichte die menschliche Gebrechlichkeit hervortritt, wie oft dasselbe Richtercollegium demselben Gesetze verschiedene Auslegungen gegeben hat. Man springt über alle Einwände hinweg mit der zuversichtlichen Phrase: wer über Leben und Tod eines Bürgers entscheiden darf, wird doch wahrhaftig auch über die Aenderung der

Grenzen eines landräthlichen Kreises und ähnliche minder wichtige Fragen entscheiden können. Wirklich? Ist der Mann, dem ich getrost das Urtheil über Leben und Tod überlasse, darum auch am besten geeignet, ein Paar Stiefeln zu bauen oder eine technologische Abhandlung zu schreiben, was doch sicherlich weniger wichtig ist? Der privatrechtliche Bildungsgang unserer Richter giebt keineswegs die Gewähr für ihre staatsrechtliche Einsicht; er befördert vielmehr jenen formalistischen, an dem Buchstaben fest haftenden Sinn, der im Civilprocesse segensreich, im Staatsrechte verderblich wirkt. Welche erstaunlich unsicheren Urtheile über hochwichtige Fragen des Staatsrechts haben wir nicht in den Tagen des Conflicts aus dem Munde hochachtbarer, in ihrem Fache musterhafter Kreisrichter vernommen! Nur wer die Verwaltung aus eigener Erfahrung kennt, kann über das Verwaltungsrecht mit Sicherheit urtheilen. Die in England durchgeführte Unterwerfung der Verwaltung unter die Gerichte läßt sich nur aus bestimmten historischen Voraussetzungen erklären: aus der sehr verworrenen Entwicklung des englischen Rechts und aus der Natur des Friedensrichteramtes, das ja selber ursprünglich ein richterliches Amt war. In Deutschland soll freilich der Verwaltungsbeamte dem Strafrichter Rede stehen wegen der durch Mißbrauch der Amtsgewalt begangenen Verbrechen — ein alter guter Grundsatz, der noch im Preußischen Landrecht anerkannt und erst neuerdings verkümmert wurde — aber die Entscheidung über die Streitfragen des Verwaltungsrechts war bei uns immer der Verwaltung selber anvertraut. Nur ein Verwaltungsgerichtshof entspricht der bisherigen Geschichte des deutschen Beamtenthums, die eine Unterwerfung der Verwaltung unter die Gerichte nicht kennt. Werden die Verhandlungen vor diesem Tribunale öffentlich, in den schützenden Formen des Processes geführt, erhalten seine Mitglieder, die doch auch Juristen sind, eine lebenslänglich gesicherte Stellung, so würde dies Verwaltungsgericht die Unabhängigkeit des Richteramts und die Sachkunde der Verwaltung in sich vereinigen.

Aber auch wenn ein solches Verwaltungstribunal besteht, wenn ferner die Entscheidung über die Competenzconflicte nicht mehr einer Commission, sondern einer permanenten, selbständigen Behörde übertragen und den Gerichten gestattet wird, den Competenzconflict gegen die Verwaltung zu erheben — auch dann noch werden wir vermuthlich die Erfahrung machen, daß die Organisation des Beamtenthums allein nicht ausreicht, um die Sicherheit des öffentlichen Rechts zu verbürgen.

Wir erleben erst den Beginn einer Bewegung, welche endlich dahin führen muß, die parlamentarische Controle über die Verwaltung zu verstärken. Da unser Parlament nicht im Stande ist, wie das englische, selber einen wesentlichen Theil der Verwaltung zu führen, da andererseits der gute deutsche Grundsatz des verfassungsmäßigen Gehorsams in unserem hochgebildeten Beamtenthum niemals ganz verschwinden wird, so müssen sich schließlich, wenn auch erst nach Jahrzehnten, die Formen finden, welche dem Parlamente ermöglichen, noch andere Beamte außer den Ministern vor einem Staatsgerichtshofe zu verklagen. Die gegenwärtige Einmischung des Parlaments in die Verwaltung, dies gelegentliche Dreinreden und Wünschen bei der Budgetdebatte, dies Befürworten von Petitionen, welche nachher „zur Berücksichtigung“ in den Papierkorb des Ministers wandern — dies ganze unfertige Treiben, das den Landtag allzu oft in der armseligen Rolle eines querulirenden Privatmannes erscheinen läßt, kann offenbar nicht mehr genügen, sobald unser parlamentarisches Leben den Kinderschuhen entwachsen ist. Mögen solche Gedanken heute Manchem als utopistisch, als eine Bedrohung der monarchischen Ordnung erscheinen — das Ansehen des Königthums kann nur gewinnen, wenn seine Beamten dem Parlamente im Wege Rechtens Rede stehen. Die Gewaltthaten und Entthronungen, welche die Gründung des deutschen Staates erfordert hat und noch erfordern wird, werden dann erst vor der Geschichte gerechtfertigt sein, wenn Preußens deutsches Königthum unserem Volke nicht nur die Herrlichkeit nationaler Macht, sondern auch die so lange, so schmerzlich entbehrte Sicherheit des öffentlichen Rechtes gewährt. Unter allen Gefahren aber, welche diese Sicherheit bedrohen, ist die schwerste: die Ablösung der Verwaltung von der Verfassung. —

Es hieße Wasser zum Rheine tragen, wollte ich nach der obigen Schilderung des neufranzösischen Staatslebens noch erweisen, daß der Parlamentarismus nothwendig der Phrase oder dem anarchischen Parteigezänk verfällt, wenn ihm der Unterbau der Selbstverwaltung fehlt. Ein Mirabeau mochte mit der Sicherheit des Genius zum großen Staatsmann heranwachsen trotz einer sehr oberflächlichen Kenntniß der Verwaltung; doch für den Durchschnitt der Menschen gilt schlechterdings die Regel, daß ihre politische Bildung dilettantisch bleibt, so lange sie nicht selbstthätig an der Verwaltung theilnehmen. Der Gegensatz der Anschauung, der überall die Regierenden und die Regierten trennt, erweitert sich zu einer unausfüllbaren Kluft, wenn das Volk nur als

eine Schaar kritisirender Steuerzahler dem Beamtenthum gegenübersteht. Auch der sociale Friede wird erschüttert, wenn die Besitzenden nach dem Schlaraffenleben des Rentners trachten; Achtung vor dem Eigenthum ist von den arbeitenden Klassen nur da zu erwarten, wo das Vermögen und die Muße der höheren Stände dem gemeinen Wohle dient.

Wir Deutschen gleichen mit unserer unfertigen Selbstverwaltung allerdings einem Manne, der in reifen Jahren nachholen muß, was er in einer verwahrlosten Jugend versäumte. Die Zähigkeit unserer Kleinstaaterei hat uns auch auf diesem Gebiete des politischen Lebens unsäglich gehemmt; für einen Staat, der mit unzähligen Nachbarn im Gemenge lag, fort und fort widerstrebende Gebiete sich angliedern mußte, blieb die bureaukratische Verwaltung lange die allein mögliche. Gedenken wir nun, wie das englische selfgovernment durch das Glück einer tausendjährigen Staatseinheit gefördert ward, so erscheint es fast unbegreiflich, daß unser Volk unter solcher Ungunst des Schicksals sich noch so viel von seiner Selbstverwaltung gerettet hat. In dem classischen Lande der continentalen Selbstverwaltung, in Holland, giebt der Staat heute durchschnittlich 100 Mill. Gulden jährlich aus, die Provinzen $3^1/_2$, die Gemeinden 28 Mill. Gulden. In Preußen betrugen die Ausgaben des Staats im Jahr 1857 rund 130 Mill. Thaler, die der Kreise $2^1/_4$, die der Gemeinden 33 Mill. Thaler. Solche Zahlen geben uns wenig Grund zum Selbstlob, doch wahrlich auch keinen Anlaß zur Entmuthigung. Nicht blos die Städte, auch die Kreise unseres Nordens haben in schweren Zeiten durch ihre Selbstverwaltung sehr Ehrenwerthes geleistet. Die Provinz Pommern besaß im Jahre 1813 fast keine königlichen Behörden mehr; die Landräthe hielten mit Hilfe der Kreiseingesessenen die Ordnung aufrecht, und die tapfere Landschaft genügte vollauf den ungeheuren Ansprüchen, die der bedrängte Staat erhob. Während das englische selfgovernment innerhalb der Grafschaften gar keine Staatsbeamten neben sich sieht, kommen die Organe der deutschen Selbstverwaltung regelmäßig in Berührung mit der Bureaukratie; bei solchen Zusammenstößen wirbeln dichte Wolken Staubes auf, welche das Bild unserer Selbstverwaltung dunkler erscheinen lassen als es ist. Wir haben kein Recht zu der Annahme, daß unserem Grundadel allein jener pflichtgetreue Gemeinsinn mangele, der alle tüchtigen Männer unseres Volkes auszeichnet. An sehr vielen Aeußerungen junkerhafter Selbstsucht, die wir heute beklagen, trägt der Staat selbst

die Schuld durch eine verkehrte Gesetzgebung. Wenn der Staat den großen Grundbesitzern eine erdrückende Mehrheit auf den Kreistagen gewährt, wenn er die Rittergüter von den ländlichen Gemeindeverbänden abtrennt und ihnen das an der Scholle haftende Recht der gutsherrlichen Polizei beläßt, so wird der einseitige Klassengeist von Staatswegen geradezu erzogen. Und dennoch weiß fast jeder preußische Kreistag von der hingebenden Thätigkeit einzelner Mitglieder für das gemeine Wohl zu erzählen; das schwierige Werk der Veranschlagung der Grundsteuer ist nur durch die freiwillige Mitwirkung der Grundbesitzer gelungen.

Trotz dieser vorhandenen gesunden Anfänge ist die Aufgabe, welche zunächst vor uns liegt, die Neuordnung der Selbstverwaltung auf dem flachen Lande, ungleich mühseliger als weiland die Einführung der Städteordnung. Wir haben nicht nur einen Parteihaß zu überwinden, den Stein's unschuldige Tage nicht kannten, sondern auch einen socialen Gegensatz, der die Selbstverwaltung der Städte nicht stört, den Gegensatz des großen und des kleinen Grundbesitzes. Auf laute Volksgunst können die Anfänge der ländlichen Selbstverwaltung nicht rechnen; das Ansehen der Krone wird eingesetzt werden müssen um den Widerstand der socialen Selbstsucht zu überwinden. Der bequeme Grundsatz „Verantwortlichkeit des Handelnden, Controle durch die Berechtigten" reicht nimmermehr aus. Es handelt sich um die Uebernahme schwerer Lasten; der süße Wahn, daß die Selbstverwaltung wohlfeil sei, wird sich sehr bald in seiner Nichtigkeit zeigen. Nicht minder haltlos ist die andere demokratische Lieblingsvorstellung, als ob dereinst das obrigkeitliche Amt wie ein Reiheschank unter allen erwachsenen Bürgern rundum gehen werde. Jede Selbstverwaltung ist aristokratisch (dies Wort in einem sehr weiten Sinne verstanden), sie verstärkt die Macht der besitzenden Klassen; wo die höheren Stände die Arbeitslast der Communalverwaltung allein tragen, da erscheint der Gedanke, die Gemeindeverfassung auf das allgemeine Stimmrecht zu gründen, sofort als eine grobe Ungerechtigkeit. Dagegen liegt ein berechtigter Kern in der liberalen Forderung, daß die Ehrenämter der Selbstverwaltung in Deutschland nicht so unbedingt wie in England durch königliche Ernennung besetzt werden sollen. Unsere Selbstverwaltung steht nicht unabhängig da wie die englische, sie wird und soll unter bureaukratischer Oberleitung bleiben; ebendeshalb sollen ihre Ehrenbeamten Vertrauensmänner der Communalverbände sein. Zudem muß das Ehrenbeamten-

thum deutscher Kreise weit weniger zahlreich sein als das Beamtenthum des englischen selfgovernment. Wir haben England wahrlich nicht zu beneiden um seine Latifundien, um den bedientenhaften Charakter seiner Landbevölkerung, um die zahllosen agrarischen Mißstände, die von der Presse todtgeschwiegen werden. Aber unsere großen Grundbesitzer, die ihre Güter zumeist selbst bewirthschaften, sind ganz außer Stande, aus ihrer Mitte eine Beamtenschaar zu stellen, welche den 18,000 Friedensrichtern von England und Wales auch nur nahe käme; ja, wir wissen noch nicht sicher, ob sie fähig sind, die Geschäfte der Amtshauptleute ohne die Beihilfe von Soldbeamten zu besorgen. Uns fehlt mithin jene Bürgschaft der Unparteilichkeit, welche England in dem Zusammenwirken und der gegenseitigen Controle von so vielen Männern verschiedener Parteien besitzt. Endlich kann die vollständige Neutralität, welche die englische Krone bei der Ernennung der Friedensrichter bewahrt, von dem unsterblichen Einmischungseifer deutscher Regierungsbehörden nicht erwartet werden.

Daher wird in unseren Gemeinden der alterprobte Grundsatz der Erwählung der Beamten die Regel bleiben; das Recht der Bestätigung, das den königlichen Behörden allerdings verbleiben muß, um häßliche Ausschreitungen des Parteigeistes zu verhüten, kann nur bei seltener und bescheidener Anwendung nützlich wirken. Aber auch die Ernennung der Ehrenbeamten der Kreise darf nicht allein der Regierung überlassen werden, wenn das öffentliche Vertrauen sich nicht von vornherein den neuen Institutionen entfremden soll; man muß zum mindesten fordern, daß der Kreistag eine Candidatenliste aufzustellen habe. Im Uebrigen wird die Ausbildung der Selbstverwaltung bei uns wie in England und Holland offenbaren, daß diese heute so heiß bestrittene Frage nach wenigen Jahren ihre Schärfe verliert. Man gestatte nur erst den Kreisen ihre Verwaltung selbst zu besorgen, und der nüchterne Ernst der Geschäfte wird das Gezänk des Parteigeistes von selbst in den Hintergrund drängen. — Der Kreisordnungsentwurf von 1869 ist mit allen seinen Mängeln doch der erste kühne Wurf nach dem Ziele der Selbstverwaltung, der seit den Tagen Stein's gewagt wurde.

Die Reform unserer Verwaltung soll ausgehen von einem umfassenden einheitlichen Plane. Und doch können die Gesetze, welche das neue Werk begründen sollen, nur successiv erscheinen; und doch lehrt eine alte parlamentarische Erfahrung, daß eine Reform dann am leichtesten scheitert, wenn man ihre Vollendung abhängig macht von dem

Gelingen einer anderen Neuerung. Dies große praktische Hemmniß muß durchaus überwunden werden; denn beginne man das Werk der Reform bei der Gemeinde, dem Kreise oder der Provinz, immer wird sich der unlösbare Zusammenhang dieser Fragen zeigen. Man kann den Kreis nicht ordnen, ohne nach oben die Provinz, nach unten die Gemeinde zu berühren. Bevor man ändert, müssen die leitenden Gedanken fest stehen; über diese werden die Parteien sich leichter einigen als über die Einzelfragen. Die Reform muß anknüpfen an die gewohnten, althergebrachten Verhältnisse und den einfachen Bedürfnissen ländlicher Verwaltung einfache Formen bieten. Während der Fabrikarbeiter Alles vom Staate erwartet, steht der Bauer dem Staate fremd und mißtrauisch gegenüber. Will man ihn zwingen, durch häufig wiederkehrende Wahlen sich an einem verwickelten Systeme neuer Selbstverwaltungskörper zu betheiligen, so steht ein zäher unbesieglicher Widerstand zu erwarten. Und hier tritt ein letzter folgenreicher Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Leben hervor. Der früh centralisirte Staat der englischen Aristokratie findet den Schwerpunkt seiner Selbstverwaltung in den Grafschaften, die zu klein sind, um ein landschaftliches Sonderleben zu hegen, und zu groß, um einem Stande, außer dem Grundadel, eine hervorragende Stellung zu gestatten. Der deutsche Staat dagegen mit seiner überwiegend demokratischen Gesellschaft, mit der unzähmbaren Eigenart seiner Landschaften muß sich einen zweifachen Schwerpunkt für die Selbstverwaltung suchen: die Gemeinde und die Provinz.

In dem engen Zusammenleben der Nachbarschaft, in jenen kleinen Verhältnissen, die auch der schlichte Mann versteht und liebt, hat sich von jeher der Gemeinsinn unserer Mittelstände am schönsten, oft mit der ganzen Stärke persönlicher Leidenschaft, gezeigt. Die deutsche Gemeinde ist ein lebendiges Glied des Staats; die Theorie der Manchesterschule, welche die Gemeinde lediglich als einen wirthschaftlichen Körper, Communal- und Staatsverwaltung als Gegensätze auffaßt, widerspricht unserer nationalen Anschauung. Die Tüchtigkeit unseres freien Bauernstandes bürgt dafür, daß die Mehrzahl der Landgemeinden unter dem Schutze gerechter Gesetze eine ebenso blühende Selbstverwaltung erlangen wird wie unsere Städte. Die wichtigsten Aufgaben der ländlichen Verwaltung, Schulwesen, Armenpflege, Wegebau, fallen in Deutschland zunächst der Gemeinde zu. Dadurch werden die berechtigten Ansprüche des Grundadels mit nichten

beeinträchtigt; denn wo der große Grundbesitz das sociale Leben des platten Landes wirklich beherrscht, wo der kleine Besitz wenig leistet, wie in einem Theile von Pommern, da wird der große Grundherr auch in der Landgemeinde die führende Stellung behaupten. Wir wollen nur nicht, daß eine einseitige Gesetzgebung den Bauernstand künstlich herabdrücke. Die Kreisverwaltung fällt immer wesentlich dem großen Grundbesitze anheim, da der hart schaffende Bauer wohl an den Gemeindegeschäften regelmäßig theilnehmen kann, nicht an den Arbeiten der weit entlegenen Kreisausschüsse. Wer die Hauptaufgaben der ländlichen Verwaltung den Kreisen zuweist, schließt die Bauern aus.

Soll aber die deutsche Landgemeinde fähig werden, die Mühen und Kosten der Ortsverwaltung selber zu tragen, so bedürfen wir noch einer anderen Reform, die nur das Werk vieler Jahre sein kann. Die Gemeinden unseres platten Landes sind zu klein. Das ist nicht ein nationalliberales Parteimärchen, sondern eine traurige Thatsache, schon vor vierzig Jahren von dem alten conservativen J. G. Hoffmann anerkannt. Die Landgemeinde des preußischen Staats zählt durchschnittlich 394, in der Provinz Preußen nur 242 Köpfe, der Gutsbezirk im Durchschnitt des gesammten Staats 125, in Schlesien gar nur 69 Köpfe. Die 30,000 Gemeinden und 15,000 Gutsbezirke der alten Provinzen erinnern doch gar zu lebhaft an die 40,000 schwachen Gemeinden, welche in Frankreich die bequeme Unterlage des Präfektensystems abgeben. Wo immer neuerdings die Frage der Selbstverwaltung ernsthaft in's Auge gefaßt ward, da forderte man auch die Bildung starker leistungsfähiger Communalverbände.*). Die meisten Dorfschaften unseres Ostens quälen sich heute in einem unfruchtbarem Uebergangszustande; sie haben, seit den neuen Agrargesetzen, aufgehört wirthschaftliche Genossenschaften zu sein und konnten doch, mittellos wie sie sind, nicht in Wahrheit politische Gemeinden werden; sie stehen dem Rittergutsbesitzer oft kalt und feindselig gegenüber, bieten der servilen und der demagogischen Wühlerei dankbaren Boden. Aus solcher Verkümmerung rettet nur die Selbstverwaltung, und diese ist nur möglich in größeren Communalverbänden, die ihre Schulen und gemeinnützigen Anstalten selber bezahlen können. Dieser richtige Gedanke hat zu dem Vorschlage geführt, Amtsbezirke zu bilden, die aus mehreren benachbarten Dörfern und Gutsbezirken bestehen sollen, wodurch zugleich die

*) Vgl. oben II. 380.

unhaltbare Sonderstellung der Rittergüter beseitigt würde. Aber eine so tief in die zähen Gewohnheiten der Bauerschaft einschneidende Reform kann jedenfalls nur nach langen Verhandlungen zwischen den Kreisen und den Gemeinden in's Leben treten; sie wird, wenn sie sich überhaupt durchsetzen läßt, in den einzelnen Provinzen zu sehr verschiedenen Bildungen führen, wie ja auch unsere Städteordnungen eine fast übergroße Mannichfaltigkeit zeigen. Die Kirchspiele Schleswig-Holsteins, große Sammtgemeinden von durchschnittlich 3000 Einwohnern, bieten sich ganz von selbst als Amtsbezirke dar. Wo solche größere Communalverbände nicht bestehen, da ist die Einführung der Amtsbezirke leider zweifelhaft. Es steht zu fürchten, daß die drei Selbstverwaltungskörper, Kreis, Amtsbezirk, Gemeinde, einander gegenseitig schwächen, daß die Bauern sich mißtrauisch abwenden von dem ungewohnten, verwickelten Verwaltungsapparate, daß die reicheren Gemeinden sich weigern mit den ärmeren zusammenzutreten. Sollte dieser Widerstand sich als unüberwindlich erweisen, so wird freilich nur übrig bleiben, die gegenwärtige Verfassung der Landgemeinden so gut es angeht, neuzugestalten, einzelne ganz zwerghafte Dörfer zusammenzuschlagen und der Zeit zu überlassen, ob aus den Schulverbänden, Armenverbänden u. s. f. neue Amtsbezirke hervorgehen können.

Wo die Gemeinden nichts zu leisten vermögen, da ist es Aufgabe des Kreises aushelfend einzugreifen. Denn eine subsidiäre Ordnung, ein Selbstverwaltungskörper zweiten Ranges ist der Kreis doch ohne Zweifel. Woher sonst die Thatsache, daß unsere Gemeinden eine fünfzehnmal größere Summe für ihre Verwaltung verwenden als die Kreise? Woher sonst die ewig wiederkehrende Erscheinung, daß alle größeren Städte aus dem Kreise auszutreten wünschen? Jede Stadt, die sich zu einem selbständigen Communalleben aufgeschwungen hat, meint, mit Recht oder Unrecht, des Kreises entbehren zu können. Der Kreis und das den älteren ständischen Verhältnissen des flachen Landes so glücklich entsprechende Landrathsamt war lange der feste Unterbau unserer Verwaltung. Ihm bleibt noch immer eine sehr bedeutende Wirksamkeit, vor Allem das weite Gebiet der ländlichen Polizeiverwaltung. Soll er diese Aufgabe vollständig erfüllen, so wird es nöthig werden, einen Theil der Staatseinnahmen — etwa die Grundsteuer als die natürlichste der Communalsteuern — den Kreisverbänden zuzuweisen. Die Kreise sind bei der rasch gestiegenen Bevölkerung längst zu groß geworden; sie umfassen im Durchschnitt 57,000, einzelne bis

zu 192,000 Einwohner. Kein Wunder daher, daß grade in den Landrathsämtern jener Einfluß der Subalternen sich eingenistet hat, der mit Recht als der ärgste Schaden unserer Verwaltung gilt und vornehmlich in den neuen Provinzen tiefen Unmuth erregt. Ist es unmöglich, die Kreise wesentlich zu verkleinern, so bleibt nur der Vorschlag der Regierung, den größeren Theil der Landrathsgeschäfte auf Ehrenbeamte des Kreises, Amtshauptleute, zu übertragen. Der Grundadel wird bald bemerken, daß er mit dem Opfer von 8000 Virilstimmen die neue Selbstverwaltung nicht zu theuer erkauft hat. Die großen Grundbesitzer werden als Amtshauptleute und Mitglieder der Kreisausschüsse eine minder verhaßte, besser berechtigte und darum weit wirksamere Macht ausüben, denn bisher als Polizeiherren und privilegirte Kreisstände. Nur das Unbillige sollen sie nicht verlangen, nur nicht fordern, daß die gesammte Verwaltung des flachen Landes in ihren Händen ruhe. Der englische große Grundbesitz opfert mindestens 15 % vom Durchschnittsertrage seiner Güter für die Communalverwaltung. Nach der bekannten Berechnung von Leone Levi, welche den Briten für annähernd richtig gilt, bilden die höheren Stände 4 %, die Mittelklassen 32, die niederen Klassen 64 % der englischen Bevölkerung; dagegen wird zu der Gesammtsumme der Steuern beigetragen: durch die höheren Stände 84 %, durch die mittleren 13, durch die niederen 3 %. Ein einziger Blick auf diese von den deutschen Verhältnissen himmelweit abweichenden Zahlen zeigt jedem Unbefangenen, daß unser großer Grundbesitz nur in einzelnen Provinzen des Ostens befähigt ist, die Verwaltung des platten Landes allein zu führen. Ueberall sonst, vornehmlich im Westen, muß der demokratische Communalverband mehr bedeuten als der aristokratische Kreis; doch bedürfen im Rheinland die von der französischen Fremdherrschaft geschaffenen Bürgermeistereien mit ihren besoldeten Vorständen einer gründlichen Umgestaltung im Sinne deutschen Ehrendienstes.

Den andern natürlichen Schwerpunkt der deutschen Selbstverwaltung bilden die Provinzen. Den natürlichen Schwerpunkt sage ich, denn die Amtsordnung unseres Staates entsprach der Bedeutung der Provinzen bisher nur wenig. Unsere großen Verwaltungskörper sind bekanntlich die Regierungsbezirke; die Provinz erscheint als eine Verwaltungseinheit fast nur durch die Person des Oberpräsidenten und durch die unkräftigen Provinzialstände. Und dennoch hat die Macht der Geschichte, die Gemeinschaft der Stammesart und des Verkehrs in

diesen so lose zusammengefaßten Verbänden einen starken und hochberechtigten Provinzialgeist hervorgerufen, der zu den edelsten sittlichen Gütern unseres Staates zählt. Jedermann nennt sich mit Stolz einen Schlesier, einen Rheinländer; Jedermann fühlt, daß in Köln, Breslau, Königsberg ein eigenthümliches Culturleben seinen Brennpunkt findet, während noch Niemand gehört hat von einer Stammeseigenthümlichkeit des Regierungsbezirkes Frankfurt oder Liegnitz. Auch die Amtsordnung hat der Natur der Dinge auf die Dauer nicht widerstehen können. Nach und nach sind große Provinzialbehörden für Kirchen- und Schulwesen, für die Domänen und Forsten, für die Steuer-, die Postverwaltung u. s. f. entstanden; und seitdem beginnt die Bedeutung der Regierungen zu sinken. Alle unsere alten Provinzen sind in Wahrheit historische Körper: der Staat schuf sie nicht, er fand sie vor, obgleich er im Einzelnen ihre Grenzen nicht überall glücklich gezogen hat. Nur die Provinz Sachsen bildet eine scheinbare Ausnahme, da hier das Staatsgebiet noch nicht seine endgiltigen Grenzen erreicht hat. Auch unter den neuen Provinzen sind Schleswig-Holstein, Hannover (wenn man etwa Osnabrück und das tapfere Ostfriesland mit Westphalen vereinigte) und Hessen sehr wohl im Stande eine landschaftliche Selbständigkeit zu behaupten; die territoriale Mißbildung des Nassauer Ländchens muß freilich in einer größeren Einheit verschwinden, und Hessen bleibt vorderhand noch wie Sachsen eine unfertige Provinz.

Für eine Staatskunst, die nicht künsteln will und den Gedanken der deutschen Einheit fest im Auge behält, entsteht nun die Aufgabe, diesen durch die Geschichte gegebenen Landschaften selbständige Verwaltungsorgane zu schaffen. Nur wenn wir zeigen, daß der hessischen wie der schlesischen Eigenart in unserem Staate Licht und Luft unverkümmert bleibt, nur dann haben wir bewiesen, daß das deutsche Königthum auch Raum bietet für die Provinzen Schwaben, Pfalz und Franken. Hüten wir uns vor dem folgenschweren Fehler der Italiener, die aus Angst vor dem Partikularismus ihr reichgegliedertes Land zu napoleonischen Departements zusammenschlugen. Das Präfektursystem in Italien war in demselben Augenblick gegründet, da man die großen der Geschichte und Stammesart entsprechenden Regionen aufgab. Es wäre ein ganz unsäglicher Verlust, wenn jener Reichthum landschaftlichen Sonderlebens, der unseren Staat vor allen nationalen Großstaaten der Welt auszeichnet, durch eine schablonenhafte Ordnung der Verwaltung beeinträchtigt würde; ihn zu vernichten ist ja Gott sei

Dank unmöglich. Freilich, die durchsichtige Einfachheit der holländischen Selbstverwaltung, wo ein königlicher Commissar mit einigen Subalternen und einem Ausschusse der Provinzialstände die Geschäfte der Provinz besorgt, läßt sich auf die größeren und verwickelteren Verhältnisse Deutschlands nicht übertragen. Dagegen ist möglich, an die Spitze jeder Provinz eine große Verwaltungsbehörde zu stellen, die aus Staatsbeamten und aus Vertretern der Kreis- und Gemeindeverbände bestünde. Waltet ein großer und freier Sinn im Staate, so wird er diese Verwaltung der Provinzen nicht nur mit selbständigen Einnahmen ausstatten, sondern auch ihren Wirkungskreis sehr weit bemessen, insbesondere ihr einen Antheil an der Leitung der Bildungsanstalten gewähren. Die einzige wirkliche Gefahr, welche der Einheitsstaat in seinem Schooße birgt, ist die Centralisation der Bildung. Auch der geistvollste Unterrichtsminister kann, weil er ein Mann ist, den Universitäten und Kunstanstalten nicht jene vielgestaltige und sozusagen anarchische Entwickelung gewähren, welche in diesen idealen Gebieten jederzeit Deutschlands Ruhm und Glück war. Eine wahrhafte Selbstverwaltung der Provinzen aber vermag diesen einzigen Vorzug der deutschen Kleinstaaterei auch dem Einheitsstaate zu bewahren. Ein sehr schweres Hinderniß bietet nicht der ungleiche Umfang unserer Provinzen, der dem freien Leben eines germanischen Staates wenig schadet, wohl aber ihr im Durchschnitt allzugroßer Flächeninhalt. Daran ist nichts zu ändern; höchstens kann vielleicht die althistorische Trennung von Ost- und Westpreußen wiederhergestellt, die alte Zweitheilung des Rheinlands dergestalt erneuert werden, daß die jülich-bergischen Landschaften am Niederrhein eine Provinz für sich bilden und Lothringen mit dem übrigen Mosellande vereinigt würde. Erscheint es unmöglich, die Provinzialbehörden unmittelbar über die Kreisverbände zu stellen, so müssen vorderhand die Bezirksregierungen in einfacherer Form aufrecht bleiben, bis die Provinzialverwaltung Kraft und Leben gewonnen hat und Einzelbeamte, Commissäre der Provinzialbehörde, an die Stelle der Regierungen treten können. Eine etwas verwickelte, instanzenreiche Verwaltung bleibt immerhin ein geringeres Uebel, als der unbegreifliche Gedanke, der neuerdings in ehrenwerthen Kreisen auftaucht — der Vorschlag, lediglich aus Gründen bureaukratischer Zweckmäßigkeit die alten Provinzen zu zerschlagen und die Regierungsbezirke in neue Provinzen zu verwandeln. Man meistert nicht ungestraft die Werke der Geschichte.

Hier, auf dem unerschöpflichen Gebiete der freien Verwaltung

liegen für jetzt die größten Aufgaben unseres constitutionellen Lebens. Schon ist ein erster Schritt geschehen durch die Gesetze über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, welche eine Masse unnützen bureaukratischen Schreibwerks beseitigen. Ein zweiter Schritt wird soeben gewagt durch den Entwurf der Kreisordnung. Verfolgen wir diesen Weg weiter, so wird der Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung sicherer hergestellt werden, als durch das aussichtslose Bestreben, die Krone unter die Gewalt der parlamentarischen Mehrheit zu beugen. —

Aber auch die freie Verwaltung giebt keine Gewähr für die Gesundheit unseres Staates, so lange wir uns nicht das Herz fassen, das allerhäßlichste Leiden des neuen Preußens mit der Wurzel auszurotten — die sündliche Verwahrlosung des Unterrichtswesens. In allen anderen Gebieten des Staatslebens steigen wir aufwärts; hier allein sinken wir tief und tiefer. Seit hundert Jahren trachtet unsere Nation nach zwei Zielen, die gemeinhin für unvereinbar gelten: sie will ihre aristokratische Stellung in der Kunst und Wissenschaft der Welt behaupten, und dennoch jene Gleichmäßigkeit der Volksbildung durchführen, welche sonst nur in der Mittelmäßigkeit demokratischer Gesittung gedeiht. Wie wir einst den großen Kampf gegen die kirchliche Autorität begannen, so sind wir heute das einzige paritätische Culturvolk, das einzige, das Tag für Tag, in Schule und Haus, bis herab zu den Armen und Einfältigen, die Tugenden der Duldung, der humanen Bildung üben muß, will es nicht untergehen. Und in diesem Volke der Humanität wird seit den unglücklichen Tagen Friedrich Wilhelm's IV. das Schulwesen grundsätzlich verbildet durch einen Geist confessioneller Engherzigkeit, der auch den Geduldigsten empört. Die bureaukratische Bevormundung hat grade auf dem Gebiete des Schulwesens, das unter allen das freieste sein sollte, ihren Höhepunkt erreicht. Zu unserem Heile wird freilich die heranwachsende Jugend durch den unschätzbaren Segen der gemischten Ehen, durch den erfrischenden Einfluß des bürgerlichen Verkehres und einer ganz weltlichen Zeitbildung meist sehr schnell wieder befreit von den bornirten Begriffen des confessionellen Hasses; doch nur allzu Viele erkaufen diese Befreiung mit dem Verluste jedes tiefen religiösen Gefühls. Die freche Freigeisterei nimmt unter den großstädtischen Arbeitern furchtbar überhand, seit die Schule sich dem Geiste der Duldung entfremdet. Wir wollen nimmermehr den religiösen Unterricht verkümmern, der unserem Volke in allen schweren Zeiten Trost und Stärkung gab; wir wollen nur das alte Landesgesetz aufrecht-

erhalten, kraft dessen die Volksschulen Veranstaltungen des Staates, nicht der Kirche sind.

Und wie steht es mit der Pflege der Aristokratie des Geistes? Die Arbeitstheilung, alle Vorurtheile und Gewohnheiten unserer gewerbfleißigen Gesellschaft befördern die Verflachung der Bildung. Man vergleiche die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung mit den Mitgliedern unserer heutigen Parlamente. Gewiß, wir sind erfahrener geworden, bescheidener in unseren Wünschen, weit besser ausgestattet mit politischen und volkswirthschaftlichen Kenntnissen. Aber die Männer der Paulskirche waren im Ganzen reichere, vollere Naturen, bedeutendere Menschen als der Durchschnitt unserer heutigen Volksvertreter. Woher dies unverkennbare Sinken binnen zwanzig Jahren? Weil die echte allgemeine Bildung nicht gleichen Schritt gehalten hat mit der Fachbildung. Tüchtiges Fachwissen verträgt sich leider sehr oft mit der Roheit des Kopfes und des Herzens, mit der Unfähigkeit die Dinge im Großen zu überschauen. Wir sind bereits dahin gelangt, daß kluge Männer sich bekennen zu der trostlos flachen Ansicht, die Philosophie werde aussterben, überflüssig werden. Schreiten wir weiter auf dieser abschüssigen Bahn, so können unsere jungen Männer bald nur vor der Wahl stehen, ob sie einseitige Fachmänner oder seichte Dilettanten werden wollen. Auch die Achtung vor der Wissenschaft ist gesunken. Vor zwei Jahrzehnten behauptete das Professorenthum in der deutschen Politik eine allzu hohe Geltung; seitdem hat sich leider sehr oft das Kraftwort des alten Schlosser bestätigt: „ein langes Leben lehrte mich, daß Gelehrsamkeit und Charakter unvereinbar sind" — und heute gilt die zur Schau getragene Geringschätzung gegen die Gelehrten fast schon als eine nothwendige Tugend des Realpolitikers.

In einer Zeit, die dieses Weges geht, genügt es nicht mehr, wenn der deutsche Großstaat seine hohen Bildungsanstalten in einem nur mittelmäßigen Zustande erhält. Ist es nicht tief traurig, daß man heute schon fragen darf, ob Berlin noch die erste der deutschen Hochschulen sei? Daß überhaupt die Vernachlässigung der preußischen Universitäten in grellem Widerspruche steht mit der ehrenwerthen Sorgfalt, die Preußen seinen Gymnasien, den zahlreichsten und besten Gelehrtenschulen Deutschlands, angedeihen läßt? Die bequeme Entschuldigung, unser Heerwesen gestatte nicht eine höhere Entwickelung der Unterrichtsanstalten, ist nur eine Phrase. Jeder denkende Offizier weiß, daß unsere

Wehrverfassung die höchstmögliche Blüthe der Volksbildung voraussetzt und fordert. Die finanziellen Ansprüche des Unterrichtswesens sind so bescheiden, daß ein großer Staat sie befriedigen kann und muß, sobald sich der rücksichtslose Wille findet, der die Krone von der Nothwendigkeit überzeugt. Aber dieser entschlossene Wille fehlt, er fehlt seit einem Menschenalter, seit die modische Orthodoxie mit ihrem stillen Mißtrauen gegen die Freiheit des Wissens die Oberherrschaft behauptet am Hofe. Hier wenn irgendwo thut unserem Staate eine radikale Reform noth, die Umkehr von der Umkehr der Wissenschaft.

Selbst die rührigste und freieste Leitung des Unterrichtswesens genügt kaum noch, um dem furchtbaren Ueberhandnehmen der socialen Ansichten der Demokratie entgegenzuwirken, jenem geistlosen Materialismus, der schließlich den Adel unserer alten Bildung im Sande zu begraben droht. Unheimlich schnell greift die Anschauung um sich, welche jeden Beruf nur als ein Geschäft auffaßt; das junge Geschlecht will nur quantitative Unterschiede zwischen den Menschen anerkennen, bekämpft mit unversöhnlichem Neide Alles was durch Geist, Geburt, Besitz über die platte Mittelmäßigkeit emporragt. Auch den hoffnungsstarken Geist überkommt leicht ein Schauder vor der ungeheuren Langeweile, welche diese demokratischen Sitten über die Welt heraufführen. Mit jedem Tage mehren sich die Angriffe des Krämerthums gegen jene unersetzliche classische Bildung, der wir die Freiheit deutschen Glaubens, die Herrlichkeit unserer Kunst und Wissenschaft, den Rechtssinn unseres Beamtenthums, die menschlich heitere Weise unserer Umgangsformen zu allermeist verdanken. Bereits dringt der materialistische Zug der Zeit in die Jugend ein: die unbedingte Lernfreiheit auf den Universitäten hat keineswegs, wie Leichtblütige hofften, einen erhöhten Eifer für die allgemeinen, die humanistischen Wissenschaften hervorgerufen, sondern umgekehrt den Collegienbesuch vermindert und am meisten grade die Hörsäle der philosophischen Facultäten geleert, während die Furcht vor dem Examen den Brotwissenschaften noch leidlichen Zulauf sichert.

Während also das Banausenthum einer demokratischen Epoche an den Grundlagen echter Bildung wühlt und bohrt, ruft die römische Kirche abermals die Gesittung des Jahrhunderts wider sich in die Schranken. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes ist freilich nur die nothwendige logische Consequenz einer vielhundertjährigen Entwicklung; aber jene weltkluge Vorsicht, welche den römischen Stuhl sonst immer hinderte sein letztes Wort zu sprechen, ist von ihm gewichen. In

blinder Leidenschaft hat er den Verstand der Zeit unvergeßlich beleidigt und eine gefährliche Spaltung im Schooße seiner Kirche hervorgerufen. Die Aussichten dieser altkatholischen Bewegung stehen bisher wenig günstig. Sie beschränkt sich wesentlich auf Deutschland, dessen Bildung sich ganz und gar aus protestantischen Quellen nährt; hier am wenigsten kann Rom die Bildung einer Nationalkirche dulden. Wir leben nicht mehr in den Tagen von Ems und Pistoia; der hohe Clerus ist der Bewegung feind, auch die niedere Geistlichkeit, verbildet durch pfäffische Erziehung, hält sich zumeist fern. Gelehrte, deren historische Bedenken die Masse nicht versteht, stehen an der Spitze. Von den Führern sind einige ohne Sinn für kirchliches Leben, andere innerlich unfrei. Wer die Seligkeit in den Gnadenmitteln der sichtbaren Kirche sucht, der darf den rechtmäßigen Satzungen dieser Kirche nicht widersprechen; und rechtmäßig ist das neue Dogma, denn was man auch klagen mag über die unerhörte Geschäftsordnung des Vaticanischen Concils, diese Versammlung war nicht formloser als jene Knüppel- und Räubersynoden der älteren Kirche. Zudem ist die weltliche Gesittung unserer Tage neuen Kirchenbildungen wenig günstig; die freiesten Köpfe der deutschen katholischen Kirche fühlen längst den inneren Widerspruch des Unternehmens. Auch fehlt heute der äußere Druck, der vor dreihundert Jahren die Volksmassen in Aufruhr brachte. Wer im sechszehnten Jahrhundert der Kirche sich nicht fügte, verlor sein bürgerliches Dasein; wer heute nicht glaubt, bleibt vom Staate unbelästigt. Möglich immerhin, daß die Massen noch durch die fanatische Roheit des neugläubigen Clerus erbittert oder durch die Erscheinung eines genialen altgläubigen Priesters begeistert werden. Religiöse Kämpfe bedürfen der Zeit. Der gesunde sittliche Kern der Bewegung ist hinter manchen gutmüthigen Selbsttäuschungen ebenso unverkennbar, wie ihr Zusammenhang mit dem Emporsteigen unseres Reiches, mit dem Erstarken des deutschen Selbstgefühls Es bestätigt sich abermals Hegel's tiefes Wort, daß jede heilsame politische Revolution zugleich einen religiösen Charakter tragen muß.

Vorderhand ist dem Staate nicht zuzumuthen, daß er Partei ergreife für eine neue kirchliche Richtung, deren Lebenskraft sich noch so wenig übersehen läßt. Dagegen bietet uns der Unwille, der die katholische Welt erfüllt, die unschätzbare Gelegenheit, endlich einmal zu brechen mit jener gedankenlosen preußischen Kirchenpolitik, welche dreiundzwanzig Jahre lang der römischen Kirche zugleich die Machtstellung einer bevorrechteten, mit politischen Functionen ausgestatteten

Genossenschaft und die schrankenlose Ungebundenheit eines Privatvereins gestattet hat. Der Augenblick ist gekommen, die Grenzen zwischen Staat und Kirche durch eine klare und freie Gesetzgebung festzustellen. Schon werden die alten Herrschaftsansprüche der Gregore und Innocenze wieder mit schamloser Dreistigkeit verkündigt. Im deutschen Reichstage erklärte der Bischof von Mainz: wolle man die Prälaten verhindern Rebellen zu werden gegen die Staatsgesetze, so dürfe der Gesetzgeber nicht selber ein Rebell sein gegen Gottes Gesetze. Was damals Vielen nur als ein übereiltes Kraftwort eines Fanatikers galt, das ist seitdem von allen Organen des unfehlbaren Papstes bestimmt und nachhaltig behauptet worden: Rom beansprucht das Recht über die verbindliche Kraft der Staatsgesetze zu entscheiden. Das größte politische Ergebniß der Reformation, die Befreiung des Staates von der Vormundschaft der Kirche, wird wieder in Frage gestellt. Eine Kirche mit solchen Ansprüchen kann unser Staat nicht mehr wie bisher fast ohne Aufsicht, und in Wahrheit außerhalb des Gesetzes, sich bewegen lassen. Er soll nicht, wie der allezeit despotisch gesinnte vulgäre Liberalismus räth, mit brutalen Verboten einschreiten; die Austreibung der Jesuiten würde den Ultramontanen lediglich die ersehnte Märtyrerkrone schenken. Doch er soll die Kirche ihrer politischen Functionen entkleiden, durch die obligatorische Civilehe das bürgerliche Leben seiner Angehörigen vor pfäffischen Uebergriffen sicherstellen, die strenge und gerechte Aufsicht, die seines Amtes ist, in allen, auch den geistlichen Schulen durchführen; den einzelnen Gemeinden muß durch unzweideutige Gesetze ermöglicht werden, sich ohne Verlust des Kirchenguts von der neugläubigen römischen Kirche zu trennen. Verfährt der Staat also, dann darf er gelassen zuschauen, wie das neue Dogma sich die Spitze abbrechen wird an den modernen Mächten der Wissenschaft und Volkswirthschaft und — an der einfachen Thatsache, daß in unseren Tagen Niemand an jene Ungeheuerlichkeit zu glauben vermag.

Nur ein freier Geist, durchdrungen von religiösem Ernst und philosophischer Bildung, kann den Uebergriffen der römischen Kirche erfolgreich entgegentreten; und nur eine von solchem Geiste beherrschte Verwaltung vermag unsere rathlos einherschwankende evangelische Kirche über eine verworrene Uebergangszeit leidlich hinwegzuführen. Die Landeskirchen unseres Protestantismus sind Kinder der politischen Zersplitterung; begreiflich daher, daß in dem hergestellten Reiche der Ruf nach einer evangelischen Nationalkirche sich erhebt. Doch leider hat eine jahr-

zehntelange Verbildung in der jungen Geistlichkeit den störrischen Sinn confessioneller Unduldsamkeit herangezogen. Viele dieser jungen Theologen stehen der modernen Gesittung, allen die Zeit bewegenden Gedanken so fern, daß sie sich als Fremde fühlen in ihrer eigenen Gemeinde und höchstens in außerordentlichen Tagen, wie während des jüngsten Krieges, den Weg zu den Herzen ihrer Heerde zu finden wissen. Unter den gebildeten Weltlichen andererseits herrscht vollendete Gleichgiltigkeit gegen dogmatische Fragen; in den städtischen Massen greift die Unzucht communistischer Gotteslästerung verheerend um sich. Bei solchen grundtiefen Gegensätzen der Gesinnung steht eine Vereinigung der Zweige des Protestantismus schwerlich zu erwarten. Die Ablösung der evangelischen Kirche von der Staatsgewalt würde nur zur Bildung kleiner fanatischer Sekten, zur Zerstörung des halbvollendeten Werkes der Union führen. Wie die Dinge liegen, wird unsere evangelische Kirche die Krücke der landesherrlichen Kirchengewalt in den nächsten Jahren schwerlich entbehren können. Ebendarum erscheint der unfreie Sinn, der im Berliner Cultusministerium herrscht, hochbedenklich — obwohl kein Kundiger von einem Minister allein die Lösung so vieler noch gänzlich unreifer Fragen erwarten wird.

Sollte ein Leser verwundert fragen: Du bist ein radikaler Unitarier und doch so bescheiden in deinen liberalen Wünschen? — so erwidere ich: jener Radikalismus und diese Mäßigung verhalten sich zu einander wie Zweck und Mittel. Wer den Einheitsstaat und die Selbstverwaltung starker Provinzen als die Staatsform der Zukunft ansieht, der muß Preußens monarchische und militärische Ueberlieferungen schonen. Allen Großstaaten Europa's ward die nationale Einheit geschaffen durch eine besonnene Staatskunst, welche die politischen Kräfte eines Kernlandes in fester Ordnung zusammenhielt. Nur wer sich auf conservative Mächte stützt, vermag eine Einheitsbewegung zu leiten. Wie bewunderungswürdig erscheint dieser conservative Zug in dem Gründer der Einheit Italiens! Nicht in dem Kampfe gegen die Clericalen liegt Cavour's Größe; denn daß Piemont diese Freunde Oesterreichs darniederhalten müsse, konnte auch ein mittelmäßiger Kopf begreifen. Aber nur ein gewaltiger Geist vermochte den uralten republikanischen Erinnerungen dieses Volkes, den kühnen

Wünschen jener tapferen hochverdienten Actionspartei, die dem jungen Staate die Hälfte seines Gebietes schenkte, so fest und stolz zu widerstehen. Nicht um eines Fingers Breite wich der Piemontese ab von seinen monarchischen Grundsätzen; nur einmal, in der römischen Frage, gab er den Radikalen nach — und beging seinen einzigen schweren Fehler. Nun vollends wir in dem altmonarchischen Deutschland haben nicht zu rechnen mit einer halbbefreundeten radikalen Partei. Die deutsche Demokratie war immer der Freund der Kleinstaaterei, freilich ohne es zu wissen, sie war und ist der Gegner des preußisch-deutschen Staats. Allein bei den gemäßigten Parteien fand Preußens Krone Unterstützung, als sie den neuen deutschen Staat gründete.

Wer diesen grundtiefen Gegensatz des deutschen und des italienischen Parteilebens versteht, der begreift sofort, warum der deutsche Staat eine festere monarchische Ordnung behaupten muß, als das Königreich Italien. Neben dem grandiosen Gedanken der Einheit Deutschlands erscheint jede andere politische Hoffnung als ein bescheidenes Werkzeug. Wenn spätere Geschlechter dereinst zurückschauen auf die großen Kämpfe unserer Tage, so werden sie uns nicht fragen: was habt ihr gethan, um den oder jenen Paragraphen des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons zu verwirklichen? — sie werden fragen: was thatet ihr, um den alten Adel des deutschen Wesens wieder zu erwecken aus dem Neid und der Lüge, dem Zank und der Zuchtlosigkeit der Kleinstaaterei? was thatet ihr, um die Geschöpfe einer ruchlosen Fremdherrschaft, die beredten Zeugen deutscher Schande, die napoleonischen Königskronen einer festen nationalen Ordnung zu unterwerfen? Traurig genug, daß das bittere Wort sich nicht verschweigen läßt; doch da ein großer Theil unserer Landsleute für ehrenhaft hält, den Werth politischer Ideen nach harten Thalern abzuschätzen, so darf auch die Frage nicht unterdrückt werden, wann jemals in der Geschichte eine große Revolution mit so leichten Opfern, so wohlfeil vollzogen ward wie die Gründung des norddeutschen Staats? Verlangen wir zu viel, wenn wir wünschen, der Liberalismus solle nach dieser beispiellosen Gunst des Glückes um des Vaterlandes willen ein moralisches Opfer bringen und die Erfüllung einiger Lieblingswünsche so lange vertagen, bis der deutsche Staat vollendet ist?

Häufig folgt in der Geschichte starker Umwälzungen auf eine Epoche voll genialer Entwürfe und heißer Leidenschaften eine andere ruhigere Zeit, welche, belehrt durch die Mißerfolge der Vorgänger, ohne das Feuer der Jugend, mit strengem Ernst vollendet, was der erste

Anlauf nur halb erreichte. Jene nüchterne Convention, die den Oranier zum Throne berief, war der glückliche Erbe des langen Parlaments; erst der kalte Verstand eines rechnenden Geschlechts sicherte dem englischen Volke die Güter verfassungsmäßiger Freiheit, welche das Genie und das Schwert der großen Puritaner nicht auf die Dauer zu wahren vermochte. Die kühnen Sätze der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten werden noch fernen Zeiten erscheinen wie die majestätische Inschrift über dem Eingangsthore einer demokratischen Epoche; doch in Wahrheit begründet wurde die Republik des Westens erst durch jene bescheidene Versammlung von Philadelphia, deren trockene, geheime Debatten den Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelten. Auch Italiens Geschicke erfüllten sich erst, als auf die Schwärmer und Propheten der prima riscossa ein Geschlecht von Staatsmännern gefolgt war, das mit dem Gegebenen zu rechnen wußte. Aehnlich wird einst dem Urtheile der Nachwelt die deutsche Bewegung von 1866 neben der Revolution von 1848 erscheinen, und schon heute läßt sich zuversichtlich sagen, daß die Verträge von Prag und Nikolsburg unserem Norden die tüchtigste Verfassung gaben, welche in dem chaotischen Gewirr des deutschen Lebens vorderhand möglich war. Was dort verhandelt ward, entsprach dem Geiste der preußischen Geschichte. Das Gebiet Preußens abzurunden und dann dem verstärkten Staate die Führerstelle in Deutschland zu übertragen — nach diesem zweifachen Ziele haben alle Staatsmänner getrachtet, welche Preußens nationale Politik in großem Sinne verstanden: so Friedrich, so schon unter dem großen Kurfürsten jener scharfblickende Graf Waldeck.

Durch den böhmischen Krieg ward die Abrundung des preußischen Gebietes mindestens so weit vollendet, daß der geographische Zusammenhang, den jede Großmacht fordern muß, nicht mehr vermißt wurde. Die Erweiterung der Grenzen, noch im Jahre 1865 eine Lebensfrage für Preußen, war fortan nicht mehr unsere nächste und wichtigste Aufgabe. Die Erwerbung der neuen Provinzen bedeutete weit mehr als eine Machtverstärkung; sie hat das Uebergewicht, das die unreifen socialen Verhältnisse der Colonien jenseits der Elbe allzulange behaupteten, endgiltig gebrochen, den bürgerlichen Kräften der modernen Gesellschaft einen entscheidenden Einfluß in Preußen gegeben. Und dieser also verjüngte Staat besaß zugleich, des fremden Nebenbuhlers entledigt, die Bundesgewalt im Norden.

Jene wunderliche Seelenangst der deutschen Staatsgelehrsamkeit,

welche niemals die Dinge beim rechten Namen nennt, und die doktrinäre Rechthaberei, die von den alten föderalistischen Idealen nicht lassen kann, quälten sich oft im Schweiße ihres Angesichts, um den bundesstaatlichen Charakter des norddeutschen Bundes zu erweisen. Wer die lebendigen Kräfte der Verfassungen höher stellt als ihre Form, der muß das Werk des ersten norddeutschen Reichstags ebendarum loben, weil ein glücklicher praktischer Takt herausgefühlt hat, daß nur sehr wenige bundesstaatliche Gedanken sich auf unsere monarchische Welt anwenden lassen. Dem Staatsbau unseres Nordens fehlte schlechthin Alles, was zum Wesen eines Bundesstaats gehört: die scharfe Scheidung der Bundesgewalt von den Einzelstaatsbehörden, die Gleichheit aller Bundesgenossen und die gleichmäßige Unterwerfung aller unter die Bundesgewalt. Die Bundesgewalt war im Grunde Preußen selber. Ein Wille, der Wille des preußischen Staats, beseelte das Ganze und erreichte regelmäßig seine Absichten, wenn auch zuweilen auf Umwegen, mit sorgsamer Schonung des Zartgefühls der Bundesgenossen. Die Hegemonie widerspricht dem Wesen des Bundesstaats. Die Lebenskraft des norddeutschen Bundes aber lag ausschließlich in seiner monarchischen Leitung. Er war der Form nach ein nationaler Staatenbund mit einzelnen bundesstaatlichen Institutionen, dem Wesen nach ein werdender Einheitsstaat. Seine Verfassung verfolgte einen zweifachen Zweck. Sie sollte die Bevölkerung von einundzwanzig Kleinstaaten nach und nach hereinziehen in die Gemeinschaft der Pflichten und Rechte, welche der preußische Staat seinen Bürgern bot; sie gewährte ferner ein unschätzbares Mittel, um die Kräfte des Widerstandes zu brechen, welche sich im Innern Preußens wie der Kleinstaaten gegen jede heilsame Reform sträubten und durch die Mittel der Einzelverfassungen nicht zu überwinden waren.

Wohinaus diese Entwicklung führen mußte, das lehrt ein Blick auf Preußens eigene Vorzeit. Wer freien Sinnes, ohne die landesübliche Verstimmung, in unsere Geschichte sich versenkt, der entdeckt in ihren seltsamen Irrgängen froh erstaunt das stätige Walten eines unwandelbaren Gesetzes. Norddeutschland begann seit dem böhmischen Kriege genau denselben Entwickelungsgang zur Staatseinheit, den Preußen selbst im achtzehnten Jahrhundert vollendete. Was hielt ursprünglich die weithin versprengten Gebiete der Hohenzollern zusammen? Lediglich das Fürstenhaus, das Heer, die auswärtige Politik. Selbst das gemeinsame Indigenat fehlte noch lange, die Verwaltung

blieb während des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen von Provinzialministern, welche nebenbei einzelne Geschäfte für den gesammten Staat besorgten. Da bestimmte Friedrich II. in jener berühmten Instruction für das Generaldirectorium (1748), zu den bisherigen Provinzial-Departements sollten zwei neue, den ganzen Staat umfassende hinzutreten, ein Departement für Post-, Commercien- und Manufactursachen, ein zweites für Magazin-, Proviant-, Marsch-, Einquartirungs- und Servissachen. Modern gesprochen, ein Handelsministerium und ein Kriegsministerium kam zu der längst vorhandenen einheitlichen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten hinzu, und an diese unscheinbaren Anfänge hat sich die festgeschlossene Verwaltung des preußischen Einheitsstaates nach und nach angegliedert. War es Leichtsinn zu hoffen, der norddeutsche Einheitsstaat, der jetzt aus denselben drei Wurzeln heraus emporstieg, werde in einer freieren, rascher lebenden Epoche noch ungleich schneller zu einem mächtigen Baume heranwachsen?

Das Kleinod der norddeutschen Verfassung war ihr neunzehnter Artikel, der den Oberfeldherrn bevollmächtigte, über unbotmäßige Bundesgenossen die Execution zu verhängen. Nachdem also die Voraussetzung der staatlichen Gemeinschaft, der Gehorsam, gesichert war, konnten die verbündeten Kleinfürsten ohne Schaden jene ehrenvolle Stellung einnehmen, welche der Rang und die Traditionen des deutschen Fürstenthums verlangen. Bundesrath und Reichstag bildeten zusammen eine sehr eigenthümliche Form des Zweikammersystems, wie George Bancroft treffend bemerkt hat. In ihnen verkörperten sich die politischen Kräfte, welche vorderhand in unserem Norden noch die mächtigsten waren — die Dynastien und die Nation — und weil beide Körper reale Mächte vertraten, darum war zwischen ihnen eine Verständigung möglich. Die Bundesverfassung besaß den Vorzug großer rechtlicher Sicherheit; auf einem Vertrage beruhend setzte sie der Willkür fast unübersteigliche Schranken. Sie trug ferner in sich die Gewähr des Wachsthums; seit Jahrhunderten zum ersten male besaß der deutsche Gesammtstaat ein Grundgesetz, das sich nicht selber ausschloß von dem ewigen Werden der Geschichte, das seine eigene Fortbildung gestattete und erleichterte. Und zu unserem Heile konnte diese rechtliche Möglichkeit der Verfassungsänderung gar nicht unbenutzt bleiben: die Krone Preußen und der Reichstag wurden durch ihr eigenstes Interesse getrieben, die Bundesgewalt zu verstärken. Nur

durch eine rastlos thätige Gesetzgebung konnte Preußen das tiefe grollende Mißtrauen, das die kleinen Höfe allesammt dem Bunde entgegenbrachten, überwinden. Ja mit einigem Rechte läßt sich sagen, daß gerade das verwickelte Triebwerk der Bundesverfassung ihre Thätigkeit beschleunigt hat. Wie eine Kugel auf scharfer Kante wohl rollen, doch nicht stehen kann, so vermochte dieser Bund nur durch ewige Bewegung sich im Gleichgewichte zu erhalten. Jene unendliche Mannichfaltigkeit der Interessen, die einst den Bundestag zu ohnmächtiger Trägheit verdammte, zwang dem norddeutschen Bunde, der nicht ruhen konnte, eine kühne und rücksichtslose Reformpolitik auf. Als das Gewerbegesetz dem Bundesrathe vorlag, da begünstigte fast jeder Bundesstaat einzelne Beschränkungen des Gewerbebetriebs, aber jeder wünschte etwas Anderes. So stand man vor der Wahl, entweder gar nichts zu beschließen oder die volle Freiheit zu gewähren. Zudem wurde durch die verwickelten Verhandlungen des Bundesraths das preußische Beamtenthum manchen freieren, unbefangeneren Anschauungen zugänglich; jener beschränkte preußische Partikularismus, der nach dem Tage von Olmütz sich behaglich ausreckte, war seit der Gründung des norddeutschen Bundes, wie das Schicksal des Grafen Lippe lehrt, nicht mehr im Stande Preußen zu regieren.

So mannichfache Gunst der Umstände ward denn auch von der Bundesgewalt gewandt benutzt. In allen Beschlüssen des Bundesraths, bis herab zu der Wahl der Personen, die er für seine Aemter ernannte — bekundete sich ein frischer und freier Zug, der über verrottete Vorurtheile keck hinwegfuhr. Diese scheinbar so schwerfällige Behörde bewährte sich trefflich. Sie besaß, Dank der Macht des führenden Staats, die Kraft einer starken Regierung. Sie vereinigte in sich die Spitzen des norddeutschen Beamtenthums, bildete einen Staatsrath, der die mannichfachsten Erfahrungen austauschen, die Gesetze ungleich sorgfältiger vorbereiten konnte als ein Ministerium vermag. Sie diente endlich zugleich als Oberhaus, als ein mäßigendes Gegengewicht neben der Volksvertretung. Mit vollem Rechte ging die Bundesgewalt zunächst darauf aus, die Schranken des freien Verkehrs hinwegzuräumen. Nur eine solche Politik, die von radikalen Phantasten des Materialismus geziehen wurde, konnte die Masse des Volks mit vaterländischem Sinne erfüllen; erst wenn der kleine Mann von Rechtswegen überall auf deutschem Boden sich eine Heimath gründen darf, dann erst ist ihm Deutschland mehr als ein tönendes Wort.

Also wuchs aus derb gesunden Anfängen eine lebendige nationale Gemeinschaft heran; aber diese Entwicklung führte nicht zu einem dauerhaften Bundesstaate. Mögen immerhin die Föderalisten versichern, die Zersplitterung der Völker sei die Regel, die Einheit die Ausnahme — die Geschichte spottet des Thoren, der ihre Lehren nicht verstehen will, sie hat mit unwandelbarer Sicherheit alle großen Culturvölker Europa's dem Einheitsstaate entgegengeführt, und auch bei uns, die wir erst vor wenigen Jahren das Joch einer fremden Macht von unserem Nacken schüttelten, tritt sofort dieser unitarische Zug in handgreiflicher Klarheit hervor. Wie viele wackere Männer hofften noch im Frühjahr 1867, der Bundesrath werde sich erweitern zu einem römischen Senate, einer herrschenden norddeutschen Staatsgewalt, der preußische Landtag solle zerschlagen, das feste Gefüge des preußischen Staates aufgelockert und jede seiner Provinzen wie Weimar und Mecklenburg unmittelbar der Bundesgewalt untergeordnet werden. Gewiß, dieses Weges mußten wir gehen, wenn das wirkliche Deutschland dem Traumbilde der Föderalisten entspräche, wenn jener preußische „Stamm" existirte, der sich wie der weimarische einer imaginären Centralgewalt unterwerfen könnte. Doch wie hat sich der Verlauf der Thatsachen gestaltet? Die Verschmelzung der neuen Provinzen Preußens mit den alten schritt langsam doch unaufhaltsam vorwärts, und für die nächste Zukunft war der preußische Landtag offenbar ebenso wichtig wie der Reichstag. Dem Reichstage war die glänzendere und leichtere Aufgabe zugefallen. Er hatte mit den kräftigsten Zweigen des preußischen Staatswesens zu schaffen; über die Fragen, die ihn beschäftigten, bestand unter der Mehrheit unserer politischen Männer eine leidliche Uebereinstimmung. Ihn hob die Volksgunst und der Reiz des allgemeinen Stimmrechts, er war nicht durch alten Groll mit der Regierung verfeindet, nicht durch ein Herrenhaus gelähmt. Aber sobald seine organisatorischen Arbeiten zu einem gewissen Abschlusse gelangten, mußte seine Wirksamkeit an Bedeutung verlieren. Die Angelegenheiten des Heerwesens, des Auswärtigen, der Handelspolitik, die vor sein Forum gehören, gestatten einem Parlamente nur in seltenen bedeutenden Augenblicken eine starke Einwirkung. Das tägliche Brod der norddeutschen Politik wurde in dem preußischen Landtage gebacken. Hier handelte es sich um die schwächsten Seiten unseres Staatslebens, die der heilenden Hand bedurften. Von der Vollendung

der Verwaltungsreform, die hier entschieden werden sollte, hing der rasche Fortgang der Einigung der Nation wesentlich ab.

Während also der preußische Staat weder gewillt noch berechtigt war, gänzlich in dem norddeutschen Bunde aufzugehen, entwickelten sich in den Kleinstaaten des Nordens mit unheimlicher Schnelligkeit krankhafte Zustände, welche wahrlich nicht darauf hindeuteten, daß der Bund diesen verkommenen Gemeinwesen frische Lebenskraft schenken würde. Es sind nun fünfzig Jahre, seit der milde Schleiermacher schrieb: „Je mehr der Verkehr zunimmt, desto überwiegender werden die äußeren Verhältnisse und ein kleiner Staat wird Unsinn. Das tritt in den kleinen Miniaturstaaten Deutschlands recht hervor, die nur eine ungeheure Rechtlichkeit bei den vielen Collisionen schont.“ Seitdem hatte jener Unsinn der Kleinstaaterei sich bis zum höchsten Grade des Aberwitzes gesteigert, und weil die kleinen Höfe dies im Stillen selber fühlten, darum konnte die sittliche Grundlage des bündischen Lebens, der eidgenössische Rechtssinn, im norddeutschen Bunde nicht gedeihen. Solcher Rechtssinn lebte allerdings in der Krone Preußen. Sie hatte mit der Leitung des norddeutschen Heeres und der auswärtigen Angelegenheiten im Wesentlichen erreicht, was ihr unentbehrlich war, sie wurde durch zwingende Gründe der Redlichkeit und der Klugheit genöthigt, ihr eigenes Werk, den Bundesvertrag, gewissenhaft zu achten, sie befolgte mit Recht den Grundsatz, über alle entscheidenden Schritte der norddeutschen Politik sich zuvor mit dem mächtigsten Bundesgenossen, mit Sachsen zu verständigen. Auch das Volk in Preußen hegte, obgleich dort Niemand mehr an die Lebenskraft der Kleinstaaten glaubte, doch keineswegs den Wunsch, die harte Arbeit der Verwaltungsreform durch neue Eroberungen noch mehr zu erschweren. Und dennoch vermochten die kleinen Höfe der Krone Preußen niemals jenes rückhaltlose Vertrauen zu erweisen, dessen ein Bund nicht entrathen kann. Furcht und Mißtrauen blieben die herrschenden Empfindungen der kleinen Dynastien; sie zitterten allesammt vor jenem unabänderlichen Naturgesetze, das einst Spinoza, hinblickend auf die verwandten Zustände der niederländischen Union, zusammenfaßte in den ehernen Worten: wer die Gleichheit fordert zwischen den Ungleichen, der fordert den Widersinn! Weder die achtungsvolle Güte der preußischen Krone, noch die Gleichgiltigkeit des preußischen Volks vermochte die Stimme des eigenen Gewissens zu beschwichtigen, die den kleinen Höfen sagte, daß sie der Nation nichts mehr seien noch sein könnten. Selbst die allerunterthänigste

Sophistik durfte nicht mehr behaupten, daß auch nur der größte dieser Höfe, der Dresdener, eine unentbehrliche Pflegstätte deutscher Bildung sei. Das bescheidene Mäcenatenthum, das an einzelnen Höfen noch gedeiht, kann auch von einem hohen Adel ohne Souveränität geübt werden; in allem Uebrigen sind die kleinen Dynastien für die modernen Lebenszwecke der Nation vollkommen überflüssig. Was ihr Dasein sichert, ist allein die Macht der Trägheit und jene von Schleiermacher geschilderte „ungeheure Rechtlichkeit" der Deutschen.

Derweil man die eigne Nichtigkeit fühlte, konnte man sich doch des maßlosen Dynastendünkels nicht entschlagen, den die entsittlichende Schule der rheinbündischen Souveränität groß gezogen hatte. Man gedachte wehmüthig der schönen Tage, da ein deutscher Kleinstaat zuweilen noch die Augen Europa's auf sich lenken konnte, da das heilige Erzhaus so sanft, so bieder, so liebevoll mit seinen Vasallen verkehrte, und die Idee des Vaterlandes in behaglicher Ferne, in einem Nebel von Phrasen verschwamm. Man hegte das beglückende Bewußtsein, daß Preußen selber den kleinen Staaten eine Bürgschaft ihres Bestandes gegeben, und fühlte sich tief beleidigt, wenn der nimmersatte Bund, taub für die zarten Gefühle der engeren Vaterlandsliebe, seine Competenz beharrlich ausdehnte. Der verkommene Hofadel bestärkte, wie billig, seinen gnädigen Herrn in solcher Meinung; der herzogliche Hofmarschall erwartete dann am sichersten ein mildes Lächeln Serenissimi, wenn er eine pikante Schmutzgeschichte über den großen Unhold von Varzin zu erfinden wußte. Noch ist unvergessen, mit welchen grimmigen Empfindungen die Mehrzahl der kleinen Höfe an dem Kampfe für Preußen Theil nahm. Wie man über jene Tage dachte, das erhellt aus dem schmerzlichen Ausruf eines wohlmeinenden Prinzen: „wie schade, daß wir damals nicht auf Preußens Seite standen: dann — hätten wir uns auch vergrößert!" — Die kleinen Dynastien suchten eine nach der andern durch Verträge mit den ergebenen Landtagen ihre Zukunft sicherzustellen, den größten Theil des Landesvermögens in die Hände des Fürstenhauses zu bringen. Doch aus solcher Vorsorge für den Fall der Noth folgte mit nichten der Entschluß, das Nothwendige zu thun. Der beschränkte Unterthanenverstand fragt verwundert, welchen sittlichen Genuß die braunschweigische Herzogskrone ihrem Träger heute noch gewähren könne; nach der Meinung der Dynastien selber mußte dieser Genuß doch sehr groß sein. Die kleinen Höfe, wenige ausgenommen, waren entschlossen, ihre Landeshoheit mit äußerster Hartnäckigkeit zu

behaupten. Dem Bunde gegenüber thaten sie nur, was sie nicht lassen, und ließen nur, was sie nicht thun durften; sie vernahmen befriedigt, daß ihr serviles Beamtenthum die Bundesgesetze im engherzigsten Sinne auslegte, und blieben nach wie vor dem Gottesgerichte von 1866 bis in's Mark erfüllt von jener althergebrachten dynastischen Gesinnung, die den Glanz des eigenen Hauses als der Güter höchstes betrachtet.

Der Bestand des Bundes wurde durch diese lächerliche Politik nicht gefährdet; um so ernsthafter erschien ihre verbildende Rückwirkung auf den Geist der kleinen Völkchen. Jetzt erst übersahen wir ganz, welcher schmutzige Eigennutz in dem Stillleben der Kleinstaaterei aufgewachsen, und wie riesengroß hier die alte deutsche Erbsünde emporgewuchert war — jener unberechenbare Eigensinn, der noch am Himmelsthore sich weigert, dem heiligen Petrus zu folgen, weil ihm das Gesicht des Apostels nicht gefällt. Die wenigen Männer, welche im Reichstage die großen Verhältnisse des wirklichen Staatslebens kennen lernten, vermochten daheim selten, die Gedanken der Menschen von den Erlebnissen der Vetterschaft hinwegzulenken. Nicht häufig machte ein energischer Mann aus den höhern Ständen der Kleinstaaten von den Rechten des norddeutschen Bundes Gebrauch, um sich in Preußen einen größeren Wirkungskreis zu gründen; öfter wanderten rührige Speculanten aus Preußen ein, doch Jahre mußten noch vergehen, bis die politischen Folgen der Freizügigkeit sich zeigen und bis das junge Geschlecht, das im norddeutschen Heere mit den Ideen einer neuen Zeit vertraut wurde, Einfluß gewinnen konnte auf die Leitung der Kleinstaaten. Die Presse der Kleinstaaten — die Hansestädte ausgenommen — zeigte sich im Durchschnitt noch ebenso kleinlich und gedankenlos wie vor dem deutschen Kriege. Die einzige Idee der nationalen Politik, welche die Massen in diesem verkommenen Kleinleben noch mit einer gewissen schläferigen Leidenschaft zu erfüllen vermochte, war die Klage über die Kosten des Heeres und die Meinung, daß man von Preußen übervortheilt werde — eine Vorstellung, welche, wie thöricht immer, doch durch die Bundesverfassung selber genährt wurde, denn so lange der Dualismus des preußischen und des norddeutschen Budgets bestand, blieben der Selbstsucht und dem Neide Thür und Thor geöffnet.

Die Höfe — und dies zeigt abermals, daß diese Gemeinwesen nicht mehr Staaten sind, nicht mehr im Stande sind, sich zu der Höhe des politischen Denkens zu erheben — die Höfe nährten solche sociale Selbstsucht durch offene oder versteckte Andeutungen. Wie der arme

Sünder vor dem letzten Gange sich noch an einem Henkermahl erlabt, so belustigte sich der deutsche Kleinstaat am Abend seines Lebens durch allerhand unreife liberale Modethorheiten, die ein ernsthafter Staat sich versagen muß. Lebenskraft oder gar Anziehungskraft gewann der Kleinstaat dadurch freilich nicht — denn wer hätte wünschen sollen ein Obersachse zu sein, blos weil er in diesem aufgeklärten Königreiche die Gewißheit hatte, niemals geköpft zu werden? Aber diese kindische Gesetzmacherei, die jeder Tageslaune haltlos folgte, verstärkte den Particularismus, den dünkelhaften Haß gegen Preußen, und wirkte bethörend auf das preußische Parteileben hinüber. Am widerwärtigsten natürlich erschienen alle diese Sünden in dem größten der Kleinstaaten. Die sächsische Regierung schwankte zwischen Preußenhaß und Bundestreue, zwischen reaktionären Neigungen und liberalisirender Volksschmeichelei; in dem Landtage aber vermochte der Patriotismus und der politische Verstand wenig auszurichten gegen das traurige Bündniß serviler und demagogischer Kräfte. Jener Beschluß der sächsischen Kammer, welcher die Abrüstung verlangte ausdrücklich ohne Rücksicht auf Deutschlands Sicherheit, wird dereinst einem freieren Geschlechte als ein monumentaler Beweis dafür erscheinen, wie meisterhaft das deutsche Kleinfürstenthum verstanden hat, das vaterländische Scham- und Ehrgefühl bis auf die letzte Spur zu zerstören. Zu solchen sittlichen Leiden gesellte sich noch die materielle Noth: es bleibt unmöglich, zugleich die großen Ausgaben eines wirklichen Staates und den kostspieligen Flittertand der Kleinstaaterei zu ertragen. Den meisten Kleinstaaten des Nordens — etwa Sachsen, Oldenburg, Braunschweig und die Hansestädte abgerechnet — nahte mit schnellen Schritten der Bankrott. Die Geldverlegenheit begann sogar der Geduld dieser ergebenen Bevölkerung unleidlich zu werden, sie rief bereits in den Nationen beider Linien des Hauses Reuß eine bedenkliche Verstimmung hervor und sie drohte noch zu steigen, sobald der Bund der räuberischen Papiergeldwirthschaft der Kleinstaaten feste Schranken setzte.

Angesichts so ungesunder Zustände mußte früher oder später selbst die ungeheure Rechtlichkeit der Deutschen sich erinnern, daß jeder Staat das Recht der Expropriation anwendet gegen die wohlerworbenen Privatrechte, welche mit den Interessen des öffentlichen Verkehrs sich nicht vertragen. Mit ungleich besserem Rechte darf eine Nation verlebte politische Gewalten beseitigen, die ihr die Sittlichkeit, die Ordnung ihres Daseins stören. Aber so klar dies Recht der Deutschen, ebenso

zweifellos ist leider, daß unser Volk immer verstanden hat, widersinnige Verhältnisse unbegreiflich lange zu ertragen. Seit die Mediatisirung der kleinen Kronen anfing, eine praktische Frage zu werden, traten auch ihre ungeheuren Schwierigkeiten deutlich hervor. Ein Stoß von unten war bei der Gleichgiltigkeit der Massen nicht zu erwarten, er war nicht einmal zu wünschen, da solche Bewegungen auf deutschem Boden gemeinhin zu blindem Lärm oder zur Anarchie führen. Freiwillige Abtretung der Landeshoheit durch Vertrag stand in den nächsten Jahren ebenso wenig zu hoffen, zumal da Preußen keinen Schritt nach dieser Richtung thun durfte. Eine gewaltsame Entthronung durch Preußen wäre vollends ein thörichter Frevel gewesen, nur zur rechtfertigen, wenn die Bundesgenossen verrätherischen Verkehr mit dem Auslande unterhielten — ein Fall, den der Ernst der Bundesverfassung Gott sei Dank fast unmöglich machte. In solcher Lage mußte die nationale Politik auf sanguinische Hoffnungen verzichten, sie mußte sich begnügen, die Landeshoheit der kleinen Kronen nach und nach unschädlich und endlich unhaltbar zu machen.

Noch weit trauriger erschien die Lage des Südens, sie zwang den ernsten Beobachter zum Pessimismus. Ohne jene herrlichen Lande, die sich einst so gern „das Reich“ nannten, blieb der deutsche Staat ein Rumpf; nur aus der Verschmelzung norddeutscher Thatkraft mit der leichteren und weicheren Art des Südens wächst die Herrlichkeit des deutschen Volksthums empor. Aber wie weit ist der Süden heute fast auf allen Gebieten des Schaffens hinter der jüngeren Cultur des Nordens zurückgeblieben! Von den hervorragenden Namen unserer geistigen Arbeit gehört weitaus der größte Theil dem Norden an; Süddeutschland wäre nicht im Stande, seine sechs Hochschulen durch seine eigenen Kräfte würdig zu erhalten. Und was hat die Volkswirthschaft von Baiern und Schwaben dem Handel von Hamburg und Leipzig, dem Gewerbfleiß von Berlin und Rheinland-Westphalen an die Seite zu stellen? Ueber die politische Entwickelung des Südens hat Graf Bismarck ein vielgescholtenes Wort gesprochen, das, bis auf einen kleinen chronologischen Irrthum, die volle Wahrheit sagt. Nicht seit der Julirevolution, wie der Bundeskanzler meinte, wohl aber seit dem Jahre 1848 hat der Liberalismus des Nordens den Süden überflügelt; das Frankfurter Parlament war der letzte bedeutende Erfolg süddeutscher Politik. Man werfe nur einen Blick auf den Durchschnitt jener süddeutschen Presse, die vor einem Menschenalter noch der Presse des Nor-

dens unendlich überlegen war: welche Leere, welche Gedankenarmuth und vor allem, welch' ein Mangel an sittlicher Bildung — eine Roheit, die sich im Norden kaum bei einzelnen Organen der extremen Parteien wiederfindet. Und weil die Süddeutschen insgeheim fühlten, daß der Norden in einem größeren Zuge des Lebens sich bewegte, darum pflegten sie mit unermüdlichem Selbstlob die Tugenden der heimischen Art zu preisen, während der Norddeutsche den Eifer seiner Selbstkritik leicht bis zur Tadelsucht treibt. Wie noch kein süddeutscher Hof sich entschlossen hat, die unsauberen Acten der Rheinbundszeit der Wissenschaft preiszugeben, so war auch dem Volke noch unvergessen, daß fast auf allen Schlachtfeldern der zwei letzten Jahrhunderte der Süden gegen den Norden focht. Am Ende lief der Zwist darauf hinaus, daß die Süddeutschen den Norden nicht kennen, ja zumeist nicht kennen wollen; wie viele gebildete Männer im Süden halten der Mühe werth, die verschrieene deutsche Hauptstadt einmal mit eignen Augen zu betrachten?

Gegen eine solche Welt von Vorurtheilen und alten unseligen Erinnerungen und zugleich gegen den schändlich mißbrauchteu kirchlichen Sinn der katholischen Bauerschaft anzukämpfen, war eine gewaltige Aufgabe, der die muthige nationale Minderheit im Süden keineswegs gewachsen schien. Von der mächtigen nationalen Bewegung der jüngsten zwei Jahrzehnte ward die Masse des süddeutschen Volkes nur leise berührt; das große Vaterland zu hassen, den Fremden zu Hilfe zu rufen wider den Landsmann, galt hier noch nicht für eine Schande. Gewiß waren die Staaten des Südens durch die Zoll- und Schutzverträge fester mit dem Norden verbunden als weiland durch den leeren Schein des deutschen Bundesrechts. Aber Trennung und Verbindung sind relative Begriffe. Je fester der Norden sich zusammenschloß, um so weiter schien die Kluft, die ihn von dem Süden schied; das Gefühl der Trennung ging bereits in das Volksbewußtsein über. Je höher im Norden durch den Segen der nationalen Arbeit die politische Bildung und der Ernst vaterländischer Gesinnung stieg, um so tiefer sank Beides im Süden durch die Armseligkeit des kleinstaatlichen Kammerlebens. Das Zollparlament konnte für die nationale Erziehung des Südens nichts leisten. Eine Versammlung, die nicht einmal eine moralische Verantwortlichkeit trug, die nur einzelne Einnahmen zu bewilligen hatte, ohne die Pflicht für die Ausgaben eines Staates zu sorgen, eine solche Versammlung, die überdies nur während kurzer Wochen zu ihren technischen Berathungen zusammentrat, verfiel nothwendig

jener Politik, welche dem großen Haufen als höchster Freisinn gilt: sie übte die bequeme Kunst, allezeit Nein zu sagen.

Die frohen Hoffnungen, welche sich einst an die Berufung des Zollparlaments knüpften, waren gescheitert durch Schuld und Absicht der Süddeutschen. Seit den Zollparlamentswahlen von 1868 stand die Thatsache fest, daß die Mehrheit der Cabinette wie der Bevölkerung des Südens in ihrem viertehalbstaatlichen Durcheinander ungestört zu verharren wünschte. Der Süden wollte die Mainlinie, nur behielt er sich nach deutscher Weise das Recht darüber zu schalten vor. Der Particularismus in der Eschenheimer Gasse hatte uns an das Unbegreifliche gewöhnt; wir sahen kaum noch, wie viel sinnlose Unbilligkeit in den Verhandlungen der süddeutschen Kammern über die Zollverträge sich offenbarte. Diese Vereinbarungen, recht eigentlich Löwenverträge zu Gunsten des Südens, galten alles Ernstes als ein nicht zu überschreitendes Zugeständniß an den ewig heischenden Norden. Daß die Gemeinschaft des Erwerbes auch die Gemeinschaft der Waffen bedinge, erschien mächtigen, weitverzweigten Parteien als eine unmögliche Zumuthung. Der Zollverein war der Auflösung nahe, weil Preußen ihm die von den Süddeutschen seit Jahrzehnten geforderte parlamentarische Spitze gegeben hatte! — Und bei dieser Gesinnung, die sich seitdem nur verbittert hatte, sollte der Norden moralische Eroberungen machen? Hinter der Lehre von den moralischen Eroberungen verbarg sich von jeher neben einiger Wahrheit sehr viel Thatenscheu und sehr viel Ueberschätzung der Macht des Urtheils; doch gegenüber einer öffentlichen Meinung, die gar nicht überzeugt werden wollte, erschien sie schlechthin thöricht. Mochte sich der norddeutsche Bund nach amerikanischem oder russischem Muster oder auf gut preußisch ausbilden — die Stimmung im Süden ließ sich dadurch nicht ändern. Die Anklagen der Schwaben gegen das nordische Zwing-Uri waren lediglich Vorwände, die kaum widerlegt, alsbald mit anderen vertauscht wurden. Die Mehrheit der Süddeutschen konnte den Entschluß nicht finden, tief eingewurzelte gemüthliche Abneigungen zu besiegen, und besaß doch nicht den Muth, solchen Partikularismus ehrlich einzugestehen.

Und welches waren die Staaten, die diese zerfahrene, in die Irre schweifende Volksstimmung beherrschen sollten? Die Königsthrone von Baiern und Württemberg wurden von Napoleon errichtet zu dem ausgesprochenen Zwecke, damit die nationale Einheit, wofür ihm Deutschland nur zu reif schien, unmöglich werde. Und diese Schöpfungen

seines Todfeindes sollte ein großes Volk mit ehrfurchtsvoller Scheu behüten? Sollte das Gesetz nationaler Ehre und Rechtschaffenheit, das überall in Europa die Staatsgebilde des fremden Zwingherrn vernichtet hat, sollte jenes Gesetz, das die Franzosen zwang, die von dem Fremden beschützten Bourbonen zu vertreiben, für alle Völker gelten, nur nicht für die Deutschen? Und was hatten diese Staaten geleistet, um die Schuld ihres Daseins zu sühnen? Das Haus Wittelsbach stand dreihundert Jahre lang mit beispielloser Ausdauer regelmäßig auf der Seite der Feinde Deutschlands, hat unseren Glauben durch römisches, unseren Staat durch französisches Unwesen unvergeßlich geschädigt; sein Königreich aber war geblieben, was es von Anfang war, eine lebensunfähige politische Mißbildung, recht eigentlich ein Zwerg mit einem Wasserkopfe. Ein fünfzigjähriges Zusammenleben unter einer nicht unverständigen Verfassung hatte die Stammesabneigungen der Baiern und Pfälzer, Franken und Schwaben keineswegs gemildert; nur im Beamtenthum wurde das feinere und freiere Wesen der Schwaben und Franken durch die altbajuvarische Roheit beherrscht und verbildet. Sogar das kleine Baden verstand ungleich besser die Gegensätze der Landschaften zu versöhnen. Und dieser ganz unnatürliche, ganz unproductive Staat, in dem die Person des Königs jederzeit die bewegende Kraft war, stand jetzt unter einem Fürsten, dem das Regieren wenig Freude schaffte; er ward hin und her geschleudert zwischen zwei gleich starken, grimmig verfeindeten Parteien!

Noch weit häßlicher erschien der Verwesungsproceß der Kleinstaaterei in Württemberg. Selbst die kernhafte Tüchtigkeit der Schwaben, davon die tapfere Haltung der nationalen Partei noch immer Zeugniß gab, mußte zuletzt verwüstet und entsittlicht werden unter einer zweideutigen, ränkesüchtigen Regierung, unter dem Terrorismus eines Demagogenthums, das in monarchischen Staaten nirgends seines Gleichen fand. In Baden hatte freilich eine patriotische Regierung dafür gesorgt, daß der Staat seine militärischen Pflichten für das Vaterland erfüllte; auch hegte die Mehrzahl des gebildeten Bürgerthums wirklich Liebe zu dem heimischen Staate und zugleich den redlichen Wunsch, in den norddeutschen Bund aufgenommen zu werden. Doch auch dieses Staates Zukunft war keineswegs gesichert. Der Liberalismus, unbeschäftigt wie er war in der Enge seines Kleinlebens, verfiel alltäglich auf neue begehrliche Wünsche; die Regierung gewährte das Mögliche und konnte doch niemals fest auf den Beistand der ewig Wün-

schenden rechnen; dazwischen hinein spielte die vielgeschäftige Eitelkeit unzähliger kleiner Kirchthurmsgrößen, und unter der Erde wühlte seit Jahren mit gewissenlosem Eifer die ultramontane Partei.

So lagen die Dinge im Frühjahr 1870. Der norddeutsche Bund in mächtigem Aufsteigen, in so stolzer Sicherheit, daß Polen und Dänen, Welfen und Socialisten fast ungestört ihr Wesen treiben und durch ihr lärmendes Geschrei das Urtheil des Auslandes verwirren durften. Der Segen seiner Gesetze ward dem Bunde täglich neue Anhänger unter den gebildeten Klassen; doch freilich in Sachsen und den neuen preußischen Provinzen lebte noch eine Fülle unverwundenen Grolles. Jene freudige innere Zustimmung der Regierten, deren jeder gesunde Staat bedarf, war dem neuen Gemeinwesen erst halb gewonnen. Dazu im Süden das chaotische Gewirr der Parteiung. Blieb der Friede gesichert, so mußte Preußen die Stunde der Abrechnung vertagen, bis mit dem Jahre 1877 die Zollverträge abliefen, und inzwischen die Bundesverfassung also kräftigen, daß sie stark und weit genug wurde die widerspänstigen süddeutschen Genossen aufzunehmen. Aber wohinaus sollte der wüste Parteikampf im Süden, noch sieben Jahre sich selber überlassen, endlich führen? Schamloser immer ward von den bairischen Ultramontanen, den schwäbischen Radikalen der Bund mit Frankreich, der Vaterlandsverrath gepredigt. Mit wachsender Sorge fragten die süddeutschen Patrioten: „Kann die Zeit nicht kommen, da abermals von den schwäbischen Bergen der Hilferuf ertönt nach dem alten Friedensbringer, nach der Krone Preußen und ihrem Heere? Die deutsche Geschichte liebt den Humor. Sie hat jenen Welfenkönig, der den Nationalverein einen Schluckerverein nannte, verurtheilt von Preußen verschluckt zu werden; sollte sie nicht auch jene schwäbischen Demagogen, die bei jedem vernünftigen Gedanken der nationalen Politik über Verpreußung schreien, dereinst beim Worte nehmen und das schwäbische Grütli in eine preußische Provinz verwandeln?“

Da sendete uns ein gnadenreiches Geschick den französischen Krieg. Und wahrlich, nur ein so ungeheures Ereigniß, nur eine Gewaltthat so roh und frech, daß sie auch das trägste Gewissen erwecken mußte, vermochte den Süden zurückzuführen zu dem großen Vaterlande. Wer jene unvergeßlichen Tage nicht südlich des Maines verlebt hat, kann sich keine Vorstellung machen von der grundtiefen, wunderbaren Umstimmung der Gemüther. Alles was deutsch war in Baiern und Schwaben jubelte auf; die Particularisten, soeben noch die Herren im Lande, verstummten

erschreckt vor dieser einmüthigen, unwiderstehlichen Volkserhebung. Die bairische Hauptstadt, bisher verrufen als der Hort der Preußenfeindschaft geizte nach dem Ruhme die deutscheste Stadt des Südens zu heißen. Auf welcher abschüssigen Bahn man sich während der letzten Jahre bewegt hatte, das zeigte die schwankende Haltung, welche die Höfe von Stuttgart und Darmstadt noch in der zwölften Stunde bewahrten, bis Preußens Drohungen und der entschlossene Volkswille jedem Zaudern ein Ziel setzten; nur die Fürsten von Baiern und Baden erfüllten sogleich ihre Bundespflicht. Dann kam die Zeit der Siege. Den tapferen Truppen des Südens, die noch die beschämenden Erinnerungen des Mainfeldzugs in gekränkter Seele trugen, ward die hohe Freude, theilzunehmen an Triumphen, vor deren Glanze ihre gesammte ältere Kriegsgeschichte verbleichte. Nun ward durch die Eroberung des Elsaß ein alter Lieblingstraum aller süddeutschen Herzen erfüllt, und in die Gemüther dieses Volkes zog eine große Empfindung ein, die sie seit Jahrhunderten nicht mehr kannten, der freudige Nationalstolz. Nun stand das Kaiserthum wieder auf, und lebendiger, stärker, als die Leichtblütigsten gehofft, regte sich in den alten Kernlanden des Reiches die Ehrfurcht vor Kaiser und Reich. Die Sprache der Presse, der Gebildeten und der kleinen Leute, Alles ward anders; nach Jahrhunderten endlich wurde dem gehaßten Preußen der Dank gegeben, der ihm gebührte. Selbst an den Höfen ward diese große Wandlung merkbar; ihre Prinzen fühlten sich mit Stolz als deutsche Officiere; die Königskronen des Rheinbunds erkauften sich durch deutsche Treue die Verzeihung der Nation für die Sünden der napoleonischen Tage.

Und dieser glückliche Umschwung der Stimmung im Süden wird dauern, wie plötzlich er auch hereinbrach. Mögen die Sittenrichter schelten über die Kleinheit jener Menschen, die kaum noch Preußens Feinde, heute die neue Zeit in schwärmerischen Reden feiern — der billige Sinn urtheilt anders. Süd und Nord erscheinen wie zwei Brüder, die sich lange verkannt und jetzt mit frohem Erstaunen sich wiederfinden. Nur die Macht des Vorurtheils und der Unwissenheit hatte sie getrennt, nicht ein Gegensatz der Interessen, nicht einmal ein wirklicher Gegensatz der Gesinnung. Die Süddeutschen wußten nicht, daß sie Deuschland schmähten, wenn sie auf Preußen schalten; nun der preußische König auch den Namen Deutschland wieder zu Ehren brachte, fiel ihnen die Binde von den Augen. Schon einmal, im Jahre 1848, hat unsere Geschichte eine ähnliche, allgemeine und dauernde Umstim-

mung gesehen. Wie damals der lange, schwere Kampf um constitutionelle Freiheitsfragen einen plötzlichen Abschluß fand, so ist heute die in harten Leiden gereifte Idee der deutschen Einheit zur Erfüllung gelangt. Das Gefühl, daß die neue Ordnung der Dinge eine unwiderrufliche Thatsache sei, lebt jetzt ungleich stärker und in viel weiteren Kreisen als nach dem böhmischen Kriege. Das gnädige Geschick, das uns mit dem drohenden Bürgerkriege verschonte, hat nicht blos Gut und Blut der Deutschen gespart, sondern uns auch die sittliche Voraussetzung der Einheit, die Bundestreue geschenkt. Man bedenke, mit welcher Bitterkeit das zähe Gedächtniß der württembergischen Truppen noch vor drei Jahren sich der preußischen Landwehr und des Sommers von 1813 erinnerte, und man ermißt leicht, wie tief verstimmt die Süddeutschen heute in unserem Reiche stehen würden, wenn ein zweiter Mainfeldzug sie gedemüthigt hätte. Der deutsche Staat hat seine äußere Vollendung erlangt, und dem neuen Reiche ist die freie Zustimmung der Nation gesichert — in diesen zwei Dingen liegt der ungeheure Erfolg des Jahres 1870 enthalten. —

Allerdings wurde dieser Gewinn erkauft durch einen scheinbaren Sieg des Föderalismus. Die Versailler Verträge brachten der Bundesverfassung, die der Stärkung bedurfte, vielmehr eine Auflockerung: das Veto der vierzehn Mittelstaatsstimmen, die unseligen **jura singulorum**, den Ausschuß für das Auswärtige, minder scharfe Bestimmungen über die Execution, mannichfache Sonderrechte für die süddeutschen Staaten. Der Einfluß der führenden Macht wird durch das Hinzutreten einiger größerer Bundesstaaten beschränkt; zudem legt die freundlichere Stimmung, welche seit dem französischen Kriege an den Höfen herrscht, der preußischen Regierung Rücksichten auf, zwingt sie, vorsichtig zu verfahren und, wie bisher mit Sachsen so jetzt mit allen Mittelstaaten, vornehmlich mit Baiern, gutes Einvernehmen zu pflegen. Trotzdem wäre es thöricht jenen letzten Sieg des Particularismus zu überschätzen. Wenn sächsische Particularisten nach dem Tage von Versailles riefen: „das Beste ist, nun können wir nicht mehr preußisch werden“ — wenn andere ehrliche Patrioten frohlockten, jetzt sei die Zeit der Annexionen für immer vorüber, der Länderbestand des deutschen Gesammtstaats sichergestellt — so zeigen beide Meinungen nur, wie wenig die Menschen vermögen von dem Eindruck des letzten Augenblicks sich zu befreien. Wer etwas in die Zukunft hinausdenkt, erkennt leicht, daß jener Tag von Versailles den norddeutschen Bund wohl erweitert, nicht ihn

in seinem Wesen verändert hat. Besteht denn irgend ein Grund anzunehmen, daß die deutsche Geschichte seit jenem Tage plötzlich stillstehen sollte auf dem seit einem Vierteljahrtausend eingeschlagenen Wege? oder daß sie einlenken sollte in die Bahnen jenes Föderalismus, der für unser einiges Volk immer unnatürlich, immer verderblich war? Die Kräfte der Einheit, welche das deutsche Reich festeren Formen entgegenführen, wirken ebenso stätig fort wie jene Kräfte der Zerstörung, welche die Kleinstaaterei untergraben. Nur wird diese Entwicklung voraussichtlich langsam, in milden Formen sich bewegen.

Das Kaiserthum tritt mit höchster Bescheidenheit auf, also daß die neue Würde fast nur wie ein Feierkleid für seltene Festtage erscheint. Die oft geäußerte Besorgniß, ein Gewölk von Prinzen, mannichfache leere Flitterpracht werde den Kaiserhof umgeben, erweist sich schon jetzt als müßig. Trügt nicht Alles, so werden die Hohenzollern die Kaiserkrone ganz in demselben Sinne schlichter Pflichttreue auffassen wie ihre preußische Königswürde. Und doch ist der neue Titel eine reale Macht; die Dynastien ordnen sich williger dem deutschen Kaiser unter als dem König von Preußen. Zudem werden die Höfe durch die drohende communistische Bewegung, Baiern auch durch seine kirchlichen Wirren, genöthigt, in fester Treue zum Kaiser zu halten. Unterdessen hält in der Nation der Zug der Einheit an, in wunderbarer Stärke. In der richtigen Einsicht, daß eine Gefahr der Centralisation uns nicht bedroht, ergreift die öffentliche Meinung regelmäßig Partei für jeden Vorschlag, der die Centralgewalt stärken soll. Wie durch eine stille Verschwörung der Nation werden die reichsfeindlichen Sonderrechte, die der Versailler Vertrag gewährte, hinweggefegt: von dem Rechte der itio in partes, das den Baiern zusteht, wagt man im Reichstage kaum noch zu reden. Wie der Krieg die bairischen Soldaten mit den preußischen befreundet hat, so verbindet jetzt gemeinsame parlamentarische Arbeit die politischen Männer aus Süd und Nord; und so leicht vollzieht sich diese Verschmelzung, daß die alten Parteien des norddeutschen Reichstags seit dem Eintritt der Süddeutschen sich nur wenig verschoben haben. Landsmannschaften bestehen nicht im Reichstage. Auch der gesellige Verkehr unter seinen Mitgliedern bewährt alltäglich, was alle Kenner Deutschlands freilich längst wußten, daß kein anderes Volksthum so einheitlich ist wie das unsere. Leicht und zwanglos schließt sich der Süddeutsche auch an die einst gemiedenen militärischen Adelsfamilien des Nordostens an. Nicht die Stammesgegensätze sind

das wahrhaft trennende Element in Deutschland, sondern der confessionelle Haß, und auch er läßt sich überwinden.

Zugleich bewährt der preußische Staat noch immer seine alte Kraft zu erobern und festzuhalten. Die Verschmelzung der neuen Provinzen ward Anfangs verzögert, zum Theil durch unleugbare Mißgriffe der Bureaukratie, zum größeren Theile durch die träge Haltung der neuen Provinzen selber, welche Alles von oben erwarteten und nur selten einen Wunsch mit Nachdruck kundgaben. Nachher machte man die erfreuliche Erfahrung, daß berechtigte Anliegen der Provinzen, eindringlich ausgesprochen, in Berlin Berücksichtigung fanden. Dann begann die allgemeine Wehrpflicht und die sociale Freiheit, welche Preußens Gesetze gewähren, beruhigend zu wirken, bis endlich der französische Krieg selbst die grollenden Frankfurter mit ihrem Schicksal aussöhnte. Soeben haben die Stände von Westpreußen aus freien Stücken beschlossen, den hundertjährigen Jubeltag der Theilung Polens festlich zu begehen — wahrlich ein beredtes Zeugniß für die mächtige Anziehungskraft dieses Staates! Nach Alledem steht außer Zweifel, daß spätestens die nächste Generation in den neuen Provinzen durchaus erfüllt sein wird von preußischer Staatsgesinnung. Auch ein altes Gebrechen des preußischen Staats, das Fehlen einer mächtigen Hauptstadt, wird durch die großartige Entwickelung Berlins in wenigen Jahren gehoben sein; und diese junge Stadt bildet ebendeßhalb die natürliche Hauptstadt unseres vielgestaltigen Reiches, weil sie gar nicht hoffen kann alle Zweige des Volkslebens in sich zu vereinigen. Deutschlands Kunst und Wissenschaft, Presse und Buchhandel werden niemals an der Spree ihren Mittelpunkt finden, und daran ist vollends Gott sei Dank nicht zu denken, daß jemals eine leidenschaftliche Liebe zu dieser Hauptstadt unsere Provinzen veröden sollte.

So wachsen und wachsen die Kräfte der Einheit, während die Lebenskraft der Kleinstaaten versiegt. Der Bundesrath, unschätzbar als technischer Beirath, ist doch völlig außer Stande gegen Preußen einen selbständigen Willen zu behaupten. Wenn der führende Staat fortfährt seine Macht mit Gerechtigkeit und Mäßigung zu gebrauchen, wenn er festhält an dem guten Grundsatze, daß ein Reich wie das deutsche durch den Mißbrauch der Mehrheit sich nicht regieren läßt, so wird ihm unfehlbar in allen wichtigen Fragen die Entscheidung zufallen. Die besten geistigen Kräfte, worüber die Mittelstaaten gebieten, sind gewandte Bureaukraten, zu klug, um dem Staate, dem die Zukunft

gehört, ernstlich zu widerstreben. Laut erklang im letzten Frühjahr der Aufruf von Baiern: jetzt sei es Zeit eine große Rolle in der deutschen Geschichte zu übernehmen, voranzugehen im Kampfe gegen den unfehlbaren Papst. Der Ruf verhallte; ein deutscher Mittelstaat ist solchen Aufgaben nicht mehr gewachsen. Was Baiern in der Kirchenpolitik zu erreichen vermag, das vermag es nur im Bunde mit Preußen. In den kleineren Staaten wird vor wie nach dem Kriege die Unhaltbarkeit der politischen Zustände schwer empfunden. Der Sturz des Ministers Dalwigk lehrte, wie tief selbst eine schonende preußische Politik in die inneren Verhältnisse der Kleinstaaten eingreift. Der unselige Verfassungskampf Mecklenburgs bewährt, daß in den verwickelten socialen Verhältnissen unserer Tage nur ein großer Staat eine wahrhaft gerechte Gesetzgebung besitzen kann.

Die Natur der Dinge weist das deutsche Reich auf denselben Weg, den der norddeutsche Bund durchschritten hat. Es gilt die Bande der Einheit nach und nach fester anzuziehen, die Reichsverfassung stätig auszubauen. In der That sind schon wenige Monate nach den Versailler Verträgen viele jener Sonderrechte gefallen, die sich der Süden vorbehalten hatte. Baiern beginnt seine Gesandtschaften aufzuheben; der Ausschuß für das Auswärtige wird dadurch völlig unbedenklich. Eine lange Reihe norddeutscher Gesetze sind von den Südstaaten freiwillig aufgenommen worden, und schon läßt sich ohne Leichtsinn die Zeit erwarten, da das gesammte deutsche Heer einen festgeschlossenen Körper bilden wird.

Ein unschätzbares moralisches Band der Einheit ist das gemeinsame Strafrecht; denn dieser Theil der Rechtsordnung wurzelt in den tiefsten sittlichen Ueberzeugungen der Völker, und nichts verwirrt so sehr die Rechtsbegriffe einer Nation wie die ungleichmäßige Behandlung der Verbrecher. — Als eine gewaltige Klammer der materiellen Einheit erscheint die Einführung direkter Reichssteuern an der Stelle der rohen und ungerechten Besteuerung durch Matrikularbeiträge; wir haben wieder anzuknüpfen an die großen Reformgedanken des sechszehnten Jahrhunderts, die mit dem Reichszoll zugleich den „gemeinen Pfennig“ verlangten, damit die Reichsgewalt wieder zur Wahrheit werde. Diese Frage ist indeß noch keineswegs spruchreif. Die einfachste Ordnung des deutschen Finanzwesens wäre gefunden, wenn es gelänge, den Geldbedarf des Reichs durch indirekte Steuern, den der Einzelstaaten durch Einkommen-, Gewerbssteuern u. dgl., den der Communalverbände

durch Grundsteuern zu decken — ein Plan, dem die Mannichfaltigkeit der kleinstaatlichen Verhältnisse freilich fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellt. — Materiell und moralisch gleich bedeutsam ist das Reichsmünzwesen; es gilt nicht blos ein uraltes Gebrechen unserer Volkswirthschaft zu heilen, sondern auch dem kleinen Manne wie dem Auslande den sinnlichen Beweis der Einheit Deutschlands in die Hand zu drücken. Neben der unschätzbaren praktischen Bedeutung dieser Reform erscheint es als eine untergeordnete Rücksicht der Etikette, daß die Rückseite der Reichsmünzen die Bilder der Landesherren zeigen wird. Damit hängt zusammen die Consolidation des gesammten deutschen Papiergeldes: nur dem Reiche darf erlaubt sein unverzinsliches Papiergeld auszugeben. — Sobald die verfrühte Schöpfung des Bundesoberhandelsgerichts in's Leben trat, ergab sich rasch, daß wir dabei nicht stehen bleiben können, sondern fortschreiten müssen zu dem kühnen Unternehmen, Privatrecht und Civilproceß des deutschen Reiches neu zu ordnen. Das gemeine deutsche Civilrecht ist nur noch eine Frage der Zeit; denn jener Artikel der Reichsverfassung, welcher dem Reiche das Obligationenrecht zuweist, ruht auf einer willkürlichen, ganz unhaltbaren Scheidung der Rechtsstoffe. Sehr bald wird sich auch die Nothwendigkeit zeigen, das öffentliche Recht des Reiches durch ein Reichstribunal sicherzustellen; so lange dem Reiche die executive Gewalt fehlt, bleiben die Segnungen der Reichsgesetze der willkürlichen Interpretation engherziger Gemeinden und particularistischer Beamten preisgegeben. Doktrinäre Beschlüsse, welche die Erweiterung der Reichscompetenz im Allgemeinen aussprechen, sind vom Uebel, zumal da dieses Reich doch niemals eine systematische Ordnung erlangen kann. Doch wo sich ein praktisches Bedürfniß ergiebt, da ist es unbedenklich, die Schranken der Reichsgewalt von Rechtswegen zu erweitern; der Artikel 78 der Verfassung, der die Aenderung des Grundgesetzes gestattet, läßt sich durch particularistische Sophismen nicht in sein Gegentheil umdeuten.

Der Reichstag ist durch die jüngsten Ereignisse wieder auf einige Zeit in den Vordergrund unseres politischen Lebens gerückt worden. Die Nation darf wohl mit einiger Freude auf diese jugendliche Versammlung schauen, die so arm ist an rednerischem Prunk und so überreich an Fleiß, Tüchtigkeit, ernster Sachkenntniß, so ganz unfähig selber zu regieren und so geschickt mit einer starken Regierung zusammenzuwirken. Die Gesetze, die in diesem Hause beschlossen wurden, übertreffen Alles,

was die Gesetzgebung irgend eines anderen Großstaats in den letzten Jahrzehnten geleistet hat. Auch die Macht des Reichstages ist nicht geringfügig, obwohl sie nur mittelbar wirkt. Fast in allen Streitigkeiten, die zwischen Kanzler und Parlament ausbrachen, behielt der Reichstag den Sieg, und solche Erfolge sind um so höher anzuschlagen, da dem Reichstage in Wahrheit zwei Factoren, Kaiser und Bundesrath, gegenüberstehen. Bereits drängt sich die Aristokratie um die Sitze in dieser Versammlung. Wenn wir unbefangen den diätenlosen Reichstag mit den besoldeten Landtagen vergleichen, so läßt sich gar nicht verkennen, daß die Reichsverfassung durch die Entziehung der Diäten dem deutschen Parlamentarismus einen großen Dienst erwiesen hat. Die Versagung der Diäten hat die Spitzen der Gesellschaft in das Parlament geführt und noch kein einziges bedeutendes politisches Talent davon ausgeschlossen. Nur die kleinlichen Anfänge der Geschichte des deutschen constitutionellen Systems erklären jenen gellenden Diätenschrei, der heute, nicht zu Deutschlands Ehre, durch die liberalen Parteien geht; jenen rheinbündischen Bureaukraten, welche einst die süddeutschen Verfassungen schufen, war allerdings der Gedanke ganz unfaßbar, daß man über die Pflicht hinaus etwas für den Staat leisten solle ohne Vergütung. Die Diätenfrage hängt fest zusammen mit der größeren Frage, ob die Nation ernstlich gewillt ist, das System der Selbstverwaltung, des politischen Ehrendienstes durchzuführen. Wäre der gebildete Mittelstand wirklich außer Stande dies höchste Ehrenamt des freien Staates zu tragen, so böte Deutschland keinen Boden für ein freies Staatswesen. Der Bundesrath ist bisher fest geblieben gegen jene liberale Schwachheit, er hat sich geweigert der Nation ein Armuthszeugniß auszustellen und sie auf die verderblichen Wege des französischen Parlamentarismus zu führen. Beharrt er in dieser ehrenwerthen Haltung, so wird jenes kleinstädtische Geschrei nach und nach verstummen, das Ansehen des Reichstags von Jahr zu Jahr steigen. Schon heben sich aus diesem Kreise unabhängiger Politiker einige Fachmänner empor, die vielleicht in Zukunft vom Bundesrathe zur Vorberathung einzelner wichtiger Gesetze herbeigezogen werden können.

Wir brauchen ferner eine feste Verbindung zwischen dem Organismus des Reichs und des preußischen Staats, also daß zu den Reichsministern für das Auswärtige und den Krieg auch Reichsminister für den Handel und die Finanzen hinzutreten. Es ist unerläßlich, daß eine größere Anzahl preußischer Staatsmänner durch Pflicht und Amt an die

neuen Aufgaben preußisch-deutscher Politik gebunden werde. Auch wenn ein Reichsministerium besteht, können die allerseltsamsten Verkettungen und Competenzvermischungen zwischen den preußischen und den deutschen Behörden nicht aufhören — unvermeidliche, leicht erträgliche Uebelstände, denn das Reich ist eben der erweiterte preußische Staat.

Die Hoffnung, den preußischen Landtag zu der Bedeutung eines Provinziallandtags herabzudrücken, wird schwerlich in Erfüllung gehen, denn Preußen ist nicht eine Provinz. Der Landtag wird vielmehr in einer nahen Zukunft, wenn die Fragen der Verwaltungsreform an ihn herantreten, abermals seine Bedeutung für die gesammte deutsche Politik offenbaren. Landtag und Parlament verhalten sich in Wahrheit zu einander wie ein engerer und ein weiterer Reichstag; darum war es eine billige Forderung, daß die Form dem Wesen entspreche, daß der Landtag aus denselben Männern bestehe, die das preußische Volk für den Reichstag wählt. Ich wiederhole nicht des Breiteren die hundertmal ausgesprochenen berechtigten Klagen über die unaufhörliche Reibung zwischen den beiden Parlamenten: wie beide einander gegenseitig auf die Schleppe treten; wie der Landtag bei jedem Schritt Rücksichten nehmen muß auf Verhandlungen, die er nur vom Hörensagen kennt; wie keiner der beiden Volksvertretungen eine vollständige Regierung, ein vollständiges Budget gegenübersteht; wie das Volk ermüdet wird durch die allzu häufigen Wahlen und das Verständniß verliert für die in rascher Folge sich ablösenden parlamentarischen Verhandlungen; wie die Kraft der politischen Männer vernutzt wird durch die ungebührliche Länge der parlamentarischen Geschäftszeit, die sich in Einer Versammlung leicht abkürzen läßt; wie diese Zeitvergeudung, ohnehin die Schattenseite jedes Parlamentarismus, durch ihr Uebermaß die politische Regsamkeit der Nation zu ersticken droht; wie der geistige Gehalt des Landtags leidet unter der Ueberzahl seiner Mitglieder, und wie sein Ansehen leidet neben den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts, während seine Wirksamkeit doch nach wie vor hochbedeutsam bleibt; wie der Ruf des Staates selber gefährdet wird durch den unendlichen Kampf zwischen den Abgeordneten und den Herren, die einander nach so vielen Jahren erbitterter Händel fast mit persönlichem Hasse betrachten. Doch leider muß dieser so nahe liegende Vorschlag noch auf lange hinaus unausführbar bleiben. Die Mittelstaaten würden in einer Einrichtung, welche die wirklichen Machtverhältnisse so schonungslos aufdeckte, eine tiefe Beleidigung sehen, und um den Preis schwerer Verstimmung der Bun-

desgenossen sind einfachere Formen zu theuer erkauft. Erst nach Jahren, wenn einige der kleinsten Staaten mit Preußen ganz verschmolzen sind und die Reichsverfassung sich kräftiger ausgebildet hat, kann vielleicht auf den Gedanken zurückgegriffen werden. In solchen Fragen kommt Alles auf den rechten Zeitpunkt an, den die preußische Regierung offenbar am besten berechnen kann. Das Reich wirkt auch darum segensreich, weil es die preußischen Parteien zur Mannszucht zwingt; wir kämpfen allesammt für Preußen wider den Partikularismus und sind darum verpflichtet, in der Reichspolitik keinen wichtigen Schritt zu versuchen ohne die stille Zustimmung der Regierung.

Hält die aufsteigende Entwickelung Preußens und des Reichs, das allmähliche Versinken der Kleinstaaten noch durch eine Reihe von Jahren an, so ist keineswegs unmöglich, daß einige kleine Dynastien sich entschließen, durch Vertrag auf die werthlose Landeshoheit zu verzichten. Die Stimmung dieser Höfe ist seit dem französischen Kriege patriotischer zugleich und resignirter geworden. Es thut noth, daß die einsichtigen Männer dieser kleinen Fürstenthümer den Muth der Meinung gewinnen und offen die Nothwendigkeit der Annexion aussprechen. In jedem rückhaltlos ehrlichen Bekenntniß liegt eine starke sittliche Kraft. Niemand wünscht die Zahl der Prätendenten ohne Noth zu vermehren; wir hoffen alle auf eine freie und redliche Verständigung mit dem deutschen hohen Adel, dergestalt daß seine gesunden, nur durch den entsittlichenden Genuß eines unwahren Rechtes verbildeten politischen Kräfte dem großen Vaterlande dienstbar werden. Auch schablonenhafte Gleichmäßigkeit der Verwaltung verlangt der Einheitsstaat mit nichten; es geht sehr wohl an, daß den kleinen Dynastien, wenn sie ihre Landeshoheit verlieren, glänzende Ehrenrechte und einige Ernennungsrechte erhalten bleiben. Nur glaube man nicht, wie Graf Münster kürzlich unternahm, diese Vereinfachung des deutschen Staatsbaus durch feurige Wünsche beschleunigen zu können. Ein deutsches Oberhaus kann vielleicht dereinst die glänzendste Aristokratie der Welt auf seinen Bänken versammeln, aber es wird sicherlich erst die allerletzte Frucht der deutschen Einheitsbewegung sein. Noch ist die Zeit gar nicht abzusehen, da auch an den Höfen der Mittelstaaten die Einsicht durchdringen wird, daß die Tage der Vielstaaterei gezählt sind. Wie heute die Dinge liegen, kommt auch wenig mehr darauf an, ob das erbliche Oberhaupt einer deutschen Provinz den königlichen Titel führt — wenn seine Macht nur so weit beschränkt ist, daß sie der Nation nicht mehr schaden kann.

Die Formen des neuen Reichs sind auf rein empirischem Wege, im bewußten Gegensatze zu aller Systematik, entstanden; sie sind nicht nur verworren und unfertig, sondern geradezu unserem leitenden Staatsmanne auf den Leib zugeschnitten. Wie einst das auf gleichem Wege herangewachsene Amt des holländischen Rathspensionärs, so entlehnt auch die Reichskanzlerwürde ihre Macht theils von dem Staate, der hinter ihr steht, theils von dem Genie ihres Trägers. Sie kann, wie jenes, nur von außerordentlichen Männern verwaltet werden, und Fürst Bismarck hat, wie die meisten großen Staatsmänner, keine Schule geschaffen. Kann nicht dereinst ein ehrgeiziger Kaiser auf den Gedanken verfallen, er wolle selber die lebendige Einheit bilden zwischen den drei großen Aemtern des Reichskanzlers, des Ministers des Auswärtigen, des preußischen Ministerpräsidenten, welche heute in einer Hand vereinigt sind und nur durch diese Verbindung Großes wirken? Auch andere Institutionen des Reichs scheinen nur unter einer sehr starken Leitung haltbar — so die vermessene Schöpfung des Reichslandes, die einer schwachen Regierung leicht Gefahr bringen kann. Es läßt sich nicht verkennen, Vieles in unserem Reiche steht auf zwei Augen wie einst in dem Fridericianischen Staate. Doch seitdem ist die politische Kraft der Nation unermeßlich gewachsen, sie wird auch die schweren Tage, welche der Tod des Gründers unserer Einheit bringen kann, zu überwinden wissen.

Bleibt das Reich sich selber überlassen, so ist ihm eine gesunde Entwicklung unzweifelhaft. Seine friedlichen Absichten werden verbürgt durch den Charakter der Nation und ihres Heerwesens, durch die ruhige Mäßigung, die Deutschland dem besiegten Feinde zeigt, ja durch die Verfassung selber. Der Kaiser darf Angriffskriege nur mit Zustimmung des Bundesraths beschließen — eine Beschränkung des höchsten Königsrechts, der sich noch niemals das Oberhaupt eines Großstaats freiwillig unterworfen hat. Und trotzdem liegt die bange Ahnung in der Luft, auch das neue Reich werde seinen siebenjährigen Krieg erleben; ist doch nie den Hohenzollern ein großer Erfolg beschieden gewesen ohne unverhältnißmäßige Opfer. Die Gährung im Orient, der tiefe Haß, der sich in der slavischen und romanischen Welt wider uns angesammelt hat, können leicht zu einem furchtbaren Kriege führen. Und seltsam, in diesem ehrlich friedliebenden Volke tauchen, nachdem das neue Reich kaum gegründet ist, da und dort bereits begehrliche Träume auf, die an die Tage der Staufer gemahnen.

Wir Freunde Preußens haben vor dem böhmischen Kriege oft geweis-

sagt: unser geistiger Verkehr mit den Deutschen Oesterreichs werde nach der politischen Trennung inniger sein denn je zuvor. Das Wort geht in Erfüllung, früher und in einem anderen Sinne als wir dachten. Der mächtige nationale Staat übt seine Anziehungskraft weit über seine Grenzen hinaus, erscheint den Deutschen Oesterreichs — so lautet die Phrase — wie der Magnetberg. Bereits findet der Ruf Widerhall in Süddeutschland, und nach unserer doktrinären Art steht auch schon das System fertig. Die deutsche Revolution, sagt man zuversichtlich, hat drei Akte; der erste spielt in Königgrätz, der zweite in Versailles, der dritte und letzte in Wien. Wunderliche Verblendung! Wann hat denn jemals eine heilsame Revolution in ihrem dritten Akte das Werk des ersten wieder zerstört? Die Nicolsburger Verträge ließen eine Brücke offen für die Wiedervereinigung der Südstaaten mit dem Norden, doch sie zerschnitten vollständig, in klarer Absicht, jedes politische Band, das uns an Oesterreich kettete. Wer heute auf den Zerfall Oesterreichs hinarbeitet, der untergräbt das Werk von 1866, er handelt als ein Feind des deutschen Reichs. Welch eine Aussicht, wenn diese Czechen, Hannaken und Slovenen, die mit ihren alten Staatsgenossen, den Deutschösterreichern, sich kaum vertragen, mit dem protestantischen Norddeutschland verbunden würden! Wenn Deutschland wieder, wie unter dem alten Bunde, genau zur Hälfte aus Katholiken, zur anderen Hälfte aus Protestanten bestünde! Das Donaureich ist kein unnatürlicher Staat, sondern ein durch uralte historische Gemeinschaft, durch die stärksten Interessen verbundenes Reich, das freilich einen nationalen Charakter nicht tragen kann. Der Zerfall Oesterreichs wäre die größte Umwälzung der neuen Geschichte. In den letzten Jahrhunderten ist wohl manche Großmacht nach und nach zu einem Staate zweiten Ranges herabgesunken, doch noch niemals eine Großmacht plötzlich zerfallen. Und diese ungeheuerliche, beispiellose Revolution kann doch nicht dauerhafte Zustände an der Donau schaffen; die natürliche Hauptstadt der Donaulande, das prächtige Wien herabzudrücken zu einer deutschen Provinzialstadt, wäre eine Sünde wider Natur und Geschichte. Nein, lassen wir uns nicht bethören durch den herausfordernden Ruf, der aus den Reihen der österreichischen Pessimisten zu uns hinüberschallt: habt Ihr nicht den Muth uns zu erobern? Der beste Dienst, den wir Deutschen im Reich unseren österreichischen Landsleuten erweisen können, ist — ihren Kämpfen völlig fremd zu bleiben. Die lothringische Dynastie blickt mit begreiflichem Mißtrauen über die Riesenberge

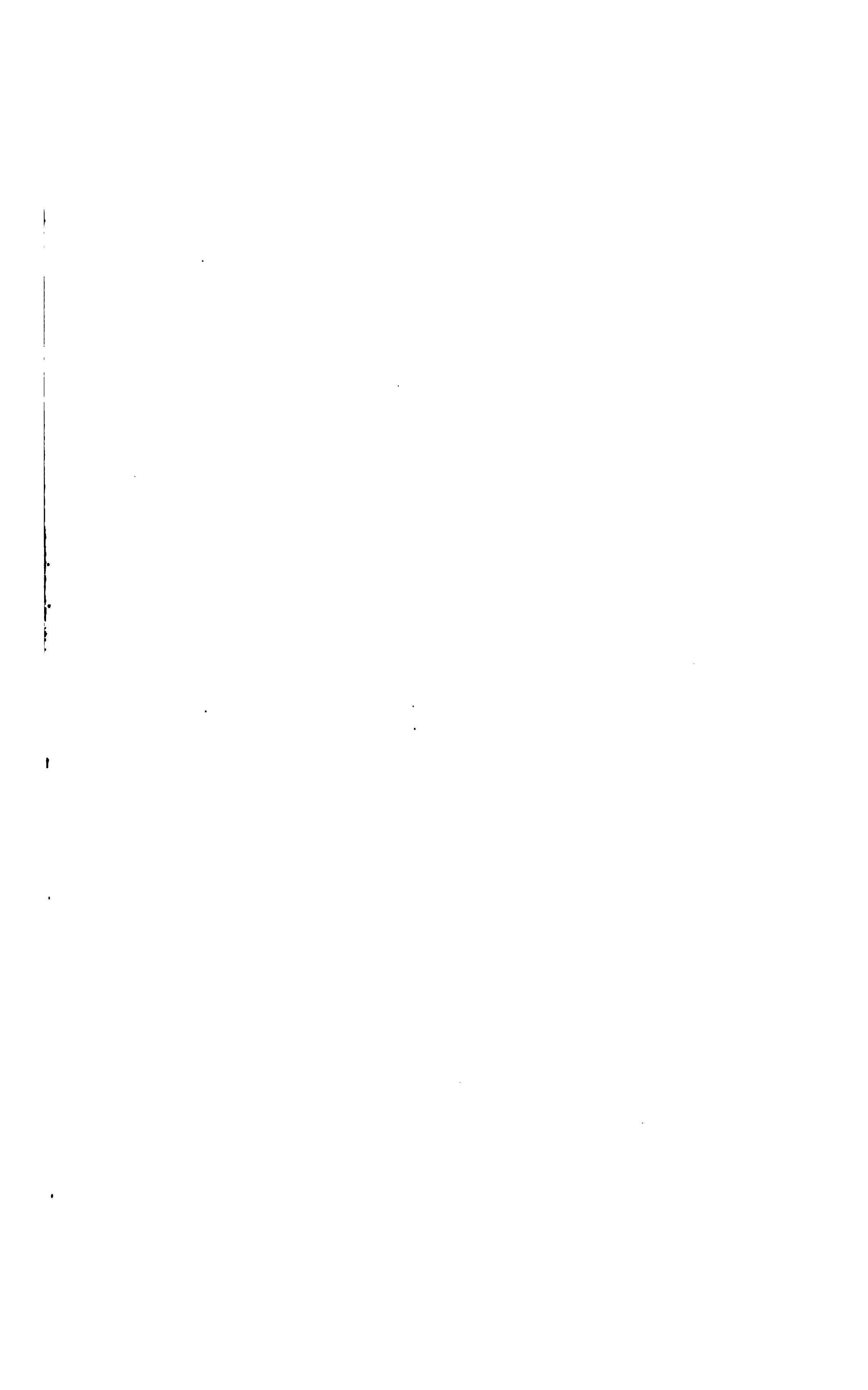
hinüber; jede vorlaute Ermuthigung, die unser Reich den Deutschen Oesterreichs gewährt, treibt die Hofburg den Slaven in die Arme.

Aber wird das Schicksal die warmen Wünsche, die jeder denkende deutsche Patriot für die Fortdauer des österreichischen Gesammtstaats hegen soll, erhören? Die Lothringer gehören, wie einst die Habsburger, keinem Volksthum an. Sie mußten, so lange sie an der Spitze des deutschen Bundes standen, ihren deutschen Stämmen einige Begünstigung erweisen. Seit diese Verbindung gelöst ist, besteht für das Herrscherhaus kein Grund mehr sich auf die Deutschen zu stützen, und die Deutschen haben leider den Stolz des kaiserlichen Geschlechts allzu oft schwer beleidigt. Während also die Dynastie sich den Deutschen entfremdet, sind auch die beiden anderen Säulen, welche das alte Oesterreich stützten, in's Wanken gekommen. Ein großer Theil des Volks ist der katholischen Kirche verfeindet. Das Heer ist heute unzweifelhaft in schlechterem Zustande als zur Zeit des böhmischen Krieges; die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war in diesem Mischreiche ein schwerer Fehler, sie hat die Bande der Kameradschaft gelockert, eine Masse zersetzender Elemente in das Heer gebracht, und zudem stockt heute jene Einwanderung deutscher Edelleute, welche früher der Armee ihre besten Offiziere gab. Unterdessen tobt der Rassenkampf mit entsetzlicher Erbitterung. Hätte Friedrich der Große ganz Böhmen behaupten können, so wäre heute unzweifelhaft das Czechenthum dort ebenso im Absterben, wie in dem schönen Glatzer Ländchen, das preußisch blieb; jener gewaltige slavische Keil, der sich tief in das Herz des deutschen Landes drängt, wäre zerstört. Seitdem hat die slavische Propaganda ihr Werk gethan; in jedem dieser verkommenen Barbarenstämme lebt heute ein so trotziges Selbstgefühl, daß selbst ein norddeutscher Eroberer hier der deutschen Gesittung nur wenige Schollen gewinnen könnte. Wie soll sich nun das Deutschthum Oesterreichs gegen die Uebermacht dieser Barbaren behaupten — jenes verkümmerte, weithin zerstreute, in Parteien zerrissene Deutschthum, das schon seit dreihundert Jahren deutsche Bildung nur aus halbverschütteten Brunnen schöpft? Die feile Presse, die Corruption der Hauptstadt, der unklare, aller Staatsgesinnung baare Pessimismus so vieler warmherziger Deutschösterreicher versprechen geringe Widerstandskraft. Jene seltsame Aengstlichkeit, welche die wüthenden Slaven bisher vor dem Bürgerkriege zurückgehalten hat, kann während eines neuen orientalischen Krieges leicht anderen Gesinnungen weichen. Selbst unter

den Magyaren, die doch durch zwingende Gründe auf den österreichischen Gesammtstaat angewiesen sind, regen sich schon Träume von einer Stephanskrone, die, der Deutschen entledigt, stromabwärts ihr Reich erweitern soll. Es wäre ein grenzenloses Unglück, doch es liegt leider nicht mehr außer dem Bereiche des Möglichen, daß dereinst das Verhängniß über Oesterreich hereinbricht und Deutschland sich gezwungen sieht, unser Fleisch und Blut vor dem hereinfluthenden Barbarenthum zu erretten. Nicht innere Schwäche, sondern die Zerrüttung der Nachbarlande bedroht unser Reich mit ernsten Gefahren. Wir treiben einer großen und schweren Zukunft entgegen, und darum, nochmals, bedürfen wir einer starken Krone.

Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Nothwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der groß und einfach, Allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt! Ein solcher Gedanke ist unseren Tagen die Einheit Deutschlands; wer ihr nicht dient, lebt nicht mit seinem Volke. Wir stehen im Lager: jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen. Uns ziemt nicht, den tausend und tausend glitzernden Freiheitswünschen, die dies Zeitalter der Revolutionen durchflattern, in blinder Begierde nachzujagen. Uns ziemt, zusammenzustehen in Mannszucht und Selbstbeschränkung, und den Hort unserer Einheit, das deutsche Königthum, treu bewahrt den Söhnen zu übergeben, welche — sorgenfreier vielleicht, nicht glücklicher als ihre hart ringenden Väter — den deutschen Staat dereinst ausschmücken werden. Für Deutschlands Einheit kämpfen heißt die Freiheit des Gedankens vertheidigen wider römische Herrschsucht; die deutsche Einheit vollenden heißt ein jugendliches und sittliches Volk, das noch kaum im zweiten Viertel seiner wundervollen Geschichte steht, sich selber zurückgeben. Erfüllen wir diese Pflicht, so bleibt den Ideen parlamentarischer Freiheit auf deutscher Erde eine stolze Zukunft gesichert.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



WIDENER LIBRARY
Harvard College, Cambridge, MA 02138: (617) 495-2413

If the item is recalled, the borrower will be notified of the need for an earlier return. (Non-receipt of overdue notices does not exempt the borrower from overdue fines.)

	WIDENER JUN 13 2006 SEP 11 2006 CANCELLED BOOK DUE

Thank you for helping us to preserve our collection!

